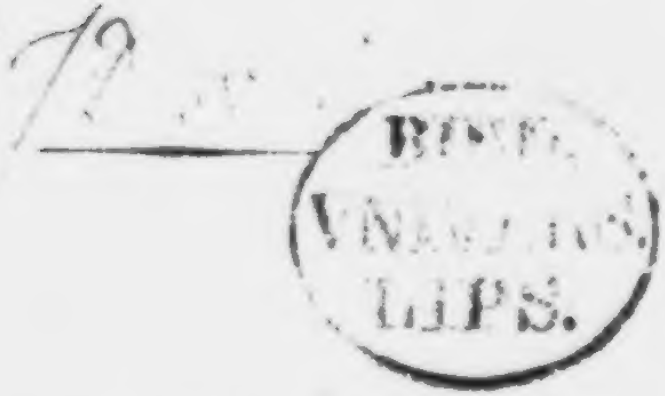
Karl von Stralenberg

ein

Schauſpiel in fünf Aufzügen

von

D. B — n



Quid habet? quae quidem in homine dicuntur bona? Parentes; patriam incolumem, amicos, genus, cognatos et divitias.

Terent.

Leipzig,

bei Johann Ambroſius Barth. 1793.

Der

Madame

C. L. Klunker

geb. B — n.

in Bollensdorf

gewidmet.

Nicht minder,

meinen

verehrungswürdigen Freunden

dem

Herrn Aktuarius

K . . ß in G . . .

dem

Herrn

L . . . g aus B — g.

und

Herrn

L. W . . . r aus W — n.

zugeeignet.

Meine Beſten!

Die Liebe und Freundſchaft, die Ihr mir jederzeit erwieſen habt, fordern mich auf, Euren Namen dieſem Büchelchen vorzuſetzen. Ich hoffe von Euch, daß Ihr euren Freund ſo beurtheilen werdet, wie es Euer edles Herz zuläßt. Uebrigens wird mir es allemal angenehm ſeyn, wenn ich ſehe, daß die edlen Empfindungen, die Karls und Nataliens Herz begeiſterten, auch in Euren Seelen ſchlagen. Jede

Thräne, die dann zur Ehre der Menſch-
heit fließt, erheitert dann in Zukunft jede
kleine Stunde

Eures

J. E. D. B.

Perſonen.

Graf von Trenſe, ein alter verabſchiedeter Oberſter.

Karl von Stralenberg, ein Findling des Grafen Trenſe.

Wilhelm, des alten Grafen Sohn.

Natalie, Geliebte Karls, ein Findling des Grafen Trenſe.

Baron von Freuderich,
Graf von Schwarz,
Baron von Willig,
} Freunde Karls.

Emilie, Schweſter des Lords Manjello und Geliebte des Grafen von Schwarz.

Major Reuß, Freund Wilhelms, Grafen von Trenſe.

Eduard von Stralenberg, unter dem Namen Werting, ein alter Seekapitän.

Lord Manjello, Buſenfreund des Grafen Schwarz.

Der alte Lord, ſein Vater.

Ein Arzt.

Ein Briefträger.

Bediente.

„Die Liebe iſt der Liebe Preis. Sie iſt
„Der unſchätzbare Diamant, den ich
„Verſchenken, oder ewig ungenoſſen
„Verſcharren muß — dem großen Kaufmann gleich,
„Der, ungerührt von des Rualto Gold
„Und Königen zum Schimpfe, ſeine Perle
„Dem reichen Mann wiedergab, zu ſtolz
„Sie unter ihrem Werthe loszuſchlagen —!“

Ebeli im Don Carlos.

Erſter Akt.

Erſter Auftritt.

(Zimmer bei Graf Trenſe. Er hat einen Brief in der Hand, und weint.)

Wilhelm von Freunderich.

Trenſe. Kein Wort mehr — der ungerechte Bube!

Freunderich. Haben Sie denn Beweiſe daß er Sie hintergangen hat?

Trenſe. Sind Sie unſinnig? Iſt das nicht Beweis genug, wenn ſein eigener Freund an mich ſchreibt, daß er alle ſein Vermögen durchgebracht hat? — Kein Wort mehr von ihm, oder Sie verlieren meine Gnade.

Freunderich. (Raſch auffahrend.) Und ſollt ich Ihre Gnade verſcherzen. — Karl iſt ein edler junger Mann — und alles was dieſer Brief ſagt, iſt Verleumdung, teufliſche Betrügerey.

Trenſe. Ich kann mich nicht überzeugen — hier ſteht es, und dem muß ich glauben! — Der mein Brodt aß, und meinen Wein trank, wird mich nicht unwillig ins Grab ſtürzen — ja, mein eigener Sohn lügt nicht.

Freuderich. So feſt halten Sie die Tugend Ihres Sohnes? — Armer Vater! Was man Tugend nennt, muß man auf die Goldwage der Gerechtigkeit legen — und dann läßt ſich ſo eine Seele beurtheilen?

Trenſe. Wollen Sie meinen Sohn, mein Kind aus meinen Armen ſchmeicheln?

Freudrich. Wenn er es verdient, ja! Graf, Sie müſſen ſich ſchlecht auf die Herzen der Menſchen verſtehen! — Wenn Sie jede gut ſcheinende Handlung für gut anſehen, und dann dadurch den Begierden Ihres Sohnes ſchmeicheln — ſo ſind Sie ein Rabenvater!

Trenſe. Soll ich denn gegen meine Kinder ein Tyrann ſeyn? — Soll ich wüten und toben — oder ſoll ich aufhören, Vater zu heißen? — Soll jedes Gefühl aus meinem Herzen verbannen? — Iſt das Ihre Moral, junger Mann? — Wenn das Ihre Grundſätze ſind, ſo bin ich in Gefahr des

Teufels zu werden. Und ich ſtehe im Begriffe Ihnen den Weg zu zeigen, um nimmer wieder vor meine Augen zu kommen.

Freuderich. Sie ſind ein vortreflicher Mann — gut, ich will Ihnen gehorchen, ich gehe, um Ihnen nie wieder vor die Augen zu kommen. (Er will gehen.)

Trenſe. Halt, Baron — noch iſts nicht Zeit! — Sie waren der Freund meines Karls —

Freuderich. Und werde es immer bleiben.

Trenſe. Ich ehre und liebe Sie, junger Mann — aber Sie kennen die Welt noch zu wenig — wirklich zu wenig.

Freuderich. Aber das Herz eines Karls kenn' ich.

Trenſe. Zu wenig, lieber Baron, viel zu wenig!

Freuderich. Und das ſagen Sie mir? Mir? Und gleichwohl bin ich mit ihm aufgewachſen, habe ſeinen vertrauteſten Umgang genoſſen?

Trenſe. Aber die Briefe, lieber Baron, die Briefe!

Freuderich. Sind Verläumdungen, teufliſche Verläumdungen. — Mann, ich beſchwöre Sie bei dem Allerhöchſten! Haben Sie noch nie einen Seitenblick in das Herz Ihres Sohnes gethan? — Ich weiß, wie er handelt, wie ſeicht ſeine Grundſätze ſind, — auch weiß ich, daß er Ihre Natalie liebt, und Sie ihrem armen Karl zu entreißen ſucht. — Freilich hat der Sohn mehr Recht auf das Herz ſeines Vaters — als der Findling.

Trenſe. Nein, nein, mein Sohn lügt nicht! — Doch, ich will mich beſinnen, will noch die Briefe vom Major Reus abwarten — und ſchreibt mir der eben dieſe Nachricht, ſo ſchwör'ichs Ihnen, über meine Schwelle darf der Bube nicht wieder.

Freuderich. Ich dächte Sie ſetzten ſich gleich hin, und ſchrieben, daß er nimmermehr wieder über Ihre Schwelle käme — er hat es ja verdient. — Setzen Sie ſich gleich hin! —

Trenſe. Nein, ich will nicht zu voreilig ſeyn! — Aber Karl, Karl ſey nicht undankbar gegen deinen Wohlthäter, der dir immer Vater war!

Freuderich. Und ich dächte überdieß, lieber Graf, Sie könnten bei dem edlen Herzen

Ihres Karls unmöglich zweifeln — daß er ganz Karl ſey.

Trenſe. O! es giebt viel Verführer in der Welt, die auch das Herz meines Karls abwendig machen konnten. Und wie leicht konnte Karl ſeines Wohlthäters vergeſſen!

Freuderich. Jeder anderer. Nur Karl nicht. — Auch werde ich nie zweifeln, jedes Mistrauen aus meiner Seele zu verſcheuchen. Gott gab mir einen Freund, der mich ſanft durch dies Leben leiten und Unglück und Glück mit mir theilen ſoll. — Ich weiß, wem ich dieſe Liebe ſchenkte. — Der Freund zweifelt nicht, und der Vater will ſeine Hand zurückziehen? — Nein, nein, Graf, laſſen Sie ſich nicht durch ſchlechte Menſchen abwendig machen.

Trenſe. (Auffahrend.) Mein Sohn ein ſchlechter Menſch? — Baron, Sie reden mit ſeinem Vater!

Freuderich. (Lächelnd.) Der arme Vater!

Trenſe. Sie wollen ſpotten! — Junger Mann, ſpielen Sie mit dem Ernſte eines Vaters nicht. Soll mir nicht jede Minute theuer ſeyn, die ich um das Wohl meiner Kinder

verdiene? Soll ich nicht arbeiten, vielmehr die Seele meines eigenen Kindes zu bilden, als den Geiſt meines Findlings?

Freuderich. Meinen Sie das im Ernſte?

Trenſe. Nun doch im Spaße nicht?

Freuderich. Nun ſo verzeihen Sie, Graf, — Sie denken ſehr falſch! — Wenn Sie Silber dem Golde vorziehen, ſo verſtehen Sie ſich ſchlecht aufs Metall! — Nein, ich will ohne Scheu vor Ihnen reden, — Ihr Wilhelm iſt ein elender, nichtswürdiger Bube, der nur zu verleumden ſucht, deſſen ganzer Gedanke nur der iſt, Zwietracht unter gute Menſchen auszuſtreuen! — Ich weiß ſeine Neigung und werde ſie Ihnen offenbaren, wenn meine Stunde da iſt. Dann, guter Graf, will ich ſehen, wer ſich von uns beiden geirrt hat! — Ich bin unpartheiiſch — und wenn ich nur den kleinſten Zug eines menſchlichen Herzens durchſpähet habe, ſo hab' ich die Geſinnungen meines Karls erforſcht — und ich bin ſtolz darauf, daß er mein Freund iſt.

Trenſe. Baron, ich habe Ihnen ruhig zugehört — und bewundert, daß Sie meinen Karl ſo warm lieben! Daß Sie aber meinen

Wil-

Wilhelm ganz herabwürdigen, — kann ich Ihnen nicht vergeben.

Freuderich. Bedenken Sie ſelbſt, Graf, — als Wilhelm noch unter Ihrer Aufſicht, — unter Ihrer, — ſtand, war er nicht der ausgelaſſenſte Knabe, den man ſich nur denken konnte? Konnten ſie ſeine wilden, aufbrauſenden Begierden dämpfen und den ruhigen, ſanften Schwung der Seele Ihres Karls in die ſeinige pflanzen? O, ich weiß noch wohl, daß Karl der edelmüthige Sohn war und durch ſeine ſanften, edlen Geſinnungen den wilden, aufbrauſenden und unbiegſamen Karakter verdrängen mußte.

Trenſe. Es iſt wahr, Baron, ich habe das nicht ſo bedacht!

Freuderich. Und die edle That des vortreflichen Karls, daß er Ihre Natalie aus dem Feuer mit Gefahr ſeines Lebens rettete, iſt das nicht genug, um die Seele eines Wilhelms aufzuwiegen?

Trenſe. Wirklich!

Freuderich. O! wie ſegne ich jene Stunden, da der vortrefliche Karl an Ihrem Bette betete, daß Gott Ihrer Seele gnädig wäre, — glauben Sie, Graf, das Gebet die-

ſes Heiligen errettete Sie vom Tode! — Wilhelm hat in Ihrer Krankheit nie Ihre Hand gedrückt.

Trenſe. Daß ich auch nur einen Augenblick zweifeln konnte! —

Freuderich. Jener war Ihr Findling, und dieſer Ihr Sohn — und ich dächte immer, der Sohn ſtände unter jenem.

Trenſe. Ich fühl's, ich fühl's, weit unter jenem!

Freuderich. Und noch können Sie zweifeln?

Trenſe. Baron — ich bin überzeugt! Mein Karl iſt meiner würdig.

Freuderich. Ich würde Sie aus dem Reiche der Menſchen zählen; wenn Sie dies Gefühl verläugneten! Allein ſo wenig ſonſt Ihre Meinung und Herz für Wilhelm galten, ſo groß ſcheinen Sie jezt ſeinen Karakter zu empfinden. Kann die Zeit ſich ändern, in der große Gefühle ſchlagen? —

Trenſe. O! Sie irren, Baron! Als ich meinem Karl im Walde fand, glaubt ich nicht, daß in ſeiner Bruſt ein ſanftes, edelmüthiges Herz ſchlage —

Freuderich. Auch ſein Vater war dafür nicht Bürge?

Treuſe. Sie vergeſſen, Baron, daß ich nie ſeinen Vater gekannt noch geſehen habe, — Ich fand ihn verlaſſen im Walde und erzog ihn als meinen eigenen Sohn. Ich geſtehe es, oft bemerkte ich, daß mein Herz immer meinen Wilhelm vermißte, wenn ich dieſen zu ſehr liebte, allein es kamen auch Stunden, die mich jenen vergeſſen machten.

Freuderich. Und doch können Sie einen Engel verkennen?

Treuſe. Das nicht, Baron, — Herzen können ſich ändern. Und wär' dies der Fall bei meinem Karl, ſo wollt ich jede dieſer Thränen verfluchen, die ich einſt um ihn weinte! — Gott würde mich hart züchtigen, wenn ich bei dem den Vater vergeſſen wollte, der dieſen Namen bedarf, — allein dieſer Wucher mit meinem Herzen wird blutig in dem Buche der Gerechtigkeit gezeichnet ſeyn, und wehe dem, der mich misbraucht!

Freuderich. Mit dem Herzen eines Mannes läßt ſich nicht ſpielen — und die Thränen eines Vaters wiegen Gold auf!

Trenſe. Gold, ſagen ſie, Baron, — und mein Karl ſpielte mit Gold! Wenn Thränen werth ſind der Stunden, die ich auf ſeine Seele ſetzte und die mein Labſal waren, wie ſehr muß er mich haſſen, wenn er ſie nicht achtet? Und wie grauſam würde jenes Leben für mich ſeyn, wenn mich kein Karl mehr liebte, würde mir nicht mein eignes Kind die Seligkeit verpeſten?

Freuderich. Armer Vater!

Trenſe. Wenn mit uns Kinder ſpielen, und aus jeder zornigen Miene eine Perle winden, was wird dann eine Thräne verdienen?

Freuderich. Nichts!

Trenſe. O! Sie kalter Philoſoph, Sie ſtritten um das Herz ihres Freundes, — und wiſſen nicht, was der Vater leidet, wenn Kinder ungehorſam ſind.

Freuderich. Wenn ſie ungehorſam ſind! — Iſt es Ihr Karl?

Trenſe. Wenn er es aber wäre?

Freuderich. So hab' ich auch einen Freund verloren, und dies Herz iſt leer. —

Dann werden mir jene Thränen theuer seyn, die ich um einen verlornen Freund weine!

(Bediente bringt einen Brief.)

Trenſe. Was iſt das? — Vom Major Reuß. — Nun wird ſich alles aufhellen.

Freuderich. Gott! —

Trenſe. (Durchfliegt den Brief. Gebrochen.) Einen Sohn — verloren — Ihr Karl — iſt — ein — Mörder! (Er läßt den Brief fallen und ſinkt ohnmächtig nieder.) Donner der Erde! —

Freuderich. Teufliſcher Trug! — Das kann Karl nicht. —

Trenſe. (Erholt ſich.) Verführer! — Hinweg! —

Freuderich. Ihr Freuderich, Karls Freund, iſt hier, — nicht ſein Verführer, lieber Graf!

Trenſe. Fort, ewig aus meinen Augen! — Karl todt — verloren! — Wenn mich einſt das Weltgericht auffordert — und blutige Ströme aus meinen Adern quillen, — nein, dieſe Angſt weichet dieſem Schmerz! — Meinen Sohn verloren, meinen Liebling, mein Alles! — Fort! Fordre, Gott, nur

dieſes Opfer nicht, — nur dies nicht! — Hinweg, fort aus meinen Augen! —

Freuderich. Nein, in dieſer ſchrecklichen Wallung laß ich Sie nicht, — ich bleibe, und wenn Sie mich tödten wollten.

Treuſe. Fort, Ungeheuer! — Verführer meines Karls! — Weg, weg!

(Er ſtößt den Baron fort.)

Zweiter Auftritt.

(Karls Zimmer. Karl liegt krank auf einem Bette, halb angekleidet, um ihn der Arzt, Baron Willig und Graf Schwarz.

Karl. (Weinend, ſein Geſicht ins Küſſen verbergend.) Alle meine Hoffnungen vernichtet! O Gott, das iſt ſchwer! Wie ſie mich zum letztenmale ſahe, mit dem Kuſſe der Liebe alle meine Begierden aufſchwelgte, alle meine Leidenſchaften in einander trieb! — Ach! da ſah ich, da fühlt' ich, wie warme Sympathie unſere Naturen durch einander wirft, wie der göttliche Drang durch unſere Weſen bebt! — Mädchen, Mädchen, dich mein zu nennen! — Doch der blaße Würger trennt mich von dir. — Hingeſchieden alle meine Freuden, gemordet die ewige Wonne der Liebe.

Liebe! (Zum Arzt.) Nicht wahr, Bote des Todes, mein Grab iſt ſchon beſtellt?

Der Arzt. Herr Graf, laſſen Sie ſich vom Schmerz nicht übertäuben, — Sie ſind nicht gefährlich krank. (Der Arzt entfernt ſich.)

Willig. Ruhe bedarfſt du, lieber Karl, und deine Krankheit iſt ewig von dir geſchieden.

Karl. O ihr elenden Tröſter, — wer euch glauben dürfte! Hätt' ich auch Kräfte für mich, lebte ich in die Ewigkeit über, würden meine Minuten Jahre, — was wär' es denn, wenn Liebe nicht mein Labſal ſeyn kann? — Natalie iſt für mich verloren, — hin, auf ewig hin! —

Schwarz. Natalie iſt dein, Karl, — oder die Freundſchaft iſt die Grille eines Dummkopfs. — Was ich mit meiner gräflichen Ehre verſiegle, kann kein elender Knabe erbrechen. —

Karl. Vater und Sohn treten wider mich auf, — was will der arme Findling ſprechen?

Schwarz. Viel, wenn er ſeine Rechte aufbietet.

Karl. Was hab' ich für Rechte?

Schwarz. Die Rechte der Natur. — Und der Graf liebt dich, — liebt dich mehr, als seinen eigenen Sohn.

Karl. O nein, nein, scharrt meine Träume, meine goldenen Träume nicht wieder auf, — sie sind von wilder Fantasie erzeugt.

Willig. O sie erquicken uns, wenn wir dies Labsal aufsuchen.

Karl. Labsal? — Hölle, willst du sagen.

Schwarz. Beim unendlichen Gott, Karl, du denkst falsch. Vater und Sohn werden nicht so mit der Natur zerfallen seyn, daß sie alle deine Rechte zu schmälern dächten. Wenn alle Hoffnungen dahin, alle Freuden ausgestorben sind, so bin ich da, und dann hebt Vater und Sohn den Streit mit mir an. — Ich dächte, meine Freundschaft müßte dich ermuntern.

Willig. Und wenn alles dies nicht wäre, so bedenke doch, lieber Karl, — wer du einst deinem Wohlthäter, deinem zweiten Vater warest. — Ist dieß Beweis, daß er dich vergessen habe, weil du seit einem halben

Jahre keine Nachricht von ihm haſt? — Verzweifle nicht, Freund, noch viele Freuden harren deiner!

Karl. (Im größten Ausbruche des Schmerzens.) Keine — keine, ich fühl's!

Willig. Hadre mit der Vorſicht nicht!

Karl. Ich will nicht murren — aber ich fühl's, wie ſchwer es iſt, ſich von den Freuden der Erde zu trennen. — Natalie, — o mein Alles hat mich verlaſſen! — Ihr ſeyd meine Freunde, thut mir den letzten Liebesdienſt an, und verlaßt mich. Vielleicht hab' ich eine heitere Sterbeſtunde.

Schwarz. Dieſe Stunde haſt du noch nicht errungen, Karl!

Karl. Soll ich ewig mit Liebe und Pflicht ſtreiten? — Ach der Kampf, der eiſern an meines Lebens Frühling nagt, wird blutige Thränen aus meinen Augen preſſen! Ich habe geweint, und werde weinen — werde dem ewigen Würger mit thränenden Augen aufgetiſcht!

Willig. Dein Vater würde an deinem Sarge die grauen Haare ausraufen. — Du biſt noch nicht reif zum Grabe, guter Karl.

Karl. Jedes Blümchen, das ich einſt ſah, erinnerte mich an ſie — jedes Lüftchen, das ſie mir zuwehete, war mir heiliger, als alle meine Seeligkeiten, die ich in tauſend Jahren verpraſſen könnte! — Armer Sterblicher, wenn du Vater, Mutter und Braut verloren haſt, biſt du nichts mehr, und es iſt Zeit, daß du dein Teſtament aufſetzeſt! Auch ich will euch das meinige mittheilen!

Willig. Schwarz. Karl! O! Gott!

Karl. Weint nicht, ich fühl's, ich kann keine Stunde mehr leben! Sie hat mich verlaſſen, wie kann ich ohne ſie ausdauern. Das Leben iſt eine Hölle für mich. — Paradies, wenn ſie an meiner Seite wandelt. — Hier Willig nimm dieſen goldnen Medaillon — vermuthlich iſt es mein Vater — man fand ihn in meinen Windeln, als ich im Walde einſam und verlaſſen winſelte. Er iſt mir immer heilig geweſen. — Dieſe Buchſtaben F.G.deA. ſind vermuthlich der Name meines Vaters. — Nimm hin, guter Freund, und gedenke bisweilen an deinen unglücklichen Karl.

Willig. Nein, Karl, ich kann nicht — dieſes Heiligthum werd' ich dir nicht entreiſſen! —

Karl. Ich kann dir nichts Beſſeres geben, denn ich bin arm.

Willig. (Schluchzend.) Du haſt mir genug gegeben. — Deine Liebe!

Karl. So gedenke dieſer Liebe in deiner letzten Sterbeſtunde.

Willig. (Wie oben.) Ich will — gedenken!

Karl. Und du, lieber Schwarz, nimm dieſe kleine Bibliothek von meiner Hand — ſie war mein ganzer Reichthum. Es ſind noch einige Muſikalien von ihr ſelbſt geſchrieben mit darunter, dieſe lege mir mit in meinen Sarg — auch dieſe rothſeidne Schleife, die ſie mir an meinem Geburtstage um meinen Arm wand! — Gieb her, daß ich ſie zum letztenmahle küße. — Und dieſe Brieftaſche iſt ein Vermächtniß für meinen Freuderich. — Es ſind einige Aufſätze von ihr mit darinnen, franzöſiſche und italieniſche Skizzen, die lege mir mit in den Sarg. Da! Nun noch einen Kuß, und dann laßt mich verſcheiden! Meine Stunde hat ausgeſchlagen. — Die Ewigkeit erwartet mich. (Er küßt ſie heftig. Sie weinen laut.) O! Ihr müßt nicht weinen, wenn ein Freund ſtirbt — wenn der Tod an meine

morſche Hülle pocht, ſo bin ich glücklich, denn alle meine Sorgen und Leiden werden mit mir begraben.

Willig. Schwarz. Wir haben einen Freund verloren!

Karl. Weint nicht. Bald ſehen wir uns wieder. Kommt näher. (Er legt Willigs Hand in Schwarzens Rechte.) Seyd immer eins, und gedenket meiner in eurem Bunde — laßt bisweilen, wenn ich ſchon lange verweſt bin, auf meinem Grabe eine freundſchaftliche Thräne fallen. — Gedenket derjenigen Stunden, wo wir uns den Eid der Freundſchaft ſchworen, und den Kuß der ewigen Liebe auf unſere Lippen preßten — gedenket meiner. — Meine Seele wird ſchwach — könntet ihr mir den Arzt ſenden, der mich heilen kann, ich würde länger leben — ſo aber iſt der Tod mein glücklichſtes Loos. — Schwarz, laß jene Gardine fallen .... So ... lösche das Licht aus. .. Nun will ich heim fahren ... (Er legt ſich auf die andere Seite.) ... Noch eins, wenn ihr das Glück haben ſolltet, mit ihr noch einmal zu reden, ſo ſagt ihr, daß ich ſie noch im Tode geliebt, und daß mich meine Liebe ihre Untreue vergeſſen gemacht habe.

Willig u. Schwarz. Leb wohl, theurer Karl. (Sie weinen laut.)

Karl. Weinet nicht — bald wird es vorüber seyn! — (Man hört pochen.) Seht doch nach, es pocht.

Dritter Auftritt.

Vorige. Ein Briefträger.

Schwarz. Ein Brief an dich, Karl!

Karl. (Richtet sich empor.) An mich? — Wer ist die edle Seele, die noch meiner denkt? (Er erbricht den Brief.) — Gott! Natalie — von ihr! (er sinkt aufs Bette nieder.) — Ich kann nicht — nein, es ist nicht möglich. —

Schwarz. Soll ich dir ihn lesen, lieber Karl?

Willig. Nein, um Gotteswillen nicht. — Der Inhalt —

Karl. Er bringt Leben oder Tod. Zaudre nicht länger, Bruder, lies und laß mich sterben!

Schwarz. Aber er kann Dir schaden —

Karl. Lies, oder ich durchbohre dich. (Er bäumt sich in die Höhe.)

Schwarz. (Lieſt.)

„Mein theurer, ewig geliebter Karl!—

Karl. O! Mädchen, Mädchen, was für ein Ton! — Ich lebe von neuem — fort, weiter!

Willig. Die Freude wird ihn zu Boden drücken. — Lies nicht weiter!

Karl. O! ſo mache doch, laß mich nicht in der fürchterlichen Ungewißheit!

Schwarz. (Lieſt.)

„Wie konnteſt Du glauben, daß ich Dich „vergeſſen hätte? — Hat je ein Mädchen warm geliebt, ſo war es Deine „Natalie — —

Karl. O Gott! Sie liebt mich noch? — Träum' ich, oder wach' ich? — Sie liebt mich? — Schwarz, nicht? Sie ſagte, Sie liebte mich ſo warm?

Schwarz. So warm, wie nur ein Mädchen lieben kann. (Lieſt.)

„Wie könnt' ich Deine Liebe miſſen, da „ich Dir einſt theuer ſchwor, daß ich „als Deine treue Gattin Glück und Unglück mit Dir theilen wollte? Was „mein Mund zuſagte, hat auch mein

„Herz ausgesprochen. Und die Wahr-
„heit, die ich so heilig verehre, lügt
„nicht — Du selber hast mirs ja oft
„in mein junges Herz geschrieben, daß
„die treue Gattin an der Hand ihres
„Mannes glücklich durch das Leben wan-
„deln könne. —

Karl. O! theure, gute Seele! — o Gott, mein ganzes Herz schwimmt in ihren Worten! —

Schwarz. „Jedes Leiden, das über
„uns verhängt ist, werden wir mit ein-
„ander theilen, und die Zufriedenheit
„unserer Tage werden die Engel segnen.
„— Doch das Glück hab' ich noch nicht
„erlangt, mein Geliebter — meiner
„Tugend trachtet man nach. Wilhelm,
„Dein treuer, sonst so warmer Freund, hat
„mich von Deinem Vater erbeten, Dich
„mit den fürchterlichsten Lästerwor-
„ten belegt, und seine Liebe von Deinem
„Herzen losgerissen —

Karl. Ha! — rasen will ich — laßt mich — um Gotteswillen, laßt mich! —
(Er will auf dem Bette. Sie halten ihn fest.)

Willig. So höre zum mindesten den Brief erst aus. —

Schwarz. „Er hat Dich eines Mordes „beschuldiget, den Du an Deinem eige„nen Freunde begangen haben sollst — „und Dein armer aufgebrachter, betroge„ner Vater wütet wider Dich. — Gestern, „als ich mit ihm im Wagen saß, riß er „mich mit den Degen in der Hand her„aus, und wollte mich zum Altar füh„ren — ich entrann in das nächste Ur„seliner-Kloster, wo ich mich noch aufhalte. „— Komm, eile, rette mich, geliebter „Karl, ehe mein Henker kommt! — „Ewig Deine

„Natalie.“

Karl. Im Kloster, Natalie? — Hat das Höllenreich neue Finten ersonnen, mich zu quälen? — Laßt mich, daß ich rasen kann! —

Willig. Du bist krank, lieber Karl.

Karl. Wer sagt das, daß ich krank bin? — Ist die Natur mit mir zerfallen, daß mich jedes Wesen so anblöckt? — Ha, ich kann auch würgen, wenn ich will! — Würgen, fürchterlich würgen will ich, daß ihm der rothe Saft aus allen Adern sprudeln soll!

Dann

Dann will ich Mörder seyn, Bube, dann, dann! — (Er springt aus dem Bette.) Das Weltgericht kann diese Linien nicht überschreiten, ich fange die bejahrte Wette mit Gott an! Wenn ich weinen soll, will ich lachen, und über das ganze Urwesen den Zeter ausbrüllen! — (Sie wollen ihn halten, er reißt sich los. Mit dem Kerfe wider die Wand.) Wenn die Wellen der Sünden über uns hereinschlagen, wenn todte Liebe wieder aufwacht, und uns an dieß vergangene Leben mahnt, o dann ist es schwer, den rasenden Geist aus seiner Schöpfung zu bannen! — Hab' ich vollendet das gräßliche Gemählde des Sterbens, und den Fürsten der Erde zum Beispiel aufgestellt, mich losgerissen aus dem wirbelnden Punkte des Seyns und Vergehens, die Minuten des letzten röchelnden Odens in die Ewigkeit über zu zollen, so bin ich nichts, ein elendes Gewebe um meine Sterblichkeit, eine Verwirrung meiner schaukelnden Sinne! — Da, wo der gränzenlose Ozean der Unendlichkeit seine Wogen schlägt, wo Anfang und Ende die Leidenschaften des unendlichen Geistes abgewinnen, um eine Sekunde Ewigkeit in die Tropfen des Weltgerichts zu mischen, da will ich heimkehren, und meine Thränen weinen. — Die

Thränen reiner ſchuldloſen Liebe. — — Hab' ich geleert den Kelch des Todes, ſoll ich die Schale des Bewußtſeyns ausgießen? Nein, ich will ausharren mit Vernunft — und mit Raſerei und Menſchenblut die Seligkeit erloſen! —

Willig. Karl — Karl — Deine Natalie wimmert. Was ſollen dieſe leeren Worte! Beginne und voliende.

Schwarz. Eile und komm! Wir wollen mit Dir! —

Karl. (In Gedanken.) Mit mir? — Habt ihr überlegt — wer ich bin? — Als man mich im Walde fand — und meine Natalie in einem Garten winſelte — verband damals die Vorſicht unſere Seelen, ſo weich geſchaffen, die Liebe auszudenken. Wir wurden beide in einer Woche gefunden, von einem Manne gefunden, und dieſer Mann nannte uns ſeine Kinder, verband unſere Seelen ſo früh mit einander, und lehrte uns lieben! — Ja, ja, es ſoll ſeyn; Vater und Mutter hatten uns verworfen, und die Liebe uns vereinbart. — Kommt mit mir — ins Kloſter! — Schwarz du bleibſt, Willig geht mit mir!

Schwarz. Gut. Ich will bleiben! —

Karl. Solltest Du Briefe empfangen, schicke sie mir eilig — sie bringen mir Trost. Briefe von meinem Vater erbrich, und, wenn Du den Inhalt fürchterlich findest, verbrenne sie. Ich will nicht noch mehr Noth auf meinen Nacken wälzen. — (Entnervt.) Aber ich soll sehen, wie das wund geweinte Auge die Perlen der Liebe fallen läßt — werd' ich diesen Anblick ertragen? — Auf die errungenen Todesgefahren, die mir bereitet sind, die brennenden Tropfen unglücklicher Leidenschaften zu wälzen? — — Nein, das werd' ich nicht ertragen. — Doch, Willig, hilf mir tragen, die Zeit ändert viel. Und das Herz behält seine Rechte! — (Er will fort.)

Willig. Karl, Du vergißt dich anzukleiden.

Karl. Es ist wahr! So komm ins Kabinet! — Leb wohl, Schwarz, bald sehen wir uns wieder. (Sie küssen sich alle drey.)

Schwarz. Vergiß nicht, Karl, daß Deine Kräfte schwach sind — ein gelinder Uebergang vom Schmerze zur übermäßigen Freude kann uns von der Welt trennen! Leb wohl.

Karl. (Weinend.) O! dieſes Herz hat ſchon zu viel gelitten, als daß es nicht noch den lezten Stoß ertragen ſollte! — (Willig und Karl ab.)

Vierter Auftritt.

Schwarz allein. (Sehr nachdenkend.)

Guter Junge, man ſpielt ſehr mit dir! — Wenn jene übertriebene Liebe tolle Liebkoſungen, Nichts geweſen wären, und ſich jezt in Fluch, in Vaterfluch verwandelten; wenn alle die Thränen, die eine Engelwelt aufküßen würde, ſich zum ewigen Schmerz umformten! — Doch weg, mit dieſem ſchrecklichen Gedanken! — Ich will das nicht ausdenken, was die Natur und Gott mit einander auf die Tafel Verhängniß ſchrieben! — — — Wenn uns das erſchreckt, was unſere Fantaſien ausbrüten, für was ſollen wir unſern Geiſt halten, wenn dieſe Furcht ein wirkliches Weſen wäre? — Sie würde uns entweder kühn oder ſchwach machen. Wenn ein Karl ſchon am Wege ſteht, mit Gott zu rechten, und ſeine Sündenſchuld von der Tafel der Unendlichkeit vor den Augen des Erlöſers vertilgen will, und in eben der Minute, da

er an dieſem Abgrunde ſchaudert, von der Stimme der Liebe noch einmal in dieß Leben geleitet wird, wie werden ihm dann ſeine Stunden erſcheinen? — Ich erſtaune über dieſen gräßlichen Anblick — und mein Mark erſtarrt! — O ich will nicht auf jenen Seen, die noch kein menſchlicher Geiſt umſchiffte, rudern — ich würde erlahmen an der erbärmlichen Kraft. Wenn ich auszuharren gedächte, würde ich kühn genug ſcheinen, mich über meine Kräfte aufzulehnen — und der kleinere Geiſt würde meiner lachen. Ich will das Uebel nicht vergrößern, das die Natur ſo grauenvoll zeichnete. — Sterben und Vergehen ſich nur zu denken, iſt mehr als Menſch zu heißen. Und dann, wenn ich bedenke, was Liebe heißt, welche unbändige Leidenſchaft an dieſem Zügel zupft, um den Faden von wirklicher Welt an die Ideen eines menſchlichen Geiſtes zu knüpfen — o dann dann fühl ich, wie ſchwer es iſt, ein Karl zu ſeyn! — (Pauſe.) Dieſe Brieftaſche vermachte er ſeinem Freunderich — Wichtige Papiere — ſagt' er nicht ſo? — doch nein, Skizzen von ihr wären darin! — (Er ſchließt ſie auf.) Das iſt der Brief, den ich ihm von Maynz aus ſchrieb! — Abgebrochene Stellen aus

dem Thomſon — Dein Frühling iſt vorüber, er hat an der Bruſt dieſes feurigen Jünglings ausgeſchwelgt. — Genug! — — Hier iſt ein Brief von ihr — ihr Lebenslauf — von ihr ſelbſt aufgeſezt. — Das iſt doch wunderbar! — Ha, ihr Bild! — Vortreſliches Mädchen, ganz deines Karls würdig, gute, edle Seele Du! (Er ſchließt wieder zu.) Freilich, wenn uns dieſes Band, das mehr als Freundſchaft iſt, an das Leben feſſelt, dann muß jede Stunde, die wir in dieſer Umarmung verträumen, ſüß ſeyn! — Ha! mein Manjello! — Gott, wie wird mir!

Fünfter Auftritt.

Voriger. Lord Manjello.

Manjello. Graf — Eduard, ſeh ich Dich wieder!

Schwarz. Nach langen Monden kann ich Dich wieder an mein ſchlagendes Herz drücken? Sey mir willkommen, Innigverwebter meiner Seele!

Manjello. Wie lebſt Du, was machſt Du? —

Schwarz. Schwere Leiden haben meine Tage verbittert.

Manjello. Leiden? — Ich dachte, ich würde eine heitere Stirne küßen können. — So werden denn auch meine Nachrichten vermuthlich dieſe Runzeln nicht verdrängen können. (Auf ſeine Stirne zeigend.)

Schwarz. Gott, was willſt du damit ſagen?

Manjello. Bruder, mit einem Worte, faße Dich — Dein Vater iſt nicht mehr! — — — Weine nicht, er war ein Greis.

Schwarz. O, mein Gott! — Dieſer Schlag kömmt unerwartet.

Manjello. In meinen Armen ſtarb er — und dieſer Kuß Dein Vermächtniß! — Du biſt nun ganz mein! — (Er küßt ihn.)

Schwarz. Und Deine Schweſter?

Manjello. Meine Emilie iſt ewig Dein! — Morgen wird ſie Dich umarmen.

Schwarz. Guter Gott, einen Vater nimmſt du mir, und eine edle Gattin ſchenkſt du mir wieder! —

Manjello. Sie iſt Deiner werth.

Schwarz. Meiner werth? O das wünſch' ich von Herzen! Es würde eitler Stolz von mir ſeyn, wenn ich das nicht erkennen

wollte! — Das edle, gute Mädchen iſt mir immer getreu geblieben — hat mich ſtets geliebt — und ich ſoll es nicht wieder erwiedern?

Manjello. Du kannſt es, Freund, Du kannſt es. Ich kenne Dein edles, gutes Herz! — Aber ſage mir, wie iſt das alles ſo öde, ſo freudenleer in Deinem Zimmer? (Er zieht die Gardine auf.)

Schwarz. Wärſt Du eine Minute zeitiger erſchienen, Du hätteſt noch meinen armen Freund umarmen können — vielleicht ſeh ich ihn nie wieder.

Manjello. Gewiß Dein Karl?

Schwarz. Der nämliche. Hier auf dieſes Bette hatte ihn eine Krankheit geworfen, die ſeinen Tod nach ſich gezogen hätte, wenn ein gewiſſes Mädchen nicht wäre, die er ſo leidenſchaftlich liebt, Natalie iſt ihr Name.

Manjello. Du erinnerſt mich bei dieſen Namen an meine Schweſter.

Schwarz. Wie ſo?

Manjello. Ich hatte einſt eine Schweſter, die ſo hieß — aus der Wiege wurde ſie meinem Vater entwendet — zu der Zeit, als wir noch in Deutſchland waren.

Schwarz. Das iſt doch wunderbar!

Manjello. Aber ſage mir nur, lieber Bruder — biſt Du ganz ſo bekannt mit dem Herzen dieſes Karls, als es wahre Freundſchaft erfordert? — Zum mindeſten kenn' ich ſein Herz aus Hörenſagen nicht ſo, wie Du.

Schwarz. Möglich, lieber Lord, — Karl hat viel Feinde. Aber wie ſpricht man von ihm?

Manjello. Die gewöhnlichen Zeitungen, lieber Schwarz, die man von unſern jungen Herren aufzeigen kann, die ſich ein Vergnügen daraus machen, ihre Ahnen noch im Grabe zu beſchimpfen.

Schwarz. Und das ſagt man von meinem Karl? — Gott ſey Dank, ich kann noch unter den Großen und Edeln auftreten, die ſich rein dünken, und unter dieſen kann ich mit der Freundſchaft eines Karls prahlen! — Ich bin ſtolz, daß er mein Buſenfreund iſt.

Manjello. Aber ein Findling, von dem man nicht weiß, wer er iſt.

Schwarz. Wüßte man das auch nicht, ſo wäre ſein Herz Zeuge von ſeinem Adel — aber auch ohne daſſelbe müßte man ihn ehren — denn dieſer Medaillon lag in ſeinen Win-

dein, als ihn Graf Trenſe fand. (Er zeigt ihm den Medaillon, der noch auf dem Tiſche liegt.)

Manjello. Dieſer Name, — gehört der Karln?

Schwarz. Nein, ſeinen wahren Namen weiß man nicht — aber dieß iſt gewiß der Name ſeines Vaters. — Den Namen Karl empfing er vom Grafen.

Manjello. Welches glückliche Ohngefehr brachte denn dem Grafen dieſen Findling entgegen?

Schwarz. Der Graf iſt gewohnt, wöchentlich ein paar mal in den großen Wald ſpazieren zu reiten, der an ſeine Felder ſtößt; — ein klägliches Gewinſel ruft ihn an einen Graben, und hier findet er dieſen Knaben.

Manjello. Und Natalie?

Schwarz. Auf die nämliche Art, nur ein paar Wochen ſpäter.

Manjello. Das iſt doch wahrhaftig ſonderbar! Ein paar Kinder in einem Walde zu finden. — Was fand man denn bei der Natalie?

Schwarz. Natalie hatte nichts, als ein Kreuz um den Hals, woran deutlich der Name: „Natalie“ zu leſen war. Doch

waren beiden Windeln, in denen ſie eingenähet waren, ſehr reich beſetzt, ſo daß ſie eine prunkvolle Familie verriethen.

Manjello. Haſt Du dieſe Kinder ſelbſt geſehen, als man ſie fand?

Schwarz. Nein, guter Lord, ich bin nur ſechs Jahr älter als Karl, und war damals bei meinem Oheim in Maynz.

Manjello. Wirſt Du bald zum Grafen Trenſe reiſen?

Schwarz. So bald Du willſt.

Manjello. Ich habe wichtige Familienangelegenheiten mit dieſem Manne abzuthun, und ſo wär' mirs lieber, wenn ich morgen ſchon bei ihm ſeyn könnte.

Schwarz. Es ſteht ganz bei Dir. Zwar hab' ich Geſchäfte für Karln hier zu beſorgen — ſie können aber aufgeſchoben werden, da ſie nicht wichtig ſind. —

Manjello. Und doch geh' ich ungern zu dem Manne. — Er ſoll einen wilden unbiegſamen Sohn haben.

Schwarz. Man hat Dich nicht falſch berichtet — einen Karakter ſo wie ihn Wilhelm hat, kann ich Dir nicht zeichnen, — ich

würde den Pinsel wegwerfen müssen. — Er sucht überdieß alles auf, um die Liebe Karls mit der Natalie zu stöhren, — und wie sie selbst schrieb, soll er alle seine Künste aufbieten, ihre Tugend wankend zu machen.

Manjello. (Rasch.) Wessen Tugend? —

Schwarz. Nataliens.

Manjello. Dieser Bube? — — Komm Freund, weile nicht länger. Ich fühle so etwas in meinem Innern, das heftig brennt und meine Adern aufwallt, diesen Engel zu befreien. — Ich kenne sie nicht, aber es reißt mich bei den Haaren zu ihr!

Schwarz. Lord, bist Du närrisch? Karl ist schon bei ihr, — zum wenigsten unter Wegens.

Manjello. So wahr ich ein Engländer bin, ich lasse mich nicht halten, fort mit mir! Komm, wenn Du mir folgen willst.

Schwarz. Aber Deine Schwester?

Manjello. Ich hinterlasse ein paar Zeilen — und sie kann uns morgen folgen. Fort mit uns, — mein ganzes Gefühl empört sich, — keine Stunde länger!

Schwarz. Ungeduldiger Engländer!

(Manjello reißt ihn mit sich fort. Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Erſter Auftritt.

(Wilhelm Trenſens Zimmer. Alles in der größten Unordnung. Wilhelm ſtürzt mit niederhängenden Haaren herein, und wirft ſich in einen Seſſel.)

Wilhelm. Verfluchtes, ewig verfluchtes Schickſal! Wirſt du niemals aufhören, mich zu verfolgen? — Ha! dieſe fürchterliche Stunde, wo ich alles daran gewagt habe, was ich nur aufbieten konnte — und was half es mir! Schmach und Elend der grauſame Reſt meiner verlornen Hoffnungen. — O fürchterlich, fürchterlich! — Wenn dieſer gräßliche Sturm in meinem Geiſte wüthet, wenn dreifaches Weh' mein Innerſtes durchraſet, wo ſoll ich dann Troſt hernehmen, wenn ich auch das nicht mehr ſeyn kann, was ich jezt bin? — Und der Major kommt auch nicht? — Auch er hat mich verlaſſen? — Geld, Geld muß ich haben, das Kloſter zu beſtechen, und dann muß ſie mein ſeyn, wenn ſie die Hölle tauſendfach umzingelte! — Ich weiß

aber nicht, alles Gefühl meiner ſchurkiſchen Größe arbeitet wider mein adeliches Blut, und von ihr weiß ich nicht, wer ſie iſt? — Sie ward gefunden, und hatte keine Aeltern. — Wer bin ich denn? — Zum mindeſten erhebt mich mein Stolz, der ſich auf meine Wappen lehnt. — Hier fragt man nicht nach dem Adel der Seele, — der Geiſt weicht hinter die Schranken des aufgewiegelten Körpers zurück. Und dann, wenn ſich Gefühl in Gefühl überbeugt, und der nagende Tod an dieſe Zinſen mahnt, dann iſt doch wohl Liebe und Leidenſchaft ein feſtes Band, und die Wolluſt ſeliger Umarmungen eine goldene Feſſel? — (Er beſieht ſich in einem Spiegel.) Wie ich mich anſtaune, wenn ich meine Frazenfigur beäugele! — Warum gab mir die Natur einen ſo verhaßten Anſtrich? — Verfluchter Vater, der du mich in die Welt ſezteſt! — Doch nein, ich will dem armen alten Mann nicht fluchen, — er war nicht Gott, der mich bildete! — Aber ich bin doch unglücklich, — ewig verhunzt an Leib und Seele! — Und dieſer Spiegel zeigt mich in einer ſo gräßlichen Geſtalt! — Mahle mich würdiger, oder ich will alle deines Gleichen in Stücken ſchlagen! — So iſt die Welt, — eben das gräßlichſte Blendwerk,

worinn meine Sinne ſich zanken. — Da haſt du für deine Lügen! — (Er zerſchmeißt den Spiegel.) Es iſt nicht wahr, was du mir zeigteſt! — Aber Geld, Geld muß ich haben! — Mein Vater giebt mir nicht genug, — er hat mir auch nur geſtern dreihundert Louisd'or gegeben; — das reicht nicht, um meine großen Plane in Wirkung zu ſetzen, und meine erhabenen Maſchinen anzufeuern! — Halt, was ſehe ich! — Hier iſt ja die Schatulle meines Vaters, — wart! Dieſem Schranke will ich das Eingeweide ausſchütten. Hat mich denn das Schickſal nicht mit ſolchen Werkzeugen verſehen, die mich geſchickt machen, meine Kunſt an dieſer Maſchine, die mir das Gold aufbewahrt, zu probiren? — Gemach, es wird gehen! — (Er zerſprengt den Schrank, und findet ihn leer.) Verfluchter, dreimahl verfluchter Sohn! Alles iſt auf mich gerichtet, was man Elend nennt. — Das wirft mich nieder! — (Er wirft ſich in den Seſſel.) Was ſoll ich beginnen? Morden und ſtehlen? — Das iſt zuviel, und eine halsbrechende Arbeit! — — Doch endlich kömmt mein Mann!

Zweiter Auftritt.

Major. (Stürzt keuchend und zerſtreut ins Zimmer. Er wirft eine Piſtole von ſich.) Ha, der Teufel muß meine Hand führen — Da! — das verfluchte, vermaledeiete Werkzeug! Ich möchte unſinnig werden! —

Wilhelm. Was iſt dir denn, Reuß?

Major. Kannſt du noch fragen? — Morden wollte ich, und verfehlte ihn! —

Wilhelm. Wen denn? —

Major. Karln und Sie! —

Wilhelm. Um des Himmels Willen, wo haſt du ſie denn getroffen? —

Major. Mit Deinem verfluchten Fragen — am Kloſter! Wo denn anders?

Wilhelm. Nun, nun, Brüderchen, nicht ſo hitzig! — Und Du haſt verfehlt? —

Major. Der Donner und das Wetter, verfehlt, verdammt verfehlt! — Wie ich ſo am Bache auf einen Haaſen laure, der mir im Gebüſche vorkam, ſeh' ich von weitem eine Kutſche. Ich ſahe ſogleich, daß Herr Karl und Demoiſelle Natalie den Wagen mit ihrer Gegenwart beehrten; — ich glaubte, das Schickſal hätte ihnen dieſe Karte gemiſcht,

und

und ein kleiner Scharmützel würde hier nicht am unrechten Orte seyn! Ich brenne los, und der Kutscher sinkt vom Wagen herab. — Der wilde aufbrausende Karl sprang sogleich vom Sitze herab, und raste wie ein angeschoss'ner Eber — das Mäuschen Natalie sank in eine Ohnmacht. — Ich möchte mir die Haare ausraufen! —

Wilhelm. Das ist nun freilich ein dummer Querstrich durch unsere Rechnung.

Major. Ich lade noch einmahl, um mein Glück zu versuchen. —

Wilhelm. Und?

Major. Schieße Karln in den rechten Arm. — Ein Bauer der auf meine beiden Schüße herbei sprang, regierte die Pferde, und kehrte wieder nach dem Kloster zu. — Karl war halb todt vor Schreck — Der Bauer mußte auch blind seyn, denn er sahe nicht, daß Natalie Wald ein lief. —

Wilhelm. Was sagst Du, Natalie ist entsprungen?

Major. Nun ja, was ists denn weiter! Laß die Hure laufen, nach der wirst Du dich doch nicht zerreißen wollen? —

Wilhelm. Verfluchter Streich! — Nun weiter. — Du haſt mir auch meinen ganzen Plan verdorben. —

Major. Plan hin, Plan her — jezt kömmts fürchterlich für mich. Als ich zum erſtenmahle geſchoſſen hatte, ſo erkannte mich Karl, und rief: Reuß, Reuß! — Wenn er davon kömmt, ſo iſts um mich und meine Freiheit geſchehen. — Ein ehrlicher Mann ſetzt alles aufs Spiel, und geht nichts, ſo muß man alles aufbieten, um kein Schurke zu heiſſen. Schaffe Geld! — Ohne Geld kann ich nicht fort, denn noch heute muß ich fort.

Wilhelm. Reuß, ich muß geſtehen, ich verliere Dich ungern, denn es war doch manchmahl mit Dir was anzufangen — zwar den Streich, den Du mir heute geſpielt haſt, werd' ich Dir nimmermehr vergeben — aber iſts einmal in deinem Rathe beſchloßen, ſo kann ich Dich doch unmöglich heute von mir laſſen. — Du mußt bleiben, und mir Geld ſchaffen. Es mag auch herkommen, wo es wolle!

Major. Hab' ich nicht alle Quellen ſchon erſchöpft, — was bleibt uns denn übrig? —

Wilhelm. So müssen wir verzweifeln!

Major. Du gibst mir einen vortreflichen Trost — eine Lehre, so geschwinde als es nur möglich ist, des Teufels zu werden! —

Wilhelm. Du bist ein Mensch, der immer alles besser wissen will, als ich — dem alle Weisheit geringe scheint, und in der Stunde der Noth muß ich doch wohl immer auf die Sprünge gerathen, die am vortheilhaftesten für uns sind. —

Major. Du? Nun zum Beispiel? — Vielleicht die paar Briefe, die Du an Deinen Alten schriebest, worinnen Du Karln so schön abmaltest?

Wilhelm. Das nun eben nicht — aber andere Geschichten, die ich nun eben jezt nicht wieder aufrühren mag! —

Major. Weil du keine weißt. Aber wir wollen das bei Seite setzen — gieb mir Deinen Dolch!

Wilhelm. Zu was den?

Major. Hast Du wieder zu fragen? Wenn ich Dir Geld schaffen soll, so mußt Du mir den Dolch geben. — Mache geschwind.

Wilhelm. (Aengstlich.) Zu was aber den Dolch? — Ich habe ihn nicht.

Major. Verfluchte Memme! Du haſt ihn nicht? — Gib mir den Dolch, oder ich laſſe Dich im Stiche.

Wilhelm. So ſage doch zum wenigſten, zu was Du ihn haben willſt? —

Major. (Unwillig und tückiſch.) Nun, weil Du es denn ſo gerne wiſſen willſt — Deinen Vater morden!

Wilhelm. (Befremdend und erſtaunt.) Meinen Vater? Biſt Du raſend?

Major. Scheint Dir das ſo wunderbar?

Wilhelm. Es iſt wahr, in Anſehung Deiner, nicht. — Ich bin doch auch ein Teufel, aber ich glaube Dein Genie überflügelt meine Künſte noch.

Major. Und das befremdet Dich? Ich bewundere Deinen Schafskopf, der noch darüber zweifeln konnte! — Dummer Kerl, wenn ich auch meine Kunſt nicht beſſer verſtehen wollte, als Du, wer wäre ich denn? — Gib mir den Dolch! —

Wilhelm. Nein, nimmermehr! — Soll ich meine ganze Natur verleugnen, und meinen eigenen Vater zur Schlachtbank führen? — Nein, das heißt über die Gränzen der Menſchheit geſchritten! — Und die mag

ich nicht überſteigen! — Traue mir alles zu, nur dieſes nicht! — Zwar lieb' ich meinen Vater nicht ſo, wie ich ihn lieben ſollte, allein dieß würde mich immer nicht rechtfertigen, wenn ich auch meine Hände in ſeinem Greiſesblute waſchen wollte! — Hier werd' ich nimmermehr willfahren. —

Major. Elender Knabe — da ſeh ich, daß Du vor einer Ewigkeit zitterſt! — Feige, niedrige Gedanken ängſtigen Dich, wenn der Schatten Deines ermordeten Vaters um dein Bette wankt. — Kindiſches Narrenſpiel iſt Deine aufgeſchwelgte Fantaſie! —

Wilhelm. Nenn' es, wie Du willſt, ich thue es nicht — lieber will ich meinen Vater um Geld bitten, er wird mirs nicht abſchlagen! —

Major. Nur nicht in meiner Gegenwart, denn da würde ich eine verfluchte Rolle ſpielen.

Wilhelm. Gewiß die Rolle der Frömmigkeit. —

Major. Da würde ich ſtümpern. —

Wilhelm. Und in ſeiner Gegenwart kann es uns auch nicht ſchwer fallen, das Glück Karls völlig zu untergraben. —

Major. Das läßt ſich hören! — Ich hätte darüber ſchon einen hübſchen Brief, den ich geſtern bei Lichte noch geſchmiedet habe. —

Wilhelm. Vortreflich. — Hurtig heraus damit, wenn er kommt!

Major. Er iſt juſt ſo eingerichtet, den Alten vergeſſend zu machen, daß Karlchen ein guter, lieber Sohn iſt. —

Wilhelm. Von wem ſoll er denn ſeyn?

Major. Haſt Du denn nichts von ſeinem lieben Grafen Schwarz gehört, der ein guter Freund von Karl iſt? — Der muß ihn geſchrieben haben, denn dieſem glaubt er alles. — Die Hand des Grafen iſt exzellent nachgemahlt.

Wilhelm. Horch, er kömmt. Wahrhaftig er iſts. Nun mache Dich fertig.

Dritter Auftritt.

Vorige. Der alte Graf Trenſe.

Trenſe. Mein lieber Wilhelm, ſeh ich Dich wieder? — Nun ſollſt Du mir auch nicht wieder fort — und ſieh da, mein lieber Reuß auch hier? — Das iſt ja vortreflich! —

Major. (Macht ihm ein verbindliches Kompliment.)

Wilhelm. Auch mir macht es Freude, Sie, mein beſter guter Vater, wieder umarmen zu können.

Major. (Vor ſich.) Dein Geld, willſt Du ſagen.

Trenſe. Doch, daß wir die Hauptſache nicht vergeſſen, warum ich eigentlich herkam. — Was macht der Bube Karl? — Iſt denn alles wahr, was mir Dein Brief ſagt?

Wilhelm. Alles? Ich habe Ihnen noch zu wenig geſagt. Karl iſt gar nicht mehr der gute, wohlgerathene Sohn, der er einſt war, als er noch unter Ihrer Aufſicht ſtand — alles, ſo gar ſeine kleine Bibliothek, die Sie ſo lieb hatten, hat er durchgebracht — doch haben Sie Mitleiden mit ihm, erbarmen Sie ſich ſeiner, ſeine Freunde haben ihn verführt.

Trenſe. Ich liebe Dich, mein Sohn, um dieſer Fürbitte willen — allein über den Buben kann ich mich unmöglich erbarmen. Das, was er mir gethan hat, fällt meinem Herzen zu ſchwer. Ich möchte blutige Thränen weinen. (Er weint.)

Wilhelm. Hätten Sie alles verloren, mein Vater, ſo bin ich noch an Ihrer Seite.

Trenſe. Ach mein guter — edler Wilhelm, vergieb mir — ich habe Dich ſo lange verkannt — gemißhandelt — — ich kann nicht reden — verlange was Du willſt.

Wilhelm. Wie kann ein Sohn mit ſeinem Vater zürnen — ich vergebe von ganzem Herzen. Und nun wiederum mein Vater.

Trenſe. Ewig, ewig mein. — Aber ſagteſt Du mir nicht, daß Du mir noch nicht alles geſagt hätteſt?

Wilhelm. Nein, nein, ich ſage Ihnen nichts mehr — Ihre Thränen verbieten mir es.

Trenſe. Immer ſage mirs mein Sohn, ich kann noch dulden.

Wilhelm. Das wiſſen Sie doch, daß er ſeinen beſten Freund Willig, den Baron Willig nämlich, in einem Spiele ermordet hat? Darüber mußte er flüchten, der Ungerathene.

Trenſe. O! mein Gott im Himmel! Mich ſo zu beſchimpfen, ſeine Hände in unſchuldig Blut zu tauchen! Das iſt ſchrecklich!

Wilhelm. Dann hat er ſeinem beſten Freunde, Schwarz, wie man ſagt, tauſend Gulden entwendet — Schwarz hat ſich in einem Briefe an mich beklagt, Sie ſollten es

ihm wieder ersetzen. — Dieß möchten Sie wohl wegen der Ehre thun.

Trenſe. J, wohl zehntauſend, wenn ich nur meinen Karl wieder hätte!

Wilhelm. Den Abſchaum der Natur?

Trenſe. Es iſt wahr, — aber er thut doch meinem Vaterherzen wehe!

Major. Und hier, Herr Graf, bringe ich ſelbſt einen Brief von Grafen Schwarz. Ich ſprach geſtern auf meiner Rückreiſe mit ihm. (Er giebt ihm den Brief.)

Trenſe. (Nachdem er halb geleſen.) Schreckliches Ungeheuer — ein Mädchen unglücklich gemacht! — Der Bube! Nicht vor mein Angeſicht ſoll er mir wieder. Und kommt er mir über die Schwelle, von Hunden will ich ihn zerreiſſen laſſen!

Wilhelm. Die tauſend Gulden, mein Vater, die er dem Grafen entwedet hat, könnten Sie mir auszahlen. Ich habe Gelegenheit, das Geld zu überſchicken.

Trenſe. Ich will Dirs geben, nebſt Brief an den Grafen Schwarz und ein paar Zeilen an den Buben. — Alles was mir mein aufgebrachtes Herz eingiebt, will ich ihm ſchreiben — und ſollte ſich die Vaterbruſt verblu-

ten — ein Kind weniger oder mehr, gilt dann gleichviel. Giebts etwa noch mehr dergleichen saubere Nachrichten?

Major. Mein ganzer Kopf ist damit angefüllt. Auf meiner Herreise begegneten mir Natalie und Karl in einem Wagen. — War doch der Bube Karl so verwegen, auf mich eine Pistole loszubrennen. Zum Glück verfehlte er. —

Trense. Der Bösewicht — auch Sie hat er morden wollen? — Nun genug, meine Kinder, ich bin zu tief gebeugt, als daß ich noch mehr ertragen könnte. Wenn nur der Freuderich nicht wäre — der spricht so sehr für Karln — er ist immer sein bester Freund gewesen, und hat nie die Unwahrheit gesagt. —

Major. Ach, auch er ist ein Lügner — er spielt mit Karln unter einem Dache. Das sind mir die rechten, die so die Vertheidigung eines Bösewichts über sich nehmen.

Trense. Nun so kommt, daß ich die Briefe schreibe, und euch das Geld auszahle. Reisegeld wirst Du auch wieder nöthig haben, lieber Wilhelm, wenn Du zum Onkel reisen willst? —

Wilhelm. Wenn Sie so gnädig seyn wollten, mein Vater?

Trenſe. Nun ja doch, kommt nur!

(Major lächelt dem Wilhelm Triumph zu. Alle ab.)

Vierter Auftritt.

(Szene im Kloſter. Karl auf einem Bette mit verbundenem Arm. Neben ihm Willig und Schwarz.)

Karl. (In einem fürchterlichen Paroxismus liegend.) Wo iſt Manjello? —

Schwarz. Er iſt Deiner Natalie nachgeritten —

Karl. Natalie! — Ha! tauſend blutende Wunden brechen bei dieſem Namen wieder auf. — Hab ich ſie gefunden, deswegen gefunden, die meine Seele liebte, um ſie wieder zu verlieren? Iſt das der Troſt, nach dem mein Herz weint, um Sie nie wieder zu ſehen? — O! über dieſes ſataniſche Schauſpiel müſſen die Teufel grollen — und Menſchen, Menſchen lachen meiner! — Wer Unglückliche weinen ſieht, und ſpottet ihrer Thränen, der muß kein Herz haben, um menſchliche Gefühle zu bergen. — Laßt mich, laßt mich, ich muß fort, muß ſie aufſuchen, und fände ich ſie in dem allerunterſten Winkel

der Erde. (Sie halten ihn feſt.) Laßt mich doch, meine Wunde hat nicht viel zu ſagen — es iſt nur ein Streifſchuß.

Schwarz. Deine Wunde nicht — aber dein erhiztes Blut.

Karl. Alſo ſoll ich ſie nicht wieder ſehen? Nie wieder ihren Mund berühren? — Beim wunderbaren Gott! das iſt der fürchterlichſte Zeitpunkt, den ich je gefühlt habe. Wie ſie noch mein war, wie ich ihr den ewigen Eid der Treue und Liebe ſchwor, meinen Mund ſo ſchwelgeriſch reich, vom Kuße der Liebe durchwebt, ſo feurig ſchön auf ihre Lippen drückte! — Und o! in dieſem einzigen Kuße lag der Himmel. — Paradieſes-Freuden können mir dieſe, dieſe einzige Wonne nicht wieder geben. — Da zwo verwebte Seelen, ſo ganz für ſich geſchaffen, in eins zuſammenfließen, die Macht der Sympathie zwei Seelen durch magiſche Begeiſterung in einander band! — O! ich bin von allen meinen Himmeln geſtürzt, genieße die Liebe, das Eliſium nicht mehr, das mein Blut emporjagte, um ewig, ewig glücklich zu ſeyn! — Wenn ich ſo an ihrer Seite ſaß, und Bruſt an Bruſt ſchlug, meine Pulſe die todte Schöpfung ihres ſchlafenden

Herzens auftrieb, und ſtille Begeiſterung in den Sphären allmächtiger Liebe überwallte, da jedes Labſal in der bangen ſchlagenden Weiberbruſt in das männliche Herz überſchlug, —— o! ich kann ihn nicht denken, den gefährlichen Wuchs unſeres himmliſchen Bandes! — Ich bin zu ſchwach, alle meine Freuden aufzubieten, und mich an ihrer verlornen Kraft zu laben! —

Willig. Sie werden wiederkehren, lieber Karl.

Karl. Wiederkehren ſagſt du? — In dieſem Leben nie wieder.

Schwarz. Ich weiß und fühl' es in meinem Innern, Karl; Natalie iſt ein liebevolles Mädchen, ſie kann Dich nicht verlaſſen. Wie kann das weiche Herz eines Mädchens, das ſo innig liebt, für deren Treue jeder Puleſchlag Bürge iſt, wie kann die untreu ſeyn? — Du haſt ſie ja erprobt, lieber Karl, alle ihre Gefühle, und alle Freuden ihres Lebens abgemeſſen, und mit den Deinigen verbunden — wie kannſt Du den ſchrecklichen Gedanken bergen, ſie ſey unglücklich, ſie liebe Dich nicht mehr?

Karl. O! ſie liebt mich, ſie liebt mich, das ſagt mir mein Herz — aber unter welchem Himmel wird ſie jezt ihre Stunden verſeufzen? (Man hört einen Wagen.) Himmel, was iſt das, kommt ſie? — Fort, laßt mich, ich muß zu ihr — ſie iſts, ſie iſts, ich fühl' es, laßt mich zu ihr.

(Der Arm ſpringt auf, und er fällt kraftlos aufs Bette nieder.)

Schwarz. (Der am Fenſter ſteht.) Himmel, meine Emilie! —

Fünfter Auftritt.

Vorige. Emilie. Manjello.

(Willig iſt mit Karln beſchäftiget. Schwarz ſinkt ſeinem Mädchen in die Arme. Lange Pauſe. *)

Emilie. Mein Eduard, ſeh ich Dich wieder?

*) Dieſe ſtumme Szene wird der geübte Schauſpieler am beſten auszudrücken wiſſen, da der arme beſorgte Freund Willig ſeinen leidenden Karl verbindet, und dieſer troz ſeiner Schwäche immer verſucht, das Geſicht der Emilie zu ſehen. Hingegen leztere ſich ſo ganz in ein Eliſium denken, und alle Freuden aufbieten, in dieſem einzigen Drange der Liebe ewig ſüße Wolluſt zu ſchmecken, und ſich ganz allein in der weiten Schöpfung glauben.

Schwarz. Meine Emilie — ewig geliebtes Mädchen!

(Sie liegen sprachlos in ihrer Umarmung. Lange Pause.)

Karl. Sie iſts nicht? — (Weinend.) Hatte mich ſo gefreut.

Willig. S' iſt deines Freundes Braut.

Karl. Nun auch dann iſts gut. Führe ſie zu mir, das gute Mädchen.

Willig. (Winkt Schwarz.)

Karl. Sie wird den armen leidenden Karl eben ſo lieben, wie Natalie! Sie iſt auch gewiß ein weiches, gutes Geſchöpf, da ſie meinen Schwarz liebt. — Wer ſollte ihn auch nicht lieben, den warmen, guten Jungen!

Willig. Willſt Du ſie jezt ſehen, guter Karl? Sie wird Dir neue Wunden ſchlagen. Steh jezt ab von dieſem Wunſche.

Karl. Nein, nein, führe Sie zu mir!

Schwarz. Armer, guter Karl — daß deine Freude ſo verbittert wurde! — Es war meine Emilie aus England, — Manjello's Schweſter.

Karl. Kommen Sie, glückliche Miß, kommen Sie — es wird Ihnen an der Seite meines Schwarz wohl gehen. — Der Seelen eines kranken, verlaſſenen Jünglings wird

Ihnen auch nützen. (Er nimmt ihre Hand.) Gewiß, Sie sind ein gutes, liebes Mädchen. Mein Herz sagt mirs, Sie verdienen ihren Eduard.

Emilie. Sie sind sehr unglücklich, armer Freund, — aber —

Karl. Still, still, gute Seele, glückliche Menschen mischen bei der Erinnerung an Unglückliche Wermuth in ihre Freuden. Wenn der arme unglückliche Jüngling schmachtet, so kann ihn ein gutes liebevolles Mädchen trösten. (Laut weinend.) Ich habe das meinige verloren. Der Spiegel aller meiner seligen Hoffnungen, die ich so eifrig sammelte, ist zerbrochen, — ich bin arm. — Und hätte ich Ihren Eduard nicht, und diesen guten Jüngling, (Wenig weinend) so wäre Ihr Karl schon längst nicht mehr. — Thränen, die ich um sie vergoß, sind die einzigen Freuden gewesen, die ich seit einem Jahre genossen habe. — Nun ist alles verloren, und meine jetzigen Thränen fallen schwer auf mein blutendes Herz.

(Eine schauernde Gruppe. Alle weinen.)

Verworfen von Vater und Sohn irre ich herum, als ein Verlassener; Tag und Nacht jagt mich mein Schmerz. Die heitern Stunden, die ich in meines Vaters Hause genoß, sind dahin,

dahin, und mir verbleibt nichts mehr, als der traurige nackende Herbſt, der mir jene ſeeligen Tage, die ich nie vergeſſen kann, qualenvoll wieder in mein Gedächtniß zurückruft. — Doch die Vorſicht beſchloß es, und ich will nicht murren.

Emilie. Sie hing wohl ſo treu an Ihnen, Ihre gute Natalie?

Karl. Treu ohne Beiſpiel!

Emilie. Und Ihr Vater?

Karl. Sein Zorn wüthet ſchrecklich wider mich. Er mag von mir nichts wiſſen — ſein Haus iſt mir und meinen Freunden ewig verſchloßen. — Und ich liebe ihn ſo zärtlich — ich habe ihm viel zu danken. —

Schwarz. Ich will zu ihm, Karl — er muß mich anhören. —

Karl. Nein, nein, ich möcht' ihn nur noch mehr erzürnen. Bleib, bleib, ſo bald ich geſund bin, will ich mich ſelbſt zu ſeinen Füßen werfen. Er wird mich nicht von ſich ſtoßen.

Emilie. Sie armer Freund! —

Karl. Bedauern Sie mich nicht. Die Liebe eines Engels wird mich reich machen,

und dann, wenn ich dieſe Perlen fallen ſehe, werd' ich mich an die Thränen meiner Natalie erinnern, und blutig werden ſie mir auf mein Herz fallen. — Nein, nein, bedauern Sie mich nicht — ich muß mit weinen! — (Es pocht.)

Willig. (Sieht nach. Er bringt einen Brief.)

Karl. Von wem bringſt Du dieſen Brief. — Nachricht von meiner Natalie? — Ja, ſo iſts, geſchwind, geſchwind.

Willig. Nein, Karl — es iſt nichts von ihr — eine Bagatelle.

Karl. Weiſe her, ich muß mich ſelbſt überzeugen. — Du willſt mich hintergehen, nein, es kann nicht ſeyn, gib her.

Willig. Karl, um deiner Ruhe willen — es iſt nicht möglich. Neue Schmerzen würde ich auf Deine Bruſt wälzen — er iſt von Deinem Vater! —

Karl. O! ſo muß ich ihn leſen — zeig her, Balſam in meine Wunden wird er träufeln! (Er reißt ihm den Brief aus der Hand.)

Karl. (Leſend.)

„Mörder!

„Auf ewig reiß ich dich von meinem Va-
„terherzen, verzweifele! — Dein Tod ſoll

„mich nicht ſchrecken — ich habe einen Un-
„gerathenen verloren, und kann verge-
„ſen. —“

„Graf Trenſe.“

Alſe. Gott im Himmel. (Karl liegt halb todt auf dem Bette.)

Schwarz. Mein Karl, mein Karl, um Gotteswillen. —

Willig. Mein einzig geliebter Freund — erwache, erwache!

Emilie. (Laut weinend.) O! Erbarmer im Himmel! — —

Karl. Wer rüttelt mich aus dem Todes-ſchlummer empor — laßt mich ſchlafen — laßt mich ſchlafen, der Würger harret meiner — ich komme, ich komme, —

Schwarz. Karl, Karl!

Karl. Kannſt Du mir ſie wiedergeben — und die Liebe meines guten Vaters, o! dann will ich Dich anbeten, meine Füße wund knien vor Deinen Augen, Dich als Gott ver-ehren! — Du kannſt nicht, und ich bin ver-loren! —

Willig. Ich will Dir ſie wieder geben. Nichts als ſchreckliche ſchwarze ſataniſche Ver-leumdungen haben Dir ſein Vaterherz entriſſen.

Karl. Bleib bleib — ich will getröſtet ſeyn — und doch, o! ich Unglücklicher — wo ſind meine ſeelige Hoffnungen! (Er verbirgt ſein Geſicht laut weinend ins Bette. Die übrigen beſchäftigen ſich um ihn.)

Sechſter Auftritt.

(Wilhelms Zimmer. Wilhelm iſt mit Geldzählen beſchäftiget. Major Reuß neben ihm.)

Wilhelm. Das ſind die tauſend Gulden an Graf Schwarz. Da kein Wort davon wahr iſt, ſo ſind ſie Dein. —

Major. Gratias. Das iſt doch ein Leben. Wie viel gab Dir denn der Alte zum Reiſegeld, ich dächte doch, es wär ein hübſch rundes Sümmchen geweſen.

Wilhelm. Es waren hundert und zwanzig Dukaten!

Major. Nun das iſt ſchon mitzunehmen — die Rolle hier?

Wilhelm. Habe ich mir obendrein genommen. — Der Alte iſt ſo immer geizig genug, ſein Beutel kann einmal ein übriges thun — es fehlt ihm ſo übrigens nichts, und hat für niemand zu ſorgen.

Major. Wo haſt Du denn den Brief an den Grafen Schwarz, den Dir der Alte gab?

Wilhelm. Hier iſt er. Willſt Du ihn leſen?

Major. Nein, das nicht — aber ein Auto da ſe wollen wir darüber halten. Laß Licht holen.

Wilhelm. (Er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

(Den Brief betrachtend.) Fährt mir doch ein infamer Gedanke durch den Kopf — doch nein, das geht nicht — ich mag nicht alles aufs Spiel ſetzen. — Wie geſagt, das geht nicht. Da könnt' ich wieder einmal einen ſchönen Streich machen, der ganz meiner würdig wäre. — Doch vielleicht gehts, wenn ich den Alten aus dem Wege räumen kann — ein kleiner Mord mehr oder weniger kann nichts ſchaden. Wenn ich mich in ſein Schlafzimmer ſchleichen kann, ſo hab ich gewonnen Spiel, und meine Börſe kann ich ſo mit Gemächlichkeit füllen — bevor aber muß Herr Wilhelm ſpringen! —

Achter Auftritt.

Vorige. Wilhelm. (Mit Licht.)

(Sie zünden den Brief an.)

Major. Was der Alte denken würde, wenn er ſein ausgeſchüttetes Herz in Flammen aufgehen ſähe? — Wir müßten beide ſpringen.

Wilhelm. Das könnte kommen.

Major. Steht nicht da unter dem Schranke ein Käſtchen?

Wilhelm. Nun, was iſt denn weiter?

Major. O! das iſt ja viel. Aus dieſem Kaſten holte der Alte während Du Licht brachteſt, etliche Dukaten, es iſt kein Wunder, wenn Du noch mehr darinnen findeſt. (Er ſteut ſich, als wenn er ihn hervorziehen wollte.) Ich kann nicht gut hinter, nimm Du dir doch einmal die Mühe.

Wilhelm. Das wäre doch ein herrlicher Schmaus, wenn wir gelbe Reuter fänden.

(Wilhelm beugt ſich unter den Schrank. Während daß er damit beſchäftiget iſt, langt der Major eine Piſtole aus dem Gürtel, und will ſie abſchießen. Sie verſagt, er gleich reſolut, und will ihn von hinten mit dem Dolche durchrennen. Wilhelm kehrt ſich hurtig um, und fällt ihm in die Arme.)

Wilhelm. Halt, Kanaille, — Schurke, hab' ich das um Dich verdient? — Du willst mich morden, und dann meinen Vater; das satanische Spiel seh' ich wohl ein. Nein, Major, wahrlich das ist zu viel.

Major. (Unsinnig und tobend.) Verfluchter Streich! (Er schleudert den Dolch in die Wandecke.)

Wilhelm. Nimm mir alles, nur mein Leben nicht, — ich würde vortreflich fahren.

Major. (Lacht fürchterlich.)

Wilhelm. Da hast Du die hundert und zwanzig Dukaten, — nur laß mich leben, und geh'.

Major. (Wirft das Geld in das Zimmer.) Dein verfluchtes Geld macht mich nicht glücklich, — Dein Leben hätte das gekonnt. —

Wilhelm. Lieber Major, sey nicht unwillig, — diese schönen Dukaten! — (Er liest sie von der Erde auf.)

Major. Mach' zum wenigsten, daß wir aus diesem verdammten Zimmer kommen. Säume nicht länger. —

Wilhelm. Ich bin bereit. Komm.

Major. Wo wollen wir hin?

Wilhelm. Gerade ins Kloster.

Major. Biſt du raſend?

Wilhelm. Nun?

Major. Ich ſollte mich ins Kloſter wagen — und bin vielleicht Karls Mörder!

Wilhelm. Du läugneſt, und weder ihm noch dem Jüngferchen wird man ſo etwas glauben, — zum wenigſten ſiehſt Du keinem Mörder ähnlich.

Major. Und was ſollen wir denn im Kloſter?

Wilhelm. Karln gefangen nehmen und das Mädel mir antrauen laſſen.

Major. Und ich bekäme?

Wilhelm. Ich verſpreche Dir tauſend Louisd'or vom Alten, wenns gut geht. Und das Mädel iſt mein, ſie mag wollen oder nicht.

Major. Das Erſtere ließe ſich hören —

Wilhelm. Und mit dem Letztern?

Major. Mache was Du willſt. —

Wilhelm. Iſts wahr, Brüderchen? Sch'ag ein. Denn ſiehe nur einmal ſelbſt der Sache nach. Wenn wir Karln aus dem Felde haben, ſo haben wir geſiegt. Mit den paar Freunden wollen wir auch ſchon fertig werden.

Major. Aber werden ſie uns denn im Kloſter glauben, daß uns Dein Vater abgeſchickt habe?

Wilhelm. Du mußt ſeine Hand nachmahlen, — und wenn wir nur ein paar Zeilen von ihm aufweiſen können, gibt ſichs von ſelbſt. Dann können wir mit dem Alten machen, was uns beliebt. Plündern und morden brauchen wir dann nicht, er muß uns ſo geben, was wir haben wollen. Nicht, Brüderchen, Du biſt von der Partie?

Major. Wie anders! Komm nur, daß wir fortkommen. —

Wilhelm. Du mußt doch den Befehl erſt aufſetzen.

Major. (Er ſetzt ſich.) Gut, ſag' mir ihn vor. Mein Niſchel kann nicht ſo viel, denn ich bin verzweifelt dumm.

Wilhelm. Hier haſt Du Papier, Feder und Dinte. Mach' und ſchreibe.

Major. (Schreibt.) Nun?

Wilhelm. (Diktiret.) „Ich Endesunterſchriebener habe den Herrn Major Reus „und meinen Sohn Wilhelm Grafen von Trenſe

„beordert, meinen ungerathenen Sohn Karl „geſchloſſen auszuliefern.“

„Ferdinand Graf von Trenſe.“

Major. Du biſt ein verwünſchter Kerl.

Wilhelm. So muß man es machen, wenn das Wild in unſer Netz laufen ſoll.

Major. Laß vorfahren und wenn der Alte fragt, wohin es gehen ſoll, ſo ſag' nur, wir wollten zum Onkel fahren.

Wilhelm. Das geht ganz und gar nicht an.

Major. Warum nicht? —

Wilhelm. Weil zum Onkel der Vater mitfahren will.

Major. Verdammt. Muß denn alles infam gehen? — Die Streiche, die uns das Unglück ſpielt, ſind nicht zum aushalten. — — So fahren wir ſpatzieren. —

Wilhelm. Auch das. — (Nach einer Pauſe.) Wenn er aber mitfahren will?

Major. So gehen wir im Stillen zu Fuße. Die paar Meilen haben nicht viel zu ſagen.

Wilhelm. Wie lange kannſt du denn noch ausbleiben?

Major. So lange es mir beliebet. — Nun ſo komm.

Wilhelm. Noch eins. Wo haſt Du denn die Briefe, die der Alte heut' morgen übergab? —

Major. In meiner Chatulle.

Wilhelm. Zeige mir ſie einmal.

Major. Was willſt Du daran ſehen? — Hier ſind ſie. —

Wilhelm. Der iſt an den Staabskapitän Oley, — nun gut, da ſind Wechſel darinnen. Wollen wir ihn plündern? Wir ſprechen: er iſt verloren gegangen.

Major. Das iſt vortreflich. Brich auf.

Wilhelm. (Der ihn erbrochen hat, giebt dem Major ein paar Wechſel.) Hier haſt Du dreitauſend Gulden.

Major. Vortreflich. Nun hab' ich genug, um mir mein Leben angenehm zu machen. — Marſch!

Wilhelm. Hätteſt Du mich kaputirt, ſo wär' dies alles verloren gegangen, — wie gut iſt es, daß man die Teufel laufen läßt.

Major. Ha, ha, ha, Du haſt recht.

(Sie gehen ab. Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Erſter Auftritt.

(Karls Zimmer.)

Freuderich. Werting. (Beide im Geſpräch.)

Werting. Dieſer junge Menſch macht mich aufmerkſam — ganz mein Weſen, alle meine Geſinnungen aufs Haar.

Freuderich. Und, o Karls Seele — könnt ich ſie Ihnen ſchildern — nein das geht über alle meine Kräfte!

Werting. Sie machen mich äußerſt aufmerkſam, Baron. — Und der alte Graf Trenſe hat ihn ſo ſchlecht behandelt?

Freuderich. O! nein. Juſt muß ich das Gegentheil behaupten — Karl war ſein Alles. Wo er war, mußte auch Karl ſeyn. Ja, er konnte ohne ihn nicht eine Sekunde leben.

Werting. Und im Walde fand er ihn? — Das ist doch, bei Gott! wunderbar. Ich muß ihn sehen, führen Sie mich zu ihm.

Freuderich. Er wird sogleich selbst erscheinen. — Aber — verzeihen Sie meine Freimüthigkeit — haben Sie Aufträge an ihn?

Werting. Ein alter Graf von Schwarz, der in meinen Armen starb, empfohl mir diesen jungen Mann. Er war sehr geheimnißvoll mit seiner Geschichte, — endlich da sein Ende herannahete, übergab er mir diese Wechsel, — sie machen funfzehntausend Gulden! —

Freuderich. Das ist warlich viel Geld. Und dieses Geld sollen sie Karln übermachen?

Werting. So waren seine letzten Worte. Sein sterbender Mund überströmte von dem Lobe dieses jungen Helden. Ja, sein letztes Wort war: Karl.

Freuderich. Nun ich wünschte, daß Karl käme, — damit er uns dieses Räthsel lösen könnte. — Sie waren wohl lange auf Reisen?

Werting. O ich war einst sehr unglücklich. — Und jede triste Erinnerung an meine vorigen Leiden schlagen neue Wunden in mein

Herz. An einem Tage verlor ich Weib und Kind. Und seit der Zeit bin ich nie wieder glücklich gewesen.

Freuderich. Sie armer, unglücklicher Freund!

Werting. Ich ward verfolgt, und aus dem Lande gejagt, meine Güter wurden subhastirt, — und Dank sey es meinen angebornen guten Gesinnungen, die mich durch Trost und Tragung anderer Leiden wieder emporholfen! — Zwar mußt ich mir immer durch Unterstützung anderer mein Brodt verdienen, allein wenn man schon zwanzig Jahre lang unter Leiden ermattet ist, kann man die Thränen, die uns dann von den Wangen rollen, schon abwischen. — Freilich wäre mein edles rechtschaffenes Weib mit mir durch dies Leben gewandelt, ich wäre nicht so unglücklich gewesen.

Freuderich. Wie verloren Sie Ihre Gemahlin?

Werting. Ich würde ungerecht gegen Sie handeln, wenn ich Ihnen, junger Mann, nicht mein Schicksal mittheilen wollte. Setzen wir uns. (Sie setzen sich.) Bevor ich aber ans Werk schreite, verbinden Sie sich mir, kei-

nem, und wäre es ihr Freund, meine Schickſale zu eröfnen, die ſo traurig genug ſind, daß es nicht möglich iſt, in einer andern zärtlichen Bruſt zu verweilen. Ich bin aus Ihrem Stande, und heiße Baron von Stralenberg.

Freuderich. Sie Baron? — Und nicht Werting? —

Werting. Sie werden bald die Urſache erfahren, warum ich im ſtrengſten Inkognito lebe. Mein Vater war ein alter Oberſter, und ein ſehr guter Freund von dem alten Trenſe. Sie lebten ſehr vertraut mit einander und liebten ſich herzlich. Mein Vater, der nie ungeſtümer war, als wenn man ihm ſein Geld im Spiele abgewann, das er doch leidenſchaftlich liebte, zerfiel ſehr bald mit dem Grafen, als das bei ihm der Fall war. Von jetzt an war alle Freundſchaft unter dieſen beiden Männern getrennt, und hier hebt die unglückliche Epoche meines Vaters an. Der Graf, der ſehr reich war, entzog von nun an alle Darlehne, die er ſonſt meinem Vater gereicht hatte, und Haß, unauslöſchlicher Haß kam an die Stelle der Liebe und Freundſchaft. Mein Vater machte Schulden und entwich. Trenſe, der wichtige Papiere von

meinen Vater unter Händen hatte, die er gewiß in seiner Gegenwart nie würde gezeigt haben, legte dieselben der Regierung vor, und meines Vaters Güter wurden eingezogen, denn in eben diesen Papieren fand man eine Verschwörung gegen den Fürsten. Ich war damals vier Jahr alt, als dies vorging, und also alles zufrieden, was man mit mir machte. — Die Regierung nahm sich meiner an. Ich avanzirte unter dem Militäre, da ich mich unter vielen andern außerordentlich hervorthat, und vorzüglich damals, als ich der Fürstin das Leben rettete. Allein außer meinem Traktamente bekam ich gar nichts, und meine Finanzen waren also in erbärmlichen Umständen. Und da ich übrigens ein armes Fräulein heirathete, machte mein Aufsehen blutwenig aus. Ich hatte einen einzigen Sohn, der noch in der Wiege lag, als mein gänzlicher Ruin folgte. — Ein gewisser Baron Kromwell beschuldigte mich einer That, die ich wegen ihrer Abscheulichkeit mich zu nennen scheue, — ich hatte aber nicht daran gedacht, das ins Werk zu setzen, wessen man mich beschuldigte. Ich ward festgesetzt und mir in einem halben Jahre der Prozeß gemacht,

macht, daß ich infam ſollte aus dem Lande gejagt werden.

Freuderich. Beruften Sie ſich denn nicht auf Ihre Unſchuld? —

Werting. Dies war vergeblich. Da ich überdieß Neider hatte, ſo durfte ich davon gar kein Weſen machen. Ich ging alſo in der Nacht, in der fürchterlichſten meines Lebens, mit meinem Weibe und Sohn, der noch in den Windeln weinte, zum Thore hinaus. — (Weinend.) Dieſe gräßliche Nacht wird mir unvergeßlich ſeyn.

Freuderich. Sie armer unglücklicher Mann! —

Werting. Nahe bei einem Walde ſank ich wegen Entkräftung auf die Erde nieder. Es war Abend, und weil wir den ganzen Tag gegangen waren, ſchliefen wir ein. Als wir wieder erwachten, ſo war mein einziges Kind verſchwunden, und ich habe es nie wieder geſehen. — Mein Weib und ich waren troſtlos, denn auf dieſen neuen Schlag waren wir nicht vorbereitet. — Wir erreichten noch eine kleine Stadt, und vollends hier war mein Unglück grenzenlos, mein einziges geliebtes Weib ſtarb mir. —

Freuderich. O Gott! — Und Sie?

Werting. Verlaſſen von der ganzen weiten Welt. Und von der Zeit an irr' ich wie ein Verſtoßener in der Welt herum. Um meine Ahnen nicht im Grabe zu beſchimpfen, nannt' ich mich Werting.

Freuderich. Bei Gott! Sie haben viel gelitten. Ich nehme an Ihrem Unglücke von ganzem Herzen Antheil. Bleiben Sie bei mir, ich bin reich, und wie ich hoffe, wird ſich Karl freuen, daß er einen ſo guten, vortreflichen Mann in unſern Bund aufnehmen kann. Zwar ſind Sie älter wie wir, das nimmt aber nicht Rückſicht auf unſere Herzen.

Werting. Sie beſchämen mich, junger Mann. — Aus Noth will ich Ihren Antrag annehmen, und bei Ihnen bleiben. Vielleicht bin ich einmal im Stande, Ihnen das zu vergelten, was Sie an mir thaten. — Kann ich nicht, ſo wird das eine Ewigkeit an meiner Statt thun.

Freuderich. Edle Herzen verlangen keine Belohnung. Und überdies haben Sie mich ſchon durch Ihre rührende Geſchichte belohnt. Arme und Nothleidende zu unterſtü-

hen, war auch von jeher meine Lieblingsbeſchäftigung.

Werting. Entdecken Sie Ihrem Karl nichts von meinem Stande, — ich bin unter ſeinen Augen bis jetzo noch Werting, — andere Zeiten können dieſes ändern. — Wenn Liebe und Freundſchaft ganz unſer ſind, dann bin ich im Stande, mein ganzes bedrängtes Herz in euren Buſen auszuſchütten.

Freuderich. Ich werde Ihren Wunſch erfüllen, Herr Baron. Ach da kommt unſer Karl.

Zweiter Auftritt.

Vorigen. Karl.

Freuderich. Lieber Karl, hier haben wir einen neuen Freund bekommen, Herrn Werting aus Prag.

Karl. (Macht ihm ein verbindliches Kompliment.) Ich freue mich, mein Herr, daß ich die Ehre habe, Ihre mir werthe Freundſchaft zu genießen, vorzüglich dann, wenn ſie mir durch einen ſo würdigen Mann empfohlen wird. (Auf Freuderich zeigend.)

Werting. Und ich werde es für den glücklichſten Tag meines Lebens anſehen, da ich ſo glücklich war, Sie zu dem zufriedenſten Mann zu machen. (Er reicht ihm die Wechſel.) Uebrigens bitt' ich um Ihre Freundſchaft.

Karl. Wechſel? — Von wem haben Sie dieſe ungeheure Summe?

Werting. Vom Grafen Schwarz, der vor einigen Wochen in meinen Armen zu London ſtarb. Ihr Freund Manjello wird Ihnen mehr ſagen. Uebrigens würden Sie ſich uns verbinden, wenn Sie uns dies Räthſel löſten, wie Sie zu dieſem Manne gekommen ſind.

Karl. Bei Gott! mir iſt dies ſelbſt ein Räthſel, — und nein, — es iſt unmöglich, dieſe Wechſel können nicht an mich ſeyn. Ich kenne dieſen Mann nicht, — nur ſeinen würdigen Sohn, deſſen Freundſchaft ich mich rühmen kann.

Werting. Nun, das iſt doch wahrhaftig wunderbar. — Verwahren Sie dies Geld, — wir wollen abwarten, ob uns nicht der junge Graf darüber Auskunft ertheilen kann.

Karl. Ich will es verſchließen. (Er ſchließt es ein.) Und nun, mit wem habe ich denn die Ehre zu ſprechen?

Werting. Mein Name iſt Werting. Ich hoffe mit Ihnen, junger Mann, bald genauer bekannt zu werden.

Karl. Jedes Bekenntniß Ihrer mir unſchätzbaren Freundſchaft wird mich glücklich machen. —

Frenderich. Nun, Karl, wie ſtehts, — ſie iſt noch nicht da?

Karl. O Gott! an was erinnerſt Du mich? — Ich weiß nicht, wo ſie iſt. Bringt Schwarz und Manjello keinen Troſt, ſo bin ich verloren.

Werting. Wie ich erfahren habe, junger Mann, ſpielen Sie eine traurige Rolle, — Sie lieben unglücklich.

Karl. Ich liebe und werde geliebt, und doch bin ich unglücklich. — Es gibt Saiten im menſchlichen Leben, die einen gefährlichen Mißton hervorbringen, — ich liege an dieſer Seuche krank.

Werting. Und können nicht geheilt werden?

Karl. Die Vermählung zwoer Seelen kann mich binden, und weiter nichts.

Werting. Und sie wird Ihnen vorenthalten, die Geliebte? — Der Zorn dieses ungerechten Vaters muß bitter zu ertragen seyn. — Man kann nicht jede verjährte Schuld abtragen in der Minute, wo man geschickt ist, unsere Freundschaft zu erproben, — ich habe mit diesem Manne, den Sie Ihren Vater nennen, ein Wörtchen zu reden, das ihn fürchterlich aus dem Sündenschlaf emporrütteln soll, — es ist eine Stunde, in der ich dies abthun kann, ich will Ihre Noth mit auf meine Leiden rechnen, und wehe ihm, wenn ich ihn unbereitet finde. Empfände ich auch nicht, daß ein edles Herz in Ihrem Busen schlüge, so müßten mich Ihre Leiden schon zum Erbarmen aufmuntern, — ich gehe, und erscheine mit Hülfe.

Karl. Was wollen Sie machen?

Werting. Einen Mann aus dem Gewissensschlaf emporscheuchen, — einen Mann, auf dessen Seele große Sünden haften.

Karl. Unglücklicher, nein, — er war mir immer Vater! Ich lieb ihn unaussprechlich.

Werting. Ich weiß es, lieber Mann, ich weiß es ſehr wohl. Allein mit dieſen kleinen Wohlthaten kann er mir keinen verlornen Sohn wieder erkaufen, — genug, ich weiche von meiner Bahn ab, die ich gehen wollte. —

Karl. Ich laſſe Sie nicht, — Sie müſſen mir dies ſchreckliche Räthſel löſen.

Werting. Löſen will ich es Ihnen dann, wenn eine Stunde ausgeſchlagen hat, die mich bis jetzt noch beunruhiget. — Gründe, die mir Schweigen auferlegen, kann man nicht ſo geſchwind hinwegläugnen, — und ich bin ein Mann, der nach Erfahrung und Grundſätzen handelt, — kein kindiſcher Knabe, der mit dem Tode ſeines Vaters ſpielt, — — rächte ich weiter nichts, ſo ſuchte ich die Aſche meines Weibes, und den wimmernden Wurm, den ich Sohn nannte, zu verſöhnen.

Karl. Bei Gott! ich verſtehe kein Wort, das ſie ſagten.

Werting. Sie werden mich verſtehen — wenn mein Termin da iſt, wo ich das Recht habe, manchem in das Ohr zu raunen:

du biſt der Mörder einer unglücklichen Familie. Freuderich Sie begleiten mich doch?

Freuderich. Von ganzem Herzen.

Karl. Sie werden doch wenigſtens bald zurück kommen? —

Werting. So bald es meine Geſchäfte erlauben. Leben Sie wohl. (Sie umarmen ſich. Freuderich und Werting ab.)

Dritter Auftritt.

Karl allein.

(Nachdenkend auf und ab.) Dieſer Mann ſcheint wunderbar! — — — Und alle ſeine Worte fielen mir ſo ſchwer auf mein Herz — ich liebte ihn, ſo bald er mir unter die Augen trat. — Was ich empfand, kann ich nicht beſchreiben. — Er muß wohl ſehr unglücklich ſeyn? — Er klagte ſo beſcheiden, und mein Herz jammert ihm ſo laut nach. (Lange Pauſe. Mit vollem Herzen, groß.) Wenn der Mittelpunkt, um den eine einzige Empfindung ſich dreht, mein Alles aufs Spiel ſetzt, wenn der Zorn eines Vaters in dieſer gräßlichen Stunde an mein Gewiſſen pocht; was will ich antworten, da ich zu

ſchwach bin, die mindeſte Hülfe zu leiſten? — „Rächte ich weiter nichts, ſo „ſuchte ich die Aſche meines Weibes, und den „wimmernden Wurm, den ich Sohn nannte, „zu verſöhnen,“ ſo ſagt' er, als er mich verließ. Was mußte er mit dieſen Worten ſagen wollen, — gewiß einer, den das Schickſal ſo gräßlich verwarf. — Wenn auch dann dieſe Stunde, wo er Verſöhner ſeyn will, weggeweint iſt, wird er dann glücklicher ſeyn. Können ihn Vaterthränen verſöhnen? Das wunde Händeringen eines ſchwachen Greiſes? — — O! wie ſüß, wie paradieſiſch rein war einſt jene Zeit, da er mir Nataliens Hand in die meinige legte, wie glücklich dieſer Tag war, als er uns ſegnete — und nun, ich ewig von ihr geſchieden! — Doch vielleicht glimmt mir noch ein Strahl von Freude — ich will nicht verzweifeln! — An alle das Gute, das ich einſt unter ſeiner Aufſicht genoß, erinnere ich mich wohl, und denke mit Freuden daran — jezt miſcht es Wermuth in meine Stunden! — Und, Natalie, — ach, komm, kehre zurück in die Arme deines Karl. —

Vierter Auftritt.

Karl. Major Reus und Wilhelm.
(Treten herein.)

Wilhelm. Sie wird nie wieder zurückkehren! — Du gehſt mit uns.

Reus. Im Gefängniſſe kannſt Du Deine Liebe tauben Wänden predigen.

Karl. Bruder, was willſt du von mir? — Fordre!

Wilhelm. Du folgſt mir, — oder ich will Dir ein paar Worte nennen, die Dich aufſchrecken ſollen, wie des jüngſten Tages Poſaunenruf. — Hier haſt Du den Willen Deines Vaters. (Er reicht den Zettel.)

Karl. (Nachdem er geleſen.) O mein Vater! — Gott im Himmel! — Auch dieſer Schlag! — Nein, Bruder, ich folge nicht, und werde mich wehren bis zum letzten Blutstropfen. —

Wilhelm. Das wirſt Du hoffentlich nicht nöthig haben. Entweder todt oder lebendig ſollen wir dich liefern. Nun wähle. —

Karl. Ich habe für immer gewählt, — zu ſterben. —

Wilhelm. Da Du das willſt, — ſo wollen wir nicht, — Du gehſt ins ewige Gefängniß.

Karl. (Er ſchreibt etwas in ſeine Schreibtafel.) Dieſen Tag muß ich blutroth in meinem Kalender unterzeichnen, da mich mein Wilhelm beſucht. — Ich folge, — kommt.

Reus. Gib Acht, Wilhelm, — er ſpielt uns einen Streich.

Wilhelm. Es ſoll ihm vergehen.

Karl. Doch nein, — endlich habe ich ja noch Rechte, die mich wider euch ſchützen, — die Rechte der Menſchheit will ich aufbieten, die jeder Bettler zum Eigenthum hat, und mit dieſen will ich euch zurückſchrecken. — Wage es einer von Euch, Furien, mich anzutaſten, — er ſuche ſein Gehirn an den Wänden.

Major. Knabe, ſpöttle nicht, — mit dieſer Moral kömmſt Du nicht bei Männern fort.

Wilhelm. Willſt Du nicht freiwillig mitgehn, — ſo brauchen wir Gewalt. — Fort, Kanaille.

Karl. (Legt ſeine Schreibtafel auf den Tiſch.) Bruder, — ſey kein Tyrann, verleugne

nicht alle Gefühle, die Dir die Natur einpflanzte, — ich kann nicht folgen.

Wilhelm. Warum nicht?

Karl. O es bindet mich eine Pflicht. — die Pflicht der Liebe und Treue, — willst Du sie mir denn brechen lehren?

Wilhelm. Ha! kindischer Knabe, — diese Pflicht der Liebe und Freundschaft will ich auf meinen Degen spießen, und damit wider Dein Herz Sturm laufen. — Fort mit Dir. Major, fasse ihn an.

Karl. (Vor ihnen niedergeworfen.) So habt zum mindesten Erbarmen gegen mein Flehen, — um Gottes willen laßt mich. Kann euch dies Opfer laben, das ihr einem grausamen Vater auftischt? — Um Gottes willen —

Wilhelm. Grausamer Vater? — Bube, verspotte keinen Greis, oder ich will Dir lehren, was ein Vater ist.

Karl. Sehet meinen Schmerz, — und erbarmt euch. Könnet ihr mich zurückweisen, da ich auf meinen Knien vor euch um Erbarmen bitte?

Major. Du kindisches Narrenspiel, — wie oft hast Du nicht diesen jungen Mann aus den Armen seines ehrwürdigen Vaters ge-

ſchmeichelt? — Seinen eigenen Sohn opfer-te jener deiner Schlangenliebe auf. — Von Tigern fordere keine Erbarmung, lehre uns erſt Menſchengefühl, dann wollen wir gehor-chen, — Du haſt unſere Seelen geraubt. —

Karl. Ich habe niemals bei meinem Vater geſchmeichelt, ſondern mir ſeine Hoch-achtung und Liebe durch Thaten erworben. —

Wilhelm. Durch Thaten der Schmei-chelei. — Schwäzer halt' uns nicht länger auf, und folge.

Karl. Wilhelm, mein Wilhelm, — als ich noch Zeuge Deiner unſchuldigen Spiele war, da ich noch neben Dir im Walde ſchlen-derte, Dich nebſt Natalien aus dem Feuer er-rettete, fielſt Du mir nicht um den Hals, und ſchworſt mir den Eid ewiger Liebe? — Ich will Dich niemals verlaſſen, ſagteſt Du mit weinendem Munde, und ich küßte dieſe Thrä-nen, die Dein Herz erkauften, von Deinen Wangen hinweg.

Wilhelm. Martre mich nicht mit die-ſen kindiſchen Flammen, — jezt denk' ich anders. —

Karl. Du denkſt anders, — und hörſt auf, Menſch zu ſeyn. O Wilhelm, haſt Du ganz Dein Herz verloren?

Wilhelm. (Ganz ungeduldig.) Zaudre nicht länger, und komm.

Karl. Noch einmal, Erbarmen.

Major. Fort, Kanaille, — Du haſt genug Freude genoſſen. — Deine Stunde naht heran.

(Sie reißen ihn von der Erde empor.)

Karl. Gnade, Gnade.

Wilhelm. Die Bären brüllen laut, — ſuche nicht bei ihnen Erbarmen. (Sie ſchleppen ihn fort. Man hört Karln noch außer dem Theater um Hülfe rufen, ſo, daß dies noch eine lange Pauſe verurſacht, in der das Parterre leer bleibt.)

Fünfter Auftritt.

Schwarz. Manjello. Emilie und Natalie treten von der andern Seite auf.

Manjello. Hier, meine Theuerſte, ruhen Sie aus. — Ihr Karl muß gleich erſcheinen.

Natalie. (Sehr ſchwach.) Ich danke Ihnen. — Setzen Sie ſich zu mir, beſte Freundin. (Zu Emilien. Jene thut es.)

Schwarz. Nun, Freund, — wo iſt Karl? — Es iſt alles ſo öde und leer. — Das kommt mir bedeutend vor.

Manjello. Das ſcheint mir auch ſo — wunderbar, wenn er uns nachgeritten wäre.

Schwarz. Ach nein! — Er muß ſich anderswo aufhalten. — Alles ſo leer im Zimmer, — hier liegt ſeine Schreibtafel. (Er durchblättert ſie.)

Manjello. Der arme Junge wird ſich freuen, wenn er ſein Mädchen wieder umarmen kann.

Schwarz. Gott im Himmel! was ſeh ich, — Karl iſt von Wilhelm und dem Major entführt! — Rache! fort! ſchleunige Rache! — Hier findet kein Zaudern Statt.

Manjello. Schwer liegt's auf meinem Herzen wie Felſenſtücke, — raſets durch mein Gehirn, wie ſchwangere Gewitternacht! — Ha! hier wirbelt ſich die Freundſchaft in tödtende Qualen ein, um das Gehirn eines Mörders zu empören! —

Natalie. O mein Karl, — mein Einziger, entführt! — O mein Gott!
(Sie wälzt ſich jammernd im Stuhle.)

Schwarz. Erbarmer, welche ſchreckliche Geheimniſſe wirſt du uns noch enträthſeln, — in der Nacht des Schreckens lag dieſer grauſame Sturm begraben, — und blutig ſpannt er ſeine Martern über uns aus. — Freund, wohin ſoll ſich unſere Rettung wenden?

Manjello. Schleunige Hülfe iſt nöthig, — der Major und Wilhelm muß dieſes ſcheuſliche Geheimniß entwickeln. —

Schwarz. Wenn ſie anders noch zu finden ſind.

Manjello. Gott! das muß dem Vaterherzen wehe thun, ſollte es ſich auch einſt den kindlichen Gefühlen verſchloſſen haben. — (Zu Natalien.) Fräulein, wollen Sie bleiben? —

Natalie. O Gott! — nein, — ich kann nicht, — mein Karl! —

Emilie. Meine gute, beſte Freundin, Ihnen iſt nicht wohl, — bleiben Sie. —

Natalie. Nein, nimmermehr, — meinem Karl in die Arme, — meinem Karl.
(Sie wird ohnmächtig.)

Manjello. O mein Heiland! das iſt ſchwer, Unglückliche leiden zu ſehen, — und ſelbſt unter der Laſt des Kummers zu vergramen. — Fort, Schwarz, ſchleunige Hülfe! — Wie kann der Buſenfreund, — mein guter Schwarz, zaudern?

Schwarz. Ach Gott! ich zaudre nicht, — ich bin zu beklemmt. —

Manjello. Dieſe Beklemmung, — dieſer taube Schmerz iſt Biederpflicht, — ich küſſe Dich, Innigverwebter meines Herzens. Komm, komm.

Schwarz. Wohin? Willſt Du auf ungebahnten Wegen irren? — Hülfe iſt hier ewig verloren, und ihm keine Rettung übrig.

Manjello. Nicht? Keine? (Sehr traurig.)

Schwarz. Zeige mir Hülfe, und ich will Dich anbeten. —

Manjello. So verläßt uns jede menſchliche Handlung. — Nun ſo wollen wir ſein Vaterherz beſtürmen. Komm zum Grafen. —

Schwarz. Es iſt wahr. Ich gelte viel beim alten Trenſe. — Bleib Du, ich gehe. — Natalie, Sie werden mit mir gehen, und Ihre Thränen werden die Vaterbruſt erweichen.

Natalie. Meine Thränen um meinen Karl — o göttlich, göttlich werden sie um den Geliebten fallen, — und stilles Labsal meine Brust erfüllen. Sie begleiten mich doch, beste Freundin?

Emilie. Von Herzen gern.

Schwarz. (In die Szene.) Laßt vorfahren. — Aber dann, wenn alles gewagt ist; und das grause Ende unserer Schicksale noch nicht aus einander schnellt, o dann, gute Vorsicht, zeige mir ein Mittel, das kummervolle Leben an dem sterbenden Busen eines Freundes zu enden. — Kommen Sie, meine Beste, mein gutes Fräulein, — Mittel, die uns die Vorsicht zeigt, sind die bewährtesten.

(Natalie von Emilien geführt, verläßt die Bühne.)

Schwarz. (Umarmt Lord Manjello.) Leb wohl, mein guter Lord, mit Hülfe werde ich Dich hoffentlich umarmen. — (Mit Thränen.) Ist alles aus, und hat diese Brust ausgetobt — — — weißt Du dann, daß das Füllhorn des Leidens ausgegossen ist? —

Manjello. Ich glaub es. — Lebe wohl.

Sechſter Auftritt.

Manjello. Dann Lord Manjello, der Vater.

Manjello. Sollt' ich es ergründen, das ſchwere Schickſal, warum uns — uns die Vorſicht dieſe ſchweren Laſten auferlegt — ah! Nein, meine Schnur wird keinen Grund ermeſſen in dieſem untreibbaren Strudel menſchlicher Leiden. — Für wem hab' ich dieſe Laſten und mühſamen Unterſuchungen getragen? Bloß um heilige Pflichten zu enden, und die erhabene Größe meiner Leidenſchaften zu erkünſteln; oder habe ich nachgeahmt, und am Ziele meiner erſchrittenen Wünſche das Kleinod errungen? Dieß hab ich noch nicht erlangt, und alſo hab' ich noch nicht ausgedultet. Ich bin lange auf dem ungebahnten Pfade gewandelt, und fühle, daß ich noch nicht glücklicher bin. — Leiden ſollten mich auf die Stufen der Ehre tragen, und wie tief bin ich geſunken? — Hier ſeh ich den ſchwindelnden Abgrund der mir meine Leiden vor die Augen ſtellt — in jeder Sekunde, die ich verlebe, bin ich der, der ich nicht ſeyn ſollte! Was kann mich wach machen, welches Angſtgeſicht

meines trüben Genius — — ah! gewiß mein Vater! —

Vater. Lord Manjello. Nun, da wäre ich, mein Sohn! —

Manjello. (Fällt seinem Vater in die Arme.) Mein Vater! (Er küßt ihn.)

Vater. Deine Lippen brennen fiebrisch. Was fehlt Dir, mein Einziger? Bist Du krank? Oder hast Du im Spiele verloren? Hier ist Geld.

Manjello. Ich habs verloren, das unglückliche Spiel — alles verloren —

Vater. O, der kleine Grillenfänger! — Wenn wir alles verloren haben, so leben unsre Güter noch — tausend Pfund Sterling auf eine Nacht. Du hast brav geschwärmt in Deutschland — übrigens hoff ich als Engländer!

Manjello. Alles, alles hab ich verloren — meinen ganzen Reichthum. —

Vater. Nun, nun, es wird schon zu bezahlen seyn — Du machst mir ganz angst. Indessen sage doch, wie viel hast Du denn verloren?

Manjello. (Mit gen Himmel gerichteten Augen) Die bejahrte Wette mit Gott — ich habe gespielt, unglücklich geworfen. —

Vater. Die Wette mit Gott! — Du sprichst allegorisch mein Sohn — Du hast gespielt und unglücklich geworfen? — Armer Junge. Und diese Wette —

Manjello. Das einzige, was mich reich machen konnte. —

Vater. Und der unglückliche Satz, den Du aufs Spiel setztest?

Manjello. Mein Freund! —

Vater. Dein Freund? Doch nicht Emiliens Bräutigam? — Donner Junge! Mußtest Du so hoch spielen?

Manjello. Ich ging eine Wette mit dem Allmächtigen ein — es könnte mir in dieser Welt nichts fehlen, auch meine Freunde würde mich lieben und hochschätzen — ich verlor sie, und ich habe um Gottes Barmherzigkeit gewürfelt. — Die Wette ist dahin, und ein Freund hüpfte um den Rand meiner Seeligkeit! — Ah! Vater, das schmerzt, wie ein blutiger Dolch.

Vater. Unerklärbar bist Du heute, mein Einziger. — Wie ich mich freute, meinen Ein-

zigen mit lächelnden Mienen zu umarmen, und ich sehe ein Auge, voll trüber Wehmuth. — Glaube mir, mein Sohn, das thut dem Vaterherzen wehe! — Und so wahr ich ein Engländer bin, deinen Schmerz habe ich noch nicht ergründet! — Mir liegt das Wohl meiner Kinder so sehr am Herzen, liebe euch beide so aufrichtig, und eure Thränen flüchten sich vor meinem Herzen. — Meine ganzen Reichthümer sind ja dein, sage nur, mein Bester, mein Einziger, was ist Dir? —

Manjello. (Der die ganze Szene hindurch an seiner Brust gelegen, mit thränenvollen Augen.) Konnte einst Posa für seinen Karlos sterben, — wie süß würde Manjellos Schlaf seyn, — o Karl ist unglücklich, — mein Vater! — Zwischen dichten Mauern jammert er Klagen seinen schweren Ketten vor! — Unwiederbringlich!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Baron von Willig.

Vater. Räthselhafter Mensch! Mich so zu martern! — Kommen Sie, Baron, — meine Klagen gehen allen Komplimenten vor, — was fehlt meinem Sohne? —

Willig. (In Reiſekleidern, der's nicht hört, was der alte Lord ſagt.) Ha! Manjello hier! — Fort, fort, ſchleunige Hülfe um Karl! —

Vater. Sind Sie toll, Baron, — ich bin wie verrathen, und verſtehe Euch beide nicht. —

Willig. Die Zeit wird es lehren, fort, fort, — Karl, die Unſchuld weint, jammert in Ketten! —

Manjello. Karl? — Karl? O Willig, laſſen Sie ſich an mein Herz drücken, — das war Labſal! — Wiſſen Sie es, wo er iſt? — Fort, fort, wir wollen eilen! —

Willig. Wir ſind bereits auf der Spur! Als ich wegen einiger Geſchäfte vom alten Baron von Weber fuhr, begegneten mir Emilie und Schwarz, die mir das gräßlichſte Gemälde von Karls Entführung aufſtellten, — im benachbarten Städtchen hört' ich, daß drei junge Leute aufgefangen worden wären, von denen zwei ſehr wild ausgeſehen hätten, und da ihre ſehr unnatürliche Kleidung ihren rohen Geiſt verrathen hätte, habe man ſie gefänglich verwahren laſſen. Sie hätten dann dieſen jungen Mann, der außer allem Zweifel Karl iſt, eines Diebſtahls und Mordes be-

ſchuldiget, und letzterer wäre dann ins Gefängniß geworfen worden, — das Volk hätte ihn hingegen für unſchuldig erklärt, — der Senat aber wäre ſchwürig, und machte ihm das Todesurtheil. —

Vater. Ob ich da ein Wort verſtehe! —

Manjello. Sie werden verſtehen, mein Vater! — Aber hier findet kein Zaudern Statt! Fort, Freund, daß wir die Unſchuld vom Tode erretten! — O mein blutendes Herz! —

Willig. Es ſind Pferde für uns beſtellt! Wir reiten ſogleich nach dem Städtchen. —

Vater. Und ich ſoll mit Euch? —

Beide. Der Ewige wird Ihre That belohnen! —

Vater. Ich folge! — Mein Sohn, Du verlangſt viel von meinen grauen Haaren! —

Vierter Akt.

Erſter Auftritt.

(Nacht. Des alten Grafen Trenſe Schlafzimmer. Er liegt halb entblößt in einen Schlafpelz geworfen auf einem Sofa. Seine Mienen verrathen Unruhe und Angſt. Ein Lakey ſitzt in der Ecke an einem Wandtiſch und lieſt aus einem Trauerſpiele einige Strophen. Bei Eröfnung der Bühne läßt der alte Graf eine Wanduhr repetiren, die zwölf Uhr angibt.)

Trenſe. Iſt dieſe Nacht eine Ewigkeit? — Alle meine ſchmerzlichen Gefühle in eine Minute Freude und in ein Sekulum Jammer zuſammengerollt! — Verwüſten wollt' ich den Gram, die bittern Stunden meines Lebens, und kann nicht, — von meinen Freuden geſchieden, und den Kuß meiner Kinder muß ich entbehren, — ach Gott! dieſe Laſten ſind ſchwer, und werden mich zu Boden drücken. — Lies weiter.

Bedienter. (lieſt. *)

Aber Schade!
Da ſie den Menſchen aus des Schöpfers Hand
In ihrer Händewerk verwandelten,
Und dieſer neugegoß'nen Kreatur
Zum Gott ſich gaben, — da verſahen Sie's
In etwas nur: Sie blieben ſelbſt noch Vater, —
Menſch aus des Schöpfers Hand. Sie fuh-
ren fort
Als Sterblicher zu leiden, zu begehren;
Doch geben kann die neue Pflanzung nichts.
Sie brauchen Mitgefühl — und einem Gott
Kann man nur opfern, zittern . . zu ihm beten;
Mit ihm zu fühlen, wagt man nicht. So laut,
So drängend auch die leidende Natur
Hervor aus dieſem Buſen ruft — umſonſt —
Die Uhr ſchlägt fort, wie ſie der Künſtler lehrte.
Selbſt in der Freude darben ſie! —

Trenſe. Ach ich darbe in der Freude, breche die volle Blüte meines Sohnes ab, aus der alle meine Freuden entſproßten. Fort.

Bedienter. (lieſt)

Da ſie den beſten Sohn
Zu ihren Saitenſpiel herunterſtürzen,
Wer theilt mit ihnen Harmonie?

*) Dieſe Strophen ſind aus des Herrn Hofrath Schil-lers Don Karlos genommen.

Trenſe. Keinen, — niemand in der ganzen weiten Schöpfung. — Hab' ich alle meine Opfer auf dieſem grauen Altar geſchlachtet, was iſt mir überblieben? Gram und Schmerz über den nagenden Verluſt. Lies weiter. — Ja, ich mußte! —

Bedienter. (Lieſt.)
Sie haben recht, ſie mußten. Daß ſie können
Was ſie zu müſſen eingeſehn, hat mich
Mit ſchauernder Bewunderung durchdrungen. —

Trenſe. (Faßt ihn an.) Kerl, Du lügſt, das ſagt Dein Gehirn, — wer ſprach das?

Bedienter. Mein Gott! gnädiger Herr, hier ſteht es im Buche, — die Sprache des Marquis an den König! —

Trenſe. Verzeih meine Aufwallung, — ja ſo, — nun lies weiter, ich vergaß mich! —

Bedienter. (Lieſt.)
Das Ideal der ruhigen Vernunft
In Marterfeuer widerſtrebender
Gefühle auszuprägen, — ſtarrend Eis
In heißer Hand zu tragen, — das iſt mehr,
Als die Natur ſonſt Sterblichen beſchieden! —
Ja! beim Allmächtigen! — jetzt bitt' ich Sie,
Auf meinen morſchen Knien, geben ſie,

Was Sie ihm nahmen, wieder. Werden Sie Von Millionen Vätern dann ein Vater! —

Trenſe. Ja, ja, ich will es ſeyn, — will ihm ganz Vater ſeyn, — ach dann wenn ich den verlornen Sohn wieder an meine Bruſt drücken kann, werden meine Stunden, ja nur dieſe Minute allein, die Engel beneiden. Wie glücklich werd' ich nicht ſeyn, wenn er an meinem Halſe ſeine Reue weint, die Verbrechen ſeiner kindiſchen Jugend in den Buſen eines alten Greiſes, ſeines Vaters begräbt! — Wenn mich dann die Stimme meines Sohnes nicht aufweckt, ſo wird mein ſchlafender Genius nie, nie wieder ſeine Rechte verehren! — (Zum Bedienten.) Hinweg — laß mich allein. (Bedienter ab.)

Zweiter Auftritt.

Graf Trenſe allein.

Ich habe geſiegt, über alle Vorurtheile geſiegt! — Der herzhafte Knabe, der immer genug war, den Zorn ſeines aufwallenden Vaters zu ſtillen, der jedes kleine Bewußtſeyn der Schuld ſeines Vaters abtrug, der wird mir mindeſtens nicht im Greiſesalter

ſchmeicheln, — nein! nein! er iſt nicht ſo böſe, als man ihn ſchilderte, er hat, (ſollte er auch Fehler und Laſter begangen haben,) auch Tugenden, — und o! nur eine einzige, unzertrennliche Tugend von dem Geiſte des Sterblichen verdeckt alle Seitenbahnen, die die Laſter gingen und einſchlugen. — Ich will ihm verzeihen und meine Augen von ſeiner unſchuldigen Hand zudrücken laſſen.

(Ein Schuß.)

Dritter Auftritt.

Bediente von allen Seiten. Gnädger Herr! — Gnädger Herr, um Gottes willen! —

Trenſe. (Aufgeſchreckt.) Was iſt? — (Ergreift eine Piſtole, die an der Wand hängt.) Was iſt? — Wer wagt es, dieſe fürchterliche Stimmen aufzurühren?

Bediente. Wir ſind alle verloren! —

(Eilig ab.)

Vierter Auftritt.

Wunderbare Menſchen! — Verloren? Verloren? Wer ſagt, daß ich verloren ſey. Sagt er nicht ſo, der Schurke:

„Werden Sie,
„Von Millionen Vätern dann ein Vater!“
Will ich nicht Vater seyn? — Oder will die Hölle meine Leiden belohnen, um mich zu verderben? — Bei Gott nicht, wenn ich verzeihe, meinem einzigen Kinde verzeihe, was will mir die Welt thun? In meine Rechte darf kein Mensch treten! (Man kocht.) Wer da? — Es wage keiner in mein Zimmer zu treten, oder diese geladene Pistole brennt seine Stirne in tausend Trümmer. — (Er verlöscht das Licht, und wirft sich unruhig aufs Sofa.)

Fünfter Auftritt.

Voriger. Werting in einem Mantel. Ein Bedienter mit Licht.

Werting. Verzeihen Sie, Graf, daß ich unangemeldet und zu einer solchen ungewöhnlichen Stunde in Ihr Zimmer trete! — Ich hatte beschlossen, schon gestern diesen Schritt zu thun, den ich in dieser Mitternachtsstunde vollenden will! Glauben Sie, Graf, ich habe gerechte Sache, mit Ihnen und mit Gott zu hadern, Sie machten, wenn Sie Ihr Verbrechen wissen wollen, eine halbe

Welt unglücklich, und ich stehe als Abgesandter Gottes vor Ihnen, — in meiner Kugel Ihr Bluturtheil zu lesen. (Zum Bedienten.) Ihr entfernt euch. (Bediente ab.) Und mit dieser Sprache glaub' ich in das ehrwürdige Geheimniß Ihres Willens gedrungen zu seyn, — ohne weitere Umschweife, Sie stellen sich.

Trenſe. (Der vom Sofa sehr langsam aufgestanden ist.) Wunderbarer Unbekannter. Sie treten mit einer Miene in mein Zimmer, die meinem Ansehen schon zuwider war, und ungeachtet dieser Kühnheit, beleidigen Sie mich mit einer Sprache, die ich nicht verstehe! — Ich muß Sie zu einer gewissen Klasse von Menschen zählen! — Und in einer Stunde erscheinen Sie, die nie geschickt ist, Besuche anzunehmen.

Werting. O Graf, ich bitte, meine Geschäfte fragen nicht nach dieser Stunde, — mein Gewerbe ist Rache, und diese verachtet das steife Zeremoniel. Stellen Sie sich nicht, so zittern Sie!

Trenſe. Ich stelle mich nicht, — weil ich nichts verbrochen habe, — meine Ehre waffnet mich, und wenn ich auch diese nicht

zu meinem Schilde nehmen könnte, so sprechen doch diese grauen Haare für mich.

Werting. Weisen Sie den Bettler nicht mit diesen Geschenken zurück, den Sie betteln lehrten.

Trenſe. Herr, — wer Sie auch sind, mäßigen Sie Ihre Ausdrücke!

Werting. Mäßigen soll ich mich! (Heftig.) Alter Narr, hast du Unmenschlichkeit gelernt, wie sollst du mir Mäßigung und Menschenliebe lehren? Wenn die Worte des armen Mannes nicht schrecken, so sollen dich die Verkläger deines einzigen Sohnes zum Weltgericht fordern — und ich will der erste unter ihnen seyn, der seinem Schöpfer das blutige Zeugniß untersiegelt. — Meine eigene Plagen, und mein grenzenloses Unglück hätten mich nicht zu Dir gebracht, aber die Stimme deines einzigen Kindes, dessen wunde Stimme gen Himmel zu Gott um Rache schreit, führte mich an den Haarspitzen in deine Säle. —

Trenſe. Mann Sie sind fürchterlich. Sind Sie der Abgesandte meines Sohnes — recht gut, ich vergeb' ihm herzlich.

Wer-

Werting. (Lachend und verächtlich.) Alter buhlerischer Greis — Du willst Großmuth erheucheln, und stümperst. Wie könnte Deine Seele verzeihen, da Du ein Teufel bist. —

Trense. (Beleidigt und wild.) Mann, vergessen Sie meinen Stand nicht, oder ich will Ihnen zeigen, was der ohnmächtige Greis vermag, mit dessen Haaren Sie zu spielen wagen.

Werting. Das schreckt mich nicht. — — Mit dieser Minute wollen wir bald fertig seyn, wenn es darauf ankömmt, meine befleckte Ehre zu retten, die Sie besudelt haben.

Trense. Ich? —

Werting. Sie zweifeln? Ha! Sie denken, wenn der Greis heilig thut, und hinter der Larve der Frömmigkeit buhlt, so ist das Jünglingsalter rein? Sie irren sich. Denken Sie nach, und Sie werden einen Flecken in Ihrer Sonne finden.

Trense. Und? —

Werting. Sie verlangen, ich soll Ihr ganzes Sündenregister ziehen? Wenn Sie es denn ausdrücklich verlangen, so gestehe ich, Sie sind sehr frech. — Wahrlich, wenn man einst meinen Ahnen hätte sagen wollen, daß Eduard von Stralenberg wie ein Bettler

vor den Grafen Trenſe ſtehen würde, Ihr Geſicht würde mit Blut angefüllt worden ſeyn? —

Trenſe. Gott im Himmel! — Wie wird mir? — (Er ſäut ins Sofa zurück.)

Werting. Ha! Muthloſer! So durfte ich Dir nur einen Namen nennen, und es gelang mir, den betrügriſchen Sünder aus dem Todtenſchlafe emporzurütteln? — Wie unnachahmlich ſüß wird mir dieſe Minute in meiner letzten Sterbeſtunde ſeyn, wenn ich mich erinnere, einen Betrüger mit einem Namen aus dem irrenden Thale „Sorgloſigkeit“ zurück geführt zu haben! — Höre mich, unendlicher Gott, wie ſchwer es mir ward, dieſe Stunde zu ereilen, und die grauſen Felſen von dieſem Herzen zu wälzen! — Ach, ich habe gefühlt, getragen und geſiegt! Dank ſey es dir, Vorſehung. — Sie haben nicht Menſchengefühle von ſich abgelehnt, nein, dann wären Sie noch ein menſchlicher Böſewicht geweſen, ſondern Kinderblut wird Sie einſt verklagen, und weh- Ihnen, wenn die blutige Schaale des Zorns Gottes über Sie ausgegoſſen wird.

Trenſe. Hören Sie auf, hören Sie auf.

Werting. Ihre Sünden, die mir ſchwer an mein fühlendes Herz treten, gehen trauernd vor meinen Augen vorbei. Ich will Sie ſchonen, — aber ob Sie einſt dort Schonung erlangen werden, weiß ich nicht. Ich verlor einen Sohn, — ein Weib, einen Vater und eine Mutter, und mich ſelbſt, — kann ich auftreten und mich glücklich nennen? — Sie waren es, der dieſe weinende Gruppe des menſchlichen Elendes in die ſchwarze Tafel des Todes grub!

Trenſe. Ich? — O mein armes, verletztes Gewiſſen!

Werting. Sie wachen auf, von dieſem Zentnerſchlafe? Wohl Ihnen, — ich hätte es Ihrem Herzen nicht zugetraut! —

Trenſe. Und meine Kinder? —

Werting. Vermuthlich verloren um Ihrentwillen. Bereitwilliger Sünder, der die Verbrechen des Teufels überwand, um dieſe ſataniſche Größe zu überflügeln!

Trenſe. Sie verkennen mich, — mindeſtens meine jetzige Seele, — ich denke anders, — ehemalige Gefühle haben ſich geändert. —

Werting. Wenn Sie ſich geändert haben, — ſo löſen Sie meine Ehre, und ſtellen Sie ſich meiner Kugel entgegen.

Trenſe. Nein, das kann ich nicht. Ich bin nicht im Stande, Ihnen unter die Augen zu treten.

Werting. Sie können, wenn Sie nur wollen. Einſt waren Sie ein Mann von Ehre und Anſehen, und Sie wollen es jezt weniger ſeyn?

Trenſe. O! nein — das nicht. Ich habe mit Ihres Vaters Ehre geſpielt — wie kann ich mit Würde und Ehre vor ſeinem Sohne erſcheinen? Ihr Anblick ſchlägt mich zur Erde.

Werting. (Er ſchießt ſein Piſtol in die Luft.) Nun erkenne ich Ihren Edelmuth — und verzeihe Ihnen an meiner Statt. — Dieſe heilige Pflicht des geſitteten Chriſtenthums will ich nicht verläugnen, ich will dieſe Eigenſchaft als Menſch ehren — aber ich bin der Freund ihres Findlings, und auf der Seite kann ich Ihnen nicht verzeihen.

Trenſe. O! Freund — Sohn meines alten ehemaligen Freundes — glauben Sie mir, es iſt ein beiſſender Stachel meiner alten

Tage, dieſe traurige Erinnerung an Ihre vorige Leiden — allein ich will Sie glücklich machen, bleiben Sie bei mir, und ich will mein ganzes Glück aufbieten, dieſe traurige Runzeln von ihrer Stirne zu vertilgen — ich will Sie als Sohn ehren, und das ungünſtige Schickſal verſöhnen, — der Aſche ihres unglücklichen Vaters ein Opfer bringen. Sie ſollen mein ſeyn, großmüthiger Mann, Sie ſollen mein ſeyn —

Werting. Sie vergeſſen, daß wir noch nicht fertig ſind. Ich ſtehe als Bevollmächtigter von ihrem Sohne vor Ihnen. — Sie haben ihr eigen Kind tief beleidiget!

Trenſe. Ich habe vergeben, und er wird mir auch vergeben! —

Werting. Vergeben? Nun dann wohlan, ſo ſind Sie mein! — Dieſe zween Herzen, die ſich hier an einander drücken, empfinden den Bund der Liebe, und ſollte etwa der traurige Schatten meines Vaters trübe in den feſten Bund unſerer Seelen ſchauen, ſo wollen wir ſeinen drohenden Geiſt mit unſern Thränen verſöhnen! — (Sie umarmen ſich.)

Trenſe. Mit unſern Thränen.

Werting. Und Ihr Karl?

Trenſe. Soll Zeuge unſerer Freundſchaft ſeyn!

Werting. O! der Name muß Ihnen ſüß ſeyn! Ich hatte einſt einen lächelnden Knaben, in den Windeln weinte er noch, als mir ihn das harte Schickſal entriß. Sein Name war Karl Eduard.

Trenſe. Und der Tod würgte dieſen Kleinen? O, der arme Wurm!

Werting. Nein der Tod nicht. Irgend ein Straßenräuber, der ſich mit dem Raube eines Kindes begnügt! —

Trenſe. Wunderbar. Wo verloren Sie ihn?

Werting. In einer trüben Nacht nahe bei einem Walde! —

Trenſe. Nahe bei einem Walde. Großer Gott — welche Erſcheinung!

Werting. Was iſt Ihnen? —

Trenſe. Und ein goldener Medaillon —

Werting. Was? — Der lag in ſeinen Windeln. — Mann, um Gotteswillen! —

Trenſe. Kommen Sie — wie mein Herz ſchlägt! (Ab.)

Sechſter Auftritt.

(Karl geſchloßen im Gefängniß. Dann Manjette, Freuderich, Schwarz, Willig, und der alte Lord Manjette. Im Hintergrunde eine Oellampe in der Mauer.)

Karl.

Mit dieſen Ketten will ich den Abgrund meiner Qualen verſiegeln! — Ausgerungen iſt dann die ſtürmiſche Todesnacht, und meine herbe Laufbahn vollendet! — O! mein Herz, wie leideſt du bei dem Gedanken? Unſchuld war mein Verbrechen, und Tugend mein Schafot! — Ohnmächtiger Menſch, ich habe nach Seligkeit gerungen, nach der lezten Sekunde Freude unruhig geſchnappt, und in den blutigen Dolch des Todes gebiſſen. Ich habe den Kelch des Schmerzens geleert, und bin von meiner blendenden Höhe geſunken, wo meine jungen Jahre herumhüpften. Würde man mir damals geweiſſagt haben, daß ich in Ketten unter den Augen der lächelnden Menſchen als Verbrecher ſterben würde, ich hätte den Trauerboten mit meinen Händen erwürgt. Und nun welche traurige Erfahrung! Bin ich's nicht, der zwiſchen öden Mauern mit ſeinen Ketten raſſelt? — Ja, Karl, Karl, der ſonſt ſo glückliche Karl, iſt ein Verbre-

cher, — ein Mörder, — und die Unſchuld ſpielt hinter dieſer Larve! —

(Er kniet mit Grazie in ſeinen Ketten nieder, und windet ſeine Hände gen Himmel.)

Du verläßeſt doch nie die Unſchuld, mein Gott! — (Er betet heimlich fort, da er nur ſeine Lippen bewegt, dann laut, aufſtehend.) Und er wird mich erhören! Der dort oben ſchläft ja nicht, wenn der arme Verlaſſene weint. Und murren will ich nicht, will das ſchwere Joch des Leidens ruhig tragen! — (Man hört jemanden kommen.) Ha! meine Henker werden kommen, und mich zum Richtplatz führen!

Die beiden Lords. Freuderich, Willig, Schwarz. (Sie fliegen ihm entgegen.)

Alle. (Außer dem alten Lord.) O Karl, — lieber, beſter Karl!

Karl. (In ihrer Umarmung.) Meine Freunde, — meine beſten Freunde, Ihr in meinen Armen? — O Gott! dieſe Wonne noch einmal in meinem Leben, in dem traurigſten Zeitpunkt meiner gräßlichen Schickſale zu erleben! — Seyd mir innig gegrüßt. O das iſt Labetrunk, wenn man in der letzten Minute des Hinſcheidens in den Armen, an der Bruſt

des Freundes ausweinen kann, wenn man alle Leidenſchaften, den grauſen, unüberwindlichen Sturm ſeiner gepreßten Thränen in dem Buſen eines Freundes ausſchütten kann, — o das labt, das ſtärkt die ermattete Seele! —

Alle. Karl, theurer Karl, du biſt frei. — Hier ſind die Schlüſſel zu Deinen Ketten! Man hat Dich für unſchuldig erklärt, — Du biſt frei.

Karl. Ich frei? O ſpielt nicht mit eurem unglücklichen Karl! Doch ich bin nicht unglücklich, meine Seelen, meine Freunde liegen ja an meiner Bruſt! —

Alle. So wahr ein Gott über uns iſt, Karl Du biſt frei!

Karl. Ich frei! O du unendliches Weſen, ſo iſt es ihnen dennoch nicht gelungen, meinen Tod zu befördern. O ſie wollten ſich an meinem Ende weiden! —

Alle. Reiße unſre Wunden nicht von neuem wieder auf, edler Freund!

Karl. O ſie hatten ſich wider mich verſchworen! Der Major Reus ſprang wüthend in mein Zimmer, und ſchleppte mich in dies grauenvolle Gewölbe! — Ich vergeb es ihnen! —

Alle. O die heldenmüthige Seele! —

Der alte Lord. (Der von weiten geſtanden und ſtets große Rührung und Empfindung ſeines mitleidigen Herzens bewieſen hat, tritt näher.) Sie ſind ein großer Mann, — Freund meines Sohnes. Ich liebe Ihr Herz, nehmen Sie mich in Ihren Bund auf.

Karl. (Sieht ihn ſtarr an.)

Manjello. Es iſt mein Vater, guter Karl.

Karl. Vater meines Manjello, — dieſer heiße Kuß mag Zeuge meiner Liebe ſeyn! Unſer Bund iſt früh, aber feſt geſchloſſen. Und hier (indem ſie ſich alle feſt umarmen) wachſen ſechs edle Herzen Deutſchlands zuſammen! Nichts trenne ſie als der Tod! — Nun ab mit dieſen Ketten!

Willig. (Schließt ihm ſeine Feſſeln ab.) Du haſt dieſe Feſſeln zur Schande der Menſchheit getragen! —

Karl. Ich verzeihe dem flüchtigen Menſchen gern, wenn er nur die Unſchuld des armen Unterdrückten erkennt.

Schwarz. Und nun im raſchen Flug zu Deiner Natalie! Sie trauert, — ſie weint um Dich! —

Karl. Wo iſt ſie? — Wo kann ich ſie finden? Sie weint, ſagſt Du? — Wie kann die Tugend weinen? — Doch ſie weint um ihren Karl. Kommt, meine Beſten, führet mich zu ihr!

Freuderich. Und dann Dein Freund Werting erwartet Dich auch, — er will Dich an ſeine Bruſt drücken.

Karl. Werting? — O auch er iſt mein! Ja, ich entſinne mich, dieſen Mann liebt meine Seele ſehr. Alle meine Gefühle ſchlagen dieſem Manne ſo laut nach, — o er wird immer mein ſeyn! —

Freuderich. Er iſt zu Deinem Vater gereiſt, um Dir Gnade und Vergebung auszuwirken. —

Karl. Ich habe nichts verſchuldet, und mein Herz iſt rein, und doch haßt mich mein Vater! —

Der alte Lord. Er wird nicht immer zürnen, und Ihre edle Seele nie verkennen. Vergiebt er nicht, ſo will ich mich zu ſeinen Füßen werfen, und Erbarmen erflehen. —

Alle. Wir wollen ſein Vaterherz erweichen. —

Karl. Nun ſo kommt, daß wir in ſeine Arme eilen! —

Der alte Lord. Ich werde gleich folgen. —

(Alle verlaſſen das Parterre. Der alte Lord bleibt.)

Manjello. (Auf und ab in tiefen Gedanken.) William, biſt du ſo edel als Engländer, wie dieſer große Deutſche? O ich habe immer die Deutſchen in die unterſte Klaſſe der geſitteten Nationen geſetzt, und dieſer Einzige überzeugt mich ſo kühn, daß hohe Gefühle in deutſchen Seelen ſchlagen, und der ſtolze Geiſt ſeine Fluten an Britanniens Pulſe ſchlägt! — Ich habe ihn geliebt, als ich zum erſtenmale ſeine Muskeln anſtaunte, — und wie betroffen war ich nicht, als ich ſeinen Geiſt die unermeßlichen Schranken der empörten Größe erkannte! O ich war ein ſtolzer Knabe in meiner Jugend, und unter meinem Panzer ſchlug ein engliſches Herz, — dieſem muß ich in meinem Alter, wo mein Haupt graues Haar deckt, nachſtehen! — Ich war groß, und nun bin ich klein. Die Schätze Londens erkaufen keine britanniſche Seele, die den ge-

ringſten Funken dieſes Namens erreichen könnten.

Wie wenig bin ich jetzt, und noch weniger werd' ich einſt mich fühlen! — Wenn der ſtaunende Geiſt an die Pforten der Unvergänglichkeit pocht, und am Zügel allmächtiger Leidenſchaften die Schranken des Todes erbricht, dann wird ein Karl über meine Größe ſtrahlen, und dieſen ungeheuren Berg, worauf ich glänze, in ewige Trümmer treten!

Werde alt, junger, muthiger Knabe, und du kannſt nicht Jüngling Britanniens ſeyn. — Bleibe jung, alter Lord, Stolz der engliſchen Krone, und du wirſt dieſe einzige Seele mit allen deinen Schätzen nicht im Knabenalter erreichen. Dieſe Worte ſind furchtbar, aber gerecht! — Den kleinſten Zug ſeines Geiſtes überliſtet meine Seele, und ich falle in mein eignes Nichts zurück, — werde Staub um dieſe Größe, — und mein Andenken ſinkt in die ewige Vergeſſenheit! — Ich habe dann vollendet und überlaſſe dem ſtolzen Deutſchen den Vorzug, — ich kann jetzt nicht vollenden, und er lächelt über meine elende Moral, — o, ein Engländer wurde von einem Deutſchen übertroffen! — (Ab.)

Siebenter Auftritt.

(Die Szene bleibt. Morgendämmerung.)

Wilhelm. Reus.

Reus. Was ſollen wir nun anfangen? Der Bube iſt frei, und alle unſere Anſprüche auf Deinen Vater vernichtet. — Das iſt ein infamer Streich!

Wilhelm. So müſſen wir ihm zum zweitenmale beizukommen ſuchen. Entweder Tod oder ewiges Gefängniß.

Reus. Das iſt hier am unrechten Orte!

Wilhelm. Nun wenn das nicht gelten ſoll, ſo iſts uns unmöglich, unter meines Vaters Augen und ſeiner Chatulle zu treten.

Reus. Das erſte könnten wir entbehren, wenn nur das letztere nicht wäre. — Haſt Du kein Geld?

Wilhelm. Ich habe nicht drei Dukaten mehr.

Reus. Du ſieheſt, die Nothwendigkeit erfordert es und zwingt mich zu flüchten —

Wilhelm. Du willſt flüchten und biſt Soldat?

Reus. Und das ſcheint Dir wunderbar? Dein Vater kann mir nicht helfen, denn mit was für einer Miene ſoll ich ihm unter Augen treten? Du haſt kein Geld, und mit dergleichen Auftritten durch das Leben zu wandeln, iſt kein ehrlicher Mann im Stande, — kurz, ich muß zum Thore hinausgehen, und mein nächſter Weg —

Wilhelm. Iſt? —

Reus. Frankreich. Wenn Du mir folgen willſt, mußt Du Geld ſchaffen, wo nicht, ſo mag ich Dich nicht, denn Du haſt nichts gelernt, und verſtehſt's Handwerk nicht.

Wilhelm. Gewis ein braver Bandit zu werden?

Reus. Wenn mir weiter nichts übrig bleibt, ſo werden mich die franzöſiſchen Wälder gewiß nicht verlaſſen.

Wilhelm. Und wenn man Dich auf Deinem Marſche auffängt? —

Reus. Iſt meine Ehrenſtufe der Strang.

Wilhelm. Brave, — Bruder, Du haſts weit gebracht.

Reus. Das iſt der Weg der Ehre, wenn, ein armer Kavallier, der ein Schurke

iſt, Seitenſprünge macht, — und wie glücklich würde ich nicht ſeyn, wenn meine Ahnen in ihre Wappen einen Galgen geſtochen hätten! —

Wilhelm. Lieber an der Stirne, — ſo hat die ganze Welt Ehrfurcht vor dir.

Reus. Du redeſt wie eine alte Frau.

Wilhelm. Und mit dieſer Philoſophie, ein Gauner auf franzöſiſchen Fuß zu werden, willſt Du Deutſchland verlaſſen?

Reus. Kannſt Du mir Geld ſchaffen, ſo will ich bleiben, und kein Teufel ſoll mich von Deiner Seite bringen. Und dann, Bruder, mag ſich die Hölle wider uns empören, ich verlaſſe Dich nicht, — ſetze mein ganzes Leben aufs Spiel; aber Geld, Geld muß ich haben.

Wilhelm. Das kann ich nicht ſchaffen. Du weißt wohl, daß Herr Karl und ſeine liebenswürdigen Freunde das Vaterherz beſtürmen werden, und ſo — ſind wir beide aus dem Paradieſe gejagt.

Reus. Nun ſo muß ich wandern. Leb wohl, Bruder! — In der andern Welt ſehen wir uns wieder, wenn eine iſt, in dieſer

ser glaub' ich nicht. Du müßteſt denn in meinen Orden treten! —

Wilhelm. Reus, mein Seele! ich verliehre Dich ungern. — Ach! Scheiden, du thuſt wehe! —

Reus. Das kann mir nichts helfen, — ich muß fort. Komm, umarme mich noch einmal, und mit dieſem teufliſchen Kuſſe nach Frankreich. Wenn ich einmal zwiſchen vier Pfahlen hänge, ſo denke an Deinen unglücklichen oder glücklichen Reus, wie Du's nehmen willſt.

Wilhelm. Wart, Bruder, — noch ein Viaticum muß ich Dir geben, — da meinen letzten Dukaten. Du warſt doch immer eine ehrliche, gute Haut, und bei meiner armen Seele! ich verliehre Dich ungern.

Reus. Ich glaube Dir's, Bruder. — Nun vor unſerm herzlichen Abſchiede noch Eins. Iſt Dir's möglich, dem infamen Buben, Karl, auf alle nur mögliche Art zu ſchaden, ſo thu' es, Du wirſt noch meiner Aſche ein ſüßes Opfer bringen!

Wilhelm. Ich will's thun. Geht mir doch Dein Abſchied, hol mich alle Teufel! ſo

zu Herzen, wie meiner Großmutter, wenn ſie die alten Thaler aureiſſen mußte.

Reus. Das hilft mir alles nichts — und aus dem ewigen Gewimmer kommt nichts. Adieu.

Wilhelm. Ich will Dich bis vor die Stadt begleiten, und dann ſoll es gerade zu meinem Vater gehen.

Fünfter Akt.

Erſter Auftritt.

(Trenſens Pallais. Ein Zimmer für Karln. Bei Eröfnung der Szene fliegt Natalie ihrem Karl in die Arme.)

Karl. } O! mein Geliebter. Meine
Natalie. } Natalie.

Karl. Hab' ich Dich wieder. Ewig, ewig mein.

Natalie. O! Gott, himmliſches, göttliches Gefühl, das ſich durch meine Seele drängt. Du mein. (Lange Pauſe, in der Natalie und Karl ſich ganz allein leben. *)

Karl. Vortrefliches Mädchen, Du konnteſt Deinen Karl nicht verlaſſen. O! ich habe um Dich geweint —

*) Die geübten Schauſpieler und Schauſpielerinnen werden dieſe ſtumme Szene zum treuen Gemälde machen können. Der Dichter kann das nicht, und ſein Werk würde gewiß bei der Vorſtellung verlieren, wenn das nicht der ſorgſame und geübte Akteur zu erſetzen wüßte.

Natalie. Und ich mit meinen Thränen meine Augen verwundet — aber sie floßen meinem Karl, und jede dieser Thränen war meinem Innigeliebten heilig.

Karl. Du haſt geweint? — O Liebe!

Natalie. Geweint, ſchmerzlich um Dich geweint, und konnte meine Thränen, nicht wie ſonſt, mit Deinen Locken trocknen. — Ach, hätte ich dieſe gehabt — meine Seligkeit hätte ich in dieſen Thränen verträumt. (Sie wickelt ſeine Locken um ihre Hand.)

Karl. O! was hätt' ich für einen Engel verloren — nun biſt Du mein, und die himmliſche Magie ſoll ſich um unſere Seelen ſchwingen, den letzten Hauch unſerer heiligen Liebe in die Chöre der Engel übertragen — der Sympathie goldene Schale gieße das Labſal in unſern zuſammengeketteten Geiſtern aus.

Natalie. (Sie küßt ſeine Wange.) Unſere Geiſter in ewigen Schwingungen mächtiger Liebe! — (Sie umſchlingen ſich von neuem, und ſinken rückwärts in ein Sofa zurück. *) Lange, ſehr lange Pauſe, wo Karl an Nataliens Buſen liegt, und ſie ſelig Karls Blicke austrinkt, die er bisweilen mit dem Blicke reiner Liebe zu ihr hinaufſchickt. Das Orcheſter ſpielt eine ſchmelzende Symphonie.)

*) S. Note Seite 131.

Karl. Nein, Natalie, das ertrag' ich nicht. Du haſt meine Seele erſchüttert.

Natalie. (Steht auf und tritt vor ihn.) Karl, als ſich einſt unſere Seelen jugendlich ſchön um einander ſchlungen, wo der feſte Bund der Liebe, und das Füllhorn der reinen, ſchwelgeriſchen Sympathie die allmächtige Bezauberung in unſerm Innern verwebte, — damals ſchworſt Du mir, unverbrüchlich rein an mir zu hängen, den heiligen Kuß auf meine ſchuldloſe, glühende Wange zu drücken. — Du thatſt es in jener Grotte, — und heute, jetzt in dieſer Minute haſt Du das Gelübde erneuert. Ich, Deine Natalie, war die Glückliche, und Liebe war mein Triumph.

Karl. Liebe! Liebe! — und ich hing ſo rein an Dir! — Laß Dich an mein Herz drücken. —

Natalie. Die Natur verband uns mit einander, und gemeinſchaftlich ſollten wir durch dies Leben wandeln.

Karl. An meiner Seite —

Natalie. An Deiner Seite — und ohne Liebe?

Karl. Ohne Liebe? — Hab' ich Dich nie geliebt, Beſte?

Natalie. Du haſt mich geliebt ohne Beiſpiel! — Wird das die Zukunft lehren? — Lieber, bedenke Dich recht, Du warſt einſt wankend in Deinen Kinderſpielen, — herrſchend über Deine jungen Brüder! Wie wird unter dieſer Neigung das arme Weib beſtehen? — Karl, bleib! — Unſere Liebe wird nicht ſanft ſeyn. (Sie geht langſam hinter ſich zurück, reißt den Buſen auf und zieht einen Dolch heraus.) Karl, wenn Du untreu würdeſt! — Hier wäge ich Dir das große, ſchreckliche Wort auf der Wage der Unſterblichkeit vor: Tod wohnt in meinem Buſen! —

Karl. (Vor ihr niedergeſtürzt.) Ich bleibe getreu als Mann, — der Knabe ſtirbt, Tod wohnte in dem Knaben.

Natalie. Und Freude in der Weiberbruſt! (Sie umſchlingen ſich. Vorige Symphonie.)

Karl. O meine Liebe, wie konnteſt Du eine Minute lang an meiner Liebe zweifeln! War ich Dir und warſt Du mir nicht von jeher Alles! Ich liebe Dich ſo rein und ſchuldlos, und der Himmel liegt in unſerer Umarmung.

Natalie. Die Liebe wärmt unſre kalte Herzen auf. — Liebe iſt das Glück der Un-

ſterblichen, und der große Vater, der über den Sternen waltet und richtet, iſt der nicht ein Gott der Liebe — und dieſen ſchönen Trieb hat er auch in meines Karls Seele gelegt. Ich bin die Glücklichſte unter den Sterblichen.

Karl. Liebe iſt das prächtige Kleinod, das ich errungen habe. Und o, das Weſen, das durch meinen Geiſt bebt, iſt mehr als göttlich, — meine Natalie belebt es. Das Unterpfand der ewigen Treue, das keine Welten verlöſchen, das immer ewig dauert, iſt die Liebe!

Natalie. Und mit dieſem Kuſſe, den mein Herz und meine brennende Lippen opfern, mit dieſem Kuſſe ſtoß ich die Reichthümer der Erde hinweg, — ihm, meinem Karl, gebührt er.

(Sie küßt ihn.)

Karl. Theuer der Liebe, und heilig jeder ſanften Empfindung.

Natalie. Dieſes Kreuz ſchmückte meinen Hals, als man mich fand, — welche theure Huld kann es würdiger verdienen? — Nimm es hin, ich habe nichts weiter. (Sie giebt ihm das Kreuz, worauf der Name Natalie geſtochen iſt.) Wer der gute Mann auch ſeyn mochte, der dieſen Namen graben ließ, viel

leicht mein Vater, — geſegnet ſey ſeine Aſche, wenn er nicht mehr iſt.

Karl. O Du gutes, göttliches Mädchen, — wie glücklich bin ich an Deiner Seite.

Natalie. Eine Seligkeit, die die Engelwelten nicht träumen, die ſich in Jahrtauſenden nicht aufhäufen können, werde ich mit Dir, mit Dir Einzigen meiner Seele verleben können.

Karl. Und ich ſollte ſo arm an Reichthümern der Erde ſeyn? — Ich könnte Dir nichts ſchenken, als meine Liebe allein? Das Mädchen, das ſchwache Weibergeſchöpf, iſt reicher als ich, als der Mann? — Warum ließ mich der Ewige geboren werden. — (Beißend.) Mich gebar ein Weib und (wild) hatte nichts zu verſchenken! Doch was kann unſere Einbildung ſchlichten, wenn wir uns arm dünken, — ich war ja ein reicher Mann. — Hier iſt Dein Vergeltungsrecht.

(Er gibt ihr ſeinen Medaillon.)

Natalie. Karl! — (Sie küſſen ſich.)

Karl. Das Vergeltungsrecht der Liebe, — der Balſam, der unſere Herzen verjüngt. Wenn meine Natalie, o goldene, glückliche

Zeit! unter dem Haufen der blühenden Mädchen und Jünglinge herumhüpfte, und an ihrer Seite der freudige Karl lächelte, o, wie die duftende Roſe bebte dann ihr Buſen auf, und meine Seele ſchwamm wieder in dem entzückenden Gedanken: Du wirſt mein ſeyn. — Und der Ausbruch meiner Seligkeit, wie ſüß war er meiner Seele:

*) „Selig durch die Liebe,
„Götter durch die Liebe,
„Menſchen Göttern gleich!
„Liebe macht den Himmel,
„Himmliſcher die Erde,
„Zu dem Himmelreich! —“

Natalie. O ich werde dieſe Stunden nie, nie vergeſſen. Wenn mich mein Karl liebt, kann ich nie glücklicher ſeyn. Ah, unſer guter, lieber Vater!

*) Herrn Schillers Anthologie vom Jahre 1782.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Werting und Graf Trenſe.

Trenſe. Meine Kinder!

Karl. }
Natalie. } (Werfen ſich zu ſeinen Füßen.) Beſter Vater, Sie verzeihen uns.

Trenſe. (Hebt ſie auf, in ſeine Arme ſie ſchließend.) Ich habe nichts zu verzeihen, meine Lieben, meine beſten Kinder, — verzeihet mir. Ich war ſo grenzenlos elend ohne eure Geſellſchaft. Ich ward betrogen, auf das entſetzlichſte hintergangen, — und das von einem Sohne. (Auf Werting zeigend.) Dieſer edle Mann und Deine liebenswürdigen Freunde, mein guter Karl, haben mir die Augen geöfnet. Nachgemahlte Briefe von Dir unterſagten mir den reichlichen Genuß Deiner Liebe; als Mörder, als Verführer der Unſchuld trateſt Du in meinem Herzen auf, — und o Gott! dieſe Zeitung war der grauſamſte Betrug, mit dem mich mein eigner Sohn einige Zeit unterhielt! — Verzeihe mir, mein Karl, verzeihe mir! (Ihn zu Werting führend.) Und dieſer Mann, den Du vermuthlich ken-

nen wirſt, iſt gerührt von deinem Schickſale. Wiſſe, er iſt auch mein Freund, und liebt mich innig, er wird Dein Vater, wie ich, ſeyn, und an der Seite eines ſo würdigen Mannes werden wir glücklich durchs Leben wandeln können. Nur noch eine Bitte hat mein Vaterherz: mein Sohn, verzeihe mir!

Karl. (Weinend in ſeiner Umarmung.) Mein Vater! Mein Wohlthäter! (Thränen hemmen ſeine Sprache.) — — Und Sie, mein edelmüthiger Freund, laſſen Sie ſich küſſen. Sie ſind der Retter meines Lebens und dieſes Engels. (Er führt Natalien zu Werting. Er ſchließt erſtere in ſeine Arme.)

Natalie. Freund meines Karls, auch mein Vater. (Sie hält den Medaillon in die Höhe, da er ſie in ſeine Arme preßt. Er erkennt den Medaillon.)

Werting. Gott im Himmel! was ſeh ich, — dieſes Bild — — (er ſinkt halb ohnmächtig Graf Trenſe in die Arme.)

Trenſe. Freund, — Geliebter, was iſt Ihnen? — Dieſer Medaillon —

Werting. Iſt mein Name — und mein jugendliches Bild — der Beſitzer dieſes Medaillon? —

Trenſe. Iſt Karl, man fand ihn in ſeinen Windeln. Dies iſt der goldne Medaillon, von dem ich Ihnen ſagte.

Werting. (Stürzt Karln in die Arme.) Ha! — Gott im Himmel! — Karl, Du biſt mein, — ich bin Dein Vater! — Mein Sohn, mein Sohn, ich habe Dich wieder. (Rührende Pauſe.)

Karl. (Ohne Beſinnungskraft.) Mein Vater, — ich fühl's, — mein Vater! —

Werting. Laß mich ausweinen, mein Sohn, Innigageliebter meiner Seele! — Laß mich den Schmerz an Deinem Buſen verjammern, — und die Freude, Dich wieder zu umarmen, ſo lebhaft zu empfinden, als es meine Betäubung vergönnt. — Mein Sohn, Himmel liegen an Deinem Buſen, — Seligkeiten verpraß' ich in dieſem Augenblicke.

Karl. (Jammernd.) Und immer mein Vater! —

Natalie. Seyn Sie auch der meinige, — ich habe auch keinen. —

(Karl und Natalie liegen zu Wertings Füßen. Der alte Trenſe ſteht hinter ihnen und wiſcht ſich die Augen.)

Werting. Steht auf, meine Kinder, — Ihr brecht mir das Herz. Kommt, Ihr waret lange unglücklich.

(Sie ſchließen einen Zirkel. Die beiden Väter zur Seiten. Werting legt ihre Hände in einander.)

Werting. (Mit thränenden Augen.) Seyd glücklich .... ich kann nicht mehr. — Auf Euren Wegen blühe die ewige Roſe — und Euer Sterbetag ſey eine verblühte Nelke im May! — Lebt glücklich! — (Er geht ſeitwärts und weint. Im Hintergrunde kniet er nieder bis zum vierten Auftritt und betet heimlich.)

Trenſe. Der Segen des Himmels begleite Euch, meine guten, beſten Kinder, auf allen Euren Wegen. Die Ruhe des edlen Herzens begleite Euch auch dann, wenn ein kleines Wölkchen bisweilen Eure Tage trübt.

Beide. Unſere Worte ſind arm, beſter, guter Vater, — deſto reicher unſere Herzen, — Dank, ewigen Dank Ihnen, ſo lange wir leben und Sie unſern Vater nennen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Lord Manjelle und ſein Vater. Freuderich und Baron von Willig.

Lord. Nun, Kinder, — iſt die erſte Umarmung vorüber? — Nun, das freut mich! Aber, geweint? Wie ſo? Iſts noch nicht richtig? Das ſollte mir leid thun! Bin ein Engländer, und verzeih gern, und bei Gott! einen ſo vortreflichen jungen Mann, wie Karl iſt, muß auch der Königs Sohn lieben. (Er umarmt Karln.) Sie ſind ein vortreflicher junger Deutſcher, wenige beſitzen Ihr Herz, und ich habe meine Größe in Ihren Augen verloren. Nun, Alter, (zu Trenſe) ich hoffe, Sie haben vergeben.

Trenſe. (Noch immer ſehr gerührt.) O! beſter Lord, ich hatte nichts zu vergeben. Meine Kinder haben mich übertroffen. — Ich habe ſie beide glücklich gemacht, und morgen ſoll die Hochzeit ſeyn.

Alle. Vortreflich.

(Willig, Freuderich und der junge Lord bezeigen Karln und Natalien ihre Freude im Hintergrunde des Theaters, und nehmen an dem übrigen Gespräche keinen Antheil.)

Werting. Und ich, lieber Lord bin heute gedoppelt belohnt — meine Leiden sind geendet, und ich der Glücklichste auf Erden! —

Lord. Das wünsch ich Ihnen von Herzen, mein edler Freund.

Werting. Meine Empfindungen an Freuden arm, stehen nicht mehr unter dem Gram, der mich an meinen Sohn erinnerte — freuen Sie sich mit mir, ich habe ihn wieder gefunden.

Lord. (Erstaunt.) Ihren Sohn — lieber Werting?

Werting. Meinen Sohn. Und nun bin ich im Stande, Ihnen zu sagen, daß mir das Schicksal einst Titel und Rang gab, ich bin Baron und heiße von Stralenberg. Karl ist mein einziger geliebter Sohn.

Lord. Der Findling Karl — der liebe gute Junge, den ich so sehr liebe? — Ewige Vorsicht!

Trenfe. Eben diese war es, die uns alle auf so wunderbaren Wegen führte. Ich

habe Thränen — Thränen der Freude über mein Glück, und das Glück dieſes guten Mannes vergoſſen.

Lord. Laſſen Sie ſich umarmen, mein theurer Stralenberg. — Warum verläugneten Sie mir ihren Stand? Sie hätten keine ſo fürchterliche Rolle geſpielt.

Werting. Bei einem Glaſe Wein will ich meinen gepreßten Buſen ausſchütten. Meine Schickſale ſind zu wunderbar, als daß ich ſie Ihnen jezt erzählen könnte.

Trenſe. Sie werden meinen Gäſten das angenehmſte Geſchenk machen, und mir manche Thräne entlocken, die heiß und ſchwer auf meine Bruſt fällt. —

Lord. Wir weinen heut, um uns zu freuen. Und nach den guten edlen Eigenſchaften zu ſchließen, die der Herr Baron beſizt, muß uns jede Thräne, die wir weinen, entzückend ſeyn — denn ſie fließt dem Menſchenfreund.

Trenſe. O! man hat Stunden im menſchlichen Leben, die fürchterliche Saiten berühren, und dann iſts ſchwer, einer vergnügten Sterbeſtunde entgegen zu ſehen.

Werting. (Ihn bei der Hand faſſend.) Reiſſen Sie nicht meine Wunden auf — ich habe verziehen, und jede triſte Erinnerung an dieſe unglücklichen Schickſale ſchmeckt bitter — bitter dem glücklich gewordenen Manne.

Trenſe. Sie, vortreflicher Mann — beſchämen mich — Sie machen mich ganz glücklich! —

Lord. Nun, ihr jungen Leute — mögt mit uns gar nichts zu ſchaffen haben. Das neue junge Ehepaar mag dann erſt für ſich leben, wenn die Alten ſchlafen gegangen ſind! Und ſiehe da, Fräulein Natalie — Ihnen hab' ich nicht einmal einen Brautkuß gegeben. Komm Mädchen, umarme mich. (Er umarmt ſie. Die ganze junge Geſellſchaft nimmt nun Antheil an dem Geſpräche, und hat den Hintergrund der Bühne verlaſſen.) Du gutes Kind, Du ſchlägſt mir eine Wunde in mein Herz — und Du weißt es nicht — ich hatte einſt ein Mädchen, die Deinen Namen trug — o! vielleicht würde ich eben ſo glücklich ſeyn, wie unſer ehrlicher Graf — lebte ſie noch! —

Natalie. Betrachten Sie mich als ihre Tochter, Lord — ſie wird Ihnen nicht ungehorſam ſeyn! —

Lord. Edles Mädchen — Du ſollſt mein ſeyn! — Ich will Dich lieben, und Du ſollſt mit drei Vätern glücklich ſeyn! —

Trenſe. Sie wird es immer ſeyn. Karls Schickſal war gerecht, denn er fand ſeinen Vater, dieſe arme Kleine verweint ihre Klagen in dem einſamen Zimmer, wenn ſie ihre Thränen der Aſche ihres Vaters widmet — Ich habe ihn nie gekannt, nie geſehen. —

Lord. Alſo ein Findling? Nicht ihre Tochter?

Trenſe. Nein — nur mein Findling.

Lord. Glücklicher Mann — zween ſolche vortrefliche Seelen zu finden. Sterbliche und Engel müſſen ſie beneiden.

Trenſe. Ich habe einen Schaz errungen, der meine alten Tage verſüßen ſoll. — Natalie iſt arm und reich! Arm, ſie brachte mir nichts als ein goldenes Kreuz und ein edles Herz — und mit dieſen beiden Schätzen bin ich glücklicher, als der größte Fürſt!

Lord. (Aufmerkſam.) Ein goldenes Kreuz? Was meinen Sie damit?

Trenſe. Ich fand es in ihren Windeln.

Karl. Hier, vortreflicher Mann, ſind die Schätze, warum ich meine Natalie noch heiliger liebe — als ich es ohne dieſe könnte. Es iſt mein, und ihre Liebe ſchenkte es mir.

Lord. (Erſtaunt, da er das † erkennt.) Gott im Himmel — wie wird mir! — Meine Natalie! Mein Kind! — (Er ſinkt ohnmächtig zurück. Alle um ihn beſchäftiget.)

Karl. Vater und Vater in einer Stunde! Süßes Schickſal. — Ich habe eine Engländerin errungen! — Karl Deutſchland weint um dieſe Schätze! —

Lord. (Der ſich erholt.) Meine Tochter — Du biſt wieder mein. —

Natalie. } Bruder! Schweſter!
Manjello. } (Eine lange Umarmung.)

(Eine rührende Pauſe, die abermals der Dichter nicht ſchildern kann, ſondern die eben wieder von der Kunſt der Akteurs und Aktrizen abhängt.)

Trenſe. Gott, was für Glück haſt du mir aufbehalten? — Ich bin unwürdig, dieſe Geſchenke aus deiner Hand zu empfangen.

Manjello. Ha! das war der glückliche Gedanke, der mich zu ihr zog. O! Schwarz, Du nannteſt mich einen ungeduldigen Engländer — wie freu' ich mich, es geweſen zu

ſeyn. Meine Natalie, Schweſter! (Er umarmt ſie feurig.)

Freuderich. O! Fräulein wie verdienen Sie dieß Glück.

Natalie. Ich beneidete meine Emilie um ihren Bruder — und nun iſt ſie meine Schweſter, er mein Bruder!

Lord. Komm her, meine Tochter — empfange den Seegen aus meinem Munde — dieſer Auftritt hat meine Kräfte geſchwächt — ich werde nicht lange dein Führer und Rathgeber ſeyn! — Dieſer junge Deutſche, der Stolz ſeines Vaterlandes, wird dich durch dieſe Welt führen, mancher rauhe Weg wird eure Pilgerpfade an Freuden ſchmälern, manches trübe Wölkchen in der Nacht der großen Leiden Eure edle Seelen trüben, — aber fürchtet nichts, ruhig und heiter wird der Abend Eures Lebens ſeyn, die ſüße Palme des ewigen Lohnes wird um Eure Schläfe ſäuſeln, und junge liebenswürdige Kinder Eure Freuden theilen, die Stunden des Lebens hellen — und dann laßt bisweilen eine Thräne auf meinen Hügel fallen, — dieſe einzige Thräne wird genug ſeyn, mir Ruhe im Grabe zu bereiten. — Lebt glücklich, — macht Eurem

Vaterlande Ehre, hängt treu und rein an dem Allmächtigen, und nie wird es Euch fehlen! —

(Eine rührende Gruppe. Beide weinen an dem Halse des alten Lords. Die übrigen Freunde geben ihre Freude durch muntere Mienen zu erkennen. Frenderich und Minia umarmen sich, und führen Emilie und Schwarz triumphirend auf.)

Vierter Auftritt.

Vorige. Wilhelm. Emilie. Schwarz.

Emilie. Natalie meine Schweſter? — O mein Herz hat mir dies längſt geſagt. Laß Dich umarmen, gutes Mädchen. (Sie umarmen ſich beide.)

Schwarz. (Der eine große Geldbörſe unter dem Arme trägt.) Und Karl Baron? — Gott! du biſt wunderbar. Hier, lieber Karl, iſt das Geld, das Dir Dein guter Vater überbracht und der meinige vermacht hat. Das Räthſel, das Du nicht löſen konnteſt, will ich Dir nun entziffern. Mein alter, guter Vater ſah Dich in London, und liebte Dich ſogleich, als er Dich ſah. Er beſchloß, Dich glücklich zu machen, und hier iſt ſein halbes Vermögen, — das übrige hat mir Lord Bre-

phaßo aus London überbracht, und mir zugleich Deine Geſchichte erzählt. — Laß Dich umarmen, guter, beſter Karl. Wie angenehm hat uns das Glück verſorgt. —

Manjello. So ſind wir ja alle glücklich?

Alle. Glücklich wider alles Vermuthen.

Karl. Und nun iſt mir noch eine große Pflicht übrig, die ich unter den Augen unſerer Väter, und euch, meine Beſten enden muß. (Zu ſeinen Freunden.) Ihr, meine Beſten, habt an mir gehangen, ohne Beiſpiel, habt mich in allen Gefahren begleitet, in die ich mich verwickelt ſah. Ich danke euch. — Und hier (indem ſich Manjello, Schwarz, Karl, Freuderich und Willig umarmen) wachſen die Herzen zuſammen, die einſt ſo feurig für einander ſchlugen. Die Seelen, die das Schickſal an einander feßelte, kann auch der Tod nicht trennen. Wir ſind uns guter Thaten bewußt, und um dieſe Handlungen müſſen uns gute Menſchen beneiden. —

Schwarz. Ich habe an Dir gehangen, und werde Dein ſeyn. Verbrüdert mit Dir theil ich Schmerz und Freude. Der Stolz, den meine Seele fühlt, wird von keinen Reichthümern der Erde aufgewogen. Und mein

Sterbegebet wird einſt ſeyn: Ich liebte einen Karl.

Willig. An deinem Krankenbette rollte eine große Thräne von meinen Wangen. Mit ihr meine Ruhe, da ich Dich leiden ſahe. Ich verſprach damals Dich ewig zu lieben, wenn Du mein ſeyn würdeſt. Gott erhörte mein Flehen, und Du ſollſt mein, mein ſeyn. Dieſe Thräne werd' ich nie vergeſſen, heilig, heilig ſoll ſie mir ſeyn.

Freuderich. An deines Vaters Seite lag ich und flehte um den ſeeligen Genuß Deiner Liebe, und ich ward damals nicht gehört. — Gott lag mit dem Vater im Streit, und liebte Dich. — Gott ſollte Dich lieben, und ich ſollte Dich verlaſſen? Freundſchaft iſt heilig und rein! — Ich bin ewig Dein Buſenfreund!

Manjello. Und hier unter dieſer Bruſt, wo ein britanniſches Herz ſeine Pulſe treibt, wo der einzige Gedanke an meinen Karl Seeligkeit erwuchert, lebſt Du, ewig, ewig ſollſt Du mein ſeyn. Den Bund der ewigen Liebe und Freundſchaft ſoll kein Tod trennen. Niemand ſoll Dich aus meinen Armen reißen.

Und so wird einst der Abend meiner Tage gesegnet seyn, um meinen Karl gesegnet seyn.

Karl. Meine edlen Brüder, ich danke euch. Sehet meine Thränen, und ihr habt die ganze Rührung meiner Seele! —

Trense. Lord. Werting. } Und auch wir sind eins. Unsere Seelen in einander gewebt — leben für sich, und unsere Kinder!

(Sie umarmen sich.)

Emilie. Natalie. } Der süße Schwesterbund ist von der gütigen Natur in einander gewebt, und an der Hand der Liebe werden wir glücklich seyn!

(Sie umarmen sich.)

Wilhelm. (Der von hinten zugesehen hat, tritt hervor. Zum Grafen Trense.) Mein Vater! —

Trense. (Rauh und auffahrend.) Was willst Du? — Geh, ewig aus meinen Augen, ungerechter, verfluchter Sohn. Warst Du es nicht, der meine Kinder, Väter und Schwester aus meinen Armen stahlest? Du warst es. Geh! und verseufze deine Tage im bittern Gram! — Fort, ewig aus meinem Angesichte.

Wilhelm. (Fällt nieder.) Ach! Erbarmen! Ich will ein guter Sohn seyn! —

Trenfe. Rühre mein blutendes Vaterherz nicht auf. Du kannst Dich bessern, und eine zweistündige Reue wird Dich nie fest an mich binden. Ich würde eine Schlange in meinem Busen nähren. — Geh! geh! jetzt kann ich nicht vergeben! — Als Dich deine Mutter zur Welt brachte, schätzte ich mich glücklich — ich glaubte ein Kleinod errungen zu haben, und erzog einen Teufel. Hätt' ich dich damals erwürgt, hätt' ich keine Thränen vergossen! —

Lord. Guter, armer Vater! — Verzeihen Sie ihm.

Alle. Wir bitten um Gnade! —

Trenfe. Nein, meine Kinder, ich kann nicht. Schreibt es nicht meiner Vaterhärte zu, sondern der Gerechtigkeit, die nie anders lohnen kann. — Ich bin gerecht in diesem Urtheile. Glaubt mir, meine Besten, es wird mir schwer, und meine Brust blutet bei diesem Anblicke. Allein ich will ihn losreissen von meinem Herzen, und den Rest meiner Tage nicht verbittern — geh, geh,

mein ſonſtiger Sohn, ich bin dein Vater nicht mehr.

Karl. Sie verſprachen mir einſt, mein Wohlthäter, immer mein Vater zu ſeyn. Ich habe einen zweiten errungen, und theile gern dies Herz mit meinem Bruder! Verzeihen Sie, — ich bin reich, — verzeihen Sie ihm! Und Ihre Huld wird mich glücklich machen.

Trenſe. (Mit thränenden Augen.) Für dieſen Menſchen bittest Du, mein Innigegeliebter, der Dich ſo tief beleidiget hat? — Du gute, edle Seele.

Seine Freunde. Auch wir bitten, verzeihen Sie ihm.

Trenſe. Gott! ſäheſt Du meinen Kampf!! — Ach, ich ſoll vergeben, und kann nicht! — Mein Herz kann nicht verzeihen, — Ihr ſeyd zu tief beleidiget, als daß ich vergeben könnte!

Alle. Wir verzeihen gern! —

Trenſe. Ich ſoll ihm verzeihen, — und wenn er mein Vaterherz aus meinen Händen gewunden hat, kömmt der Bube Reus — und wo iſt dann der ſelige Gedan-

ke der Verzeihung? O dann würde ich für Gram ſterben, und meine wenigen Stunden würden vergällt ſeyn.

Wilhelm. Mein Vater, verzeihen Sie mir! — Reus iſt nicht mehr in Deutſchland, — Frankreich iſt jetzt ſein Vaterland.

Trenſe. O Gott! ſo haſt du mein Gebet erhört! — Ich verzeihe Dir! — (Er hebt ihn von der Erde auf.) Und nun noch eine Bitte an Euch, meine Beſten. Kann der reuige Sohn würdig ſeyn, in Euren Bund zu treten?

Manjello. Würde der Bund geheiliget ſeyn, wenn ihn eine ſchlechte Reue beſudelte? Dann ſoll er unſer ſeyn, wenn ihn Thaten veredeln.

Trenſe. Sie ſind gerecht, Lord, und ich liebe Sie darum. Ich hatte das nicht ſo bedacht. (Zu Wilhelm.) Du entfernſt Dich unterdeſſen. Werde weiſe, und ich will Dich als meinen Sohn lieben! —

Schwarz. Wir wollen ihn aufnehmen, damit der Gedanke der Vergebung und die gewiſſe Ruhe eines edlen Herzens ſchwer auf

ſeine Bruſt falle! — Dann wird er umkehren! —

Wilhelm. (Fällt Schwarz in die Arme.) O! mein Herz dankt Ihnen, — und ich habe Sie ſo ſehr beleidiget! — Ich Ungerechter!

Alle. Kommen Sie in unſere Arme! — Eine edle Reue kann der Glückliche nicht zurückweiſen! —

Wilhelm. Ich bin ganz Ihr! — Und nun werd' ich mich bemühen, Ihre Vortreflichkeit abzuverdienen. Ich handelte ſchlecht, allein vergeſſen Sie — und ſehen Sie die innigen Rührungen meines Herzens an! —

Trenſe. Nun ſo komm auch in meine Arme, mein Wilhelm! Willſt Du meine Liebe erkaufen, ſo verdiene ſie durch gute Thaten, und ich werde immer Dein Vater ſeyn! —

Wilhelm. Mein Vater! (Sie umarmen ſich.)

Natalie. }
Emilie. } Auch unſer gemeinſchaftlicher Bruder!

(Sie umarmen ſich.)

Trenſe. Und ſo wär' ich denn ganz glücklich? — Keine finſtere Nacht von Leiden harrte noch meiner, und heller Sonnenſchein ſollte mich bis an den Faden meines Lebens begleiten? — Ja, ich glaub es! Wenn uns Vater, Kinder und Freunde umarmen, ſo wird jeder Tag eine Seligkeit für uns ſeyn! Ein Bund und eine Seele!

(Sie umarmen ſich alle. Eine rührende Gruppe. Auf allen Geſichtern Freude und die Empfindung ihrer Seelen.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende des Schauſpiels.

Leben,

Thaten und Meinungen,

wie auch

seltsamliche Abentheuer,

Simsons des Starken,

weiland Richters in Israel.

Ein komischer Roman.

als

ein wichtiger Beitrag zu den Sünden wider die Kronologie.

Zarea,
bei Simsons seligen Erben.
1797

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Abentheuer
Simſons des Starken.

Erſtes Buch.

Buch der Richter, Kap. 13. V. 15.
Der Verleger ſprach zum Schriftſteller: „Lieber, laß Dich halten, wir wollen Dir ein Ziegenböcklein zurichten.“

1. Kapitel.

Ein paar Bilderchen.

An meines Großvaters, und deſſen Nachbars Ofen iſt die ganze Schöpfungsgeſchichte in Eiſen abgedrückt, ein überzeugender Beweis des eiſernen Geſchmackes unſerer Vorältern, welches ich daraus abnehme, weil an der Spitze derſelben die Jahrzahl 1556 prangt. Am Ende des Ofens iſt noch eine vierte Platte angeheftet, die die Geſchichte des Simſons, wie er dem Löwen den Rachen aufreißt, und ihm die Delila, das gottloſe, böſe Weibsſtück, die Haare vom Kopfe abſcheert, darſtellt, welches gar poßirlich und lieblich anzuſchauen iſt.

Dieſe beiden Bilderchen brachten mich auf den Gedanken, die Geſchichte des ſtarken Simſons zu beſchreiben, und ſie meinen Leſern, d. h. denen vorzulegen, die mit mir darüber einverſtanden ſind, auch eine bibliſche Geſchichte paſſe zur Bearbeitung eines komiſchen Romans, wenn er nur nicht ganz gegen die Regeln der Moral ſtreite.

Pedanten und tiefgelehrte Orthodox — en mögen über mich ihr theologiſches Zeter ſchreien, es ſoll mich nicht rühren. Ich bleibe demohngeachtet doch ein Freund von Mosje Simſon. S'iſt mir auch, wenn ſie ſich gar zum Schimpfen herablaſſen, wie einſt Herr Melchior Göze, abentheuerl. Andenkens, in gewißer Hinſicht lieb. Mögen ſie doch immer die Zähne zuſammenknirſchen, und mich bis in den Abgrund der Hölle verdammen. Ich erhaſche doch noch ein Plätzchen im Himmel. Ein jeder tanzt nach ſeiner Pfeife. Wer das nicht glauben will, der werfe mein Buch weg. Verſtanden?

---

2. Kapitel.

Ich — und meine Kritiker.

Kaum hatt' ich mich heute morgen aus den Federn gewunden, um recht früh meinem Simſon das Morgenkompliment zu machen, als ich plötzlich durch heftiges Klopfen an der Thüre aus meinen dichteriſchen Ideen geriſſen wurde. Ich öffnete, und ſiehe! mein Herr Nachbar, im Schlafpelze und Zipfelmütze, trat mit einem Intelligenzblatt der jenaiſchen Literaturzeitung ins Zimmer, und zeigte mir auf der Liſte das Verzeichniß der verbotenen Bücher in allen ſächſiſchen

Landen. „Auch ſehen ſie hier, fügt' er hinzu, eine ſaftige Kritik des bekannten Erasmus Schleicher, der beim Publikum viel Aufſehen erregte. Und doch iſt Rezenſent mit ihm weniger zufrieden. Das Buch iſt außer Tadel (denn ich habs ſelbſt geleſen, und ein Mann, wie ich, kann ſo etwas gewiß am allererſten beurtheilen) und die Rezenſion herzlich mager. Nun kann man ſehen, ſetzte er mit einer wichtigen Miene hinzu, wieviel die deutſchen Journaliſten werth ſind. Schreiben ſie ja nichts mehr, und laſſen ſie ſich dies zur Warnung dienen. Alle ihre Werke erreichen den Erasmus nicht. Und wenn ſie ſich noch ſo viel Mühe geben, die Herren Kunſtrichter bleiben in alle Ewigkeit verſtockte Sünder. Sie dürften die armen Autores, daß kein Hund ein Stück Brodt von ihnen nimmt.

„Laſſen ſie das nur gut ſeyn, fiel ich ihm verdrießlich ins Wort, ich habe jetzt ein Werkchen unter der Federn, worüber die Welt Maul' und Ohren aufſperren wird.

So? entgegnete er neugierig.

„Ja! ſie werden ſich wundern. Das wird ein gelehrtes Meiſterſtück. Das Werk muß den Grund zu meiner Unſterblichkeit legen.

Das wäre!

„Es heißt: Leben, Thaten und —

Ei! ei! deſcripſiſti.

Behüte Gott! und Meinungen —

So fängt ſich ja der Schleicher an?

„Hören ſie mich nur aus. Und Meinungen, wie auch ſeltſamliche Abentheuer —

Von Wort zu Wort. Sie werden ſchön ankommen.

Ich bin ja noch nicht zu Ende. Abentheuer Simſons des ſtarken, weiland Richters in Iſraël.

Ach! ich erſtaune. Alſo ein geiſtliches Drama?

„Warum nicht gar eine Leichenpredigt. Ein omiſcher Roman iſts.

Ein komi — was?

„Komiſcher Roman.

Aus der Bibel. Ei! ei! Herr Nachbar! ſie verſündigen ſich.

„Hören ſie nur, wie ich den Plan entworfen habe.

Ich mag nichts von den Gotteslästerungen hören. Und das ſag ich ihnen, wenn ſie den Bettel nicht ins Feuer werfen, ſo zieh ich weg von hier, und halte ſie für einen Heterodoxen, ſchreibe an alle Kunſtrichter Deutſchlands, und hetze ſie wider ſie auf. Das thue ich — ja! ich. Und damit gieng er. Es wird und muß ſich nun

zeigen, ob mein Nachbar an die Herren Kunstrichter geschrieben hat. Verachten sie mein Buch, so hat er geschrieben. Loben sie es, so ist er ausgesöhnt mit mir. Im ersten Falle werd ich etwas in die Leipziger Zeitungen setzen lassen.

---

3. Kapitel.

Simsons Großvater.

Simsons Aeltervater war, wie gewöhnlich, ein Mann nach altjüdischen Sitten, der, weil er das Schusterhandwerk trieb, seinen einzigen Sohn Manoah eine Erziehung nach dem altväterischen Schnitt seiner Verfahren gab. Natürlicherweise sollte nun auch Manoah, als er der väterlichen Ruthe entgangen war, ein Schuster werden, ohngeachtet der Knabe feinere Talent besaß, die gewiß, wenn sie gehörig wären ausgebildet worden, etwas mehr versprochen haben würden. „Junge, sagte eines Tages der Vater, du bist stark und groß, wie der Riese Goliath, hast Fäuste, wie dein Aeltervater Adam, und Beine, wie ein — Esel. Du sollst morgen ins Handwerk aufgenommen werden. Bürste dein Sonntagsröckchen aus, und schmücke deine Halbstiefeln, damit sich die Zunft über dich freuet. Deine Kameraden freuen sich schon über ihr künftiges Mitglied.

„Aber, liebſter Vater, flehte Manoah mit weinenden Augen, ich bin —

Was biſt du? ein Narr, ein Schaafkopf biſt du. Halts Maul, Junge, was willſt du reden. Ich weiß wohl, was dir im Kopfe ſteckt, du willſt ein Handelsmann werden. Aber ich ſage dir, ärgere mich nicht.

„Aber bedenkt nur Vater, ein Schuſter hat oft keinen Biſſen Brodt im Hauſe.

Was? vermahledeieter Schlingel! willſt du den Knieriem koſten, Runks? Ein Schuſter keinen Biſſen Brod im Hauſe? Und ich, der ich ſelbſt ein Schuhmacher, der ich dein Vater bin, hätte dich wohl ein einzigesmahl laſſen hungrig zu Bette gehen? Junge, plagt dich denn der Satanas? Oder iſts mit dir im Oberſtübchen nicht kauſcher? Naſeweis, willſt du lange muchſen. Das ſag ich dir, ergreifſt du die Handelſchaft, ſo leg ich meinen Fluch auf dich, und deine ganze Nachkommenſchaft ſoll handeln. Das iſt eine ſehr wichtige Weiſſagung, die ich hiermit dem Herrn Doktor D.... in Wittenberg empfehle. Sie kann den Ausbund ſeiner ſymboliſchen Weisheit zieren, und ſollte einmahl der Geiſt Sauls über ihn gerathen, ſo kann er auch eine Vorleſung für ſeine

Schüler draus zimmern. Sie wird ſicher mit vielem Beifall aufgenommen werden.

4. Kapitel.

Vorſchläge.

Der junge Manoah ſchwieg ſtill, und paßte eine Gelegenheit ab, wo er ſeine Mutter, die überhaupt was rechts aus ihm machen wollte, den ganzen Umfang ſeines Elendes klagen könnte. Der Vater hingegen, der recht gut wußte, wie das edle Handwerk der Schuſter jederzeit bei allen Nationen, vorzüglich unter dem Poeten Hans Sachſen, geblühet habe, glaubte nun ſicher ſeinen Sohn durch den Vorſchmack des Knieriems, von der Wichtigkeit ſeiner Profeſſion überzeugt zu haben, und freute ſich im Stillen.

5. Kapitel.

Mutter.

Man kann leicht denken, daß der junge Manoah die Schmähungen ſeines Vaters nicht auf die leichte Axel nahm, und augenblicklich zur Mutter lief, um vor ihr ſein Herz auszuſchütten. Die gute Frau war eben beſchäftiget, zu den bevorſte-

henden Weihnachtsfeiertagen, ein fettgemäſtetes Schwein zu ſchlachten, welches ſie von ihren Grenznachbarn den Geraeſenern gekauft hatte. Der Antrag ihres Herrn Sohnes, der in nichts mehr und in nichts weniger beſtand, als in der Erlaubniß, ſie mögte ihn in ein anderes Land ziehen laſſen, weil er dem Zorne des grauſamen Vaters zu entgehen wünſchte, kam ihr izt ſehr ungelegen, und ſie beſchwor ihn, bei der Kehle ihres Schweines, das ſie mit dem geſchärften Meſſer zu durchbohren gedachte, daß er doch nur wenigſtens die lieben Feiertage dableiben mögte, um die Stollen und Würſte verzehren zu helfen. Auch habe ſie bereits, ſetzte ſie hinzu, ein herrliches Weihnachtsgeſchenk für ihn in Bereitſchaft. Er werde ſich gewiß darüber freuen, und ſeinen längern Aufenthalt nicht bedauern.

6. Kapitel.

Kopf.

„Seht nur, Mutter, ſprach er im weinerlichen Tone, wenn ich mich nun auch die Ferien hier aufhalte, was wirds mir denn helfen? Morgen werd ich aufs Handwerk gedungen. Und der Plage will ich ja eben entgehen. Dann ſoll ich für andere Leute Schuh und Stiefeln drechſeln, wie an-

dere ehrliche Kerls. Nein, Mutter, dazu bin ich zu gut. Ne! seht nur selbst. Soll man sich darüber nicht die gelbe Sucht, und die Schwindsucht obendrein an den Hals ärgern?

---

7. Kapitel.

Fetteisen.

„Du hast recht mein Söhnchen! Sprach die Mutter. Mit deinem Vater ist nun einmahl nichts anzufangen. Sein Kopf ist so dumm, wie sein Bart, und sein Bart so dumm, wie sein Kopf. Du sollst heute noch fort. Aber das sag ich dir, daß du mir aller 8 Tagen einmahl schreibst, wie es dir geht, oder ich schicke dir nichts. Ich werde dir einige Piaster geben. Da sieh nur, daß du bei einem braven Manne in die Handlung kommen kannst. Wo willst du denn eigentlich hin?

„Nach Leipzig, Mutter!

Das ist ja wohl weit?

„Ja! etwa einige hundert und funfzig Meilen. Aber ich gehe blos deshalb dort hin, weil ich, wenn ich in keine Handlung kommen kann, mich auch etwas auf die Wissenschaften legen will. Es ist ein Mann in Leipzig, der noch ächt und

rein, und ohne Falsch auf die Lehren unserer Väter hält.

Wie heißt er denn?

„Doktor H.... Seine tiefsinnige Gelehrsamkeit, und sein Eifer für Religion und Orthodoxie sind weit und breit bekannt. Man kanns ihm gleich an der Nase ansehen, daß er sich fast überstudiret hat. Unser Nachbar Joseph kennt ihn persönlich.

Ich habe von dem Manne auch schon etwas gehört. Hat er nicht die Länge der Posaune Gottes berechnet?

„Freilich. Er hat auch mit unwiderlegbaren Gründen bewiesen, daß Vater Abrahams Bart nicht schwarz, sondern fuchsroth ausgesehen.

Ei! sieh n'mahl, mein Söhnchen! Das muß ein ganzer Mann seyn. Ja! die gelehrten Leute, das sind Teufelskerls. Na! komm nur, komm! ich will dir deines Vaters Felleisen schnüren, damit du dich in einer Stunde auf den Weg machen kannst. Dein Vater hält hernach Mittagsruhe, und wenn er wieder aufwacht, bist du schon über den Jakobsbrunnen hinaus. In Bilca kannst du ja übernachten. Besuche doch deinen Herrn Pathen in Berlin, den Moses Mendelsohn, er stand bei deiner Beschneidung Gevatter. Er soll auch ein grundgelehrter Mensch

seyn. Ich will dir ein paar Stellen, zwei geräucherte Würste, und einen Beutel mit Scheidemünze einstecken. Vergiß aber dabei deiner guten Mutter Lehren nicht, sie sind geprüft und überlegt. Und wenn du einmahl heirathen solltest, und hast gelernt, Kinder zu zeugen, so erzieh sie in den Lehren deines Vaters Abraham, Isaak und Jakob. Leb wohl.

---

8. Kapitel.

Wanderungen.

Manoah wanderte frisch zum Thore hinaus, und steuerte geradewegs auf den Jakobsbrunnen los. Ohne ein einziges Abentheuer zu bestehen, kam er glücklich in das erwähnte Landstädchen Bilca, welches auf eben dem Plazze erbauet worden war, wo ehedem die beiden versöhnten Brüder Esau und Jakob siebenmahl sich bekomplimentirt hatten. Als er in die Wache trat, examinirte ihn der Thorschreiber, wer und weß Landes er sei? Zum Unglück hatte der gute Manoah keine Kundschaft. Es war ihm, als wenn ein Eimer Wasser über ihn ausgegossen würde. „Ja! sagte der Thorschreiber, wenn er keinen Paß hat, so muß ich ihn arretiren. Heda! Unteroffizier! führt einmahl den jungen Handwerksburschen zum

Herrn Burgemeiſter. „Ei! ei! dachte Manoah, meine Wanderſchaft hat einen unglückſeeligen Anfang. Ach! wenn ich doch hinter dem Ofen ſäße, und nähete alle alte Schuhe im ganzen gelobten Lande zuſammen! es würden mir nicht ſo ſauer ankommen, als der Gang zum Herrn Burgemeiſter. Wär's ſo nicht beſſer? Indeß war er mit ſeinem Begleiter zum Herrn Burgemeiſter gekommen. Dieſer war ein Greis von ſechzig Jahren, freundlichen Blickes, und voller Herablaſſung. Manoah war dreiſt genug, ihm ſein unglückliches Schickſaal, den Paß betreffend, zu erzählen, und verſicherte dem Burgemeiſter mit einer gewiſſen, anziehenden Ehrlichkeit, er ſey ein hoffnungsvoller Sohn verſtorbener Aeltern, und ſtehe eben im Begriff, eine kleine Luſtreiſe nach Europa anzutretten. Der Burgemeiſter lächelte, ließ einen Paß ausfertigen, und verabſchiedete ihn.

9. Kapitel.

Die franzöſiſche Konſtitution.

„Höre, junger Menſch, fieng der Unteroffizier an, als ſie beide auf dem Wege zur Herberge begriffen waren, (denn Manoah hatte den guten Mann auf ein Frühſtück eingeladen) du ſcheinſt hier noch ſehr unbekannt zu ſeyn. Ich will dich

in ein öffentliches Haus führen, wo du mancherley Raritäten ſehen kannſt, die du vielleicht in Euro. a nicht treffen wirſt.

Ohngeachtet Manoah auf der Flucht begriffen, und dem Rathe ſeiner Mutter, die Nacht in Bilca zu bleiben, auf keine Weiſe getreu zu ſeyn geſonnen war, ſo konnt' er doch nicht umhin, ſeinem bärtigen Freunde Achtung zu beweiſen, und die Reliquien zu beſichtigen, die, wie der Unteroffizier verſicherte, nichts weniger, als die jüdiſche Religion ſelbſt betrafen.

Manoah ward aufmerkſam, und wanderte ruhig hinterdrein. Man führte ihn in ein ſehr prächtiges Haus, welches der junge Manoah ſogleich für einen jüdiſchen Tempel erkannte, denn alle mögliche Pracht und Herrlichkeit war darinnen verſchwendet. Nur damit war unſer Held nicht zufrieden, daß er anſtatt der zehn Gebote, die franzöſiſche Konſtitution erblickte. —

---

10. Kapitel.

Ein jüdiſcher Haus-Fluch.

Natürlicherweiſe bebte der Knabe vor dieſem Gräuel zurück, und rief: „Ach! Moſen und die Propheten! wenn ihr dieſes hören werdet. Ach! Vater Abraham, Iſaak und Jakob! Fluch über

dieſe Heiden!„ Der Aufwärter des Tempels, ein ernſthafter, aber dabei ſehr einſichtsvoller Mann, hörte den Ausruf dieſer politiſchen Gotteslästerung, und ſtieß den armen Fremdling gar mächtiglich in die Rippen; „Er ſolle ſeinen Mund zähmen, und ſeine Zunge ſchweigen, oder man werde ihn hinauswerfen, wo ſeyn Heulen und Zähnklappen.„ Manoah wollte ſich vertheidigen, allein der Aufwärter öffnete juſt den Raritätenſchrank, und verſtopfte dadurch dem Sadduzäer das Maul.

---

11. Kapitel.

Paulus, Maria und ein Eſel.

Manoah ſtutzte gewaltig, als er den Pfahl in natura ſahe, den Paulus im Fleiſche getragen. Und wahr muß es ſeyn, weil, wie der Aufwärter mit einem heilgen, theuren Eide verſicherte, die heilige Schrift es ſagt. Noch höher aber wurde ſein Erſtaunen geſezt, als man ihm den größten Backzahn der Jungfrau Maria zeigte. Auch der Schwanz des Eſels, auf dem Chriſtus geritten, welchen man für ächtgrau ausgab, war zu ſehen. Manoah bewunderte dieſe Reliquien mit großer Entzückung, und verſicherte,

es sey ihm nun nicht leid, seinem Vater entlaufen zu seyn. „Was, schrie der Unteroffizier, so mußt du auch wieder zum Burgemeister, Marsch!„ Manoah erblaßte! und gieng. —

12. Kapitel.

Nachwehen.

Manoah sah schon im Geiste den Knieriem seines erzürnten Vaters auf seinem Rücken herumtanzen, er hörte schon das Zetergeschrei der Mutter, und sahe (welch' eine Empfindung?) seine konfiszirten Würste und Stollen im Fleischgewölbe der schönen Frau Burgemeisterin. Als der Burgemeister den Inquisiten vernahm, und seine wahre Geschichte von Wort zu Wort hörte, beschloß er im Augenblick des Verhöres, den ungerathenen Sohn so lange mit Gefängnißstrafe zu belegen, bis er ihn dem Vater wieder ausliefern könnte. Manoah zitterte, und wanderte bleich, ohne Fußeisen, ins Gefängniß. Dies war ein Stübchen, eng und klein, mit einem undurchsichtigen Fenster, an dessen beiden Ecken zwei dicke Eisenstäbe paradirten. Voller Verzweiflung warf er sich auf eine zerbrochene Bank, und machte Kalender. Aber wie sehr ward er aus seinem Traume emporgerissen, als auf einmahl

jemand die Thür des Zimmers öffnete, und wie eine blühende Grazie —

13. Kapitel.

Ein niedliches Mädchen

vor ihm stand, das ihm die Hand traulich bot, und seinen fressenden Gram, der sich in den herabquellenden Thränen deutlich genug zeigte, zu mildern versprach. Sie entdeckte ihm, um ihren Antrag, den sie bis izt noch in petto behielt, desto anziehender zu machen, die unerbittliche Strenge ihres beleidigten und hintergangenen Vaters. (Denn sie müssen wissen, meine Herren und Damens, es war niemand anders, als des Burgemeisters Tochter.) Versicherte ihn aber dabei, sie wolle keine Mühe sparen, das ewige Gefängniß, welches der Vater zur Belohnung seiner kindischen Lügen anberaumt habe, mit der Freiheit zu vertauschen. Der Knabe fiel, so zu sagen, aus den Wolken. Lange mußt' er sich Ernst sinnen, ob er den Antrag für Scherz oder bernehmen solle? Oder, ob er im Stande sey, ein Wort des Dankes hervorzustammeln? Endlich band er den Sack seiner Beredsamkeit auf, und legte seiner schönen Befreierin (denn schön mußte sie wohl seyn, weil sie eine Entführung beabsich-

tigte) die Myrhen und Aloes seiner Dankbarkeit zu ihren Füßen. Kaum hatte die gute Kleine einige Worte mit dem Knaben gewechselt, als auch schon in seiner Seele Dinge vorgiengen, die für ein neues Kapitel gehören.

---

14. Kapitel.

Der Inhalt ist folgender.

Mit einem Worte: Manoah liebte das Mädchen. Und die Kleine hatte dieß eben erwartet, denn schon bei seinem ersten Besuche hatte sie der Mutter geklagt, sie befände sich etwas übel. Sie entdeckte so manche Schönheit, so manchen Reiz und so manches versteckte Talent, daß sie im Augenblick beschloß den reisenden Knaben zum Liebhaber zu haben, es koste auch, was es wolle. Ihre liebevolle Miene, die herablassende Milde, die aus jedem ihrer Blicke sprach, kündigten ihm schon im voraus Verzeihung an. „Mädchen! rief er aus, im Ausbruch der Freude, sie geben mir das Leben wieder. Und damit sie sehen, wie sehr ich ihnen verbunden bin, so nehmen sie hin, mein liebstes auf der Welt, meine Stollen und Würste. Sie sind mit Rosinen und Mandelkernen durchknetet, und zerfließen einem auf der Zunge. Meine Mutter, die bei dem gottse-

ligen König Friederich dem Einzigen Hofkö-chin war, hat sie mit eigener hoher Hand ge-backen. — „

Damit wollen sie mich beschenken, junger Mann? O! so hat sich die arme Sitta sehr be-trogen. Sie glaubte in ihnen etwas mehr zu finden, als sie nun wirklich gefunden hat. Sie hat — doch still, die weibliche Schamhaftigkeit verbietet mir weiter zu reden.

„O! Dank! Dank! entgegnete der wonne-trunkene Jüngling, ich habe in ihrem Herzen mein Urtheil gelesen. Es sey — hören sie die wahre Meinung meines Herzens, das Bekennt-niß der aufrichtigsten Ergebenheit! „Ich liebe sie!„

---

15. Kapitel.

Das heimliche Gemach.

Die beiden Kinder sanken sich schluchzend ans Herz, und schworen sich wechselseitig eine ewige Liebe. Sitta hatte ein- für allemahl den Ent-schluß gefaßt, mit ihrem Liebling durch die Lap-pen zu gehen, und sich in einem andern Welttheile zur weisesten Gattin zu bilden. Sie woll-ten so eben aus dem Gefängnisse entwischen, als sich die Kleine besann, daß hier, vermöge der Wa-

che, kein Entrinnen ſey. Den Gefangenwärter hatte ſie zwar mit einigen Kreuzern beſtochen, damit er ihr das Gefängniß öffne, aber zur Flucht ihr behilflich zu ſeyn, das war eine pure Unmöglichkeit. Sie ſann nach, und fand nichts, um ihren Liebling aus den Händen der Polizei zu retten. Endlich — Weiberliſt geht ja, wie ihr wißt, über alles — fiel ſie auf den Gedanken, den Abgott ihres Herzens durch das heimliche Gemach zu transportiren, und ihn am Ende des Grabens, in den ſich dieſes ſtinkende Kloak ergoß, zu erwarten. Das Abenthener begann, und kaum verfloß eine halbe Stunde, als auch ſchon der bebende Pilger in den ſtinkenden Abgrund flog.

16. Kapitel.

Da ſtehen die Ochſen am Berge.

Sitta floh aus dem Gefängniſſe und ſchleppte, außer einem Päckchen mit Wäſche, Kleidern und Geld, noch überdieß ihres Lieblings Felleiſen an den Graben, um gleich nach ſeiner Erſcheinung die Flucht zu ergreifen. Schon hatte ſie eine volle Seigerſtunde ängſtlich geharrt, und der Geliebte kam nicht. Weinend lief ſie am Ufer auf und ab, und rang die Hände. Denn ganz ſicher

glaubte ſie, ſeinen Tod vermuthen zu müſſen, oder wenigſtens auf eine jählinge Entdeckung zu rathen, ein Unglück, welches ſie ſo ungern befürchtete. Weinend kehrte ſie, als ſie noch einige Zeit vergeblich gewartet hatte, in das väterliche Haus zurück, wo man ihre Abweſenheit mit einem kurzen Beſuch bei einer ihrer Geſpielinnen entſchuldigte. Damit aber auch der Leſer weiß, woran er iſt, ſo geb ich folgende Entzifferung des ganzen Räthſels zum beſten. Das heimliche Gemach war, wie in allen Gefängniſſen, am Ende zugemauert, und nur durch eine kleine, unmerkliche Oeffnung ſank der Unrath in den Graben herab. Kein Menſch konnte alſo, vermöge des engen Raumes, hindurchſchlüpfen. Das alles wußte die kleine Sitta nicht. Mancah, der nichts arges vermuthete, und nur allein auf ſeine Freiheit bedacht war, ſtieg, ohne die Höhle zu unterſuchen, herab, und ſtack nun faſt ohne Hilfe und Rettung in dieſem ſtinkenden Behälter.

17. Kapitel.

Ein Strick.

„Ach! rief er zum zweitenmale aus, wär' ich doch ein Schuſter geworden. Mich dauert nichts, als meine ſchönen mit Roſinen durchkneteten

Stollen und Würste;„ Endlich, als er sich mit anstrengender Kraft hervorgewunden, und sich bemühet hatte, der Oeffnung immer näher und näher zu kommen, so gelang es ihm endlich auf dem abwärtsgebogenen Eisen Posto zu fassen, und wieder an seinen vorigen Standort zurückzukehren. Mit thränenden Augen betrachtete er sein gefärbtes Gesicht, und seine lieblich duftenden Kleider, aber auch in dem Augenblicke, als er die letzte Thränen vergoß, bemerkte er über sich ein rundes Loch in der Decke, aus dem ein dünner Strick hervorguckte. Er rückte den Tisch in die Mitte des Zimmers, stieg empor, und schob, während er das Seil herabwandt, den Deckel des Loches zurück, welchen man zu verriegeln vergessen hatte. Er wandt sich nun in die Höhe, schlug zwei Ziegel zurück, setzte sich auf eine Dachlatte, und sprang von oben herab auf die Straße.

---

18. Kapitel.

Nenas Elend.

„Sitta! liebe Sitta! ruste der stinkende Manoah halb außer sich, als er seine Schöne nicht erblickte. Sitta! liebe Sitta! Ach du, armer geschlagener Manoah, nun ist sie für dich verlohren. Auch deine schönen fetten Würste und wohl-

ſchmeckenden Stollen hat der Teufel geholt. Nun hilft dir dein Abtrittſteigen, dein Luftſprung, alles hilft dir nun nichts.

Indeß hatte man in Zareas Mauern wegen der Abweſenheit des künftigen Schuſters Lärm geblaſen. Das Handwerk ſah ſich um ein ganzes Faß Merſeburger und drey Pfund Berliner Taback und Schwizenz geprellt, den Kuchen und den Kaffee ungerechnet. Alles, Groß und Klein, ſtürmte auf den Schuſter ein. Man verlangte von ihm den reichlichſten Erſatz, welchen er unter einem heiligen theuren Eid zuſagte. Die Mutter ſchlug ſich endlich ins Mittel, und ſandte reitende Boten aus, um durch eine baldige Rückkehr ihres lieben Sönchens den ehelichen Frieden wieder herzuſtellen. Das war für den gebeugten Alten eine fröhliche Nachricht. Er gelobte dem Gott Abrahams, Iſaak und Jakob, er wolle ſeinen Sohn zu keinem Gewerbe zwingen. Sein freier Wille allein ſollte ſeine künftige Lebensart beſtimmen. Die Boten ſäumten nicht, dem Befehle zu entſprechen, und kamen glücklich beim Herrn Burgemeiſter an, wo ſie den künftigen Erben des manchiſchen Hauſes geſund, und — gewaſchen antrafen. Niemand freuete ſich mehr, als der Burgemeiſter, welcher nun mit gutem

Gewiſſen den gebeugten Aeltern ihren Sohn wiederſchenken konnte.

19. Kapitel.

Weiberthränen.

Doch Sitta nahm das Ding ziemlich krumm. Sie erklärte ihrem Vater gerade heraus, daß es, wenn der Knabe ohne ſie nach Zarea zurückkehre, mit ihr ein unglückliches Ende nehmen würde. Der Burgemeiſter lächelte und verwieß ſie in ihre Kammer. „Geh ſprach er, und warte, bis du ein paar Jahr älter biſt, und dann komm, und ſuche dir einen braven Mann aus.„ Sitta blieb. Der Vater ſah ſie mürriſch und ernſthaft an. Aber Sitta blieb. Manoahs Begleiter hatten ein geringes Mittagsmahl eingenommen, und eilten nun ihren Pferden entgegen, um den Rückmarſch anzutreten. Sitta warf ſich dem weinenden Jüngling ans Herz, und declarirte im feierlichen Tone, ſie wolle entweder die Frau des Zaräers werden, oder ſterben.

20. Kapitel.

Der Braten verbrennt.

Was war zu thun? Der Burgemeiſter liebte den Jungen. Die Frau Burgemeiſterin, eine

ſehr kluge, vernünftige Frau, welche ſich einbildete, in der Welt ſey niemand erfahrner und verſtändiger, als ſie, bat ihren Mann herzlich, und faſt mit Thränen, er möchte ſich über ſein armes Kind erbarmen, und es mit dem Manne ziehen laſſen. „Das würde was ſchönes werden, entgegnete der Burgemeiſter, mit dem Schuſterjungen da? Mit dem verlaufenen Thunichtgut. Ich, der ich ein ſtattlicher Burgemeiſter bin, der aus dem Stamme der berühmten Kranachs herrührt? Das wäre ein Meßaliance. Ich encanailliere mich und mein Haus. Aber das iſt deine ſchöne Erziehung. Da lieſt das Mädel Romane und Schauſpiele, tändelt und ſcharwänzelt, bauet ſich Luftſchlöſſer in den Kopf hinein, und wenn dann ein gutwilliger Narr kommt, der an dem Lärvchen Behagen findet —

„Es iſt ja Gottes Wille ſo, Männchen! entgegnete die Frau Burgemeiſterin!

Dann ſpricht man, es iſt Gottes Wille. Marſch, Mädel, geh in deine Kammer, und lern' das ABC! Und du, Frau, geh in die Küche, und laß den Braten nicht verbrennen. Marſch, oder —! ſie giengen.

21. Kapitel.

Die Mittagsruhe.

Traurig beſtieg Manoah einen der mitgebrachten Gaule, und ſchnallte, ſeinen Mantelſack auf das treue Thier. Kaum waren drei Stunden verfloſſen, als ſie auch ſchon vor dem väterlichen Hauſe hielten. Manoahs Herz pochte gewaltig. Die Mutter riß ihn vom Pferde herab, um ihn zu verbergen, damit nicht etwa der Vater, der ſo eben Mittagsruhe hielt, im erſten Ausbruche ſeines Zorns über ihn gerathen möchte.

---

22. Kapitel.

Meinetwegen.

Manoah verbarg ſich im kleinſten Winkel des Hauſes, allein ſeine Furcht war ungegründet. Als der Vater beim Kaffee ſaß, ſo fragt' er, wie es mit ſeinem Sohne ſtehe? Die Frage wurde mit einem ſchüchtern: Ich weiß nicht, beantwortet. Läugne nur nicht, rief der Schuſter, ich leſ' es in deinen Mienen, daß es nicht wahr iſt. Sag mir geſchwind, wo iſt der Bube, damit ich ihm alles — vergebe. Die Mutter glaubte der Verheißung. und ſtellte das Früchtchen, mit dem Felleiſen auf dem Rücken, aus dem eine lange Wurſt

baumelte, mitten ins Zimmer. Die Positur war so schön und elegant, daß der Vater herzlich drüber lachen mußte. Na! Junge, komm her, und gieb mir deine Kralle, es sey dir alles verziehen. Da, trink eine Tasse Kaffee auf die Schmerzen. Du sollst nun keine Profession lernen. Ich habe ein bisgen gespaart. Nun sollst du davon ein Kaufmann werden. Bists zufrieden, Wurstköffel? Meinetwegen, schrie der Junge. Macht aus mich, was ihr wollt, nur keinen Schuster. Ich kann den Pech nicht leiden. Hätte aber auch gern den Doktor H.... mögen kennen lernen. S'muß doch ein rechter Kerl seyn, der Doktor!

---

23. Kapitel.

Drei Heller.

„Hört nur, hört, Vater! sagte des andern Tages Manoah zu seinem Vater, in Gegenwart der Mutter, wenn ihr's recht in meinen Willen setzt, aus mir selbst zu machen, was ich will, so häng ich den Kaufmann an den Nagel, weil er Geld kostet, und werde ein Oeconom, weil ihr selbst eine artige Feldwirdschaft habt. Ueberdem ist die Feldwirthschaft das ädelste Geschäft unter der Sonne, und schon unsere Urältern betrieben die-

ſelbe. Dann erſparrt ihr euer Geld, und aus mir wird demohngeachtet ein ganzer Kerl.„ Du haſt Recht, mein Sohn, ſagte der Vater, hüte du künftig die Schweine und Eſel, vielleicht haſt du u'mahl mehr Ehre davon, als wenn du ein Ladenſchwengel würdeſt, der öfters nicht verdient die Säue zu hüten, geſchweige denn ſich mit einem Eſel zu meſſen. Aber meinen ewigen Fluch, unſere Nachkommen betreffend, kann ich nicht zurücknehmen. Sie müſſen handeln. Und die Handlung iſt ja der Geiſt der Nation. Schön, rief die Mutter, daß du auch deine drei Heller dazu gabeſt. Der Vater hat ſo immer's letzte Wort.„

24. Kapitel.

Sitta.

Schon hatte Manoah, wie mein Buch, das vier und zwanzigſte Jahr erreicht, als er auf den Einfall gerieth, ſich aus den Kindern des Landes ein Weib zu erkieſen. Das Vergnügen der Ehe, welches er ſich in Abſicht Sittas, die er immer noch nicht vergeſſen konnte, verſprach, hatte ſo viel Reiz für ihn, daß er ſeine Gedanken ungeheuchelt dem Vater entdeckte, ohne zu bedenken, wie ungehalten der Vater darüber ſeyn werde, weil er nun erſt zwei Jahr gewirthſchaftet hatte. Aber auch jetzt betrog ſich ſeine Empfindung. Der

Vater lächelte, und willigte in seinen Wunsch, weil ihn der Gedanke Großvater nicht wenig kützelte. Heida! nun giengs gerade nach Bilca, um Sittas Hand zu erobern. Der Herr Burgemeister machte zwar ein saures Mäulchen, und murmelte, wie in einem der vorigen Kapitel etwas von Messaliance, allein die wichtige Meinung von Manoahs Oeconomie stellte gar bald seine vorige Zufriedenheit wieder her, und das Mädchen war eine verlobte Braut. Beide wanderten nun Hand in Hand, mit Haab und Gut, nach Zarca. Nach einigen Tagen kamen auch der Herr Burgemeister und die Frau Gemahlin in einer prächtigen Staatskarosse, mit vier Apfelschimmeln und zwei Bedienten, nebst vielen Kameelen und Maulthieren, welche alle mit Schätzen beladen waren, nach. Der Schumacher lies aufwixen daß der Tisch knackte. Die Hochzeit wurde mit vielem Gepränge gefeiert, daß man noch davon spricht, bis auf diesen heutigen Tag. Ein paar Wochen hielten sich Sittas Aeltern in Zarca auf, um der neuen Ehe.

---

25. Kapitel.

Weib und Mann reichen an die Gottheit an!

Frau die Wirthschaft zu erleichtern. Sitta fand sich auch recht gut in die oeconomischen Geschäfte,

ob ſie gleich davon nicht die mindeſte Kenntniß beſaß, weil ſie auf höchſten Befehl der Mama keine Nadel, geſchweige denn einen Rechen angreifen durfte. Sie liebte dabei ihren Hausherrn recht zärtlich, daß ſie öfters, wenn ſie allein war, das Liedchen aus der Zauberflöte trällerte, in dem geſchrieben ſteht. „Weib und Mann, reichen an die Gottheit an!„ Einſtmahls beobachte ſie der Mann, und fragte, als er ſie überraſchte, woraus der ſchöne Geſang genommen ſey? Sie erzählte ihm nach ihrer naiven Art, es ſey eine ernſthafte Operette in zwei Aufzügen, in der viel Unſinn, und viel Wahrheit enthalten ſey. Der Verfaſſer derſelben ſey ein verrückter Direktor in Wien, mit Namen Schicaneder. Die Kompoſition aber ſey ein Meiſterſtück des unvergeßlichen Mozart.„ So ſo, ziſchelte Manoah, und gieng.

26. Kapitel.

Eine Gardinenpredigt.

„Höre einmahl, liebe Sitta, ſagte eines Abends Manoah, als er ſich ſchlafen legte, wie muß es denn kommen, daß du mir noch kein Kind zur Welt gebohren haſt? Es ſind bereits ein Jahr und vier Wochen vergangen, und immer verſpühr ich noch nichts. Es wäre doch eine wahre Schande

für mich und mein Volk, wenn du eine unfruchtbare Lea bliebest. Komm, und laß uns noch einmahl den Segen des Himmels erbitten, ob er uns erhören wolle? Pflanzen und begießen will ich recht gern, aber der dort oben muß auch sein Gedeihen dazu geben, damit du Früchte bringest in Geduld.„

---

27. Kapitel.

Antwort.

„Du bist doch sehr wunderlich, Männchen, erwiederte Sitta, an wem wird denn die Schuld am Ende liegen, als an dir. Liebtest du mich noch so, wie einst, als du ins heimliche Gemach hinabsprangst, der Knoten würde gewiß reißen. Aber freilich, wenn die Bergleute nur zweimahl oder viermahl in die Grube hinabfahren wollten, sie würden nicht viel Gold hervorbringen. Und dann bist du viel zu plump, und einfältig. Hätte ich gewußt, wie unvermögend du wärst, ich hätte dich, bei Isaaks Bart! nicht zum Manne genommen. Aber freilich, nun ich dich einmahl am Halse habe, muß ich schon in einen sauren Apfel beißen? Kommm, und versuche es noch einmahl, ob du unter die Zahl der Männer gehörst, oder nicht? —„

28. Kapitel.

Etwas vom Hängen und Melancholie.

Manoah, der glücklichſte Mann (die Krämereien der Ehe ausgenommen) in Zarea, trieb ſeine öconomiſchen Geſchäfte mit vielem Nutzen. Sein Haus war eines der anſehnlichſten im Lande, welches noch mehr geblühet haben würde, wenn die Vaterfreuden ſich zu denen des Gatten geſellet hätten. Ein paar Kinder um den Tiſch — welch' eine Augenweide! Aber Sitta blieb unfruchtbar. Man kann leicht denken, wie ſehr das arme Weibchen ſich drüber härmte, wenn man bedenkt, wie weit es weibliche Traurigkeit treibt. Ich kenne im Brandenburgiſchen einen Mann, deſſen Weib ſich aus Verdruß über ihre Unfruchtbarkeit erhieng, und bis itzt lebt in einem Städtchen an der Elbe eines Fleiſchers Frau, die aus Gram darüber ihren Verſtand verlor. Dieſe Beiſpiele, welche er unter andern bei Gelegenheit erfuhr, ſetzten unſern Ehemann in eine nicht geringe Verlegenheit. Er kannte die Reizbarkeit ſeines Weibes, und wußte, wie angenehm und erquickend es ſey, am Abend ſeines Lebens auf dem väterlichen Knie die Früchte ſeiner Lenden zu wiegen, und nun mußte er auf alle dieſe Freuden einen ſo ſtrafbaren Verzicht leiſten.

29. Kapitel.

Eine Epiſode.

Zehn Schritte von Manoahs Gehöfte lag ein niedliches Häuschen, welches ein eisgrauer Mann, Namens Lazarus, bewohnte, der auf der Academie in Leipzig seinen einzigen Sohn die Gottesgelahrtheit ſtudieren ließ, und welcher nun im Begriff war, in sein Vaterland zurückzukehren, um die väterlichen Güter sowohl, als auch um ein Aemtchen anzuhalten Kleas war ein schöner, biederer Jüngling. Dafür erkannte ihn die ganze umliegende Gegend. Man nannte ihn die Stütze seines Vaters, den Glanz des Morgenlandes, den Schatz der Zaräer. Natürlicherweiſe erfuhr dieß auch unsere Sitta. Sie hatte ihren Mann zwar herzlich lieb, aber die passende Schilderung des zu erwartenden Jünglings verdrängte nach und nach ganz das Bild ihres Gemahls aus dem verwundeten Herzen. Kleas kam, und Sitta ward überraſcht, denn des Jünglings üppige Jugendkraft, der feidne Schenkel seines Fußes, die Purpurröthe seiner Lippe, die Fülle seiner blühenden Wange reichte weit über [illegible] Ideal hinaus, daß ſich ihre jugendliche Fantaſie entworfen hatte.— Lazarus hatte kein Wört gespaart, die Lehren der jüdiſchen Tugend in das weiche

erz des Jünglings zu drücken, allein wer die leize irgend eines ſchönen Weibes kennt, ſo wie Sitta ſie beſas, der überrechne das Gewicht der euſchheit und der weiblichen Milde in einer ückſicht, und wie ſehr wird er ſich am Ende trogen finden. Konnte man von einem zwan-zjährigen Jüngling, deſſen Körper noch ein ntweihtes Heiligthum war, etwas mehr er-arten?

---

30. Kapitel.

Fortſetzung.

Sitta hüpfte das Herz vor Freude, als ſie den üngling erblickte, aber Traurigkeit umwölkte ch ihre Stirne, als ſie ſich ſelbſt überdachte. in Weib, gefeſſelt an das Herz eines Mannes, t doch wirklich die Macht nicht, auf die Liebe nes andern, und vielleicht unwürdigen Gegen-andes Anſpruch zu machen. — Lange quälten eſe Zweifel Sittas Bruſt, ſie dachte an die unver-zbare Keuſchheit einer römiſchen Lucretia, und weinte den Tod derſelben. Sie ſah aber auch auf r andern Seite ihren ſchönen Nachbar auf den nien vor ſich und war nicht ſtandhaft genug, ine Bitten höniſch zurückzuweiſen. Da Sittas erz beklommen war, ſo ſuchte ſie Mittheilung,

und fand ſie. Einige ihrer Freundinnen diſputirten pro et contra. Viele behaupteten, es ſey Unrecht, daß ein ſo junges, ſchönes Weib, wie Sitta, ohne Kinder bleiben ſollte. Andere ſagten, ſie ſey verbunden, treu an ihrem Manne zu hangen, und ihre Tugend, als ein ehrliches, keuſches Weib zu bewahren. Die Schande, ohne Kinder zu bleiben, ſey ja ſo groß nicht. Jakobs Lea ſey ein Vorſpiegel Sittas, und noch ſey ja ihr Andenken in Ehren. Doch kamen beide Partheien, am Ende dahin überein, ſie hätten keine Stimme, als die Stimme der Warnung. Uebrigens ſtellten ſie es ihrem Willen anheim, ſie könnte thun, was ſie wollte. —

---

31. Kapitel.

Oh! Oh!

Man kann leicht denken, daß Sittas Freundinnen nicht ermangelten, dem jungen Academiker alles haarklein wiederzuerzählen. Nun hatte zwar Kleas unter den mancherlei Stadtneuigkeiten, die man bei ſeiner Rückkehr ihm zu Duzzenden aufgetiſcht hatte, auch Manoahs Verheirathung mit einer Bürgemeiſterstochter aus Bilca erfahren, aber die ganze Neuigkeit für ziemlich unwichtig gehalten, weil er ſich aus den Schönheiten

Zarea's sehr wenig machte, und auch diese Neuigkeit zu den alltäglichen warf. Als man ihm nun die heftig Liebe Sittas mittheilte, so schlug er ein lautes Lachen auf, und schwor bei dem Apollo, kein Weiberherz werde je ihn rühren, weil er die Weiber auf Universitäten hätte kennen lernen. Indeß wolle er doch bei dem jungen Mancah seine Wochenvisite, wie ers nannte, ablegen, und dadurch das junge Weibchen kennen lernen. Dieser Triumph, ein Weiberherz durch seine Schönheit gerührt zu haben, belustigte ihn anfänglich außerordentlich, allein bald gerieth seine Freude ins Stokken, als er auf einem seiner Spaziergänge Sitta hinter dem Vorhang erblickte, und seine Betrachtungen sich mit einem mürrischen: Hm! Hm! endigten. —

---

32. Kapitel.

Bekanntschaft.

Kleas hatte auf der Welt nichts zu thun, als zu faullenzen, wie alle Kandidaten des Predigamtes, wenn sie ohne Information auf eine Versorgung lauern. Aus lieber langer Weile also entschloß er sich, sein Kompliment im manchaischen Hause zu machen? Sitta nahm den Fremdling sehr gütig auf, und versicherte ihn, es sey eine Ehre für

ihr Haus, einen so liebenswürdigen Mann zu beherbergen. Nach diesen Komplimenten, die Kleas mit Stottern erwiederte, trat auch der Herr vom Hause herein, und fiel dem Jüngling um den Hals, herzte und küßte ihn, mit der freundschaftlichen Versicherung, es sey ihm lieb, seinen alten Schulfreund zu umarmen. „Liebe Sitta, sprach er dann, geh doch und hole eine Flasche Rheinwein und einen Teller Zwieback. Unser Freund hat gewiß noch nicht gefrühstückt.„ Sitta gieng nicht, sie flog, um dem Abgott ihres Herzens zu zeigen, wie sehr sie wünsche, daß der Wein seine Wirkung nicht verfehlen möge. Kleas hingegen vergaß, indem sein Auge auf Sittas Busen ruhete, den Dank ganz und gar.

---

33. Kapitel.

Ein Schritt vorwärts.

Kleas hatte Knigges Buch über den Umgang mit Menschen gelesen, und sonach die Kunst studiret, sich in Manoahs Gunst fest zu setzen, daß dieser endlich an seiner Redlichkeit nicht im geringsten zweifelte, und ihn öfters halbe Tage lang mit seiner blühenden Sitta allein ließ. Sitta, die öfters zum Schein gegen diese Vernachläßigung ihres Gatten gepredigt hatte, sah dieses

sehr 'gern, und bemühete sich aus allen Kräften, den Jüngling nach und nach mit ihren weiblichen Talenten bekannter zu machen. Lange war Kleas enthaltsam, allein die öftern Besuche im manoaischen Hause, die kleinen Kunstgriffe von Seiten Sittas, ihn in ihr eigenes Interesse zu verweben, machten ihn endlich so dreist, daß er Sittas verstellten Zorn, wenn er ihr einen Kuß raubte, nicht im geringsten achtete.

---

34. Kapitel.

Sturm.

„Höre, lieber Kleas, sagte eines Morgens Manoah, ich will heute nach Bilca zu meinen Schwiegeraltern wider meines Weibes Willen verreisen (denn die Frau ist ganz rasend verliebt in mich) sie wird in meiner Abwesenheit nur lange Weile haben, geh doch heute zu ihr, und tröste sie, damit sie nicht weint, wenn sie allein ist.„ Kleas versprach alles, und ermangelte nicht, dem Bitten seines Freundes Genüge zu leisten. Sitta nahm ihn sehr wohl auf, und brachte fast, ihre kleinen weiblichen Arbeiten abgerechnet, den ganzen Tag in seiner Gesellschaft zu. Warum hingegen Kleas die Thüre abschloß, und ihn Sitta in ein kleines Zimmerchen führte, wo man weiter nichts, als

einen Tisch, ein paar Stühle und ein Bette sah, das hab ich bis itzt nicht erfahren können, liegt auch nichts dran, weil dieser Umstand wirklich der unbedeutendste in der ganzen Geschichte bleibt.

Das Mittagsmahl war bereits abgetragen, als Kleas bei der schönen Sitta saß, und ihr eine förmliche Liebeserklärung machte. Die junge Frau erröthete, und sprach fast eine ganze Viertelstunde von Pflichten des Weibes gegen ihren Mann, eine Unterhaltung, die freilich nicht in Kleas Plan paßte, welche er aber ziemlich ruhig mit anhörte, weil er unter der Zeit ganz an etwas anders dachte. Doch, wandte er der schönen Frau etwas beschämt ein (denn daraus folgt, daß er ein nicht ganz verstockter Sünder war) doch ließe sich dagegen vieles sagen. Sie heiratheten ihren Mann wirklich aus Liebe, aber doch gewiß in der Absicht, der Nachkommenschaft Ehre zu machen. Niemand aber wird nun von ihnen sagen können, die schöne Sitta war meine Großmutter, Manoah war mein Urältervater, sondern es wird heißen: Manoah nahm ein Weib, und sie war unfruchtbar, und gebahr ihm nichts. Ist es nun nicht also ihre Pflicht (denn daß sie wirklich unfruchtbar seyn, das glaub ich nicht. Ihres Mannes Schuld ists,) sich den ersten besten Mann aus den Zaräern auszusuchen, und mit ihm das Ziel

erreichen, was ihnen die Natur in ihrem Manne verſagte? Wären ſie wirklich Mutter, ſo würde es die unverzeihlichſte Sünde ſeyn, ihnen einen Vorſchlag dieſer Art zu thun. Es iſt wahr, ich würde ſie in eben dieſem Grade lieben, aber ich würde meine Neigung unterdrücken, ich würde Zarea fliehen, und mich im unterſten Winkel der Erde verbergen. — Sitta! haſt du ein Herz, welches für das meinige ſchlägt, o! ſo laß meine heiße Liebe nicht unbelohnt. Mache mich und dich glücklich, die Götter werden uns belohnen? Sie werden dir einen Knaben ſchenken, ſchön und hold, wie die heiligen Erzväter, den Abdruck ſeiner Mutter! —

„Ach Kleas — ſie machen mich unglücklich. Wenn mein armer Manoah — ſie erpreſſen mir Thränen.

O! ſo lieben ſie mich nicht. Bin ich darum nach Zarea gekommen, um von ihnen verachtet zu werden? Gehen ſie, ich ehre kein Weib mehr. Spott und Verachtung ſey ihrem Geſchlechte geſchworen — ich —

„Halt ein, Grauſamer. Ich liebe dich, wie meine Seele. Aber bedenke meine Schande unter den jüdiſchen Weibern. Sprich, was wird mein Mann ſagen, wenn er ſieht, wie ich entehrt —

Still! Ein List soll uns aus der Verlegenheit reißen. Laß mich nur handeln. Jetzt komm zum Altar der Liebe. Priap will ein Opfer haben.

„Ach! ich kann nicht.

Sitta! ich liebe dich so sehr.

„O! mein Gott!

Hinweg mit diesem schnöden Gewande. Es verbirgt mir die Schönheit des schönsten Körpers. Ach! welch eine milchweiße Wade, welch einen Schenkel. Sitta! Sitta! ich vergehe!

„Ach! Kleas. Nimm mich in deinen Armen auf. A— ach! Sitta zerfloß in Entzükken, und gestattete dem feurigen Jüngling eine Seligkeit, die, ohngeachtet sie in einem Reiz von fünf Minuten verschwand, nah an die Freuden des Paradieses (wie man spricht,) grenzte.

Die beiden Liebenden schmeckten die Wollust in vollen Zügen. Sitta blühte unter dem bildenden Griffel des schönen Jünglings wie eine Rose, und vermied jeden Dorn, um nicht die Lilienhaut des zweiten Apollo zu ritzen. Kleas schwamm in Seligkeit, und entschlief, wie ein Wanderer, der unter einem Wachholder entschlummert.

35. Kapitel.

Obstupui!

Das Erwachen war eine feſtliche Minute! Sitta lächelte ihrem Kleas wie ein Frühlingsmorgen entgegen, der durch das Füllhorn ſeines Reichthums die ganze Natur heiliget. Bei der Trennung (denn die Zeit rückte immer näher und näher heran, daß Manoah zurück kehren wollte) ſchworen ſich die jungen Leute nochmals eine ewige Liebe. Manoah kam kurz darauf, küßte ſeine gefallene Sitta eben ſo zärtlich wie zuvor, und freuete ſich, ſie ſo roth und erhitzt zu treffen. Doch kam ihm eben dieſe Erröthung etwas ungelegen, weil er wußte, daß der junge Kleas bei ſeinem Weibe geweſen war. Er ſtutzte, und ſann hin und wieder, ob irgend ein Verdacht möglich ſey. Doch die liebenswürdige Sitta verſcheuchte alle Grillen, und niemand in der ganzen weiten Schöpfung war glücklicher, als — Manoah.

---

36. Kapitel.

Es ſpuckt.

Kaum waren einige Monate verfloſſen, als auch ſchon Sitta die Spuhren der verbotenen Liebe

entdeckte. Sie maaß des Tages mehr als zwanzigmahl ihre Taille, allein immer blieb sie dick und ungestaltet. Bei solchen bewandten Umständen ward der Kandidat zur Rathe gezogen, welcher sich denn nicht wenig freuete, ohne eine Frau Vater geworden zu seyn. Aber wie in aller Welt sollte Sitta diese Bürde entschuldigen? Offenbar war es, daß sie mit ihrem Manne kein Kind gezeugt hatte, offenbar war es, daß selbst ihr Mann seine Unvermögenheit eingestanden, und behauptet hatte, er werde nie des Nahmens Vater sich freuen können, und offenbar war es, daß der Kandidat bey Manoahs aus- und eingegangen war. Sitta war in einer nicht geringen Verlegenheit, wie sie alle diese Wahrheiten unterdrücken wollte. Selbst Kleas gestand ein, daß sie Recht haben würde, wenn Manoah klug genug seyn sollte, die Hörner an seiner Stirne zu bemerken. Und da dieß, vermöge der Zwischenträgereyen anderer Personen, zu vermuthen war, so sann man auf eine schnelle List, die auf nichts weniger abzielte, als auf eine formale Geistererscheinung.

37. Kapitel.

Wer sollte das denken?

„Männchen, fieng eines Morgens beim Kaffetisch die erröthende Sitta an. Unser Gebet hat Gott erhört. Ich bin schwanger. Aber, merke wohl, ohne dein Zuthun. Ich habe einen Geist gesehen.“ Manoah, der überhaupt ein sehr abergläubischer Mann war, erschrak heftig, als er etwas vom Geiste sprechen hörte. Seine Glieder zitterten wie Espenlaub. Kein Wort kam über seine Zunge. Sein bittendes Auge erregte endlich Sittas Mitleiden. Sie versicherte ihn, der Geist sey ein zuthuliches, höfliches Wesen, und wenn er ihn sprechen wollte, so sollte er ihr auf den Abend in den Garten folgen. In der Dämmerung sey er ihr erschienen. Manoah hätte gern nicht mit ihm gesprochen, wenn er nicht den Zorn seines Weibes hätte befürchten müssen, denn sie machte bey seiner Weigerung bereits Miene, Gewalt zu gebrauchen.

---

38. Kapitel.

Ist abgeschrieben.

„Damit du nun auch siehest, fuhr Sitta fort,

wie heilig die Worte des mir erſchienenen Engels waren, ſo hab ich ſie von Wort zu Wort behalten.“ Manoah war neugierig genug, die Prophezeyung zu hören. Gern und willig ließ ſich Sitta finden. „Siehe, du biſt unfruchtbar, ſprach der Engel, vnd gebierſt nichts, aber du wirſt ſchwanger werden, und einen Sohn gebähren. So hüte dich nun, daß du nicht Wein, noch ſtarkes Getränke trinkeſt, und nichts unreines eſſeſt. Denn du wirſt ſchwanger werden, und einen Sohn gebähren, den kein Scheermeſſer aufs Haupt kommen ſoll —

„Das möcht ich wiſſen, warum? unterbrach ſie Manoah.

Weißt du denn das Geſetz nicht von den Verlöbten?

„Unſere Verlobung iſt ja lange vorüber, Frau. Was du nun wieder einmahl papelſt. Aber ich ſehe den Sinn der heiligen Worte ein. Der Junge ſoll ſtudieren.

Möglich. (fortfahrend) kommen ſoll. Denn der Knabe (für ſich. Ich bin des Todes, wenns ein Mädel wird) wird ein Verlebter Gottes ſeyn, von Mutterleibe, und er wird anfahen, Iſrael zu erlöſen, aus der Philiſter Hand.

„Das wär's Teufels. Dann wird mein Junge wohl gar noch einmahl Richter und Schöp-

pe in Israel. Sapprement, das hab ich mir lange einmahl gewünscht. So auf'n Stuhl zu sitzen, und Maulaffen feil zu tragen, das ist gar keine Arbeit. Und wenn unser Söhnchen König wird, so muß er mich wenigstens zu seinem Premierminister machen. Frau! dann wollen wir auf recht hohen Fuß leben, alle Tage in Saus und Praus. Dann sollen die gebratenen Kapaunen und Rehkeulen nicht mehr vom Tische herunter kommen. Nu! s'bleibt dabey. Auf den Abend komm ich mit in den Garten.

---

39. Kapitel.

Die Geistererscheinung.

Kaum war Manoah an seine gewöhnlichen Geschäfte gegangen, als auch schon Kleas mit einer Zauberlaterne, einem Paquet Kleider und einem Hohlspiegel hereintrat, denn nur er sollte die Person des Geistes spielen. Sitta war auf allen Ecken geschäftig, das Lusthaus im Garten zur Betrügerey einzurichten, weil in demselben die Laterne und der Hohlspiegel angebracht werden sollten. Kleas verzog nicht, sich in die gehörigen Anstalten zu verfügen, und zu Manoahs Empfange alles vorzubereiten. Die Rolle, die er hierbey spielen sollte, war ihm um so ange-

nehmer, weil er durch diesen Betrug Sittas Huld und Liebe in einem desto höhern Grade gewann, je mehr er sich] bemühete, Manoah mit undruchdringlicher Blindheit zu schlagen, und selbst ganz Zarea von der Wahrheit dieser Erscheinung zu überzeugen. Alles gelang ihm, und hauptsächlich die aegyptische Finsterniß, die damahls in den Köpfen der Juden in Zarea herrschte, und welche in dem seinigen durch europäische Aufklärung verdrängt worden war, that ihm hierinnen ungemeine Dienste. Der Abend rückte endlich immer näher und näher. Die Sonne sank bluthroth, gleichsam als wenn sie sich über das folgende Schauspiel schäme, hinter die Gebürge hinab, und Kleas weilte nicht, seinen Standpunkt zu besetzen. Laterne und Spiegel standen bereits in gehöriger Richtung, als Sitta und Manoah nebst ihren Anverwandten und Freunden in den Garten traten. Ein Donner mit Feuer begleitet war der Empfang, der sie so außer Athen setzte, daß sie, erstaunt über die Gegenwart des Engels, auf die Knie fielen und um Schonung baten. Ein dicker Rauch breitete sich über den Garten aus, und in einer feurigen Lohe senkte sich aus der Gegend des Lusthauses eine bebende Gestalt in den Kreis hinab. „Manoah!“ rief eine dumpfe Stimme,

Niemand antwortete. „Manoah!“ rief es zum zweytenmahl. Sitta ſtieß ihrem Pinſel vom Manne weidlich in die Rippen, damit er antworte. Aber Manoah ſchwieg ſtille, wie ein Mäuschen. Endlich ertönte die Stimme zum drittenmahl, weit fürchterlicher, als vorhin; zitternd fragte Manoah: Was der gnädige Herr Engel befohlen.

„Biſt du der Mann, fragte der Geiſt, der mit dem Weibe geredet hat?

Ja! entgegnete Manoah. Aber, wenn nun kommen wird, das du geredet haſt, welches ſoll des Knaben Weiſe und Werk ſeyn?

„Er ſoll ſich hüten, antwortete der Geiſt, vor allem, was ich dem Weibe geſagt habe. Er ſoll nicht eſſen, das aus dem Weinſtock kommt, und ſoll keinen Wein noch ſtark Getränke trinken, und nichts unreines eſſen; alles, was ich ihr geboten habe, ſoll er halten.“

Der Geiſt machte Miene, ſich hinweg zu begeben. Aber auf die Worte Manoahs „Lieber, laß dich halten, wir wollen dir ein Ziegenböcklein zurichten,“ gab er zur Antwort: Wenn du gleich mich hier behieltest, ſo eſſe ich doch deiner Speiſe nicht. (Sitta dachte: Der Schalk, er iſt kein Freund von Bockbraten.) Willſt du

aber dem Herrn ein Brandopfer thun, ſo magſt du es opfern. —

Wie heißeſt du denn, fuhr Manoah fort, damit wir dich preiſen, wenn nun kommt, das du geredet haſt?

„Warum fragſt du nach meinem Nahmen, ſprach die Geſtalt, der doch wunderſam iſt? Und im Augenblick verſank die Geſtalt.

---

40. Kapitel.

Fortſetzung.

Niemand war froher, als unſere Sitta, weil die Geſpenſterhiſtorie ſo gut abgelaufen war. Ohngeachtet nun der gnädige Herr Engel alles verbeten hatte, ermangelte Manoah doch nicht, ein Ziegenböcklein zu ſchlachten, und es dem Herrn unter freyem Himmel zu opfern. Denn, ſagt' er, wir würden gegen den fremden Herrn ſehr wenig Lebensart bezeigen, wenn wir ſeiner Abweſenheit nicht eine kleine Ehre anthun wollten. Indeſſen iſt mir nur bange, wir werden des Todes ſterben müſſen. „Sey doch kein Närrchen, erwiderte Sitta! des Todes ſterben! das wär mir eben recht. Wenn der Herr Luſt hätte, uns zu tödten, ſo hätte er das Brandopfer und Speisopfer nicht genommen von unſern Händen.

Er hätte uns auch nicht solches alles erzeiget, noch uns solches hören lassen, wie itzt geschehen ist.“ Und indem das Feuer des Opfers in die Höhe fuhr, fuhr auch die Gestalt in die Höhe, und verschwand zum zweytenmahl. „Sieh, setzte Sitta noch hinzu, das ist die Antwort. Er ist mit uns zufrieden, und zürnt nicht mit seinen Knechten.“ Die Anverwandten bekräftigten die Aussage, und schieden von einander!

41. Kapitel.

Worn eine halbe Elle kürzer.

Manoah harrte nun mit Ungeduld auf die Entbindung seiner lieben Sitta. Er dachte nun an das Vergangene, an die verschiedenen Gardinenpredigten, die Unfruchtbarkeit seiner Frau betreffend, mit süßem Wohlgefallen, weil er sich nun auf so eine unwillkührliche Weise mit dem erquickenden Vaternahmen überraschen konnte. Wenn er dann die Bürde bemerkte, welche Sittas runder Leib seinen Blicken zum Opfer brachte, dann funkelte eine Thräne des Dankes im Auge des Bedauernswürdigen, und genoß schon im voraus die Wonne, welche seine Kraft, die nun in der Schwachen mächtig geworden war, ihn bereitet zu haben schien.

42. Kapitel.

Ein Bär.

Kleas besuchte seine junge Frau sehr oft, welches denn auch weder dem Manne, noch der Nachbarschaft auffiel, weil die Tugend Sittas ohne Makel war, denn, sagten sie, es hat ja ein Engel bey ihr geschlafen. Eines Tages (es war ein Frühlingstag) kam der Jüngling mit einer Vogelflinte auf dem schlanken Rücken, um einen Haasen in Sittas Küche zu liefern. „Kleas! rief Sitta dem Eintretenden entgegen. Mir ist herzlich bange. Du hast meinem Manne prophezeyet, daß ich einen Sohn gebähren werde, wie nun, wenns ein Mädchen würde? Ich wäre des blassen Todes: Laß das nur, närrisches Weibchen, antwortete Kleas. Mir ist das gleichviel. Das Kind mußten wir natürlich bestimmen. Sollte es nun ja ein Mädchen werden, so muß ich noch einmahl erscheinen, und die Sache 'rum drehen. Jtzt geh ich, und bringe dir einen fetten Haasen, oder einen Hirsch, oder was du haben willst. „Bring was du willst, Lieber! erwiderte die dicke Hausfrau, und dieser Kuß begleite dich.

Kaum war Kleas in den Wald getreten, als er in der Ferne ein abscheuliges Heulen hörte.

Er ging näher, und bemerkte, daß sich in einer Bärgrube ein Thier dieser Art mit zwey Jungen gefangen habe. Diese Entdeckung setzte ihn in ein unnennbares Entzücken. Er warf sein Gewehr ins Gebüsche, und lief nach Zarea, um Leute zu beordern, für ein gutes Trinkgeld, den alten Bär nebst seinen Jungen zu fesseln. Es fanden sich eine Menge Menschen, die Hand anlegten, und die Arbeit war in kurzer Zeit gethan. Kleas führte den Bär im Triumph in die Sadt. Alt und Jung jauchzten hinterdrein, und rühmten die Heldenthat des Jünglings mit Cymbeln und Saitenspiel.

---

43. Kapitel.

Mons parturiens.

Eine stürmische Nacht, wie noch keine auf Erden war, brauste über das Weltall, alle Elemente zitterten, Feuer, Wasser, Luft und Erde stritten gegen einander. Der Mensch wagte nicht, seinen Fuß aus der Hütte zu setzen, der Kauz verkroch sich schüchtern in seine Höhle, die Eule suchte angstvoll die verschrobensten Zweige des Baumes, alle Vögel, klein und groß, verstoben, als wären sie nie da gewesen. Der Hagel sauste, die Winde brausten, der

Regen ſchlug donnernd ans Fenſter, die Blitze kreuzten ſich durch die Luft, und über den ganzen Horizont war eine Finſterniß gegoſſen, die ſelbſt die ägyptiſche weit übertraf. Die Menſchen lagen auf den Knieen, und heulten und ſchrieen, und verſprachen dem heiligen Niklas eine Wachskerze ſo dick und ſtark wie ein Kirchthurm, dem heilgen Nepomuk eine Abtey mit allem Zubehör, dem heiligen Chriſtophel eine goldene Maulſchelle mit ſilbern Henkeln! — Die Bären und Löwen heulten, ein lauter Donnerſchlag geſchah, und Muſje Simſon guckte in die Welt.

44. Kapitel.

Die Familie.

Man hatte ſchon damals in Zarea einen berühmten Accoucheur, den bekannten Pancrazius Alteſimus Phicco, ein Mann, der ſeine Kunſt ex profeſſo verſtand, daher es denn kam, daß Sittos Geburt weniger Schmerzen koſtete. Niemand war froher als Manoahs junge Frau, da ſie einen Knaben erblickte, denn nun war ja, wie ſie wünſchte, die Prophezeyung in Erfüllung gegangen. Kleas weilte ebenfalls nicht, ſeine ausſchweifende Freude bey dem jungen Weltbürger zu bezeigen, zumahl, da er ſich als Vater

erblickte. Alle, die ganze Famile, Verwandten und Freunde, Groß und Klein verſammelten ſich, ihre Gratulationen abzuſtatten, und ſich gegen die ſchöne Sitta ſowohl, die im Wochenbette reizender, als je, ausſah, als auch gegen den glücklichen Vater, der ſeinen Hörnerſchmuck nicht im geringſten abndete, fröhlich zu bezeigen. Den folgenden Tag darauf kam auch der Herr Schwiegervater Burgemeiſter aus Bilca mit ſeiner Hausfrau, um das liebe Töchterchen als Mutter zu grüßen, und den Enkel mit tauſendfachen Segen zu überſchütten. Man hatte insgemein eine herrliche Freude über den Kleinen, wie er in ſeinen Windeln lächelte, und über die verſammelten Herren und Damens gleichſam ſein Vergnügen bezeigte. Man machte, als die Fülle des Lobes auf dieſen jungen Ankömmling ausgeſchüttet war, verſchiedene Bemerkungen, die den Vater betrafen. Man lobte ſein elaſtiſches Kinn, ſeine gekrümmte Naſe, ſein tiefgebogenes Auge, ſeine hohe offene Stirne, die Grübchen in den Wangen, wenn er lächelte, und die Höhe ſeines Körpers. — Parallelen, die ganz mit den väterlichen Eigenſchaften zuſammen trafen. Zu dem allen aber ſchüttelte der alte Herr aus Bilca ſeinen grauen Kopf, und machte gegen Sitta eine ſehr unwillige Miene, welche

sein Erstaunen und seinen Aerger deutlich genug ausdrückte. Und Sitta, die in der mütterlichen Schule weise genug geworden war, sahe diesen Fingerzeig auf ihr begangnes Laster im Augenblick ein, und um den Verwürfen auszuweichen, die sie zu hoffen hatte, fieng sie allmählig an, heftige Schmerzen zu bezeigen, und ihren Gram im verhüllten Bette zu verbergen. Der Vater schwieg zwar eine Zeitlang stille, um seine Tochter, die jetzt jeder Gefahr ausgesetzt war, nicht zu hart anzugreifen, allein kaum waren zwey Stunden verflossen, als die Galle schon in den Magen trat, und ihm das Herz abzudrücken drohete. Er zog den Großvater Schuster auf die Seite, und versicherte ihn bey der Ehre des Staats, mit dem Kinde hab es eine eigene Bewandniß. Die Familie widersprache sich allgemein, und dichtete dem Knablein Eigenschaften vom Vater an, die er nicht fände, und er könne sie ja, vermöge der Geistererscheinung nicht finden, da der Vater nicht Vater, sondern der Engel Vater seyn musse! Diese

45. Kapitel.

Erklärung

war deutlich genug, um die Sache einem zweyten und dritten verſtändlich zu machen. Doch der Schuſter und Burgemeiſter ſchwiegen zu ihrer eigenen Beſchämung. Aber, verſetzte der Großvater Schuſter, wem ſoll denn der Knabe ähnlich ſehen? Ich wüßte doch nicht, mit wem unſere Sitta Umgang gehabt hätte. Vielleicht irren ſie ſich. Der Engel, der ſie überſchattet hat, ſieht, wie ich damahls bemerkte, nicht gut aus, um ein Kind ſeines Gelichters in die Welt zu ſetzen. Nun war es ja leicht möglich, daß er ein Geſicht aus Zarea zum Model nahm, um Sitta damit zu beſchenken, denn der Junge ſieht bey meiner Seele! recht ehrwürdig aus. Sehen ſie nur, was er für eine Linienfehle hat. Welche buſchigte Augenbraunen, welch' einen runden Mund, welch' ein blaues feines Geäder um den Schlaf. Bey Jacobs Bart! der Junge iſt ein Meiſterſtück! ich hätte ihn nicht ſo heraus finden können. Da kann man ja recht deutlich ſehen, wie ſehr ſich der Engel angegriffen hat. Er hat Recht, Vater, antwortete der Burgemeiſter, mit dem Modelnehmen iſts nicht richtig. Das war auch noch die einzige Ausnahme, an die ich

nicht dachte. Und ich glaube ganz ſicher, daß der Geiſt den jungen Kleas abkopirt hat, denn er ſieht ihm ähnlich, wie ein Ey dem andern.

46. Kapitel.

Hauskreuz.

Sitta hatte ſich den ehelichen Stand weit leichter vorgeſtellt, als ſie ihn nun fand. Denn, als ſie nun, nach dem Fluche Adams, das erſte Kind gebohren hatte, fand ſie auf allen Ecken des Körpers Schmerzen und Ungemach. — Hauptſächlich aber bemerkte ſie ein heftiges Reiſſen in den untern Theilen des Leibes, zwiſchen dem Oberfleiſche der Füße, zu dem ſich überdieß Beulen und Geſchwulſt geſellte. Auch mangelte ihr (welches für ſie das größte Leiden war) die Muttermilch. Das Kind ſchrie unaufhörlich nach Nahrung und Speiſe, und die arme bedauernswürdige Mutter ſas da, und weinte, ohne die Schmerzen des Hungers ihres armen Kindes ſtillen zu können. Man machte mancherley Verſuche mit Kameels- und Eſelsmilch, das Kind aber gab alles von ſich, was ihm eingeflößt wurde. Endlich gerieth Kleas auf einen Gedanken, der ſeiner werth war. Er ſäugte ſeiner Bärin täglich eine Portion Milch ab,

und machte dem Kleinen damit ein herrliches Geschenk.

---

47. Kapitel.

Fortsetzung.

Der Knabe nahm die Milch ohne Komplimente, weil sie ihm trefflich behagte. Darüber hatte Manoah vorzüglich eine herzliche Freude, denn seht nur, rief er, wie der Junge schnappt, als wär's Schweinebraten. Mein kleiner Esel im Stalle hat das Herz, hohl mich der Teufel! nicht, auf sein Fressen so begierig los zu gehen. Und so ein Wichtchen — man sollt's nicht denken, daß es möglich wär! Warte, Bube, wenn du wirst grösser werden, den Punschschnapf will ich dir aus den Zähnen rücken. Du sollst dich verwundern. Simson lächelte, und ließ den Alten keifen. Die Mutter hatte mit Kleas ihre herzliche Freude, weil sich der Alte einbildete, er sey Verfasser dieses Kernjungens.

---

48. Kapitel.

Wie soll er heißen?

Und da acht Tage um waren, sollte das Kind beschnitten werden. Aber da standen die Ochsen

am Berge. Wie soll der Knabe heißen, riefen Alt und Jung, Weib und Mann, Jungen und Mädchen. Es war eine Verwirrung zum Todtlachen. Der Großvater Schuster und Burgemeister waren einerley Meynung, denn, wenns auf sie ankäme, sprachen sie, so sollte er David heißen. Ach, warum nicht gar, Elias, rief Sitta. David ist ein garstiger Name. Ich dächte, wir nennten ihn Goliath, der Junge wird einmahl ein großer Mann werden. Schäme dich, Frau, rief Manoah aus dem Kabinet, wo er eben über den Kalender sas, und den Nahmen seines Söhnchens heraus studierte, das ist ja ein Philisternahme! Goliath wurde von dem kleinen David mit einer Schleuder in das Reich der Todten geschickt, daß er sein Lebtage daran gedenken wird. Kannst du nicht fleißiger in der Bibel lesen, damit dir Gottes Wort bekannter wird? Na, halt nur's Maul, rief ihm Sitta entgegen, so schlimm ists nicht. Ich lese alle Tage mein richtiges Kapitel, und weiß wohl, daß Goliath ein Philisternahme ist, aber just deshalb bin ich ihm gut. Wenn wirs mit unsern Feinden, den Philistern, besser machten, so würden sie auch mit uns gescheuter umgehen. Still nur, entgegnete die Frau Burgemeisterin, und streitet euch nicht über eine

Sache, die keines Zankes würdig ist. Ich dächte, wir nennten den Jungen kurzweg Star. Ei! bewahre, fieng der Kaplan des Städtchens an, Star war ein Mitglied der Kartouchischen Räuberbande, der in Breslau auf dem Reste gebraten wurde. Star kann er unmöglich heißen. Ich dächte nach meiner unmaßgeblichen Meynung wir nennten ihn Lips Tullian, das war ein Mann nach meinem Schlage, und Oberrichter in Fetze Marokko. „Oberrichter? schrie die ganze Familie, ei! ei! Herr Kaplan, was denken sie? Der Kerl war der ärgste Gauner auf Gottes Erdboden. In Tetzan hat er lange im Gefängnisse gesessen, und die ersten Würfel erfunden. Was denken sie: Lips Tullian; Gott sey uns gnädig und barmherzig, wir mögen keinen Lips Tullian in unserer respektiven Familie dulden. Nun so nennt ihn Abraham, schrie der alte Lazarus, und der Streit ist abgethan. Abraham? rümpfte Sitta das Näschen. Abraham klingt so altväterisch. Du wirst doch unsern Vater Abraham nicht verspotten wollen, rief der Burgemeister. Kind, versündge Dich nicht. Das ist bei meiner Seele kein Spaß! Weißt du was, laß ihn Joseph nennen. O'war bei meiner Treu! ein schöner Kerl. Die Nahmen sind alle nichts werth, entgegnete Kiras.

Der Geiſt hat mir den Namen ins Ohr geliſpelt, und dem müſſen wir folgen. Nun? riefen alle erſtaunt, wie ſoll er denn heißen? Simſon, erwiederte Kleas. Simſon, Simſon, murmelte der Schumacher. Hm! Simſon, knirſchte der Burgemeiſter, ſoll denn alles nach dem Gelbſchnabel gehen? Simſon, liſpelte die Frau Konſuln. Ei, Simſon, lächelte Sitta, ein ſchöner Nahme! Sie bückte ſich über die Wiege, und küßte den ſüßen Knaben mit den Worten: „Mein kleiner, guter Simſon du! du! —„

---

49. Kapitel.

Ein Hofmeiſter.

Mosje Simſon war ſchon ein artiger Bengel, als man ihm einen Hofmeiſter zu geben gedachte. Verſchiedene Unarten hatten ihn einigen Häuſern Zarcas verhaßt gemacht. Man verſchloß für ihn die Thüre, wenn er kam. Das nahm die Mutter übel. Sie ſandte ihn zum zweitenmahl hin, und es erfolgte abermahls eine abſchägliche Antwort, man warf ihn die Treppe hinunter, oder ſchickte ihn mit einer Tracht Prügel weiter. Eine Zeitlang ließ ſich Simſon alle Mißhandlungen gefallen, ohngeachtet Sitta damit nicht zufrieden war, weil ſie die Ehre ihres Sohnes am

Herzen trug. Sie sahe aber dabei nicht minder ein daß der Knabe ihr über den Kopf wachse, und daß es nun Zeit sey, auf die sittliche Ausbildung seines Herzens Rücksicht zu nehmen. Ein junger Mann, der in Jena den Renomisten und in Leipzig den Petitmaitre gespielt hatte, kam nach Zarca, um sich bei seinem Vater, dem dasigen Schulrichter, einige Zeit aufzuhalten. Ismael, so hieß der junge Kandidat, hatte hier auf der Gottes-Welt nichts zu thun, als zu lungern und Kapellen an die Beine zu hängen. Dieß erfuhr Sitta, und ließ ihn zu sich bitten. Der Antrag war bald gemacht. Ismael glaubte eine gute Stelle zu erhaschen, und griff zu. Manoah setzte ihm jährlich einen Gehalt von hundert Thalern aus, nebenbei freien Tisch und Kleidung, so viel er benöthigt war.

---

50. Kapitel.

Fortsetzung.

Aller Anfang ist schwer, sagte Ismael, als er mit seinem Eleven die erste Stunde hielt, und ihm mit einem dünnen Rütgen von Haselnuß die ersten Begriffe der Religion beibrachte. Diese Lehrmethode wollte dem armen Simson anfänglich nicht behagen. Er stritt dagegen pro et contra — nein! das kann er wohl nicht gethan

haben. Wir spielens hier nur mit contra! daraus machte sich jedoch Ismael wenig, und versicherte dem Knaben bei der Schwänze seines Bartes! in Jena habe er sich täglich mit seines gleichen herumgehauen, ohne Pedellen und Magnifiken zu achten. Wenn er bei guter Laune war, so erzählte er dem Knaben den ganzen Tag nichts weiter, als von Degen, Sauffen und Hauen. Simson hörte dabei andächtig zu, und freuete sich auf seine Jünglings-Jahre. Eines Tages entdeckte er dem Hofmeister seine Neigung zum Studieren, und bat sich seinen Rath aus, denn, setzte er hinzu, ich kann ohnmöglich mein Leben in Zarea beschließen, wo man seiner Tage nicht froh wird. Ich muß hinaus in die Welt, und muß mein Glück versuchen. Glauben sie mir, Ismael, ich habe Kraft und Stärke in den Knochen, und kommt mir n'mahl so n'tausendsapermenter vor die Klinge, ich haue ihn, daß er stürzen soll. Wissen sie was, wenn sie mich die edle Fechtkunst lehren, so erbitt ich ihnen von meiner Mutter eine Zulage von funfzig Gülden. „Wenn das wahr ist, erwiederte Ismael, so fang ich heute noch an mit dir, Simson. Du sollst ein braver Kerl werden. Und was das Studieren betrift, so verlaß dich auf mich, ich bereite dich auf die Universität vor, lehre dich mensa und ἀνὴρ, und

ein bisgen hebräisch, א, ב, u. s. w. es soll schon gehen. Ein Student unserer Gattung braucht nicht viel mitzubringen, wenn er nur in den Vorkenntnissen ein bischen beschlagen ist, das übrige findet sich alles. Aber nach Jena gehen wir nicht. Wir müssen unser Heil in Wittenberg versuchen. Dort giebts noch brave, edle Kerls, die Pulver gerochen haben, einen K...., einen D...., und andere, Männerchen, höre! die wie der Teufel in der Hölle auf einen losgehen. Jetzt geh, und sprich mit deiner Mutter. Simson gieng.

---

51. Kapitel.

Fortsetzung.

Sitta gab ihren Willen drein. Froh und heiter wie ein Gott, fieng nun Ismael an, dem jungen Simson, eine standesmäßige Erziehung zu geben. Reiten und Fechten wechselten täglich ab. Sie voltigirten, sprangen und waren die beiden Narren von Zarea, doch hatte Manoah über die Bocksprünge seines hoffnungsvollen Sohnes, den er jetzt schon als König über die Zaraer begrüßte, die herzlichste Freude.

---

52. Kapitel.

Gassenbuben.

So wie Simson an Geistsausbildung zunahm (denn er verstand seinen Dresdner Katechismus auf ein Haar, zumahl in der Erklärung des sechsten Gebothes thats ihm keiner nach,) so vervollkommnete er sich auch immer mehr und mehr in dummen Streichen, die seine Mutter, die sanfte Sitta, stets für jugendliche Munterkeit ausgab. Die Gassenbuben fürchteten ihn, und sprachen kein Wörtchen, wenn er unter sie trat, denn sie kannten seine unermeßliche Stärke (von der ich zwar meinen respektiven Lesern noch nichts gesagt habe, die sie aber insgesamt vermuthen können, wenn sie bedenken, daß unser Held Bärnlich getrunken). Oefters wurden zum Zeitvertreibe Spiele angegeben, aber gewiß keines mit Anstand ausgeführt, wenn nicht Simson Direktor desselben war. Kein Tag vergieng, daß er nicht seine Bravour gezeigt hätte, zu dessen Ausübung Ismael das Seine that. Einstmahls wurde beschlossen, einen Jungen totaliter abzustrafen, weil er den andern mit Koth geworfen, und ihn ausgelacht hatte. Simson liebte strenge Gerechtigkeit, und machte sich augenblicklich zum König. Viele murmelten zwar von Tyranney und Grau-

samkeit, von Eigenmächtigkeit und Monarchie, doch als er Ruhe gebot, zitterten die umstehenden barfüßer Granden, daß kein Mäuschen sich regte. Nun bauete man einen Thron von Feld- und abgebrochenen Mauersteinen, in der Nähe des Rathhauses, um dem Ganzen ein desto feierlicheres Ansehen zu geben. In einer halben Stunde war alles in Bereitschaft. Bevor ich aber den Thron bestiege, fügte Simson hinzu, müßt ihr mich solenniter zum Ritter schlagen, mir eine Krone (welche von Goldpapier verfertigt worden war) aufsetzen, und den Szepter in die Hand geben, damit ich den Bösewicht richten kann. Alles geschah nach seinen Vorschriften. Man schlug ihn mit drey tüchtigen Steckschlägen, die er sich selbst ausbedungen hatte, zum Ritter, die Krone wurde ihm auf einem töpfernen Teller überreicht, und von einem seiner treuen Diener aufs Haupt gesetzt; das Szepter schnitt er sich selbst vom ersten besten Zitronenbaume ab, und wies auf die Umstehenden, sie möchten sich niedersetzen und die Mützen abnehmen, weil in diesem ehrwürdigen Kreise Unterwürfigkeit und Demuth herrschen müsse. Man gehorchte stillschweigend, und führte den Inquisiten hervor. Der König Simson hörte seine Gegenklage ruhig an, und vernahm dann, als dieser abgetretten war, die Anklage des

erſtern. Hieraus ergab ſichs, daß beide Theile ſchuldig ſeyen. Kläger und Verklagter wurden wieder mit Koth geworfen. Das war die Beendigung des Streites und des erſten Gerichts unter dem König Simſon.

---

53. Kapitel.

Raiſonnements.

Unter den Inquiſiten, die, wie ich nicht berührt habe, vom Simſon mit Härte waren beſtraft worden, befand ſich auch des Scharfrichters einziger Sohn, ein toller, wilder Knabe, der mit unſerm Helden den Garaus zu ſpielen gedachte. Die von ihm empfangene Strafe, welche in fünfzig Prügel beſtanden hatte, dünkte ihm etwas zu hart, und grauſam. Er kam alſo gleich nach der Execution weinend zum Vater, und klagte ihm ſein Elend, indem er ihm den blauen Rücken zeigte. „Nun bei meiner Seele! ſchrie der Scharfrichter, das iſt raſend, ſo prügle ich nicht, ohngeachtet ich, wenn ich einmahl in die Raſerei komen, ohne Vernunft zuſchmeiße. Das ſoll mir der niederträchtige Bube entgelten. Der Flegel verdient nicht, daß er geköpft wird. Es iſt eine ſchlechte Erziehung bei Moſſe Mancah, wenn er ſeinen Jungen kürzer hielte, er würde bald den

Nutzen davon spühren. Geh mein Sohn, und spiele, wie zuvor. Und sie, Herr Ismael sie sollten sich schämen, dem Jungen den freien Willen zu lassen. Sie sind sein Lehrer, und mein Freund, ja, was noch mehr, mein Vetter; den niederträchtigen Schurken sollten sie züchtigen, daß er Oehl gäbe. Und wenn sie das nicht thun, so sollen sie sehen, was daraus erfolgen soll. Nun ich werds sehen, entgegnete Ismael, und gieng.

---

54. Kapitel.

Geniestreiche.

Ismael erzählte seinem Zögling die Drohung des Scharfrichters haarklein wieder, vergrößerte auch wohl das Raisonnement um sechs Unzen. Simson gerieth darüber sehr in Wuth, und schwor dem Scharfrichter fürchterliche Rache. Nur stießen sich beide noch, denn Ismael war die Hauptursache der Rache, weil ihn der Scharfrichter ebenfalls beleidiget hatte, an die eigentliche Ausführung. Zum Glück fiel ein großer Platzregen, vermöge dessen sich auf den Straßen eine Menge Unrath sammelte, wie denn überhaupt in Zarea nicht allzuviel Reinlichkeit herrschte. Simson, sprach Ismael, du könntest dich herrlich rächen, wenn du den Scharfrichter — doch was denkest

du wohl? Nun? entgegnete Simson. Und das merkest du nicht? du mußt die itzige Witterung benutzen. Sie ist das Ziel deiner Rache, erwiederte Ismael. Du bist doch sonst nicht auf den Kopf gefallen. Wenn du auf der Akademie nicht auf witzigere Einfälle geräthst, als du bisher bewiesen hast, so siehts mit deinem Genie windig aus. Trag' den Kerl in die Schleuse. Bei meiner Seele! schrie Simson! das will ich thun. S'wird ein Hauptjux, Feigheit und Zaghaftigkeit sind seine Haupttugenden, ich darf nur halbwege mein bisgen Kraft zusammennehmen, so ist der Kerl geliefert. Aber bis an die Ohren muß er drinnen sitzen. Dort vor des alten Lazarus Thüre ist ein herrliches Plätzchen, man könnte ein paar Esel drinnen ertränken. Ja, Ismael, das soll geschehen. Der alte Lazarus schenkt izt gerade guten Merseburger. Und dorthin geht der Scharfrichter gemeiniglich alle Abende! Kurz — die Geschichte wird uns vieles Vergnügen machen. Ismael lachte und konnte kaum den Anfang des Schauspiels erwarten

55. Kapitel.

Ein kaltes Bad.

Die Zeit war bereits da, die unſere beiden Zareäer zum Glaſe rufte. Sie giengen, um ſich an einem Spectakel zu weiden, welches bis auf dieſen heutigen Tag bei den Einwohnern des gelobten Landes nicht wieder geſehen worden iſt. Als ſie in die Schenkſtube träten, erblickten ſie den Scharfrichter im Schlafrocke und Zipfelmütze bei einem ſchäumenden Krug Merſeburger mitten unter den Gäſten. Der Mann gedachte nichts arges in ſeinem Herzen, und war gegen den jungen Simſon ziemlich liebreich und freundlich, welches jedoch unſer Held für Kontrebande annahm. Ismael winkte ſeinen Zöaling, doch dieſer gab durch verabredete Zeichen zu verſtehen, es ſey noch nicht Zeit, weil er noch mehrere Gäſte erwarte, die dem luſtigen Spectakel beiwohnen ſollten. Endlich als das ganze Zimmer mit Juden und Judengenoſſen angefüllt war, und nun, wie man im Sprichwort ſagt, kein Apfel zur Erde konnte, gieng Simſon, ohne eine Miene zu verändern, an den Schenktiſch, woran der Scharfrichter in Ruhe ſaß, und dem Spiele zuſahe, und bat ihn, er möchte doch ein paar Schritte heraus kommen, weil er ihm etwas

nöthiges zu ſagen hätte. Der Scharfrichter, den, wie er wenigſtens glaubte, alle Welt, und hauptſächlich die Einwohner in Zarea fürchteten, vermuthete nichts weniger, als Beleidigungen, und folgte dem jungen Simſon mit einer abſtechenden Freundlichkeit, die die Anweſenden bis zu Thränen rührte, ein Lächeln ausgenommen, welches aus den Blicken derer hervorleuchtete, die den Ehrenmann nicht liebten, wiewohl meine Nachrichten melden, es habe ihn keiner in ganz Zarea geliebt, auf dem Fuße nach. Als ſie beide im Vorhauſe ſtanden, ſetzte Simſon den Scharfrichter zur Rede, und verlangte von ihm kurze und bündige Erklärung. Er leugnete alles, ſogar die Ehrevernichtenden Ausdrücke, welche ihm Simſon von Wort zu Wort vorlegte. Nun ſo ſehen ſie wenigſtens, rief dieſer, wie ein niederträchtiger Bube ſich rächet. Und mit dieſen Worten ergriff ihn der nervigte Held unſerer Geſchichte beim ſchlotternden Schlafrock, und legte den Scharfrichter in bona pace gemächlich in den Koth. Der Scharfrichter ſchrie Ach und Weh, indeß die Gäſte ſich Thränen in die Augen lachten, und jenes Geſchrei durch ihren lauten Jubel übertäubten. Der Scharfrichter ſuchte ſich in die Höhe zu winden, allein Simſons Kurzweil war noch nicht zu Ende. Er wandte

den triefenden Scharfrichter einigemahl um, und ließ ihn dann außer Oden und ohne Hülfe liegen. Durch die Unterstützung einiger Juden, welche auf dieß Geschrei herbei gelaufen waren, wand er sich endlich in die Höhe, um sich bei seinem klagenden Weibe zu entschädigen.

---

56. Kapitel.

Danksagungen.

Ismaels und Simsons Freude, die sich mit dem Vergnügen der ganzen Stadt vermählte, ist kaum zu beschreiben. Die Kinder auf der Gasse hörten die Geschichten, und erzählten es ihren Gespielinnen, die Gassenbuben, die sich einstens unwillig unter das zitronene Szepter ihres Königes gebeugt hatten, rühmten itzt seine Heldenthat mit vollen Backen, und bezeigten ihre Theilnahme an die ausgebreitete Weisheit seiner gerechten Regierung. Sie setzten ihm von neuen die Krone auf, und schlugen ihn mit lautem Jubel zum zweytenmahl zum Ritter. Die Bürger der Stadt, die durch das Geschrei dieser unschuldigen Kinder herbeigelockt wurden, gesellten sich immer zahlreicher hinzu, kniffen dem Helden der Geschichte liebreich in die Backen, und dankten

ihm öffentlich für die Wohlthat, die er ihnen erzeigt hatte.

---

57. Kapitel.

Ein neues Abentheuer.

Manoah und seine Sitta waren mit Simsons Handlungen seither ziemlich unzufrieden gewesen, und ermahnten den Hofmeister, er möchte reiflicher über ihn wachen. Ismael hingegen rührten diese Ermahnungen nicht, weil er, vermöge seiner schnellen Beurtheilungskraft einsahe, daß Simson einst auf der Universität den Renomisten mit Beifall spielen werde. Die Zeit war überdieß herangekommen, wo Simson sein zwanzigstes Jahr antrat, und wo er vermögend war, die academische Laufbahn zu beginnen. Simson zeigte wirklich viel Genie und Talente, die Ismael nach Kräften zu verfeinern strebte. Nur begieng der Hofmeister darinnen einen unverzeihlichen Fehler, daß er dem jungen Menschen die schwersten Wissenschaften leicht zu machen suchte, und just seines Zweckes verfehlte, weil er die Kunst nicht verstand, das Leichte mit dem Schweren zu verbinden. Simson übersprang nun alles, was unter seine Hände gerieth, mit einer Art von Schlüpfrigkeit, und lernte ungleich weni-

ger, als er gelernt haben würde, wenn er seine Studien mit Ernst und Aufmerksamkeit betrieben hätte. Der Vater, der keine Reichthümer besaß, hatte beschlossen, seinen Sohn bey seiner Majorennität die Feldwirthschaft zu übertragen; aber wer zur Feldwirthschaft nicht gebohren war, das war — Simson. Ismael suchte vorzüglich der Mutter Vorstellungen zu machen, wurde aber stets mit Entschuldigungen der Armuth, und den schlechten Zeiten zurückgewiesen, eine Klage, die auch unser Zeitalter drückt. Simson drang endlich durch, und lehrte den Vater das durch Prügel, was er nicht im Guten auszurichten vermochte. Sitta schimpfte, und warnte den ungerathenen Sohn, er möchte doch die Hand nicht an seinen Vater legen, sie würde ihm zum Grabe heraus wachsen, u. s. f. aber Simson, der vom Grabe eben nicht viel hielt, warf die Mutter zur Thür hinaus, und entschuldigte sich damit, dem Sohne eines Engels stünde auch die Herrschaft über Vater und Mutter zu.

---

58. Kapitel.

Mutterthränen.

Ismael (ohngeachtet Simson über seinen Genieſtreich die herzlichste Freude bezeigte) nahm die Sache

nicht auf die leichte Axel, sondern suchte dem Dinge eine andere, und zwar vortheilhaftere Wendung zu geben. Und dieß konnte nicht entscheidender geschehen, als wenn er sich hinter Simson selbst steckte. Dieser, sonst nicht gewohnt, Beleidigungen durch Abbitte wieder gut zu machen, ließ sich bewegen, bei seinen Aeltern um Verzeihung zu bitten. Simsons steifer Karacter mußte biegen oder brechen. Dieß war einmal ausgemacht. Und ein Mittelding hatte man damahls noch nicht erfunden. Manoah wollte lange von ihm nichts wissen, gab aber endlich willig nach, weil er, wie sich's vermuthen läßt, an seine unermeßliche Stärke gedachte, und eine neue Katzbalgerey befürchtete. Er gab ihm, nach einer weitläuftigen Ehrenerklärung; die ich meinen Lesern gern auftischen wollte, wenn ich nicht durch Weitschweifigkeit meinen Verleger und den zareäischen Papiermacher zu beleidigen fürchten müßte, die rechte Hand, und beschwor ihn bei den Augen seiner beleidigten Mutter in sich zu gehen, und von dem Wege umzukehren, den er bisher gewandelt sey. „Ach, Vater! rief Simson, er papelt zu viel. Wenn mir das einer in Wittenberg sagt, hohl mich der Teufel! ich ziehe vom Leder!“

59. Kapitel.

Ein Dialog.

„Nach Wittenberg willſt du gehen? rief Sitta, daraus kann nichts werden, wir haben kein Geld.“

Und wenn wir auch Geldes die Fülle hätten, ſetzte Manoah hinzu, ich kann Dich aus dem Lande unſerer Väter, Abraham, Iſaak und Jacob nicht laſſen. Ich wollte auch einmahl, ehe ich meine Sitta nahm, eine Reiſe nach Europa unternehmen, aber ich habs dem alten ehrlichen Burgemeiſter, Gott hab ihn ſelig, zu verdanken, der mich bei den Ohren nahm, und mich mit einer langen — langen Naſe nach Zarea zurück ſandte. —

„So? rief Simſon.“

Ja! erwiderte Sitta, weil du im Abtritte ſteckeſt, Männchen! weißt du wohl? Ach! damahls waren noch gute Zeiten, aber nun — o Tempora! o mores!

Was heißt das, Simſon? fragte Iſmael. Jetzt beweiſe, daß du etwas gelernt haſt, und daß du geſchickt biſt, ein braver Burſche zu werden. Sapperment, Madam! er kann den Degen ſchwingen, daß es eine Art hat, und hui! wie er voltigirt, friſirt, manipulirt und kareſ-

ſirt, bei zehen Teufeln! wie einer aus dem Monde. Und wenn ſie ihn nicht ſtudieren laſſen, Herr und Madam Manoah, ſo geh ich mit ihm, und ſchlage mich durch die Welt. Mit Simſons Stärke kann ich Häuſer umreißen. Was wetten ſie, in einem Tage hau' ich mit ihm hundert Kerls, ſo ſtark und groß, wie wir, zuſammen, wie kalt Eiſen, daß die Welt Maul und Näſ' aufſperren ſoll. Was denken ſie denn, iſts eine ſo leichte Sache, einen korpulenten Scharfrichter in die Schleuſe zu tragen, und das frank und frey, und ohne Hilfe, ohn' alles? ! —

---

60. Kapitel.

Nachdenken.

„Nun! ich will's überlegen, verſetzte Manoah, will auch nebenbei meinen Vater drum fragen, vielleicht iſt er ſeiner Meinung, Herr Informator. Und wenn das iſt, ſo kann er meinetwegen ſtudieren, daß ihn der Kopf brennt. Er gieng. Der Schuſter, ein kalter und eisgrauer Sünder, ſchüttelte anfänglich den Kopf, und behauptete aus mehr als einer Hinſicht, die ganze Sache widerrathen zu müſſen. Das Studierhandwerk koſte Geld, ſagt' er, und wenns

nun dabei bliebe, aber so legten sich die Teufelskerle, die Studenten, nebenbei auch noch auf die liederliche Seite, und schmausten Schürzenstipendien, krönten die Männer, und setzten Kinder in die Welt, wie einst Jupiter abentheuerlichen Andenkens. Ne! Ne! das gänge nicht. Der Junge könnte ein Oeconom werden. Dazu wär er gut genug. Aber still! ja! fügte er hinzu! indem er den Finger an die Nase legte, es wäre doch nicht so ganz unrecht, wenn mein Enkel die Gottesgelahrheit studierte, denn mit der Zeit könnte er wohl gar einmahl Oberpfarrer, oder doch wenigstens Kaplan, in Zarea werden. Das wäre doch recht schön. Wir hörten ihn alle Sabbathe predigen, und hätten die Freude, in ihm einen geistlichen Seelenhirten zu erblicken. Und am Ende hätten wir obendrein voraus, bei unserm lieben Herr Gott zu sitzen (denn er nähme doch wegen unsers Sohnes am meisten auf uns Rücksicht) oder gradeweges in Abrahams Schooß zu springen.

---

61. Kapitel.

Es bleibt dabei.

Simson freuete sich innig, als er die Einwilligung seines Vaters zur Universität hatte, denn

dacht' er, es ist doch weit besser, wenn du auf der Academie deine Bravour zeigst, als daß du hier in Zarca versauerst. Niemand bedauerte den Abgang Simsons mehr, als die gute Sitta, welche dadurch die einzige Stütze ihres Alters zu verliehren wähnte. Doch Simson, und sein Hofmeister, der sich hauptsächlich freuete, noch einmahl die academischen Jahre zu genießen, suchten sie mit dem Gedanken zu trösten, daß zwei, drei, höchstens vier Jahre ja keine Ewigkeit wären. Und sie ließ sich gern zufrieden stellen. Niemand aber war froher, als der alte Manoah, der mit dieser Gelegenheit einen ungezogenen Jungen los ward, der, wie er versicherte, ganz und gar nicht nach ihm gerathen sey. Die Leute steckten darüber die Köpfe zusammen, wenn er sich so etwas verlauten ließ, aber 's blieb beim Kopf zusammenstecken, weil auch hier die Erfahrung eintrifft: „Die Leute reden mancherlei, und am Ende nichts." Endlich ward eingepackt, und die möglichsten Anstalten zur Reise gemacht. Simson erhielt väterliche und mütterliche Ermahnungen, die er sich hinters Ohr schrieb, ob er sie auch in einem feinen guten Herzen behalten hat, das wird uns die Folge der Geschichte lehren. Er nahm zärtlichen Abschied, und fuhr

mit seinem getreuen Ismael aus den Thoren von Zarea.

62. Kapitel.

Meinungen.

Die Reise hatte für unsern Helden viel Reiz, denn er verstand die Kunst, aus jedem Gegenstande, der seinen Augen sich darboth, die wichtigsten Resultate für sein Herz zu ziehen. Ismael zeigte ihm Dörfer, Städte, Ländereien und Gebürge, und suchte seinem Begleiter Empfänglichkeit für die Freuden der Natur einzupflanzen, die unser Held auch willig annahm. Er hatte ein Herz, er besaß unverstimmtes, reizbares Gefühl, nur Schade, daß eben dieses Gefühl durch mancherlei Sonderbarkeiten des Ismaelischen Characters einst gehemmt, oder wohl gar unterdrückt wurde. So machte sich Ismael z. B. von der Religion ganz eigene Begriffe. Er leugnete gerade zu, wie weiland der ehrwürdige Pastor, Herr Sabaldus Nothanker, die Ewigkeit der Höllenstrafen, ohngeachtet er bei Herrn * * in Jena ein dickbeleibtes Kollegium mit vielen Beweisen für diese wichtige Glaubenslehre, niedergeschrieben hatte. Es war darinnen ein Prinzip erörtert, welches alle diejenigen

bis in den unterſten Abgrund der Hölle verdammte, die ſolches bezweifelten. So war er mit Doctor B.... ſymboliſcher Weisheit ſehr unzufrieden, die er ſich, wie meine Nachrichten melden, nur immer als das fünfte Rad am Wagen des Chriſtenthums dachte. Seine Kirchengeſchichte nannte er eine mechaniſche Darſtellung, welche zwar auf die Sinne wirke, nie aber überzeuge; weil B.... nichts weniger, als Theologe ſey. Herr Doctor B... in Wittenberg iſt, ſchreibt er in einem ſeiner hinterlaſſenen Briefe, die ich, wenn mir Gott Geſundheit und Kräfte ſchenkt, in der nächſten Michaelismeſſe ans Licht fördern werde, ein braver orthodoxer Theologe, der Lateiniſch ſpricht, wie Cicero, und ſchreibt, als Demoſthenes, aber er beſitzt kein beſtimmtes Syſtem, ſondern ſpricht bald ſo, bald ſo. Im Jahre 1791 war der Herr Doctor ein ſtrenger Orthodoxe, im zwey und neunzigſten Jahre aber hielt ers ganz mit den Heterodoxen. Was halten ſie davon? Sie glauben nicht, wie man mit unſerer Theologie umſpringt. Wir werden (und das iſt höchſt nöthig) bald einen neuen Luther erblicken, der die Welt reformirt und umbildet, ſonſt wird das, was uns noch übrig geblieben iſt, gar ein Heidenthum. Man lehrt die Bibel, und verſteht

ſie nicht. Man ſpricht vom Glauben und Chriſtus? Wo iſt er denn? ſind wir Juden denn ganz aberwitzige Leute? Ei! ei! ihr Herren Theologen, in eurem Gehirne ſpukts, ſo wahr ich heiße

Iſmael.„

63. Kapitel.

Fortſetzung.

So wenig Iſmael Talent zum Juriſten zeigte, und überhaupt zum Juriſten geſchaffen war, ſo hatte er doch eine ſehr weitläuftige Abhandlung über Verbrechen und Strafen geſchrieben, worinnen er behauptete, daß der Richter ein Recht habe, jedes Verbrechen mit der Todesſtrafe zu belegen. Die Polizey, vorzüglich in den preußiſchen Staaten tadelte er mit vieler Beredſamkeit, und bewies aus mehr, als einer Hinſicht, es ſey für jeden Staat ſchädlich, nur eine Obrigkeit und ein höchſtes Gericht zu haben. In Zarea ſuchte er daher auch verſchiedene Obrigkeiten und Judiziariſche Zünfte zu verordnen, allein man rümpfte über ſeine Anſtalten höhniſch die Naſe, und ſchalt ihn mit ſeiner juriſtiſchen Weisheit einen Narren. —

64. Kapitel.

Die Wirthin.

Zwei Stunden vor Wittenberg hielten ſie ſtille, um das Frühſtück, welches in ein paar gebratenen Würſten, und einem delikaten Schnapps beſtand, zu verzehren. Die Wirthin (denn der Herr vom Hauſe war vor zwei Jahren geſtorben,) war eine freundliche, zuvorkommende Frau von zwei und zwanzig Jahren, und bezeigte nicht wenig Luſt, die Freuden des Eheſtandes noch einmahl zu genießen. Sie war rund und ausgemäſtet, und Simſon gab gleich bei ſeinem Eintritt ſeinem Freunde Iſmael zu verſtehen, daß hier etwas zu machen ſey. „Wenn du kannſt, meinetwegen, rief Iſmael. Ich werde auch nicht der Lezte ſeyn.„ Simſon verſchwendete alle Rednerkünſte, um die junge ſchöne Frau, in ſein Garn zu locken. Lange widerſtand ſie, und gab dem angehenden Studenten, der ſich auf Weiberkunſtgriffe eben ſo wenig verſtand als ſein Biograph, die ſchnödeſten Antworten. Iſmael, der ſich in der Welt umgeſehen, und mit Menſchen aller Art Umgang gehabt hatte, verſtand die Blicke, die mit Beleidigungen überſäet waren, die aber auf der andern Seite nichts weniger, als Liebe pro-

rhezeyten, ziemlich deutlich, und erklärte dem hoffnungsvollen Schüler in einer kurzen Vorlesung die ganze weibliche Karakteristik. Das Hauptresultat derselben war: „Sie haben alle den Schalk im Nacken!„ Frisch gewagt, ist halb gewonnen, rief Simson dem Ismael zu, und steuerte muthig aufs Schlafkabinett los, worinnen die schöne Gastwirthin am Nährahmen arbeitete. Als er hereintrat, unterdrückte sie ein wollüstiges Lächeln, welches eben so viel bedeutete, als: Schöner Morgenländer, ich liebe dich. Im Augenblicke aber, als er sie anblickte, nahm sie ihre vorige, strafende Miene wieder an, die aber unsern Helden nicht im geringsten aus dem Sattel hob. —

---

65. Kapitel.

Venus.

„Hier, schöne Frau, sprach Simson, legt sich ein orientalischer Knecht zu euren Füßen, der durch eure himmlischen Reize gefesselt, nicht umhin kann, das Bekenntniß seiner Lieb abzulegen.

Ihr beleidiget mich und meine Keuschheit, fremder Mann.

„Nicht um euch zu beleidigen, schöne Frau.

kam ich hieher, sondern um euch das Bekenntniß meiner heißen Liebe abzulegen.

Ich glaube keinem Manne mehr.

„Aber mir.

Euch? Wer seyd ihr?

„Ein angehender Student, der im Begriff stehet, nach Wittenberg mit seinem Hofmeister zu reisen.

Einem Studenten traue ich nicht über die Schwelle.

Aber mir. Mein Herz liebt euch feurig.

„Sagt ihr mir auch die Wahrheit?

So wahr ich Simson heiße.

„Nun ich wills wagen, kommt.

Simson genoß.

66. Kapitel.

Abreise.

Die schönste Feier der Liebe ist der Genuß derselben. Dies behauptete Simson mit starken Gründen gegen Ismael. Wollen sie die Wahrheit meiner Behauptung durch die Erfahrung bestätigen, so gehen sie zur Wirthin. Ismael gieng, aber er erreichte seinen Endzweck nicht, weil die schlaue Sünderin mit unserm Simson ganz andere Absichten hatte. Dieser solenne Kerl

vergällte Ismaels Blut so sehr, daß er im Augenblick anspannen ließ, und mit seinem Eleven fortgalopirte. Kaum war eine Stunde verflossen, als sie auf dem Luthersbrunnen ankamen, wo bereits einige fidele Brüder, die Ismaels Ankunft erfahren hatten, beim vollen Guckuckskrug saßen, und nach ächter deutscher Weise zechten. Ismael umarmte seine alten Freunde, und jene freuten sich herzlich, einen neuen Mitbürger ihrer Akademie in ihre Arme zu schließen. Die Wirthin mußte sofort sechs neue Boutellien Bier anschroten, um mit dem alten Studenten Ismael Brüderschaft zu trinken.

67. Kapitel.

Es war einmahl ein Mann.

„Komm her, rundes Weibchen, schrie Ismael aus vollem Halse, und trink einmahl mit mir. Ich will sehen, ob du mir reinen Wein eingeschenkt hast. Treff ich das Gegentheil, dann sey dir der Himmel gnädig. „Nein! nein! rief die Wirthin! just das Gegentheil. Die Herren Studenten sind mit mir immer zufrieden gewesen. Nicht wahr, Herr H....? Das müssen sie am allerbesten wissen.„ Ja! ja! rief H...., weißt du noch Mutterchen, wie wir

an der Elbe ſpazieren giengen? Ach! das war ein delikater Spaziergang, den ich in meinem Leben nicht vergeſſe.„ Die Flaſchen wurden nun aufs Wohlſeyn der ganzen Geſellſchaft von neuem geleert, und von der geſchäftigen Hand der ſchmucken Wirthin gefüllt. Studentenlieder ſchallten durch die engverſchwiſterten Gebüſche, daß ſelbſt die Kehle der Nachtigall ſich ſchloß, und der verliebte Schäfer ſeine helltönende Schalmeye ins tiefe Waldgras warf. — Aber, zum Teufel! ſchrie ein alter rüſtiger Knabe, unſer Fuchs hat ja ſein Lied noch nicht bekommen. Hella, ihr Brüder! herbei. Setzt Stühle und Flaſchen zuſammen. Bruder Simſon muß förmlich zum Studenten gekrönt werden. — Simſon wußte anfänglich nicht, was man mit ihm vorhabe, aber Iſmaels Verdollmetſchung machte ihn bald wiziger, und halblächelnd ſetzte er ſich im Kreiſe nieder, und horchte mit feingeſpizten Ohren auf die Folge der Geſchichte. Der Alte fieng mit einem durchſchmetternden Bierbaße an: Es war einmahl ein Mann, u. ſ. w. und die ganze Kleriſei ſtimmte mit ein.

63. Kapitel.

Ein Fuchs

Als das Lied beendet war, sprang Simson vom Stuhle herab, und beschwerte sich sehr, daß man ihn einen Fuchs gescholten habe, und er sey doch, wie die ganze honorable Gesellschaft wisse, ein Mensch. Ismael suchte ihn durch die Erklärung dieses Wortes zufriedenzustellen, allein er wiederhohlte noch einmahl sinnlich, er werde künftig diesen Beinahmen nicht dulden. Er schände die Menschheit. „So laßt ihn laufen, schrie einer aus der Gesellschaft. Er will dumm thun, und der Karl ist und bleibt doch ein Fuchs.„ Kaum hatte dieser den Mund geschlossen, als es auch auf beiden Seiten Ohrfeigen regnete. Ismael suchte das Weite, denn er kannte Simsons unermeßliche Stärke, dieser hingegen ergriff ein Stuhlbein, und warf die ganze Gesellschaft, selbst den größten Renomisten Rausbaldt zu Boden, der unter dem Tisch ein fürchterliches Zetergeschrei anstimmte, daß sogar die Frösche aus dem nahegelegenen Brunnen, welche Luther zum schweigen gebracht hatte, wieder hervorsprungen, und in das Traurigamentable des Musensohns mit einstimmten.

69. Kapitel.

Versöhnung.

Wie dort Matteo und Struzzo dem fürchterlichen Banditen Abáline die Hand zur Versöhnung boten, und ihn mit Freuden als ihr Mitglied aufnahmen, eben so betrachteten jezt die geprügelten Musensöhne ihren Meister mit Freuden, und überschütteten ihn fast mit Lobeserhebungen über seine Stärke. Simson hörte sie ruhig an. Als sie aber noch weiter giengen, und ihn endlich als den Größesten unter ihnen anerkannten, so that er auf dieses Vorrecht einen willigen Verzicht, und schwur bei Isaaks Bart! er werde nie dieses Lobes sich bedienen, noch den kleinsten unter ihnen verachten. Alle lobten seinen Entschluß, und betheuerten bei ihrer und bei der Akademie Ehre, nie seine Großmuth und sein schönes Herz zu vergessen. Sie drückten ihm nun liebreich die Hand, küßten und herzten seinen Mund, und stimmten einen Burschengesang blos ihm zu Ehren an, welchen Simson für das annahm, was er seyn sollte. —

70. Kapitel.

Ismael.

Sie hatten sich bereits zum Kommerz niedergesetzt, als Ismael in die Versammlung trat, und eine ganze Karavane Studenten meldete, welche unter einem lauten Getöse, und ganz in Tobacksrauch gehüllt, den Fußsteig jenseits der Elbe herunterschwärmte. — Alle verließen ihre Plätze, um die Singenden zu begrüssen, nur Simson allein blieb zurück, und ließ sich das Wittenberger Bier vortrefflich schmecken. Jubelnd kehrte nun der ganze Schwarm zurück, und tranken, indem sie die Pfeifen mit ächtem Kanaster füllten, daß die Krüge und Flaschen auf dem Tische klirrten. „Still! rief der Aelteste unter ihnen, wir wollen den Kommerz anfangen, aber das sag ich euch strictissime ich werde präsidiren. Und nun fieng die ganze honorable Gesellschaft das beliebte Burschenlied an: Wie schön, wie schön, stehn da die Gukukskrüge ꝛc. Unser Held fand an diesem Zeitvertreibe wirklich sehr viel Vergnügen, und gab seinem Hofmeister, der ihm gerade gegenüber saß, und sich den Gukuk herrlich schmecken ließ, durch Mienen zu verstehen, daß es ihm nicht reue, Student geworden zu seyn.

71. Kapitel.

Fortsetzung.

Schon sank der Abend ins Thal herab, als auch unsere Zecher Anstalten zur Rückreise machten. Simson nahm die ältesten in seinen Wagen, und die übrigen, welche zu Pferde saßen, ritten voraus. Kaum vergieng eine Viertelstunde, als sie vor dem Elsterthore hielten, wo der Thorschreiber, ein alter, grämlicher Mann, dessen Frau gern ein Prischen nimmt, unsern Simson, wo er herkomme, und weß Landes er sey? sehr scharf examinirte. Simson sah den schäbigten Zollbedienten murrend ins Auge, und schwieg stille. Damit aber ließ sich der Alte nicht abweisen. Er fragte noch einmahl nach seinem Nahmen. Simson ergrimmte, und stieß den Frager vom Wagen zurück, ergriff den Zügel der Pferde, und riß sie wüthend von dannen. Allein diese List gelang nicht. Die Wache stürzte mit aufgestecktem Bayonette herzu, und drohete den Orientalisten zu durchbohren, wenn er dem Thorschreiber nicht augenblicklich Rede stände, und jede seiner Fragen beantworte.

72. Kapitel.

Gewaltthätigkeit.

„Was? schrie Simson halb außer sich für Aerger, du willst noch raisonniren, Sappermenter. Du mußt Respect haben, es redet ein Student mit dir.“ Und kaum waren diese Worte seinem Munde entflohen, als er den Thorschreiber, und den Musketier in seine Arme nahm, und einen mit dem andern zum Thor hinaus prügelte. Die Frau des Thorschreibers schrie Feuer und Zeter, daß die Nachbarn herbeiliefen, und die Hände rangen. Simson (denn Ismael lag auf dem Wagen, und schlief) benutzte diese Verwirrung, und jagte in aller Geschwindigkeit in die Stadt hinein. Die übrigen Studenten lagen auf ihren Gaulen und lachten, daß ihnen der Bauch chutterte.

---

73. Kapitel.

Die Knelpe.

Unsere Fremdlinge mietheten in aller Geschwindigkeit ein ausmöblirtes Zimmer, welches einer der anwesenden Musensöhne bewohnt hatte, und mit welchem er sehr zufrieden gewesen war. Die Aufwärterin, ein schmuckes, artiges Dingelchen

von achtzehn Jahren; ſtach unſerm Simſon daß in die Augen, er ſchwor bei Iſaaks Bart! das Mädchen müſſe ſein ſeyn, es koſte auch, was es wolle. Wer die Mädchen in Wittenberg kennt, der wird ſich auch über Simſons ernſten Schwur nicht wundern, ſondern wird vielmehr im voraus prophezeyen, daß er in Erfüllung gegangen ſey. Sie brachte in aller Geſchwindigkeit eine frugale Abendmahlzeit und zwölf Kannen Bier, welche auch, ehe drei Stunden verfloſſen, verſchluckt waren. Dieſe Herren Academiker (denn alle waren bei Bruder Simſon abgeſtiegen) betrachteten dieß als eine fette Fete, und ſchmauſten auf Regiments-Unkoſten drauf los, daß unſerm Helden Hören und Sehen verging. „Aber hört n'mal an, ihr Brüder! wir vertrödeln mit den Narrenspoſſen den ganzen Abend. Dabei kommt nichts raus, ſchrie einer aus der Geſellſchaft.“ Du haſt Recht, Bruder, entgegnete die luſtige Zunft. Kommt, wir wollen in eine Kneipe gehen.

„Was iſt das, Kneipe, fragte Simſon?

Ein Haus, antwortete Iſmael, wo Gukuk ausgeſchenkt wird. „So? erwiederte der Orientale, dabei bin ich auch. Kommt, mir ſoll der Gukuk herrlich ſchmecken. —“

74. Kapitel.

Fortsetzung.

Im lauten Jubel traten die fidelen Brüder in die Kneipe. Guten Abend, schrie alles, was eine Kehle hatte. Guten Abend sagte der Wirth, und schob seine Kaffeemütze mit einer Art von Grandezza, daß man sich drob verwunderte. Wenn ich nicht irre, so wars der alte ehrliche Lechel, ein Freund der Studenten, und ein Vater seiner holden Familie. „Was befehlen sie, meine Herren! rief er in den Tumult hinein, in dem sich ein dumpfes Murmeln fortwälzte, sind sie etwa nicht mit mir zufrieden? Sie dürfens nur sagen, woraus liegt.“ Ei! bewahre, erwiderte die ganze Gesellschaft. Du bist ein alter, kreuzbraver Kerl, gegen dich haben wir nicht ein Alpha einzuwenden. Nur die verdammten Kerls da, sind uns im Wege. Sie sind — „Ha! ha! fiel ihnen Lechel ins Wort, sie mischen sich in ihre Gesellschaft. Warten sie nur einen Augenblick. Es muß sich geben. Hör da! guten Freunde, setzt euch an den andern Tisch. Die Herren wollen sich hierher setzen. Verstanden? Die Handwerksbursche wichen den murmelnden Musensöhnen, und ließen sichs bei einer andern Tafel eben so gut schmecken, als an

dieſer. Geſang und Freude wechſelten nun mit einander, und alles, ſelbſt der Geringſte unter ihnen, bezeigte ſein Vergnügen, und dankte dem Schöpfer für dieſe herrliche Stunde.

---

75. Kapitel.

Ein paar Verſe.

Harmoniſch erklang der academiſche Geſang durch die bunten Reihen, und im blauen Gewölke ſtieg der dampfende Tabacksrauch in die Höhe. Als das Lied zu Ende war, ſchrie der Präſes Ruhe, und leitete eine neue Strophe ein, die ich wegen ihrer Schönheit und Originalität dem Papier anvertraue. Sie hieß:

„Auf das Wohl der Republik,
Die der Franzmann ehret,
Will ich manches Gläschen noch,
Nach und nach ausleeren.
Unſer Frankreich lebe hoch,
Lange, lange blüh es noch.“

Und:

„Er trank ſo recht piano Zug nach Zuge,
Trank ſich methodiſch naß :,:
Und warf den Teufel mit dem Kukuks Kruge,
Nicht mit dem Dintefaß.“

Ferner:

„Pro Salute Philosophorum etc.
pro Salute Faulpelziorum,
pro Salute F.... etc.“

endlich:

„Dem Glorreichſten Fürſten von allen Regenten,
Der Sachſens Söhne glücklich macht,
Dem biedern Auguſtus ſey von den Studenten,
Ein dreimahl donnerndes Hoch gebracht.“

Wie gefällt Dir das, Simſon, rief Ismael. Recht ſchön, antwortete dieſer. Aber der Faulpelz hat ganz meinen Beifall.

---

76. Kapitel.

Eine orientaliſche Ohrfeige.

Der Geiger brummte eben eilf Uhr, als die Geſellſchaft aufbrach, und dem Wirth bezahlte. Simſon wußte nicht, was er dazu ſagen ſollte. Der Wirth, ein äuſſerſt höflicher und gefälliger Mann, ließ ihn gehen. Ismael hingegen, der Simſons Pfiffigkeit merkte, zog ihn beim Aermel zurück, und ſtellte ihn gerade, ſo lang er war, vor den Schenktiſch. Wie viel iſt Simſon ſchuldig, fragte er den Wirth. „Er hat

zwanzig Kannen! antwortete dieſer. S'freuet mich rief Simſon. Aber man hat ja den Quark umſonſt. Iſmael, du haſte mir ſelbſt geſagt, daß in einer Kneipe — ſo hieß ja das Ding — Bier geſchenkt wird. Drum hab ich als ein ehrlicher Kerl getrunken. „Nein! mein Herr, fuhr der Wirth fort, ſie irren ſich. Wer zu mir kommt, der erlegt für jede Kanne einen ſächſiſchen Sechſer. Ich müßte bei ihnen eine Ausnahme machen, weil ſie als Ausländer die hieſigen Gebräuche nicht wiſſen. „Hälteſt du mich für einen Dummkopf, Teufelsſappermenter! antwortete Simſon mit einer Ohrfeige. Hier ſind zehn Groſchen. „Herr! erwiderte der beleidigte Wirth, wiſſen ſie wie viel eine Ohrfeige hier zu Lande koſtet? Zehen Thaler. „So? rief Simſon freudig aus, ſo geben ſie mir das übrige heraus, und behalten ſie den Abzug. Simſon gieng lachend zur Thür hinaus.

---

77. Kapitel.

Die Inſcription.

Des andern Tages gieng Simſon mit ſeinem Hofmeiſter zum Rector Magnificus, um für fünf Thaler ſich in die Claſſe privilegirter Studenten einzukaufen. Der Rector, ein freundli-

cher, zuvorkommender Mann trank juſt Kaffee, und rauchte eine Pfeife ächten Portokarrero, als unſere beiden Morgenländer ihre Aufwartung machten. Simſon's Naſe war ein verzärteltes Ding, und zog den duftenden Kaffeegeruch langſam ein, ſo, daß er endlich die Taſſe des Rectors ergriff, und ſie auf einem Zuge leerte. Der Rector war höflich genug, ſein Erſtaunen durch ein ſanftes Lächeln zu unterdrücken, und ihm auch eine lange geſtopfte Pfeife nebſt brennendem Wachsſtock anzubieten. Simſon rauchte ohne Komplimente. „Sie wollen ſich alſo inſcribiren laſſen, und dero werther Nahme, ſagte der Rector.“ Simſon, antwortete dieſer. „So ſo, und aus was für einem Orte gebürtig?“ Aus dem gelobten Lande. Zarea iſt meine Heimath. „So ſind ſie wohl nicht auf Schulen geweſen.“ Nein! dieſer Herr, Namens Iſmael hat mich in allen Wiſſenſchaften, nur in der einzigen nicht, unterrichtet, daß mich der Rector in Wittenberg ſo lange und ſo weitſchweifig examiniren würde. „Das muß ſeyn, entgegnete der Magniſikus, meine Vorſchrift hohen Ortes bringt es mit ſich. Hier iſt die Inſcription. Sie erlegen dafür einen Louisd'or. „Das iſt viel Geld, erwiderte Simſon. Bei mir koſtet ein Paß höchſtens

drei Groschen. Da! Ich recommandire mich. Sie giengen.

78. Kapitel.

Jurisprudenz.

Simson hatte sich fest vorgenommen, die Theologie, welche er auf Befehl seines Großvaters studieren sollte, mit der Jurisprudenz zu vertauschen, eine Sache, die ihm höchst nothwendig schien. Die Gottesgelahrheit war ihm von seinem Lehren gewöhnlich sehr abgeschmackt und zeitverderbend vorgestellt worden, die Jurisprudenz hingegen als die Quelle der Weisheit und der richtigen Erfahrung. Nun kam es nur blos darauf an, wie und auf was für Art die Jurisprudenz studiert werden sollte. Ob nur zum Vergnügen, oder zum Lebens-Unterhalt! Ismael war mit dieser Gewissensfrage bald fertig. Er gab seinem Eleven den Rath, die Jurisprudenz zwar aus dem Grunde, und wie Cicero sagt, ex professo zu studieren, dabei aber den Renomisten, auf keine Weise zu vernachlässigen. Er müsse zeigen, daß ein einziger Orientale im Stande sei, das ganze Abendland in Furcht und Schrecken zu setzen. Und Simson versprach alles.

79. Kapitel.

Das erste Kollegium.

Mit Papier, Feder und Dinte nebst Mappe und Kompendium versehen, eilte nun Simson, an der Hand seines getreuen Ismaels, ins erste beste Kollegium, um dort halbjährig eine Vorlesung über die justinianeischen Institutionen zu hören. Das ganze Auditorium war mit lehrbegierigen Jünglingen angefüllt, die eben im Begriff waren, die Weisheit ihres dickbeleibten Lehrers niederzuschreiben. Als Simson eintrat, waren bereits alle Plätze besetzt. Dieß nahm ihn Wunder. Vor ihm stand ein Katheder, dessen Gebrauch ihm zur Zeit noch nicht bekannt war. Da es leer war, so nahm Simson ohne Zeitverlust seinen Platz auf demselben, und ohngeachtet die ganze Versammlung lachte, und ihn zu bedeuten suchte, dieser Ort gehöre allein für den Doctor, so erwiderte unser Held doch ziemlich naiv: „Wir beide haben Platz.“ Man lachte von neuem, bis der Doctor hereintrat, und den Fremden höflich, aber ziemlich ernsthaft herabnöthigte. „Ich rücke zu, sprach Simson, sie haben noch Platz genug, immer bleiben und genieren sie sich nicht. Ich nehms bei meiner Seele nicht übel.“ Das glaub ich, antwortete der

Doctor, aber ich nehms übel. Das ist mein Lehrstuhl. Setzen sie sich unten hin, wo alle meine Zuhörer sitzen. „Nein! das will ich nicht, erwiderte Simson. Es sitzt sich hier besser. Und damit sie's nur wissen, ich heiße Simson.“ Ei! sie mögen heißen, wie sie wollen. Was kümmert mich das. Wenn sie mir nicht Platz machen, so befehl' ich meinem Famulus — Ihrem Mulus? haben sie hier auch Maulesel? und wenn sie alle Maulesel des ganzen heiligen römischen Reiches hierher brächten, ich weiche nicht. Was haben sie denn hier? „Mein Kollegium.“ So? und geschrieben? Also lesen sie wohl ihre Weisheit ab? Wie anders? „Ei! wie hab ich mich betrogen. Setzen sie sich, ich gehe nach Hause.“ Und der Streit hatte ein Ende. Simson gab Ismael deutlich genug zu verstehen, daß hier in Wittenberg mit der orientalischen Gelehrsamkeit nichts zu machen sey, denn man lese alles aus Büchern ab, und das wäre ja eine Kleinigkeit. Indeß wolle er noch ein logisches Kollegium besuchen, um zu sehen, ob man die Vernunft auch ablése.

30. Kapitel.

Wieder nichts.

Ismael führte nun seinen neuen Studenten in ein weit kleineres Auditorium, wo zwölf junge Menschen saßen, die kein Wort sprachen. Hier gefiels unserm Helden gar nicht. „Denn, sagte er, die Vernunft ist hier zu Lande stumm. Man hört kein lautes Wort. Nur ein lispelndes Gemurmel. Was will das in unsern Zeiten bedeuten. Kein Mensch achtet drauf. Die Thür öffnete sich, und ein langer, hagerer Mann, mit einer einzigen Locke in den Haaren, betrat den akademischen Lehrstuhl. Simson horchte auf jedes Wort. „Das ist doch schnackisch, sprach Simson leise zum Ismael. Der Mann liest alles ab, und seine Schüler schrieben so ämsig nach, als wär der Lockenmann der heilige Jacob. — Ist denn das lauter reine Weisheit. Müssen nicht die Papierhändler lachen, und die Käseweiber. Ei! wüßte das unser Papiermacher in Zarea, er zöge morgen nach Wittenberg.“ Da die Sätze der Syllogismen, dictirte der Lehrer, verschiedene Quantität und Qualität haben können, so hat man besonders bei der ersten Figur folgende zu merken, die die Scholastiker mit den Worten Barbara, Celarent, Darii,

Jerio bezeichnen, und ferner: Das Schema ist P. gilt von allen M, S gehört zu M, also gehört S zu P. „Der Kerl ist ein Narr, schrie Simson; komm Ismaelchen! hier lernen wir nun Celarent und Darii, und werden obendrein Barbari. Das wäre meine Vernunft! O'ist meiner armen Seele kein Menschenverstand in seinen M, S und P. Er müßte in der großen Haarlocke stecken. Komm.

---

81. Kapitel.

Nasenstüber.

Ein Jahr und drei Wochen waren verflossen, seitdem unser Held Student in Wittenberg war. Die academische Laufbahn hatte für ihn Reiz und Beschwerlichkeit. Er sahe ein, daß man bei einer kärglichen Einnahme nicht viel Sprünge machen könne, denn der Herr Vater schrieb in jedem seiner Briefe, daß das Geld sehr rar sey, und die Zeiten schlecht. Simson bekümmerte sich indeß darum wenig, sondern spielte auf seiner Zitter, welche er, um sich die Langeweile zu vertreiben, von einem seiner musicalischen Bekannten erlernt hatte, und bekümmerte sich um nichts. Seine Jurisprudenz ward indessen nicht ganz vergessen. Wenn er zu Hause war, so

er größtentheils über den Büchern. Es war ein Freitag, als er ebenfalls vor ſeinem Schreibepulte ſaß, und einige Hefte über das Studium der römiſchen Rechtsgeſchichte abſchrieb. Zwei harte Schläge an der Thür (Iſmael ſaß im Weinkeller) weckten ihn aus ſeinem juriſtiſchen Schlummer. „Herein! rief er, und ſiehe, mit einer Trauer verkündigenden Miene trat ein Mann herein, deſſen fürchterliches Anſehen den academiſchen Pedell verkündigte. „Was will er, fragte Simſon, und wie nennt er ſich? „Ich bin der akädemiſche Gerichtsdiener, mein Herr Simſon, und heiße — Was will er bei mir? „Sie ſollen morgen um eilf Uhr bei dem Herrn Rector coram decanatu erſcheinen. „Was ſoll ich denn dort? Ich werde nicht kommen. Meine Arbeiten ſind mehr werth, als der Rector. „Mein Herr Simſon, ſie muſſen kommen.“ Simſon nahm dieſe Grobheit, die jener Elende ihm entgegen ſetzte, ziemlich krumm, und naſenſtüberte ihn zur Thür hinaus.

82. Kapitel.

Ein Kind.

Iſmael hörte von ſeinem Eleven die traurige Nachricht der morgenden Erſcheinung vor dem

Decanate, und bat ihn, den Rector nicht zu erzürnen. Simſon ließ ſichs endlich gefallen, und gieng. Der Rector meldete ihm, es ſei ein junges ſchwangeres Weib aus dem nächſten Städtchen hier, welche ihn verklagt habe. Simſon erſchrak anfänglich, faßte ſich aber bald wieder, und verlangte ſie zu ſprechen. Die Frau erſchien, und wie ſehr erbebte Simſon, als er die ſchöne Wirthin, die er vor einem Jahre in der Schenkſtube beſchwätzt hatte, anſichtig ward, welche ihm geradezu, als den Vater ihres ungebohrnen Kindes, angab. — Hierbei iſt nichts zu thun, ſagte der Richter, als daß ſie ſich zum Vater des Kindes bekennen, und ihm jährlich eine gewiſſe, dazu beſtimmte Summe auszahlen. Oder wollen ſie die Wirthſchaft annehmen, und das Weib heirathen? Sie iſt mit ihnen zufrieden.“ Simſon verneinte den letzten Punct, und verſprach das erſtere. Als er gehen wollte, hielt man ihn von neuem zurück. „Was ſoll ich denn noch hier? ſagte Simſon. Sie haben, ſagte der Rector, die academiſche Gerechtigkeit genothzüchtiget, und unſern ab electore Saxonico conſtitutum Senatum in der wichtigen Perſon des Pedelles geläſtert. Warum gaben ſie ihm zwei Maulſtüber? „Weil mich der tölpiſche Kerl ſtöhrte.“ Dafür lag

gehen ſie zwei Tage ins Karzer. „Kann man drinnen eſſen und trinken? fragte Simſon. „O ja! wenn ſie Geld haben. Der Karzerknecht wird alles beſorgen. Gut! ſo geh' ich."

83. Kapitel.

Klagen.

Simſon hatte unter dem Namen Karzer ein geräumiges und mit allen Möblen verſehenes Zimmer erwartet, allein wie betrog er ſich, als er ein enges, ſtinkendes Loch fand. Seine Bücher, und einige gute Freunde waren der Zeitvertreib dieſes zweitägigen Gefangenen. Er klagte ſehr über Durſt, Hunger und Unbequemlichkeit. Jſmael gab alles her, was er beſaß. Seine Bekannten hatten Mitleiden mit unſerm Helden, und ſchafften mancherlei herbey, um ſeine Noth und ſein Elend zu ſtillen. Selbſt der freundliche Wirth, dem er aus Freundſchaft eine Ohrfeige gegeben hatte, ſchickte ſeinem verhungerten Magen ein Gerichte Fleiſch, und weil er ſeinen Durſt kannte, zehn Maas Bier. Simſon lächelte als man ihm das Geſchenk überreichte. „Hm! ſagte er, denkt der Philiſter auch noch an mich! „Dieß Wort Philiſter gefiel den Anweſenden ſo ſehr, daß es den Bürgern der Uni-

vestitätsstädte noch bis auf diesen heutigen Tag als Eigenthum verblieben ist. —

84. Kapitel.

Erlösung.

Simson wanderte aus seinem Karzer eben so fröhlich, als er hinein gewandert war. Als er zu Hause anlangte, übergab ihm die Köchin einen schwarzgesiegelten Brief. Simson erschrak, als er seines Vaters Ueberschrift erblickte, und glaubte gewiß seiner Mutter Tod vermuthen zu müssen. Hastig erbrach er denselben, und fand folgende Zeilen: „Mein Sohn! erschrick nicht, deinen Großvater hat der Schlag gerührt, er ist Mausetodt. Was deine Mutter anbelangt, so ist sie zwar gesund, jedoch kann man von langer Dauer nicht viel sagen. Sie kränkelt stets. Herr Kleas ist Hofkaplan geworden, und besucht als ein guter Freund unseres Hauses, deine Mutter sehr oft. Wenn er ihr nicht Trost zuspräche, so müßte ich vergehen in meinem Elende. Wenn du kannst, so studiere die Jura. Mit der Theologie ist nun nichts zu machen. Denn auch an die Stelle unseres alten Oberpfarrers ist ein Kandidat ernannt worden, welcher drei Jahre in Halle studiert hat. Vielleicht kann ich dich als Jurist eher unterbrin-

gen. Unſer Richter iſt ziemlich alt, und die Philiſter verdammte Ketzer. Du wäreſt ein Mann nach ihrem Schlage, du könnteſt ſie, wie Baumöl, zuſammenſchmieren. Hier ſchicke ich dir zweihundert Gulden. Damit wirſt du wohl dieſes Jahr ausreichen. Deine Mutter legt dir ohne mein Wiſſen und Willen noch ſechzehn Dukaten bei. Wende du ſie gut an, ſonſt biſt du ein Eſel, und ich dein treuer Vater Manoah.„

---

85. Kapitel.

Reflexionen.

Simſon griff nach dem Gelde, gieng in die erſte beſte Kneipe, und dachte nicht weiter an ſeinen verſtorbenen Großvater. Laßt die Todten ihre Todten begraben, ſagte er lächelnd, mich kümmern ſie nicht. S'war ein alter, grämlicher Eſel, der alte Schuſter! Iſmael las den Brief, und ärgerte ſich, daß man bei den beiden geiſtlichen Vakanzen nicht Rückſicht auf ihn genommen hatte. Indeß freuete es ihn, daß Manoah die Nützlichkeit der Jurisprudenz einſahe, und er vielleicht unter Simſons blühender Regierung auch einſt eine fette Stelle zu hoffen hatte. Die Dukaten, die ihm die muntere, jezt aber halbkranke Sitta überſendet hatte, riß er ſogleich an ſich, und be-

theuerte Simson bei Studentenehre, er müsse ihm das Geld lassen, weil er für ihn einige nothwendige Schulden bezahlen müsse. Simson gab ihm nun nicht allein die Dukaten, sondern noch obendren die ersten hundert Gulden, mit der Bedeutung, sie nach ** an die schöne Gastwirthin zu liefern, welche Ziehgeld verlange. Simson dachte nun ganz gewiß aller seiner Sorgen entledigt zu seyn, und legte sich ruhig schlafen. Ismael hingegen nahm das Geld, miethete sich einen Wagen, und fuhr zum Thor hinaus, ohne sich um seinen Eleven zu bekümmern.

86. Kapitel.

Ein Donnerschlag.

Simson harrte den ganzen Abend, um seinen Hofmeister zu erwarten, aber Ismael blieb aus. Seine Unruhe ward durch die Ankunft der jungen Gastwirthin, welche mit Ungestüm ihr versprochenes Geld forderte, vermehrt. Simson fragte sie ängstlich, ob denn sein Hofmeister nicht bei ihr gewesen sei? Er habe gestern sich entschlossen, und das Geld selbst überbringen wollen. Die Wirthin ließ sich bescheiden, und gieng. Aber weder Ismael noch Pferd und Wagen liessen etwas von sich hören. Nach dreien Tagen

kam auch die Wirthin wieder, hielt ſich für beleidigt, und drohete mit Arreſt, wenn er nicht ſogleich zur Auszahlung des bewußten Geldes ſich verſtände. Simſon war am ganzen Leibe wie zerſchlagen. Er gab ſeine lezten hundert Gulden hin, und warf ſich voller Raſerei und Verzweiflung in einen Armſtuhl, rang die Hände, ſtampfte mit den Füßen, knirſchte mit den Zähnen und verfluchte ſich und die ganze Welt. Endlich brach die Dämmerung in ſeinem Gehirne auf. Es tagte, endlich gieng ſogar die ſchöne goldene Sonne der Hofnung hervor, die unſers Simſons Herz mit neuer Kraft beſeelte. —

87. Kapitel.

Simſon als Schriftſteller.

Nicht blos, um die Zahl der rüſtigen Schriftſteller vollzumachen, die damahls das ſimſoniſche Zeitalter, wie eine Noahiſche Sündfluth, überſchwemmten, ſondern um ſeinem hungerigen Magen ein Opfer zu bringen, ward nun der Held unſerer Geſchichte ein Autor. Das erſte Werk ſeiner Feder war eine hiſtoriſch geographiſche Beſchreibung der Stadt Wittenberg, worinnen er die Thorheiten der Stadt, und die Unbequemlichkeiten des Kuhrkreiſes zu ſchildern ſucht. Ein ſol-

ches Werk ſchien ſeiner Feder würdig, weil er dadurch, vermöge der Konfiskation, zu ſeinem Zwekke d. h. zum Lebens-Unterhalt zu gelangen hoffte. Das Büchlein war fertig, aber, wo nun hinverſenden? das war die Frage. Simſon war mit keinem Buchhändler des ganzen heiligen römiſchen Reiches bekannt, weil er nur erſt ein Jahr hier, und ein Ausländer war, er wandte ſich alſo gerade an den Wittenberger Hofbuchdrukker, den nunmehr im Herrn entſchlafenen D...., der ihm bedeutete, ein ſolches vernachläßigtes Meiſterwerk bezahle kaum die Preſſen. Arm wie zuvor, und von der ganzen Welt verlaſſen, gerieth Simſon auf den herrlichen Einfall, ſein Buch dem Vulcan zu opfern. „Denn, ſagt' er, ich ſehe, wie unzufrieden man mit meinem Werke iſt. Und geſteh dirs nur ſelbſt, liebſter Simſon, es iſt höchſt elend. Du haſt ums liebe Brodt geſchrieben. Und wenn man darum ſchreibt, ſo mißlingt jeder Federzug. Geh und wirfs ins Feuer.„ Simſon aber war, vermöge ſeines itzigen Klimas, nicht allzuhitzig. Die europäiſche Kälte hatte ſein Blut in etwas abgekühlt. Er ſann auf einen geſcheitern Rath, und beſchloß am Ende, den Packt an einen auswärtigen Buchhändler zu verſenden. Die Poſt gieng in zwei

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Tagen mit der Frucht seines Geistes ab. Am sechzehnten Tage erhielt er ein versiegeltes Paketchen, des Innhalts: „Ich bedaure recht sehr, daß ich Euer Hochedl. in der bewußten Sache nicht dienen kann. Ich habe mich seit mehrern Jahren schon im voraus mit Verlagsartikeln befaßt, daß ich jezt nicht im Stande bin, nur im geringsten an etwas neues zu denken. Ueberdieß scheint mir eine historisch-geographische (sollte wohl topographische heißen. Sie verzeihen, daß ich so kühn bin) Beschreibung von Wittenberg höchst überflüßig, weil man von einer Stadt dieser Art wirklich nur wenig zu sagen hat. Und besitzt sie ja Merkwürdigkeiten, so sind sie schon in andern Werken besser und nachdrücklicher gesagt worden, als in dem ihrigen. Ich sage ihnen mein Urtheil unverhohlen. Wollen sie indeß einen neuen Versuch machen, ihr Werk unterbringen, so senden sie es an Hrn. S.... in T...., an Hrn. S.... in K...., an Hrn. von T...., oder W.... in W.... dieß sind alles solide Männer, die ihr Manuscript gewiß drucken. Herr Z.... legt zwar allen diesen Männern Eselsohren bei, das ist indeß eben das beste dabei, weil sie damit die Fehler ihres Werkes bedecken können, denn das Product eines Esels gesellt sich gern zum Verlagsartikel eines spitzbübischen Buchhändlers.

Beide machen Aufsehen. Nehmen sie mein freies Urtheil nicht übel, sondern so auf, als es schrieb ihr ergebenster Diener ꝛc.

88. Kapitel.

Fortsetzung.

„Der Baum fällt nicht auf den ersten Hieb, sagte Simson, und verschluckte die Wahrheiten dieses Briefes. Er warf den Brief des trotzigen Buchhändlers ins Feuer, und sein Manuscript hintendrein, aber bald fiel ihm ein, es könnte doch wohl noch etwas mehr werth sein, und nahm es wieder heraus, unbeschadet, nur ohne Titelblatt, welches indeß die Flamme verzehrt hatte. Er schickte es nach ** und der dortige Buchhändler schrieb ihm, daß er es in seinen Verlag nehmen wolle, nur komme es auf sein Honorar allein noch an. Simson sprang von Freuden im Zimmer herum, und schrieb ihm, er verlange nichts, als sechzig Gulden. Der Buchhändler sandte ihm dreyßig, und Simson ließ sich alles gefallen. —

89. Kapitel.

Fortsetzung.

Kein Mensch war froher, als Simson. Dreißig Gulden im Beutel, und Herr über die ganze Welt, dieß war das Symbol, welches er drei Tage im Munde führte, weil just sein Geld so lange zureichte. Aber was nun anfangen? Eine höchst kritische Frage für unsern Helden. Sie war bald mit einem neuen Projekt beantwortet, welches ihm eben so viel, als das vorige, vielleicht noch etwas mehr, einzutragen versprach. Er schrieb ein neues Werk, unter dem Titel: „Kritisches Journal für unsere Zeiten.“ Er übernahm den Selbstverlag, und ließ durch alle öffentliche Zeitungen darauf pränumeriren. Da das Werk anonymisch war, so glaubte die gelehrte Welt, es stecke irgend ein Gelehrter dahinter, und pränumerirte so stark, daß Simson sein Glück auszusprechen nicht fähig war. Aber, wie es denn nun herzugehen pflegt, wenn man selbst invita Minerva sich zum Kritiker stempelt, wie einst Herr Magister P . ., Professer der Ritteracademie in D . . . ., welcher, wie unser Simson, ein mit Unsinn und Wust durchknetetes Tractätlein, die Kritik vorzüglich betreffend, unter dem Titel: Ceres, für Bildung des Ge-

ſchmackes, ſchrieb, und damit von Rechtswegen aller Orten ausgelacht wurde: — Eilen thut kein Gut. Der erſte Heft erſchien. Simſon raiſonnirte darinnen von Preßfreiheit, Monarchenwuth, Kriegsungeſtümm, und ſchloß mit einer langweiligen und unſaftigen Rezenſion eines kramerischen Werkes, wenn ich nicht irre, des deutſchen Alzibiades.

---

90. Kapitel.

Pfeifereien.

Ein richtiges, und durch Erfahrung geprüftes Urtheil iſt in meinen Augen mehr werth, als zahlloſe Rezenſionen von ungelehrten Knaben, die durch kritiſche Journale ſich in den Orden der deutſchen Kunſtrichter, emporſchwingen wollen. Aber ſo dachte Simſon nicht. Er hörte auf alle, die ſein Werk laſen und ausposaunten, lächelte denen zu, die mit weit weniger Mühe ihre Reſultate drucken ließen, und mit ihrer Weisheit den neuen Kritiker eben ſo ſehr beſchämten, als einſt der Dumkopf den Mahler in der gellertſchen Fabel. Nur ein einziger Rezenſent wagte es, Simſons Afterweisheit zu entkleiden, und ſie aller Welt nackend vor Augen zu ſtellen. Er bewies mit vielen triftigen und haltbaren Grün-

den, daß der unbekannte Herr Journaliſt gar nicht verſtände, was eigentlich unter dem Nahmen Preßfreyheit, Monarchenwuth und Kriegsungeſtümm verſtanden werden müßte. Und am Ende wäre der Autor nicht einmahl ein feſter Grammatiker, er ſchriebe ſtatt mir mich, und ſo umgekehrt. Statt theils teils, und ſtatt Schaafkopf Schafkopf, vermuthlich um zu zeigen, wie verwandt er mit dem letztern Gegenſtande ſey. Ueberhaupt aber ſtände es ihm nicht zu, Werke zu rezenſiren, die ſeine Feder gar nicht beurtheilen könnte. Alzibiades, ein Buch, welches wirklich mancherlei Flecken beſitze, ſei weit von ſeinem gelehrten Horizont entfernt, doch es verlohne ſich wohl weiter nicht der Mühe, von einem Menſchen zu reden, der eher zum Schuſter ſich geſchickt haben würde, als zum Journaliſten. —

---

91. Kapitel.

Buße.

Kaum hatte man ſo gepfiffen, als auch Sinſen eine traurige Menuett tanzte. Er ſchloß ſein Journaliſticum mit weinenden Augen zu, und ergriff die Feder, um ſich an dem ehrloſen Kritiker zu rächen. Er ſchrieb eine zwei Bogen

lange Antirezenſion, bewies ihm ſeine Unverſchämtheit aus mehr als einer Hinſicht, ſchimpfte wie ein Rohrſperling, drohete mit Journalen und Monatsſchriften, die alle wider ihn gerichtet ſeyn ſollten, und ſchloß endlich mit den Worten: „daß er nie, ſo lange nur ein Pfennig in ſeinem Beutel wäre, aufhören wolle, Schriftſteller zu ſein. Er ſähe wohl ein, warum man ihn vor der ganzen Welt zu Schanden machen wolle. Er habe ſein Werk in der Abſicht verlegt, um dadurch den betrügeriſchen Ränken deutſcher Buchhändler zu entgehen, und nun beneide man ihn um den Selbſtverlag, man rümpfe höhniſch die Naſe darüber, aber er hingegen wolle hinter ſeinem Vorhang lachen, wie Mahler Apelles. Der weiſe Kunſtrichter antwortete auf alle ſeine Schmähungen weiter nichts, als daß er ein Naar ſey. Dieſe Erwiederung ärgerte Simſon ſo ſehr, daß er drei Tage im Bette lag, und an einem Gallenfieber laborirte. —

---

92. Kapitel.

Relaxes arcum.

Die Krankheit wurde durch eine Information gehoben, welche man ihm mit ſehr guten Be-

dingungen übertrug. So war nun wenigstens Simſon von den Sorgen der Nahrung befreiet. Er ſchrieb nebenbei ein paar Romane, die Herr K . . . in Wittenberg um ein billiges drucken ließ. Sie ſind aber ſo herzlich ſchlecht, daß ſie von dem Verleger ſelbſt, in einer kurzen Zwiſchenzeit, zu Makulatur verbraucht werden ſind. Ueberall mußte der arme Simſon leiden, aber er war klug genug, ſein ihm ſelbſt bereitetes Elend auf ſeine Schultern zu nehmen, und geduldig zu ertragen. Zu eben der Zeit fügte ſichs, daß ein Gelehrter in Leipzig, der ſeine Schriften geleſen, und minder getadelt hatte, an unſern Helden ſchrieb, und ihn zum Mitarbeiter einiger gelehrter Journale und Monatsſchriften machte. Simſon, der alles annahm, was man ihm zuwies, bedachte ſich nicht lange, und ſchrieb eine Broſchüre unter dem Titel: Die Narren im Monde. Dieß war eine ſpitzige Satyre wider alle deutſche Kunſtrichter. Nun hatte Simſon die Gewohnheit (ob ſie zu loben ſey, das will ich hier nicht entſcheiden) ſich auf dem Titel eines jeden neuen Werkes als den Verfaſſer des vorhergehenden, oder noch eines ältern zu nennen. Zum Unglück fügte ſichs, daß auf dieſer neuen Skarteke (denn daß ſie es war, zweifeln wohl meine Leſer nicht) die Worte ſtanden: Vom Verfaſſer der Schrift:

Journal für unsere Zeiten. Der vorige Kritiker gerieth auch über diese Schrift, und sagte den Anonymus die Wahrheit dergestalt, daß Simson mit einem heiligen theuren Eide öffentlich versicherte, nie wieder eine Feder anzurühren.

93. Kapitel.

Er hält sein Wort.

Simson machte seinem autorischen Prinzipale diesen Heldenentschluß bekannt. Dieser schrieb ihm, es sei für einen so großen Mann, wie er, äußerst unedel, wenn er die Schmähungen eines so elenden Schmierers achte, und nicht augenblicklich wie es sich für einen Schriftsteller seines Schlages gezieme, darauf antworte. Hiermit überschicke er ihm zehn Ducaten, und ein neues Thema für seine satyrische Feder, Herr Buchhändler K . . . in Leipzig habe sich erbothen, für ihn bestmöglichst zu arbeiten. Er wolle auch diese Schrift in Verlag nehmen, und mit seinem Freunde M . . . . in Pilsen gleiches Interesse sondiren. Simson schwamm in Seeligkeit, und schrieb, seines Entschlusses uneingedenk (denn die Kremnizer vertraten die Stelle des Flusses Lethe) die neue Broschüre, welche nun ohne Druckort und Verleger folgenden abentheuerlichen Titel

führte: Kickelkackel, Mayblumen, und Vergißmeinnicht, etwas für empfindſame Leſer, vorzüglich den deutſchen Kunſtrichtern geweihet. —

94. Kapitel.

Feuerlärmen.

Unmittelbar auf dieſe Skarteke folgte eine neue, welche aber weit mehr Aufſehen erregte, als alle vorigen, weil ſie ein unverkennbares Denkmahl des niederträchtigſten Herzens, und des ſimſoniſchen Geiſtes war. Unſer Held hatte darinnen aber auch alle ſeine Rache und ſein Gift ausgeſäet, welches ſeit zwei Jahren in ſeinem Herzen gewüthet hatte. Man ſchrie laut darüber, und verwickelte Männer, die ſeither die Lieblinge des deutſchen Publikums geweſen waren, unſchuldigerweiſe in einen weitläuftigen Prozeß, der zwar nicht zu ihrem Nachtheil beendiget, doch immer ſo vollzogen ward, daß Aerger und ſtetige Unruhe der Lohn ihrer Rechtſchaffenheit blieben. Dieſe ſchreckliche und beshafte Schrift hieß: „Bahrdt mit der eiſernen Stirne.“

95. Kapitel.

Undank.

Simſon flieh aus Wittenberg, als alle die beleidigten Männer, die er in dieſem Werke läſterte, aufwachten, und von ihm die Rückbezahlung ihrer geſtohlenen Ehre forderten, und flüchtete ſich in das Dörfchen Pratau, wo er ſich drei Wochen lang aufhielt, bei dem dortigen Schöppen um Schutz bat, und ein neues Blatt ſchrieb, welches den Titel führte: „Meine Flucht nach Pratau.“ Niemand aber achtete dieſe Schrift, ſondern warf ſie zu den alltäglichen. Dieß hörte und las Simſon, ſchrieb zu ſeiner eigenen Rechtfertigung, um ſeinen litterariſchen Fehler zu entſchuldigen ein Blatt, welches in allen Buchhandlungen gratis ausgegeben wurde, unter der Aufſchrift: Ans Publikum. Um aber auch ſeinen Aufenthalt gehörig zu verſchleiern, ſchrieb er am Ende des Blattes: geſchrieben zu Jena, ohnweit Narea. „Und der Narr war doch in Pratau.“

---

96. Kapitel.

Rettung.

Der Schöppe in Pratau legte ſich endlich ins

Mittel, und bewerkſtelligte beim Wittenberger Rath, hauptſächlich bei dem gelehrten Burgemeiſter T . . . . (verzeih mir Gott die Sünde) Simſons völlige Freiheit. Man erlaubte es nach einer langen Berathſchlagung, und Simſon kam, zerlumpt, und mit Ungeziefer bedeckt. Einige mitleidige Betſchweſtern gaben ihm Kleidungsſtücke, ein paar Hemden, und Stücken Fleiſch und Zugemüſe. Die Studenten wollten von ihm nichts mehr wiſſen, und mieden ſeinen Umgang. Alle ſeine Freunde, deren er nur noch wenige beſaß, baten ihn, daß er doch zu ſeinem eigenen Beſten nichts mehr ſchreiben möchte. Und Simſon verſprach alles. Allein er hielt ſein Wort wie gewöhnlich, nicht. Kaum war der literariſche Friede wieder hergeſtellt, als auch ſchon eine neue Schrift von ihm erſchien, mit der die Kunſtrichter in Deutſchland ſowohl, als die im Auslande, noch weniger zufrieden waren, als mit den frühern Produkten ſeines ſchnellen Geiſtes. Sie hieß: „Die jüngſten Kinder meiner Laune.“

97. Kapitel.

Ruhe.

Simſons auctoriſcher Prinzipal in Leipzig, den ihn

seither mit den nothdürftigesten Dingen unterstützt hatte, starb Lebensatt, und setzte unsern Helden in eine nicht geringe Verlegenheit Er sah sich von neuem verlassen, und wußte keine Rettung, die ihn aus dieser Noth gerissen hätte. Er schrieb an G.... den jüngern, an M.... und G...., aber alle antworteten wider seinen eigenen Rath, grob und unhöflich, mit der Bedeutung, sie wären selbst sich am nächsten, und könnten mit einem solchen Taugenichts wie er, keine gemeine Sache machen. Sie wüßten selbst öfters nicht, wo sie den Bissen Brod hernehmen sollten. Auch der berühmte M.... in B...., an welchen sich Simson mit Empfehlungen gewendet hatte, schrieb ihm ziemlich spizzig und beleidigend, und drohete ihn mit harten Kritiken, in seiner deutsche.. Bibliothek, wenn er sich jemahls unterstehen sollte, wieder an ihn zu schreiben.„ Nun so will ich auch nimmermehr eine Feder wieder anrühren, rief Simson aus, eher soll meine Hand jämmerlich verdorren. Ich will nach Zarca zurück, und mich dort in Ruhe begeben. Es ist nichts mit der Schriftstellerei und mit dem Studentenleben.„

98. Kapitel.

Disputation.

Pedellen und Diener der Akademie wurden nun, kurz vor Simsons Abschied aus Wittenberg, beordert, das Nöthigste zum Feste seiner Disputation zu bereiten. Er schrieb eine eigene Disputation, welche bey T.... gedruckt, und folgenden Titel führte: de mulo critico juridicoque, quatenus in Germania jubet etc. Diese Abhandlung war so äußerst gelehrt, daß seine Opponenten keinen Verstand drinnen fanden, doch disputirten sie de asinis et mulis, atque discrimine eorum eine ganze Stunde lang, daß allen Professoren und Zuhörern das Hören und Sehen vergieng. Simson bewies darinnen deutlich, wie sehr diese Dissertation auf ihn Bezug habe, und daß er, als ein kritischer Maulesel, zugleich auf den juristischen billig Anspruch machen könne. Der Esel sey ein bedachtsammes und duldendes Thier, eben so müsse auch die Gerechtigkeit, und die Kritik beschaffen sey. Jeder müsse die Fehler der andern dulden, und tadeln, nie aber höhnisch verlachen. Der größte und überwiegendste Beweis einer geprüften Weisheit sey eine Würdigung des menschlichen Verstandes, Zufriedenheit mit sich selbst und Ausübung der Tugend. Diese drei Eigenschaf-

ten habe er in allen seinen Schriften bewiesen. Am Ende machte er folgenden sinnreichen Schluß: Alle diejenigen, welche leiden und dulden, sind Esel; atqui ich leide und dulde, und habe die Schmähungen der Kritiker und meiner Opponenten willig ertragen, ergo bin ich ein Esel.

---

99. Kapitel.

Fortsetzung.

Die Disputation war zu Ende Alle Freunde und Bekannte Simsons, hauptsächlich seine Opponenten, folgten ihm stillschweigend in seine Wohnung, wo sie eine frugale Mahlzeit einnahmen, und ihn zu seiner akademischen Prozession gratulirten. Aber der gute Orientale sah verdrießlich, und klagte über heftiges Kopfweh. Diese Vernachläßigung gegen seine Bekannten schmerzte die übrigen so sehr, daß sie augenblicklich Hut und Stock ergriffen, und fortgingen. Das hatte eben Simson gewünscht. Er setzte sich am Tische nieder, und ließ sich die vollen Weinkrugen herrlich behagen. Die Zuckergebäcke und Torten waren das Werk eines Augenblicks, und gesättiget, wie ein junger Hirsch, wenn er seinen Gaum befriedigt, sprang er auf und wanderte an eben

eſem Tage Nachmittags um vier Uhr zum Exa-
en; voller Erwartung über die Dinge, die da
mmen ſollten. —

10c. Kapitel.

Ohe!

Im ſchwarzen Rock, mit Degen und Chapeaux-
ashut trat unſer Held ſchüchtern ins Zimmer, wo
reits die Herrn Profeſſores, und unter ihnen,
er Examinator, auf ihn warteten. Da er ein
Ausländer war, ſo nahm man einige Rückſicht auf
en Stamm, und diejenige Provinz, aus der er
ammte. Man erinnerte ſich an das jüdiſche
Volk, an Moſen und den Propheten Habakuk,
ie er den Brei überbracht hätte, u. ſ. w. und
erſprach ſich ſchon im voraus, dem jungen Men-
chen eine vortheilhafte Cenſur zu geben. Man
üſtete ſich endlich zum Streit, und das Examen
ob an:

Quot pandectarum ſunt libri?

Quinquaginta.

Quis imperatorum hos in collectionem
miſit?

Juſtinianus.

Et quomodo quaſi veſtibulum pandectarum
vocant?

Inſtitutiones.

Sunt vero hae idem, quod ſunt pandectae?

Non. Inſtitutiones Juvenibus, qui jurisprudentiae vacant, primordia Scientiae juridicae tradent, pandectae autem romanae jurisprudentiae cumulum.

Quid eſt jurisprudentia?

Jurisprudentia eſt rerum divinarum humanarumque Scientia, juſti et injuſti notitia.

Ex quibus deſcribitur jus eccleſiaſticum?

Ex decretis atque normis pontificum.

Et vero ad proteſtantes jus paparum attinet?

Attinet. Quia conſuetudines ejus cum jure proteſtantium cohaerent. Praecipue autem —

Bene, bene. Si vero proteſtantes cum papiſtis de ſacra coena et aliis, quae diſcrimine ſunt digna, lites faciunt, ex quo fonte jus cognoſcitur?

Ex jure canonico, et caetera —

Bene, et caetera. Ergo definiamus. Vidimus, Scientiarum tuarum, vir doctiſſime! copiam juridicarum nobis ita, ut optamus, prodire ſtuduiſſe. Quamobrem lauda-

mus et probamus diligentiam assiduitatemque tuam, rogantes, ut in posterum deus O. m. felicitate obruere velit.

Simson bezahlte, und gieng mit der ersten Censur nach Hause.

---

101. Kapitel.

Abschied.

Man wunderte sich allgemein über Simsons Examen und Censur, und konnte die Möglichkeit derselben gar nicht begreifen. Simson hörte diese Bemerkungen, und freute sich im stillen. Zwey Tage vergiengen noch, daß er sich in Wittenberg aufhielt, und am dritten nahm er Abschied bei seinen Freunden und Bekannten. Keiner von allen aber machte seinen Abschied schwerer, als ein junges, unschuldiges Mädchen, welches ihn herzlich geliebt hatte. Simson umarmte sie zum letztenmahle in seinem Leben, und vergeß Thränen, welche langsam und feierlich auf ihr Busentuch herabfielen. Diese Trennung, welche alles das bewies, was Hölty in einem seiner vortrefflichen Gedichte sagt, verbitterte das Leben dieser zwei liebenden Personen, welche

dieſe ſchmerzliche Stunde lange Zeit nicht zu vergeſſen im Stande waren. Nach vielen Thränen und heiligen Betheurungen der unvergeßlichſten Freundſchaft und Ergebenheit (denn die Liebe kam nun nicht mehr ins Spiel) riß ſich Simſon los, und lief wie ein Raſender in ſein Zimmer, hüllte ſeine Augen ins Schnupftuch, und preßte wüthend die Lippen zuſammen.

---

102. Kapitel.

Ein Querſtrich.

Mit verweinten Augen meldete Simſon ſeinem Wirthe die völlige Abreiſe. Der Wirth erſtaunte über die heftige Beſchleunigung, erhohlte ſich aber bald von ſeinem Schrecken, und reichte dem Harpax (ſo pflegte er unſern Helden gewöhnlicherweiſe zu nennen, weil er, ſeiner ſchlechten Vermögensumſtände halber, ziemlich ökonomiſch dachte) eine mäßige Rechnung dar, welche ſich auf hundert und zwanzig Gulden belief. Simſon erſtaunte. Es entraun kein Wort ſeinen Lippen. „Aber, um des Himmels Willen, Herr Wirth, was denken ſie? Eine Rechnung von hundert und zwanzig Gulden, entgegnete Simſon, ſind ſie raſend?“ O nein! antwortete der

noch ökonomiſchere Wirth, ich bin bei geſundem Menſchenverſtande. Sie ſind mir hundert und zwanzig Gulden ſchuldig für Kaffee, Wein, Toback und Bier, leſen ſie nur, den Diſputationsſchmaus ungerechnet, den gab ich ihnen gratis, weil ich mitgegeſſen habe, und ich doch den Herren, die anweſend waren, zeigen wollte, wie ſehr ſie mir ans Herz gewachſen ſind. Wiſſen ſie denn nicht, daß der Kaffee, daß Bier und Wein erſtaunlich aufgeſchlagen ſind? Nein, Herr Simſon, ſo kommen ſie mir nicht. Bezahlung oder Karzer! Eins von beiden!

103. Kapitel.

Eine Brieftaſche.

Simſon ſetzte ſich an ſeinen Schreibetiſch, und entwarf folgende Briefe, welche an einen ſeiner academiſchen Vertrauten, und an den geitzigen Hauswirth gerichtet waren:

„Herr Bruder! Ich bin in einer auſſer-
„ordentlichen Verlegenheit, aus der ich mich
„nur allein durch deine Hilfe retten kann.
„Ich ſoll und muß nach Zarca, hab' aber
„keinen Pfennig im Beutel, durch den ich
„meine Reiſekoſten und meine mich in Wit-

„tenberg drückenden Schulden bezahlen kann.
„Der Wirth, der mich auf eine ungerechte
„Weise zu prellen denkt, soll selbst von mir
„geprellt werden. Er hat mir heute morgen
„eine Karte von hundert und zwanzig Gulden
„übersandt. Und mein ganzes Vermögen
„bestehet, alles in allen gerechnet, aus zwei
„Ducaten. Was soll ich damit beginnen.
„Höre, Brüderchen! einen Vorschlag zur
„Güte. Du bist reich. Kannst du mir
„nicht hundert Gulden borgen. So wahr
„ich ein ehrlicher Kerl bin, ich bezahle Dich
„richtig, so bald ich nach Zarca komme. Ich
„erwarte baldige Antwort. Simson Danaide."

„Wittenberg den 18. April 17**."

„Lieber Herr Wirth!

„Sie sind ein Erzgrobian, und nicht,
„wie in meiner Disputation, ein Esel, denn
„wären sie das, so könnten sie sich glücklich
„schätzen. Doch zum Zweck. Sie wollen
„mich durch eine Rechnung von hundert und
„zwanzig Gulden unglücklich machen, da sie
„genau meine ganze Einnahme zu berechnen
„wissen. Damit sie aber sehen, wie herzlich
„ich gegen sie denke, so leg' ich ihnen zwei
„Ducaten, mein ganzes Vermögen, bei.

„Zum Karzer bin ich nunmehr zu alt. Hät-
„ten sie das zwei Jahr vorher gethan, so
„wäre dem Dinge vielleicht abzuhelfen gewe-
„sen. Jetzt leben sie wohl, und bekümmern
„sie sich nicht weiter um mich. Meine zu-
„rückgelassenen Mobilien sind ihr Eigenthum
„von nun an. Können sie einen Theil mei-
„ner Schuld abtragen, so soll michs freuen.
„Sollten sie aber so abgeschmackt denken, mich
„noch auf sächsischem Boden zu treffen, so
„sind sie mit Kosten gepreßt. Ich bin,
„wenn sie dieß lesen, längst über die Gränze.
„Simson Daniter."

„Wittenberg den 19. April 17**."

---

104. Kapitel.

Fortsetzung.

Der Freund schrieb wieder:

„Bester meiner Freunde!"

„Du weißt, wie sehr ich Dich, vorzüglich
„wegen deiner schriftstellerischen Talente, ver-
„ehrt und geliebt habe, und wie gern ich
„Dir nun, mit Rücksicht auf diese Freund-
„schaft, mit dem meinigen helfen möchte.
„Aber ich muß Dir Deine Bitte rund ab-

„schlagen. Seit drei Wochen ist mein er-
„warteter Wechsel von sechzig Louisdor aus-
„geblieben. Ich habe deswegen selbst schon
„meine Zuflucht zum Borgen nehmen müssen.
„Damit Du indeß nicht denkest, als ob dieses
„schaale Entschuldigungen seyen, so übersende
„ich Dir hiermit zehn Thaler, alles, was
„ich entübrigen konnte. Wirthschafte gut, und
„Du kannst schon damit nach Zarea kommen.
„Wär es zwei Wochen später, so könnt ich
„Dir mit mehrerm dienen. Leb wohl, und
„grüße Deine Mutter, sie soll ein schönes
„Weibchen seyn. Komm ich einmahl nach
„Thimnath zu den Philistern, so besuch ich
„auch Dich. Noch einmahl, adio!“

„B . . . .“

„Wittenberg den 20. April 17**„

„N. S. Sollt ich heute Zeit übrig behalten,
„so komm ich noch zu Dir. Laß einen gu-
„ten Kaffee kochen, ich will ihn bezahlen.
„Vale. —“

105. Kapitel.

Nachwehen.

Der Wirth fühlte zuerſt den tödtlichen Stich. Er hatte ſchon zwei Tage ſeinen Hausſtudenten nicht geſehen, und öffnete nun mit dem Hauptſchlüſſel die Thüre ſeines Zimmers. Er erblickte ſogleich den zugeſiegelten Brief, und die an ihn überſchriebene Adreſſe, riß das Siegel ab, und fiel ihn Ohnmacht. Die Nachbarn ſtürmten herzu, und ſahen die freudenvolle Beſcherung. Kaum verfloß eine Stunde, als auch ſchon die ganze Stadt mit Simſons Flucht bekannt war, und alle Gläubiger herbeiſtürmten, um ſich der vorhandenen Effecten zu bemächtigen. Der Wirth hatte ſich etwas erhohlt, als die Gläubiger ins Zimmer traten. „Aha! meine Herren, ſchrie er ihnen entgegen, liegen ſie auch an meiner Krankheit darnieder? Sind ſie auch geprellt? Tröſten ſie ſich, wir ſind ſchändlich hintergangen. Betrogen, abſcheulich betrogen ſind wir! Aber mit den Effekten iſts nichts. Alles, was ſie hier ſehen, ſind meine Mobilien Ein paar zerlumpte Hemder und Schnupftücher ausgenommen, die ſie meinetwegen unter ſich theilen können. Aber eben fällt mir ein guter Rath bei. Ich will ihre Nahmen aufzeichnen, nebſt der

hinterlaſſenen Schuld, und ſie an Simſons Papa nach Zarea ſenden. Er muß uns bezahlen. Setzen ſie ſich meine Herren. Hier iſt Feder und Dinte. Sie ſetzten ſich insgeſammt.

---

106. Kapitel.

Rechnungen.

Nun ſo ſagen ſie denn, meine Herren, fuhr der Wirth ſchreibend fort, was ſie zu fordern haben. Ich glaube immer, meine Forderungen werden die ſtärkſten ſeyn. Es ſoll mich aber in Wahrheit kitzeln, wenn der Mosje Flüchtling noch wird bezahlen müſſen. Nichts kränkt mehr als Prellerei und Diebſtahl. Und was iſt das anders. „Na! na! hören ſie nur auf zu philoſophiren, ſchrien die übrigen. Wir haben nicht Muße, ihr zeitverderbendes Geſchwätz mit anzuhören. Schreiben ſie, und damit Punktum.“ Der Wirth ſchrieb endlich! Herr Simſon blieb ſchuldig:

Meiner Wenigkeit, dem reſpektiven Wirthe, Herrn Gottlob Käſebier, für Aufwartung,

	fl.	gr.	pf.
Hauszins, Kaffee, Wein, Tobak und Bier	100	—	—
dito, die zweite Hälfte	50	—	—
dem Pferdephiliſter, Meiſter S	30	—	—
Der Wäſcherin für ein Jahr zu waſchen	10	—	—
Dem Doctor P . . . für Medicamente	60	—	—
Dem Schneider	100	—	—
Dem Schuhmacher	20	—	—
Dem Horndreher für zehn Pfeifen	11	—	—
Dem Perruquier	4	—	—
Dem Schlöſſer und Schmidt	3	8	—
Dem Galanteriehändler	23	10	—
Dem Pumpieur H . . .	12	—	3
Der Demoiſelle H . . .	3	—	—
Der Jungfer Karoline S . . .	—	2	—
Summa	417	4	3

„Nun! ſagte der Wirth, Gott behüt' es, ein hübſches Sümmchen. Der alte Herr Papa wird ſich herzlich drüber freuen, wenn er die ſchönen Rechnungen durchbuchſtabieren wird.

Jetzt, meine Herren, bin ich ihr Diener. Leben ſie wohl.“ Und ſie giengen.

---

107. Kapitel.

Hagel und Donner.

Unſer Held war indeß ſchon weit über die Gränze, als der betrogene Wirth mit ſeinen Geſellen Kalender machte. Er kam, bevor er ein anderes Land erblickte, in den meinen Leſern ſchon bekannten Gaſtwirthshof, um ſowohl ſeine ehemalige Liebſchaft, als auch die Frucht ſeiner Lenden zu ſehen. Die ſchöne Gaſtwirthin freute ſich ſeines Daſeyns, und bat ihn, er möchte doch ein paar Tage bei ihr bleiben, und ſichs in ihrem Hauſe gefallen laſſen. Simſon glaubte einige Thaler Geld zur Beſtreitung ſeiner Reiſekoſten zu erhaſchen, und blieb gerne. Die Wirthin liebte Simſon wirklich aufrichtig, und trug alles dazu bei, ihn feſt zu halten. Ihr Vergnügen ward durch ein heftiges Hagel und Donnerwetter, erhöhet, denn nun glaubte ſie ganz ſicher, wenigſtens eine Nacht mit ihm zuzubringen. Simſon, welcher ſeine Flucht auf alle mögliche Weiſe

zu verſchleiern ſuchte, eilte demohngeachtet, aus den Klauen dieſer Sirene zu entwiſchen, er nahm Degen und Huth, und eilte der Hausthüre entgegen. Doch die Wirthin, die ſchlau genug war, ſeine Abſichten zu errathen, ſchlich ihm nach, und beredete ihn durch Schmeicheleien, die ſie trotz der feinſten Kokette anzuwenden verſtand, zu ihr zurückzukehren. „Sie kommen zeitig genug nach Wittenberg, ſetzte ſie hinzu, immer bleiben ſie dieſe Nacht bei mir. Ich will alle meine Kräfte anwenden, um ſie ihnen reizend zu machen.“ Simſon blieb endlich, durch die Bitten des ſchönen Weibes beſtürmt, nahm eine prächtige Mittagsmahlzeit ein, und wiegte ſeinen Stammhalter, einen wohlgebildeten, artigen Jungen. Sein großes, blaues Auge, die ſprechenden Züge ſeines ſchönen Geſichtes waren der Magnet, der Simſons ganzes Herz an ſich zog. Und ich (auch ſelbſt meine Nachrichten) glaub es zuverſichtlich, daß Simſon gern geblieben wäre, hätte er nicht ein Band gekannt, welches ihn unwillkührlich an Vater und Mutter feſſelte. Der Abend nahete heran, und mit ihm unſers Helden Schlaf. Die Wirthin führte ihn (ſie hatte ſich ebenfalls, wie der Daniter, ein leichtes, nachläſſiges Nachthabit umge-

wotſen) in ein niedliches austapeziertes Zimmerchen, welches mit einem Faulbettchen, franzöſiſch gearbeitet, verſehen war. Simſon warf ſich, wie er war, mit voller Kleidung aufs Ruhebett, und zog die Wirthin hinter ſich her, die ſich jede Behandlung gefallen ließ, denn die hundert Gulden ſtachen ihr noch einmahl in die Augen, nur ſchade, daß Simſon nicht mehr Europäer war, als ſie zum zweitenmahle mit geſegnetem Leibe an die Academie ſich wendete, und unſern Helden zum Vater eines allerliebſten Mädchens kreirte.

---

108. Kapitel.

Reiſen.

Die Morgenröthe ſtieg bluthroth aus ihrem blauen Gewölke, als unſer Held erwachte, und ſich zur Abreiſe bereitete. Die junge Hausfrau brachte ein ſimples, aber ſchmackhaftes Frühſtück, und legte unter den Teller zwei Louisdor. Simſon erſchrak, als er dieſes Geſchenk erblickte, und dachte Einwendungen zu

machen. Die Wirthin aber ſagte, daß ein junger wohlgebildeter Knabe, und hundert Gulden doch wohl zwei lumpige Louisdor Zinſen tragen könnten. Dieſe offene Redlichkeit, und überdieß ein Stück Geld, welches Simſons ſchweren Stand ſo ungemein erleichterte, verſüßten dem jungen Pilger die bevorſtehende Reiſe ſo ſehr, daß er faſt im Rauſche des Vergnügens zur Belohnung dieſes Edelmuthes ſeine ganze Flucht verrathen hätte. Doch beſann er ſich zeitig genug auf den Karacter der Weiber, der bei weniger Zurückhaltung, nach Iſmaels Ausſage, deſto größere Abſichten verrathe. Das Frühſtück war abgetragen, und Herr Simſon nahm ſeinen Huth, um ſich auf eilig zu empfehlen. Eine unruhige Thräne perlte im Auge der ſchönen Wirthin. Das Schnupftuch wiſchte ſie hinweg, und Simſon ärgerte ſich dieſer ſchnöden Verſchwendung wegen. Er hätte ſie gern mitgenommen Er war ſo eben im Begriff, den kurzen Fußſteg, längſt der Elbe hinunter, anzutreten, als die Poſt ankam, „Ha! dachte Simſon, hätteſt du nun Geld genug, nun könnteſt du fahren.“ Die Wirthin merkte ſeine Abſicht, und fragte, wo

er denn hin wollte? Simſon erröthete, und glaubte ſich verrathen zu haben, doch ermannte er ſich frühzeitig, und erwiderte der Wirthin mit Zutrauen. Er ſey geſonnen, einen kranken academiſchen Freund in * * zu beſuchen, und nur für ihn ſey dieß von ihr erhaltene Geld beſtimmt. „So? ſagte die Wirthin. Eine ſo edle Abſicht, der erquickende Arzt eines andern zu werden, fordert von mir kräftige Unterſtützung. Hier haben ſie noch zwei Ducaten, und ſagen ſie ihrem unglücklichen Freunde, die Wirthin zu * * ſey auch ſeine künftige Verſorgerin um ihres Simſons willen. Und hier bezahlen ſie die Poſt.“ Der Schwager wollte drei Gläſer Schnapps und ein Butterbrod bezahlen, allein die freygebige Wirthin, die mit freundlich ſchmollendem Auge ihm ins Geſicht, über ſeine ſchnelle Abreiſe, blickte, ſprach: „Nehm er zurück, mein Freund, und fahr er mir zur Dankbarkeit dieſen Herrn ſo, daß ich mit ihm zufrieden ſeyn kann. Er will gern an Ort und Stelle. Leben ſie wohl.“ Der Wagen verlohr ſich im Gebüſche, und die verdrießliche Wirthin gieng ins Zimmer zurück, wo auch mei-

ne Nachrichten und ich, ewig von ihr Abschied nehmen.

109. Kapitel.

Gänsegeschnader.

Kurz vor Zarea, als der Hofnungen süßeste in Simsons Brust aufloderte, fiel ihm ein, auf einer alten Landkutsche, die eben nach Thimnath fuhr, um den Konsul der Philister zu einem Kindtaufenschmaus abzuholen, bei dem er Gevatter stand, bis nach seines Vaters Haus zu fahren. Er gab seinen letzten halben Gulden dem Fuhrmann zum Biergeld, und beschrieb ihm die Straße und das Haus. „Schon gut, schrie der Kerl, ich weiß es nun. Bin mit dem alten Manoah auch recht gut Freund. Seine Frau macht gute Käse. Indem sie in die Straße fuhren, und neben den Häusern hinkröpelten, flog eine Schaar Gänse mit tobendem Geschrei über die Köpfe der Pferde; diese wurden scheu, sprangen vom Pflaster, zerrissen Stränge und Ketten, und warfen den Wagen um, daß unser

Passagier gerade in die Hausthüre flog. „Das war gut gethan, schrie Simson lachend. So gemächlich bin ich in meinem Leben nicht in meines Vaters Haus transportirt worden. Da Kutscher, hast ein Trinkgeld.

Abentheuer
Simſons des Starken.

Zweites Buch.

Buch der Richter, Kap. 15. v. 15.
d er fand einen faulen Eſelskinbacken, und ſchlug damit
alle Nachdrucker, bey tauſend Mann.

110. Kapitel.

Empfang.

Simſon trat ins Zimmer, und erſchrak nicht wenig, als er ſeine Mutter mit dem jungen Pfarrer des Ortes, Herrn Kleas, in einer ſehr abentheuerlichen Poſitur fand. „Ei! ei! Mutter, rief der Held unſerer Geſchichte, ich glaube gar, der iſt mein Vater. Nun bei einer Seele! er iſt nicht übel. Habs immer gedacht, daß der alte Manoah nicht ſo viel Geſchicke hätte, ein ſolches Meiſterſtük, wie mich, hervorzubringen. Dazu gehört ein gewiegter Kerl, und Art läßt ſelten von Art. Nicht, Herr Papa?„ Das zitternde Paar wußte kein Wort hervorzubringen. Kleas kroch langſam in ſeine Beinkleider, und Sitta ſuchte mit ängſtlicher Gewalt die zerkneterten Falten ihres Röckchens auszugleichen. „Laßts nur gut ſeyn, Kinderchen! ſchrie Simſon, und fürchtet euch nicht, habs auch in Wittenberg nicht beſſer gemacht. Bin von den vermaledeieten Kritikern und H.... gar garſtig durchgezogen worden.„

III. Kapitel.

Freude auf allen Ecken.

Da Simſon noch redete, kam auch der alte Manoah vom Felde, wo er ein Stück Acker beſäet hatte, und miſchte ſich in die Freude der Anweſenden, den Stammhalter des Hauſes in ihren Mauern zu ſehen. Kleas machte erröthend dem alten Manne tauſend Lobſprüche, und prophezeiete mit prieſterlicher Kraft ſeinem Sohne dauerhafte Geſundheit und blühende Gewalt über die ketzeriſchen Philiſter. Sitta deckte unterdeſſen den Tiſch, und ſchaffte alles, was in ihren Speiſegewölbern zuſammengebracht werden konnte, herbei, um theils während dieſer Arbeit ihre noch nicht verflogene Schaam zu unterdrücken, theils ſich ihrem Lieblinge als theilnehmende Mutter zu zeigen. Simſon ließ ſichs herrlich ſchmecken, beantwortete dem Vater auf tauſend wiederholte Fragen, wie es in Wittenberg ſey? wie er ſich befunden habe? was die Herrn Lehrer für artige und geſcheute Lehrer wären? u. ſ. w. kaum neune. Kleas wollte ſeine Beredſamkeit zeigen, und fragte den jungen Simſon lateiniſch, vermuthlich in der Abſicht, um ſeine verſchwundenen Lebensgeiſter wieder zurückzurufen: Num Vitaebergae puellae ſunt venuſtae? amice! O! ja, ſagte

Simſon, aber Zareae ſunt Sittanene uxores venuſtiores! Hm! murmelte Kleas, und gieng beſchämt zurück. „Was hieß denn das, lieber Sohn, fragte Sitta. Mutter antwortete Simſon, fragen ſie nicht. Sie möchten nicht zum zweitenmahl fragen wollen.

112. Kapitel.

Iſt das Dritte im zweiten Buche.

Als Simſon gegeſſen, getrunken und ein paarmal gegähnt hatte, legte er ſich ins Bett, um ſich von den Strapazen der Reiſe zu erholen. Manoah gieng aufs Feld zurück, und verſprach ungefähr in drey Stunden zum Kaffee wiederzukommen. Kleas blieb indeſſen, um der geſchäftigen Sitta die Zeit zu vertreiben. „Mein Rabbi! ſagte ſie, wir könnten überraſcht werden. Mein Brumbär wird nicht lange ausbleiben, und dieſer hier, ſchläft nicht feſt.„ Laßt euch nicht ſtöhren, Mutter! ſprach Simſon etwas ſchlaftrunken, ich höre und ſehe nicht, legte ſich auf die andere Seite, und ſchlief wirklich ein. Kleas gieng nun nach Hauſe, weil er den Landfrieden nicht trauete. Sitta hingegen legte ſich an ihres Sohnes Seite, und konnte ihres brennenden Geſichtes wegen nicht entſchlummern. Endlich gelang es ihr. Aber kaum

waren vier Minuten verflossen, als sie durch einen schrecklichen Traum emporgerissen ward, und nicht wieder einschlafen konnte.

---

113. Kapitel.

Aussichten.

Kleas kam zum Kaffee, indeß schon die manoaische Familie am Tische saß, und sichs wohl schmekken ließ, mit einer erfreulichen Nachricht wieder. Er erzählte nemlich, daß der alte Richter und Burgemeister in den letzten Zügen läge, und daß er eben bei ihm gewesen, und ihm zum Tode vorbereitet habe. Sie könnten, wendete er sich zu Simsen, diese Stelle verwalten. Sie trägt jährlich fünfhundert Thaler und dreißig Scheffel Getreide, die Accidentien ungerechnet. Sie haben, wie ich leicht vermuthen kann, das ihrige gelernt, und Kraft genug, die Ketzer, unsre philisteischen Nachbarn, ins Bockshorn zu jagen.„ Ja! mein lieber wohlgerathener Sohn, setzte Manoah hinzu, indem er eine Prise Taback nahm, das wäre so ein Aemtchen für dich. Der Geist, der mir damahls neun Monate vor deiner Geburt, oder noch etwas später erschien, sagte wohl, (Silla kicherte wie Abrahams Weib hinter der Fenstergardine, und Kleas ließ das Schnupftuch fal-

len, um seine Erröthung zu verbergen) daß kein Scheermesser über dein Haupt kommen sollte, und das bedeutete natürlich deine Richterwürde. Meinetwegen, endigte Simson den Diskours, ich bin mit allem zufrieden. Wenn mich die Zaräer verlangen, so nehm ichs mit, und bin Morgen ihr gestrenger Herr Burgemeister.

114. Kapitel.

Ein Lamentable.

Indeß war auch die Schuldpost von Wittenberg, welche, wie sie wissen, meine theuersten Leser! 437 Gulden 4 gr. 3 pf. betrug, in Zarea angelangt. Anfänglich glaubte der Held Zareas es sey ein Gratulationsschreiben irgend eines seiner aus- oder inwärtigen Freunde, aber wie erschrak er, als auf seines Vaters Stirne Wolken und Regenwetter hervorgiengen, und die Zunge mit Donner und Blitz hintendrein orgelte. „Du Tausendsappermenter, fieng Manoah an, bist du bei lebendigem Leibe toll und rasend. Die wittenberger Kerls verlangen von mir 437 Gulden. Basta! ihr sollt alle geprellt seyn und bleiben in alle Ewigkeit.„ Amen, sagte Simson, und legte sich ruhig aufs Ohr.

115. Kapitel.

Burgemeisterwahl.

Ohne dem Tod einen fetten Bissen zu gönnen, lebte der alte zareasche Burgemeister zur Quaal der Seinigen, legte aber sein beschwerliches Amt nieder. Die Rathsherren, Männer, die zu allen Ja sagten, und die die Entscheidung ihrer gerichtlichen Händel dem Accisinspector und Stadtschreiber der Stadt überließen, weil sie meist ungelehrte Leute waren, und den Gang der Prozesse nicht kannten, eilten auf die Signoria, um dort einen neuen Burgemeister zu wählen. Dazu wurden dann mancherlei Subjekte vorgeschlagen, vorzüglich glaubte der Stadtrichter seinen halbstudierten Sohn unterzubringen, doch der Streich mißlang deswegen, weil Noah, so heißt der junge Mensch, ein stupider Kopf war. Die Herren geriethen endlich auf den Einfall, den jungen Simson, einen handfesten und geraden Kerl, welcher schon im Stande sey, ein paar hundert Philister allein auf sich zu nehmen, das Aemtchen zu übertragen. Man fertigte eine öffentliche Akte aus, und sandte sie zur Beglaubigung nach **. Die gnädigste Verwilligung kam zurück, und Simson war designirter Burgemeister. Man kann sich Sittas und Manoahs Freunde denken, als

dieß freudenvolle Gerücht zu ihren Ohren ſchallte. Alle Einwohner der Stadt freueten ſich über ihn, und bezeigten ihren Beyfall öffentlich. Man machte den Herren des Rathes Lobſprüche, welche dieſe jedoch beſcheiden ablehnten, und ihr eigenes Interreſſe mit dem Interreſſe der Stadt zu verweben ſuchten.

116. Kapitel.

Regierung.

Den folgenden Tag darauf war Huldigung. Alle Einwohner in Zarea eilten der Kirche zu, die Glocken brummten zuſammen, und gaben der Handlung eine feierliche Stille, die jeden Zuſchauer rührte. Simſon lag am Altar und opferte. Hinter ihm ſtanden die Herren der Signoria in geſchloſſenen Reihen, und beteten für das Beſte der Stadt. Kleas trat auf den Altar, hielt eine feierliche Rede, und ſegnete den neuen Burgemeiſter ein. Bald darauf kam auch der Rathsdiener, V.... genannt, (welcher zugleich das Aemtchen eines Kaltſchlächters verwaltete, daher auch ſein Nahme entſtanden iſt) und übergab ſeinen künftigen Gebieter die Schlüſſel zu den Thoren. Als die ganze Handlung geſchloſſen war, eilten ſie auf zwölf Staats

karessen dem Rathhause zu, wo bereits fünf Tafeln mit den schmackhaftesten und besten Speisen besetzt waren. Jung und Alt standen in einem abgesteckten Kreise, und sahen der Tafel zu. Rund herum saßen Musici und unterhielten das Ohr der Versammlung mit zärtlichen und schmelzenden Akorden. Wein und Bier flossen wie Wasser, kleine Geldmünzen wurden unter die Menge der Zuschauer verstreut, kurz die ganze Ceremonie glich einer natürlichen Kaiserkrönung en miniature.

---

117. Kapitel.

Antritt der Regierung

Des andern Tages machte Simson schon verschiedene Veränderungen in der Stadt, die den Einwohnern derselben sehr willkommen waren. Er ließ die Steinwege ausreißen, und neue Chausseen anlegen, damit der ausländische Fuhrmann, der mit Waaren nach Zarea kam, durch ein bequemes Fuhrwerk überrascht werden möchte. Am Ausgange der Stadt ließ er zwei neue Spritzenhäuser aufbauen, die bei Feuersgefahr den Schaden der Stadt vermindern sollten, allein Simson war nicht fähig genug, dieser Feueranstalt die gehörige Kultur zu verleihen,

denn bis auf dieſen heutigen Tag ſtehen dieſe Ständer ungebraucht da, und jeder, der vorübergehet, rümpft höhniſch die Naſe. — Der edelſte Zug ſeiner Regierung aber iſt der, daß er rings um die Stadt her eine lange ſich weit hinaus erſtreckende Aue mit Fruchtbäumen beſetzte, die ſowohl den ergiebigſten Gewinn, als auch die Pracht Zareas ungemein erleichterte. Das alte Thor von der Morgenſeite ließ er aus dem Grund wegreißen, und mit einem neuen vertauſchen, eine Anſtalt, die alle Einwohner in Zarea tadelten, weil ſie das alte und feſtere Gebäude kannten. Auch gegen die aufrühreriſchen Einwohner war er ſtreng und monarchiſch, er ließ zwei Bürger, welche ihn und den Senat mit falſchen Prozeſſen hintergangen hatten, ins Zuchthaus bringen, und feſtete dadurch ſein Anſehen und ſeine Herrſchaft. Auf dem Landtag zu Vilca ſtritt er mit unglaublicher Beredſamkeit gegen die Betrügereien der Großen, und vorzüglich gegen die unerträgliche Tyranney der beiden Staatsminiſter H . . . und E . . . . Er bewies in einer eigenen Schrift, welche er in einem Abend verfertigte, ein Beweis, wie ſehr ſeine edle Empfindung für die gute Sache ſtritt, die Leiden des ganzen Landes, und die Bedrückungen, unter denen die Bürger ſeufzten. Er gewann durch dieſe

öffentliche Rüge wenigstens die Ausbreitung seiner Talente, die er ohne großen Fleiß und minderer Anstrengung, als man in Zarea glaubte, sich erworben hatte. Seine Freude war fast ohne Grenzen, als selbst der Monarch im Opernhause den großen Mann sehen wollte, welcher für die Ruhe seines Landes gestritten hatte, und H . . . war dreist und unverschämt genug, dem Monarchen ins Ohr zu flüstern, doch daß es Simson hören konnte: „Das ist er!„

---

118. Kapitel.

Ein Vorschlag zur Güte.

Simson sah sich nun nach vielen Kämpfen und Ringen so vielfältiger Leiden als den glücklichsten Mann in Zarea, aber in seinem Herzen empfand er eine Leere, die er bis itzt auszufüllen noch nicht im Stande gewesen war. Er fragte seinen Vater darum, welcher ihn versicherte, daß die Uebelkeiten des Herzens von Magenkrämpfen herrührten. Laß dich kuriren, mein Sohn, sagte er, der Doctor Pankrazius Phicco ist gar ein gescheuter Mann, der kann schröpfen, purgieren, trepaniren, oculiren und manipuliren, alles was du verlangest. Und für jede Kur giebst du zwei gute Groschen. „Ach! erwiderte

Simſon, das alles fehlt mir nicht. Ich habe keinen geſunden Schlaf, keine Ruhe, keine Unterhaltung. Das Herz wird mir eng, wenn ich allein ſitzen und arbeiten ſoll. Ein angenehmes und reizendes Sehnen, ein anderes Geſchöpf um mich zu haben, ſchlägt in meiner Bruſt, und kurzweg, Vater, ich muß heirathen. Mein weitläuftiges Amt kann ſchon eine Frau ernähren!"

---

119. Kapitel.

Tändeleien der Liebe.

Da ſich der Herr Burgemeiſter Simſon eine eigene Equipage hielt, ſo fuhr er öfters, wenns ihm im Herzen zu eng ward, in der neuangelegten Allee, oder an den Ufern des Euphrats ſpatzieren. An einem heißen Sommernachmittag kam er mit ſeinem Gefolge, welches in zwei reich garnirten Lakayen beſtand, auch in die blumigten Thäler der Philiſter, nicht weit von Thimnat, und erblickte ein niedliches Schäfermädchen an der Quelle eines Baches, welches ihm freundlich einen ſchönen Tag zunickte. Sie hatte den Kopf mit einer grünen Binde umwunden, welche ſie zugleich vor der Sonnenhitze ſchützte. Ein leichtes Sommerkleid floß um ihre

Schultern, mit welchem die leichten Hauche der Zephire ſpielten. Ihre Wangen waren mit einem brennenden Roth übergoſſen, und im leckichten Haar ihres Kopfes brillirten zwei ſilberne Nadeln, die ſie, wie ſie verſicherte, von ihrer Pathe, der Frau Stadtrichtern im Thimnath zum Geſchenk erhalten hatte. Ihre zarten Hände trugen die blendende Weiße des Schnees, und in den Wangen lachten jungfräuliche Grübchen, die den Reiz dieſes Mädchens ungemein erhöheten. Simſon konnte ſich nicht länger enthalten, und ſtieg aus dem Wagen, um ſich mit dem Mädchen in ein Geſpräch einzulaſſen.

„Wer biſt du, Kleine? hub er an.“

Ich bin eines Schäfers Tochter aus Thimnath. Es iſt nicht weit von hier. Und mein Vater weidet dort die Ziegen und Böcke am Abhange des Berges, erwiderte das Mädchen.

„Wie heiß denn dein Vater?“

Buly. Er iſt ein alter Mann, und hat mich recht lieb.

„Wer würde auch ſo ein ſchönes Mädchen, wie du biſt, nicht lieben. Auch ich liebe dich recht ſehr.“

Sie, mein Herr? Wie können ſie mich lieben, da ſie mich nur zwei Augenblicke kennen?

„O! die Liebe braucht keiner Bekanntſchaft, ſie hat einen Augenblick nöthig, um das Herz zweier Perſonen in Flammen zu ſetzen.“

So bitt ich wenigſtens für das meinige, es iſt heut überdem ſehr heiß.

„Alſo liebſt du mich nicht? O! ſo ſind die Mädchen alle.“

Wie die Mädchen ſind, weiß ich nun eben nicht. Aber ſie ſind allem Anſehen nach, ein ſtattlicher Herr, und denn kann ich, ſie ja überdieß nicht lieben —

„Warum nicht?“

Daß die Männer alle ſo dumm ſind. Das können ſie nicht begreifen? Ich bin ja eine Schäferstochter, und arm.

„Ich bin auch nicht reich, indeß fragt die Liebe nicht nach Stand und Reichthum.“

Fragt ſie das wirklich nicht?

„Nein!“

Nun! ich liebe ſie, ſie haben mir gleich beim erſten Anblick gefallen. Topp! da haben ſie meine Hand. Ich heiße Pippi.

„Ich heirathe dich, ſchönes Mädchen. Und zum Zeichen unſeres feſtlichen Bundes nehm ich dieſe Nadel aus deinem Haar. Sie ſoll mir ein ſtetes Andenken an dich ſeyn.“

Die Nadel iſt mir zwar ſehr lieb, allein

unsere Liebe fordert dieß silberne Opfer. Doch— da kommt mein Vater mit seiner Heerde. Nun können sie selbst mit ihm sprechen.

Simson machte nun mit dem Vater volle Richtigkeit, entdeckte ihm seinen Stand und sein Amt, und fuhr wieder nach Hause.

---

120. Kapitel.

Vorstellung.

Manoah und Sitta sprachen eben zusammen, als Simson ins Zimmer trat, und seinen Aeltern seine bevorstehende Heyrath ankündigte. „Ich habe ein Mädchen gesehen, sagte er, unter den Töchtern der Philister zu Thimnath, gebet mir sie nun zum Weibe. Ich fodre nichts von euch, als eure Einwilligung. Geld und Kraft besitz ich, um meine Gemahlin glücklich zu machen.“ Aber entgegnete Mannah, warum willst du denn deine Zuflucht zu den Philistern nehmen? Hast du schon wieder vergessen, daß sie unsere Feinde sind? Ist denn nun kein Mädchen unter den Töchtern deiner Brüder, und in allen deinem Volk, daß du hingehest, und nimmst eine Frau bei den Philistern, die unbeschnitten sind? „Ach, Vater!

sagte Simson, die Liebe fragt nicht nach der Vorhaut. Sie mag beschnitten seyn oder nicht. Kurz, gieb mir diese, denn sie gefällt mir.

---

121. Kapitel.

Einwilligung.

„Nun meinethalben, sagte der nachgiebige Vater, ich kann dir nichts dreinreden. Wenn du nicht hören willst, mußt du fühlen. Aber ich und deine Mutter, welche dich jetzt noch einmahl bittet, deinen Entschluß fahren zu lassen, wollen wenigstens die Kleine kennen lernen."

Simson zog sein bestes Staatskleid an, und ließ seine Aeltern in einem eigenen Wagen vorausfahren. Er selbst schwang sich auf sein Reitpferd, und ritt gemächlich nach. Die Luft war rein, und versprach einen schönen Tag. Nicht, um der Langenweile willen, sondern die Morgenluft desto ungestörter zu genießen, stieg er vom Pferde ab, legte sich ins Feldgraß, und ließ seinen Gaul weiden. Da er nicht allzufern von einem Wald lag, dessen beide Enden zwischen Zarea und Thimnath gränzten, so kam ein junger brüllender Löwe ihm entgegen, welcher nach dem Fleische seines Pferdes lüstern war. Simson ärgerte der Ueberfall außerordentlich, und

ſtand ſchon in Bereitſchaft, den Wüterich anzugreifen. Der Löwe verſtand keinen Spaß, und ging gerade auf den Gaul los. Aber Simſon ergriff ihn beim Kopfe, und riß ſeine Schnauze mitten durch, daß er todt darnieder fiel.

122. Kapitel.

Sie paſſirt die Revüe.

Manoah und Sitta waren bereits in der Schäferhütte anackommen, und hatten ſich mit der kleinen niedlichen Pippi recht artig unterhalten, als Simſon ſeiner Braut in die Arme ſank. Blos um ſie zu ſchonen, verſchwieg er ſein gehabtes Abentheuer mit dem jungen Löwen. Vater und Mutter waren mit dieſer Verheirathung zufrieden, und veranſtalteten augenblicklich die Verlobung. Simſon konnte ſich an dem Geſicht ſeiner Donna nicht ſatt ſehen, und tändelte faſt ſtets mit ihr. Betheurungen der ausdrucksvollſten Liebe und Schwüre, Küße und Liebkoſungen, und wer weiß was alles, wechſelten mit einander ſo auffallend ab, daß Sitta ſich ganz an ihre Jugend erinnerte, und Manoah einmahl übers andere ausrief: „Sind die Verliebten nicht Narren!“

123. Kapitel.

Pippis Schmeicheleien.

Kein Mahler iſt je fähig, der todten Leinewand die Empfindungen der Liebe aufzutragen, die jetzt in wonnetrunkenem Entzücken Simſons und Pippis Herz empfanden.

„Aber wirſt du mich auch immer ſo lieben, wie jetzt, Pippi? ſagte der Burgemeiſter.“

Ewig, entgegnete Pippi.

„Darf ich dir auch glauben?“

Wenn nicht meinem Munde, doch gewiß meinem Herzen.

„Das iſt ſehr zweideutig.“

Nein! nur eindeutig.

„Du lügſt.“

Herzen können nicht lügen.

„O ja, Mund und Herz. Es kann keines auf einmahl die Wahrheit ſagen, wenn das andere lügt.

Nein! —

„Gewiß. Ich kenne das weibliche Geſchlecht von innen und auſſen.“

So? Woher haben ſie's denn ſo geſchwind kennen lernen?

„Aus Erfahrung, antwortete Simſon mit einer oberflächlichen Erröthung.“

Hm! Alſo müſſen ſie doch mit andern Mädchen meines Alters ſchon umgegangen ſeyn?

„O ja!“

Und ihnen von Liebe vorgeſchwatzt haben?

„O nein!“

Sie lügen!

„Keinesweges. Mein Männerherz lügt nie!

Nun ich wills glauben, weil ich gerne glaube. Aber ſie müſſen mich auch allein, ganz allein — hören ſie's — ganz allein lieben. Und morgen iſt unſere Hochzeit, oder wenn ſie wollen. Der Vater hat für alles geſorgt.

„Gut! meine Pippi. — Und Simſon gieng.“

---

124. Kapitel.

Honigſeim.

Als Simſon von ſeiner zärtlichen Braut Abſchied genommen und ſeine Rückreiſe nach Zarea angetreten hatte, ſo beſah er ſo ganz im Vorbeigehen das Aas des jungen todten Löwen, welchen er, gleichſam wie ein Ziegenböcklein zerriſſen hatte. Aber wie erſtaunte er, als er einen ſummenden Bienenſchwarm antraf, welcher den ſchönſten und ſüßeſten Honig auf das Fleiſch

des Thieres niedergesetzt hatte. Der Herr Bürgemeister setzte sich am Walde nieder, und ließ sichs, weil er wirklich kein Kostverächter war, herrlich schmecken. Den größten Theil des Honigs aber steckte er zu sich, um damit seinen Aeltern, welche ebenfalls den Honigseim gern aßen, ein Geschenk zu machen. Die kleine Sitta leckte mit der Zunge, und Manoah brach ein Stück ab. „Laßts euch wohl schmecken, Kinderchen: sagte der Burgemeister. Auf der Hochzeit sollet ihr von diesem Wunderhonig mehr erfahren. Doch — fast hätt ich zu viel gesprochen, und wer die Weiber kennet, der muß lieber schweigen, sonst plaudern sie das Geheimniß aus.

125. Kapitel.

Du Kallerkind!

Simson freuete sich über den Appetit seiner Aeltern, und dachte bei sich selbst: „Wenn sie wüßten, woher der Honig käme, bei meiner Seele! sie ließen alles stehen, und zeigten sich dem Priester, damit er sie reinige, denn sie haben etwas Unreines gegessen.“ Du bist ein Kallerkind, sagte Sitta in ihrem natürlichen zareaschen Tone, du weist was gut schmeckt. Höre nur, Burgemeisterchen! wenn du auf deiner Hochzeit auch solchen

guten Honig hättest, ich fräße mich 'rein und 'raus. „Nun wir wollen sehen, liebste Mutter! indeß werdet ihr mich gewiß eben so sehr lieben, wenn ich euch weniger tractire. Kosten sollen nicht gesparet werden, das versichere ich euch bei meiner armen Seele! Das muß ein Spuk und ein Lärm werden, als wenn der Teufel drinn säße.“ Ach! du gutes, gottloses Kind, sagte Manoah, fluche doch nicht so, du bist ein rechtes Kallerkind.

126. Kapitel.

Brautschmuck.

In Zarea war eben Jahrmarkt, als Simson ausgieng, um für seine Braut den Hochzeitschmuck zu kaufen. Die Gallanteriehändler zeigten ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zum Kauf. Lange wollte Simson von alle dem Plunder nichts wissen. Endlich, nach langem Herumsuchen, fand er einen kostbaren, vortrefflichen Ring, den er für zweihundert Ducaten kaufte. Als er des andern Tages mit seinen Aeltern nach Thimnath kam, überschickte er seiner Braut, die er herrlich gekleidet hatte, diesen Ring auf einem seidenen Kussen.

127. Kapitel.

Eine Heerde Schaafe.

Sie nahm ihn so auf, wie er vermuthet hatte, mit Entzücken über dieses herrliche Geschenk. „Ich kann ihnen weiter nichts dafür geben, sagte Pippi, als er zu ihr kam, indeß wenn ihnen an einem weit geringern Geschenke etwas liegt, so folgen sie mir. —

Simson folgte. Sie führte ihn hinaus in den Hof, wo eine große Heerde Schaafe standen.

„Dieß ist mein Geschenk, sagte Pippi. Es kommt aus der Hand eines Mädchens, welches sie herzlich liebt. Nehmen sie es mit eben dem Herzen auf, mit dem sie es ihnen gab. —“

O! ich danke dir, Pippi, rief Simson mit Thränen. Du hast mir mehr gegeben, als ich dir geben konnte. Dein ganzes Eigenthum erhalt' ich von dir.

„Es ist nur wenig.“

Aber noch etwas fehlt mir.

„Kann ichs geben?“

O ja! Ein Kuß.

„Hier ist mein ganzer Mund.“

Du machst mich sehr glücklich, Pippi!

128. Kapitel.

Die Schinken.

Die Glocken lauteten zur Trauung. Die Hochzeitgäste waren versammelt, und Simson eilte an der Hand seiner künftigen Hausgenessin in den Tempel. Der Priester stand auf einem Tabourett, und besprengte die Eintretenden mit Weihwasser. Da knieten die beiden Eheleute an den Stufen des Altares nieder, auf dem ein heiliges Opfer brannte, das man dem Gott Dagon opferte. Manoah sah dieser Handlung mit einigem Abscheu zu, und suchte seine Sitta zu überreden, diese schändliche Stäte zu verlassen, allein Sitta war klug genug, dieser Vorstellung geradezu zu widersprechen, denn, sagte sie, sobald wir dieß Haus verlassen, könnten die Philister unsern Abscheu gegen ihren Gottesdienst gewahr werden, und dann gute Nacht Hochzeit und Trauung. Und du weists ja, Männchen, wie wir uns zu Hause auf heute eingerichtet haben. Ich habe nichts zu kochen. Ein paar Schinken hängen noch in dem Rauchfang, die will ich aber gern zu den Feiertagen aufheben. Hier ist der Tisch besezt, daß er knacken mögte. Immer blieb, Nebchen, wir wollens uns herrlich schmecken lassen. — „

129. Kapitel.

Trauung.

„Euch segne der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, sprach der Philistäische Rabbi, der euer Gott ist, und der große Gott Dagon, der unser Gott ist. Mehret euch und füllet die Erde, seyd die, die ihr seyn wollet, damit nicht Zank und Streit, sondern Einigkeit und Biedersinn unter euch obwalte. Erziehet eure Kinder in Gottesfurcht und Tugend, und wenn ihr sechse bis sieben gezeuget habt, dann höret auf, damit ihr nicht geil werdet. Viel Mäuler, viel Brodt, sprechen unsre Gesetze, und unsre Gesetze haben Recht. Viel Kinder sind ihrer Aeltern Schande, denn sie zeugen, wie sehr sie auf das Geilseyn halten. Drum, sag ich euch noch einmahl, seyd klug, und so gehet hin in Friede, Amen.„

---

130. Kapitel.

Die Hochzeit.

Alt und Jung strömten nun aus der Kirche, um der Hochzeit, die viele vergnügte Gesichter an-

kündigte, beizuwohnen. In aller Pracht, die damahls den Morgenländer zierte, erschienen dreißig junge Männer, welche von den Philistern, die in Bulys Familie gehörten, abgeschickt worden waren, um den jungen Simson zu bedienen, und ihm die Langeweile zu verscheuchen. Denn, sagten die Gesetze der Philister: „dreißig Gesellen sollen unterthan seyn dem Bräutigam.„ Man setzte sich zu Tische, und bezeigte viel Vergnügen. Die jungen Weiber schäckerten mit den jungen Männern, die alten hingegen erzählten Friedens- und Kriegsgeschichten, und die Mädchen der Stadt standen mit Haarkränzen auf beiden Seiten der Tafel, und sangen hochzeitliche Lieder, welche von einer dumpfen Musik, die im Hintergrunde des Zimmers war, harmonisch begleitet ward. Die Gesänge waren geendet, und die Gerichte fast aufgezehrt, als auch auf einem silbernen Teller ein Karmen auf das junge Ehepaar herumgieng, welches ein junger Talentvoller Dichter in Thimnath verfertiget hatte, und das vielen Beyfall erhielt. Es gleicht, man sollt es kaum glauben, den witzreichen Sinngedichten, welche uns jede Messe die Musenallmanache auftischen. Der Originalität wegen setz ich es hieher. Vielleicht borgt mirs einer unserer Dichter ab, und beschenkt damit den ersten besten Almanach.

131. Kapitel.

Das Hochzeitgedicht.

---

132. Kapitel.

Ein Namen-Regiſter.

Fröhlichkeit und muntere geſchwätzige Laune waren auf jedem Geſichte abgedrückt. Alle Hochzeitgäſte, klein und groß beſchäftigten ſich nach der Sitte des Landes mit der liebenswürdigen Braut,

welche an diesem Tage von ihrem Bräutigam getrennt seyn mußte. Simson, als Bräutigam saß daher in einer eigenen Kammer, sobald die Tafel aufgehoben war, und unterhielt sich bei einer Pfeife Taback und einem Glas Punsch, mit seinen dreißig Freunden, welches lauter fidele Bursche waren. Ihre Nahmen sollen hiermit von Simsons Biographen verewiget werden. Mühsam hab ich sie in der ältesten Kronik der Stadt Thimnath aufgesucht. Der erste und liebenswürdigste unter allen war des Burgemeisters Sohn, ein junger Mensch von dreiundzwanzig Jahren, sein Nahme hieß Goliath. (Es ist aber nicht der, welchen David umbrachte.) Er hatte eigentlich die kleine Pippi geliebt, aber der Vater, welcher eine solche Mariage seines Standes unwerth hielt, hatte seinem Sohne die gegründetsten Vorstellungen gemacht, und dieser, der väterlichen Strenge nicht ungewohnt, ließ sich endlich den Handel gefallen. Der zweite war ein Marzipannäschen von achtzehn Jahren, und hieß Pillo. Er hatte sich zehn Jahr in Paris aufgehalten, und ritt gut. Der dritte war ein Gärtner, ein schlanker, junger, gerader Mann. Sein Name war Lilie. Er verstand die Mädchen gut zu dressiren. Der vierte, Nathela, ein etwas ausgewachsener junger Mensch von zehen Jahren. Er

verſtand ſich gut aufs Fechten. Der fünfte und ſechſte waren zwei Brüder, mit Namen Detto, waren aber ſehr dumm und einfaltig, daß Simſon mit ihnen faſt kein Wort ſprach. Der ſiebente und achte waren Zwillinge, die man öfters mit einander verwechſelte. Sie hießen Galli. Man ſagte von ihnen (aber die Leute reden viel) ſie wären dreimahl ſehr krank geweſen. Der neunte war ein ſtiller, eingezogener Menſch, der faſt kein Wort ſprach, und ſich gern putzte. Man nannte ihn nur immer den Eremiten Quäkwath. Bulys jüngſter Sohn nahm die zehnte Stelle ein. Er war wie ſein Vater ein Schäfer, und ſehr redſelig. Goliath der jüngere, aber nicht der Bruder des erſtern war der eilfte, und würdigſte unter allen. Er ſprach ſehr einfach, aber zierlich, aus jedem ſeiner Urtheile ſprach richtige Erfahrung und Ueberlegung, nebenbei Witz und Verſtand. Er fiſirte, wie ein Gott. Der zwölfte hinkte, und der dreizehnte war gar lahm. Es waren Brüder. Ihr Vater hieß Krappu. Der vierzehnte war Lado, ein gebohrner Spanier, welcher ſich auf die ſteifen Komplimente dieſes Landes herrlich verſtand. Der funfzehnte war ein feuriger Jüngling, der die erſten Schlittſchuhe erfand. Er fuhr en virtuoſe. Der ſechzehnte hieß Ludwig, und ward viele hundert Jahre nachher in

Frankreich enthauptet. Der siebenzehnte war ein Brauskopf, der immer, wenn er gieng, aus rasendem Hochmuth die Leute nicht kennen wollte. Simson kam ihn mit Grobheiten entgegen, weil er ihn kannte, und jagte ihn endlich zum Hause hinaus. Die Geschichte hat seinen Namen mit Bedacht verschwiegen. Der achtzehnte war just das Gegentheil von diesem, und nannte sich Lasten. Sein Vater war oberster Rathsherr, und er – Schlächter im Orte. Der neunzehnte hatte rothe Haare, war ein Erzgauner, und hieß Tobies. Er war ein guter Vogelsteller. Daher man ihn auch Vogeltobies nannte. Der zwanzigste war des alten Bulys ältester Sohn, ein eingezogener stiller Mensch und ebenfalls ein Schäfer. Er tanzte gut, und schlug mit der Zunge den Tackt dazu. Der einundzwanzigste war ein Schadenfroh, der keinen Menschen zufrieden ließ, sondern jeden neckte. Er hieß Salbey, und roch stets nach Mandeln und Konfekt. Der zweiundzwanzigste war ebenfalls ein wohlriechender Mensch, der sich fast mit Gelstern überschüttete. Die Geschichte hat seinen Nahmen verschwiegen. Der dreiundzwanzigste hieß Muley, und war eben der Dichter, der das Hochzeitkarmen verfertigt hatte. Der vierundzwanzigste hatte einen rothen Bart und schwarzes Haar, und war

ein Schauſpieler. Man nannte ihn gewöhnlich den muntern Echo, weil er ſtets luſtig und aufgeräumt war. Der fünfundzwanzigſte hieß Saalbad, und war ſeiner Profeßion nach ein Schneider. Den ſechsundzwanzigſten Platz nahm ein junger Mediziner ein, welcher ſchon dreiundvierzig Todte präparirt hatte, und einen ausgebreiteten Ruhm beſaß. Aber alle dieſe waren unter ſeinen Händen geſtorben. Laurentius war ſein berühmter Name. Die thimnatiſche Kronik macht viel Spektakel von ihm. Der ſiebenundzwanzigſte und achtundzwanzigſte ſahen ſich ſehr ähnlich. Drum hab ich ſie auch zuſammengeſtellt. Der erſte hieß Gelber und der zweite Kanned. Sie verſtanden beide die ädle Fechtkunſt ex profeſſo. Der neunundzwanzigſte war ein ausgeſchrienener Windbeutel, der gern ſpielte, und in den Häuſern der Thimnatenſer ſelbſt erfundene Neuigkeiten ausſtreute. Man glaubte ihn kein Wort. Er rauchte gern Taback, und trank ächten Merſeburger. Sein Name war Danieldes. Der letzte endlich war ein bucklichtes Kerlchen, und hieß Kiebitz. Er war auf einem Auge blind, und machte Kalender.

133. Kapitel.

Die Gespielinnen der Braut.

Die Braut hatte auch einige Jungfrauen, die sie bedienen mußten. Aber es waren ihrer nur sechse, weil die übrigen Frauen und Gäste sich ebenfalls mit zu der Braut hielten. Diese sechs Jungfrau sind so merkwürdig, daß ich nicht umhin kann, ihre respektiven Namen der Unsterblichkeit zu übertragen. Die erste von ihnen war ein junges, schlankes Schäfermädchen, das von jeher den Beifall und die Liebe der Stadt sich erworben hatte. Sie war schön und tugendhaft. Nur bei Mondenscheine soll sie nicht ganz tacktfeste gewesen seyn. Sie hieß Schrega. Ihr Vater war ein abgedankter Soldat, und schneiderte nebenbei. Die zweite nannte sich Kamilla, und war just das Gegenstück der erstern. Sie schmückte sich gern. Die dritte war eine Europäerin, die wegen ihres unerträglichen Karakters aus ihrem Vaterlande geflohen war, und sich nun bei einer ihrer philisteischen Bekannten in Thimnath aufhielt. Da sie sechsundvierzig Jahr alt und häßlich genug war, um alle verliebten Gecken von sich zu bannen, so konnte sie, trotz aller Entwürfe, keinen Mann bekommen. Sie spannte einigemahl ihr Netz auf, aber immer vergebens. Vor-

züglich suchte sie einen jungen Dokter an sich zu locken, aber der erfahrne Mediziner merkte die Schlinge, und nahm sich eine andere. Sie stand unaufhörlich vor dem Spiegel, und machte Knixe, wenn auch kein Mensch bei ihr war. Sie tändelte mit ihrer eigenen Wenigkeit, und fast drey Stunden lang bei einer gedeckten und mit Speisen besetzten Tafel, ohne einen Bissen davon zu essen. Mit ihrer eigenen Mutter lag sie in einem langwierigen Prozeß. Sie hieß Danzor, und sahe (damit ichs wiederhole) häßlich, wie die Nacht. Die vierte hieß auch Pippi, und war eine Haupttänzerin. Die fünfte verzog das Mäulchen, wenn sie sprach, und schnitt Mienen, welche dem ernsthaftesten Mann ein Lächeln abzwangen. Die sechste hieß Moly, und war bucklicht. Sie aß etwas stark, und war erschrecklich witzig.

134. Kapitel.

Ein Räthsel.

Der Kaffectisch war gedeckt, und alle Hochzeitgäste beisammen. Auch die übrigen, selbst Simsen und Pippi saßen gegenüber, und plauderten. „Hört einmahl, Kinderchen! fieng Simsen an, ihr sollt mir ein Räthsel auflösen, welches

an und für sich nicht zu schwer ist, wenn ihr den eigentlichen Grund der Sache wißt, welchen ich euch aber, meiner eigenen Absicht wegen, verschweigen muß.

„Nun? riefen alle Hochzeitgäste, sag' an.“

Was ist das: entgegnete Simson. Speise gieng von dem Fresser, und Süßigkeit von dem Starken? Wenn ihr dieses Räthsel errathet, so geb ich euch dreißig Hemden, von englischer Leinewand, und dreißig Feierkleider, die selbst der Kaiser von Marokko nicht besser hat. Ihr habt sieben Tag Zeit dazu. Könnt ihrs aber nicht errathen, so sollet ihr mir dreißig Hemden, ebenfalls von englischer Leinewand, mit Manschetten und Busenstreifen, und dreißig Feierkleider geben, die mit Gold und Silber durchwebt, und eben so schön sind, als die des Kaisers von Marokko.

---

135. Kapitel.

Erstaunen.

Die ganze Gesellschaft lachte über die Leichtigkeit des Räthsels, und einer der gegenwärtigen Witzlinge wollte seine Stärke in folgender Auflösung zeigen: Was ist süßer den Punsch, und stärker als Simson? O nein! entgegnete Simson, herzlich la-

chend. Du hasts nicht getroffen. Punsch ist bei weitem nicht das süßeste Getränk, und ich bin noch lange nicht der Stärkste. Du hast die Feierkleider noch nicht verdient, Freundchen! „Halt! ich habs, schrie ein anderer. Ists das? „Was ist süßer, als Kirschwein, und stärker, als die Weinpresse?“ Nichts, Freundchen, antwortete Simson, du hast die Hemden noch nicht. „Nun so muß das die Auflösung seyn, entgegnete ein dritter. Was ist süßer als Zuckerbrodt, und stärker als das Feuer? Abermahls fehlgeschossen, erwiderte Simson. Auch du hast die Hemden noch nicht erhascht. Und ihr alle werdet sie nicht erhaschen. Dafür steh ich. „Halt! ich bin auf der Bahn, schrie ein vierter. Was ist süßer als ein Mädchen, und stärker als der Bräutigam, wenn er bei seiner Braut schläft!“ Das ist eine Beschämung für mich, rief Simson, aber sie löst mein Räthsel nicht. Wie gesagt, ihr alle werdet es nicht errathen. Doch habt ihr die sieben Tage meiner Hochzeit frei. Und wenn diese verflossen sind, dann komm ich, und fodre von euch pünktliche Auflösung. Erstaunen bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft. Jedes Vergnügen schwieg, und die Mäuler waren gleichsam vernagelt.

„Wie stehts, rief Simson. Habt ihrs?“

Nein! murmelte die ganze Zunft. Sprich, was iſts?

„Ihr müßt euer Gehirn dran ſpendiren. Wird ſchon kommen.“

---

136. Kapitel.

Die Brautnacht.

Der Geiger hatte bereits zwölf Uhr gebrummt, als Simſon eine Kerze ergriff, und an dem Arm ſeiner ſchönen Pippi ins Schlafgemach eilte. Ein wohlriechender Dampf nahm ihre Naſen ein, als ſie ins Zimmer traten. Man hatte drinnen geräuchert, um Simſons Geſchmacke ein orientaliſches Kompliment zu machen. Die Kleider flogen herab von ſeinem ſchlanken Körper, und er, der weiblichen Galanterie gewohnt, ermangelte nicht, ſeine ſchöne Pippi zu entkleiden, und ſie in das hochzeitliche Bette zu begleiten. Hierauf verriegelte der neue Ehemann die Thüre des Schlafgemachs, legte ſich zu ſeiner jungen Frau, und — entſchlief hernach in ihren Armen.

---

137. Kapitel.

Erinnerung.

Die Sonne fand die neuen Eheleute, welche ſich in der vorigen Nacht ſo liebevoll vereiniget

hatten, noch im Bette, und begrüßte sie mit ihren Strahlen. Simson wachte zuerst auf, und dachte nun mit Wonne an die Seeligkeit der verflossenen Nacht zurück. Pippi lag noch und schlummerte. „Soll ich sie küssen, damit sie erwache, tiefer mit Entzücken, oder soll ich sie schlummern lassen? Nein! es wäre eine Sünde den sanften Schlaf dieses Engels zu unterbrechen.“ Leise stahl er sich von ihrer Seite, kleidete sich an und verließ das Schlafgemach, um den erquickenden und stärkenden Hauch der Morgenluft zu genießen.

138. Kapitel.

Bekümmerung und Klagen.

Am sechsten Tage kamen die sämmtlichen Hochzeitgäste männlichen Geschlechtes zur Braut, und beklagten sich über Simsons Härte. „Wir können das aufgegebene Räthsel deines Mannes nicht errathen, sagten sie, du bist Schuld an unserm Unglück. Wo sollen wir zur Bezahlung unserer Schuld so viele Hemden und Feierkleider hernehmen. Sind wir deswegen zur Hochzeit gekommen, damit wir ärmer und elender wieder fortgehen, als wir kamen? Ueberrede deinen Gemahl, daß er dir heimlich das Räthsel eröffne, oder wir verbrennen dich und deines Vaters Haus mit Feuer. Unsere Rache, wenn sie

einmal gereizt wird, ist fürchterlicher und schrecklicher, als Simsons Rache seyn kann.

139. Kapitel.

Weibertränen und Vorwürfe.

Pippi wußte ihrem Leide keinen Rath. Sie hatte anfänglich nicht Herz genug, ihre verheimlichten Thränen, welche sie um die Hochzeitgäste weinte, dem Manne zu entdecken, endlich aber faßte sie Muth, und gieng zu Simsen. Simson erschrak heftig, als er die verweinten Augen seiner Geliebten erblickte. Er fragte sie um die schnelle Aenderung ihres sonst so fröhlichen Humors, um die wahre Ursache ihrer vergossenen Thränen. Pippi antwortete, daß sie mit ihrem Schicksale sehr zufrieden seyn würde, wenn die Hochzeitgäste mit ihr zufrieden wären. Sie wären alle über die Auflösung seines Räthsels betroffen, und wüßten nicht, wo sie die Hemden und die Feierkleider hernehmen sollten. Sag mirs nur, lieber Simson, setzte sie mit lächelnden Blicken hinzu, worinnen es bestehet. Kein Mensch solls von mir erfahren. In meinem Herzen will ich es verschließen, damit es ewig ein Geheimniß bleibe. Indeß will ich es nur dann den Meinigen zu wissen thun, wenn

ſie ihre verſprochene Rache zu erfüllen wirklich Grauſamkeit genug beſitzen ſollten. Nun? willſt du dein gutes Weib erhören. „Pippi! Pippi! drohete Simſon mit ſchwankendem Tone, du forderſt viel von mir, du mißbrauchſt meine Nachgiebigkeit. Siehe, ich habs meinem Vater und meiner Mutter nicht geſagt, und nun ſollt' ich dirs ſagen. Bitten und Thränen ſollten mich nicht beſtürmen, aber gegen dein liebevolles, ſchmelzendes Herz bin ich weich, und ich ſchäme mich dieſer ſüßen Schwachheit nicht. So höre denn die eigentliche Grundlage dieſes Räthſels. Ehe ich die Zurüſtungen deiner Hochzeit machte, begegnete mir eines Tages nicht weit von jenem Walde ein brüllender Löwe, welcher Appetit zu meinem Rappen hatte. Das Ding verdroß mich, ich nahm ſeine Schnautze, und riß ſie mit einer Leichtigkeit mitten durch, daß ich mich ſelbſt über meine Stärke wunderte. Aber was thut der Zorn nicht? Ich ließ das Aas liegen, ſchwang mich auf mein Pferd, und jagte mit verhängtem Zügel nach Thimnath, ohne dir und meinen Aeltern ein Wort davon zu ſagen. Als ich des andern Tages zurück kam, beſuchte ich den Löwen aus bloßer Neugierde, und fand einen Bienenſchwarm und Honig darinnen. Ich aß davon, und trug auch meinen Aeltern, die von

alle dem nichts wußten, einen Theil nach Hause. Sogleich fiel mir der Gedanke eines Räthsels ein. Nun wirst du einsehen, daß nichts süßer als Honig, und nichts stärker als der Löwe sey? — Ich danke dir, rief Pippi, daß du mich so glücklich gemacht hast. Ich werde diese Auflösung als ein Geheimniß betrachten. Kein Mensch erfährt etwas.

---

140. Kapitel.

Händedruck und lauter Dank.

Pippi aber hielt, wie die gewöhnlichen Weiber, und man möchte sagen, wie jedes Geschöpf dieser Gattung, ihr Wort nicht, sondern sagte es jeden, der es wissen wollte. Die Philister, welche klug genug waren, diesen Schatz bey sich zu verwahren, und nicht augenblicklich damit gegen den Zaräer zu prahlen, freueten sich ungemein, und drückten Pippis Hände fast wund für Freuden. Lauter, und innigern Dank flog von jeder Lippe. Sie scherzten mit ihr, und mit jeder Dirne des Morgenlandes, wie vorher, sie sungen Lieder, schlugen die Laute, und spielten auf der Flöte die zärtlichsten Lieder. Das ganze Hochzeithaus glich einem Musentempel,

elcher die größten Virtuosen und Dilettanten
r Tonkunst in sich begriff. —

141. Kapitel.

Der siebente Tag.

he noch am siebenten Tage der Hochzeit die
onne unterging, eilten die Philister in Sim-
ns Kammer, um ihm die Auflösung des Räth-
s zu hinterbringen. Simson hatte schon vor-
r, ehe sie noch mit ihrem Reichthum kamen,
Freude und das Vergnügen bemerkt, welches
ihren Augen glänzte, und erschrack daher nicht
geringsten, als einer von ihnen sagte: Was
süßer denn Honig, und stärker denn der Lö-
? „Schön! entgegnete Simsen, ihr seyd
gesammt herrliche Rather. Ihr habt zwar
ben Tage Zeit gehabt, allein eine solche kurze
it wiegt ein schweres Räthsel, wie dieses, bei
item nicht auf. Aber hört nur hört, ihr
imnathenser! ihr seyd Leute, denen das Herz in
n Hosen sitzt. Ihr bebtet für ein Geschenk zu-
k, welches ich euch mit leichter Mühe bringen
l. Ihr habt mein Räthsel gelöst. indeß
ttet ihr nicht mit meinem Kalbe gepflügt, ihr
tet es nicht getroffen.

142. Kapitel.

Dreißig todte Philister.

Voller Aerger und Verdruß über Pippis schnelle Schwazhaftigkeit verließ Simson wüthend seine Braut und alle Hochzeitgäste, und gieng nach Asklon, einem Landstädtchen nicht weit von Thimnath, wo viele reiche Philister wohnten. Er kehrte bei den reichsten Kaufleuten ein, trank ein Glas Wein, und blieb im strengsten Inkognito, ohngeachtet jene an seiner reichen Kleidung vermuthen konnten, daß unter seinem Rocke kein gemeines Herz schlage. Simson, welcher Muth und List genug besaß, um sein reichliches Interesse zu bewirken, suchte bei jedem in das Schlafkabinett zu gerathen, und schlug den Besitzer desselben todt, indeß er den Koffer öffnete, und daraus so viel entwandte, als er brauchte. Er nahm von dreißig erschlagenen Kerls, die seine Todtfeinde waren, nicht mehr als dreißig Hemden und dreißig Feierkleider, also von jedem gerade nur zwei Stück. Die That, welche nachher in Asklon so viel Aufruhr erweckte, blieb zwei Stunden, so lange sich Simson in Asklon aufhielt, verborgen. Mit dieser schönen Beute beladen, eilte er nach Thimnath, und übergab sie seinen Gästen, um seinem Versprechen getreu zu bleiben.

143. Kapitel.

Erstaunen.

Die ganze Philisterschaar erschrak, als sie Simson mit der Beute kommen sah. Vater und Mutter, Jung' und Alten, drängten sich herbei, um die Herrlichkeiten in Augenschein zu nehmen. Sie baten den Burgemeister um die Entzifferung dieses neuen Räthsels. Das, rief Simson mit Zähneknirschen, kann ich euch gewähren. An eurem Geschlecht selbst hab ich mich gerochen. Diese Kleider gehören dreißig Philistern in Asklon, die ich mit eigener Hand erschlagen habe, und hiermit schwör ich euch und eurem Volk unversöhnliche Rache. Ihr habt mir mein Weib verführt, ihr habt die Auflösung des Räthsels von ihr erpreßt. Dieß sollen noch eure Nachkommen bereuen. So lang ich lebe, so lange noch festes, blühendes Mark in diesen Knochen haußt, so lange will ich nicht aufhören, die Plage der Philister zu seyn. Pippi kam, und warf sich ihm um den Hals, und suchte ihn wieder zufrieden zu stellen. Allein er schleuderte sie von sich, und sagte, daß sie eine Schlange sey, daß sie ihn nie geliebt habe, und daß er nie wieder nach ihr fragen wolle. Pippi gieng, und verbarg sich weinend in ihre Kammer.

144. Kapitel.

Vorstellungen.

Simson gieng mit seinem Vater und Mutter nach Zarea zurück. Unterweges stellte ihm die liebreiche Mutter sein der Braut angethanenes Unrecht vor.

„Du bist deines Standes Herr, sagte sie, aber deine Frau hat ein Recht überkommen, bei dir zu seyn. Geh, und vergieb ihr.“

Nein, Sitta! entgegnete Simson, ich gehe nicht.

„Aber, bedenke nur Kind! was die Leute sagen werden. Sie werden raisonniren.“

Laßt sie raisonniren.

„Sie werden dich einen Narren, einen Dummkopf schelten.“

Laßt sie schelten.

„Sie werden dich und deine Mutter verlachen.“

Meinetwegen.

„Also so wenig liegt deiner Mutter Ehre dir am Herzen? Ungerathener.“

Eure Ehre ist die Meinige. Und die kann kein Unbeschnittener, geschweige denn ein Philister entweihen.

„Aber bedenke nur —“

Es iſt alles bedacht.

„Und die gute Pippi. —“

Ja! Mutter die dauert mich. Sie iſt ſo ſchön, ſo liebevoll. O! wenn ich ſie in meinen Armen wiegte, ſo war ich ſo glücklich.

„Nun geh zurück, und verſöhne dich wieder mit ihr.“

Ich gehe nicht zurück.

„Aber warum nicht?“

Weil meine Rache noch nicht zu Ende iſt.

„Du willſt doch nicht etwa —“

„Rächen will ich mich. Und wenn dieſe Rache vorüber iſt, ſo will ich ein Pasquill gegen die Philiſter ſchreiben, wo ich in meinem

---

145. Kapitel

die Niederträchtigkeiten derſelben

mit vielen Beweiſen darthun werde. Sie ſollen empfinden, was für einen Mann ſie beleidiget haben. —

---

146. Kapitel.

Eine zweite Mariage.

Der alte Buly gieng in ſeiner Tochter Kammer, und ſuchte ſie zu tröſten. Lange wollte ſie von

Tröſtungen nichts wiſſen. Der Vater wandte alle mögliche Vorſtellungen an, um ſie zufrieden zu ſtellen. Allein Pippi antwortete nichts, als meinen Simſon kann ich nur lieben. Kein anderer ſoll je mein Herz beſitzen. Endlich nach drei Tagen gelang es dem alten, die weinende Pippi zu beruhigen. Ein Thimnathiſcher Bürger, welcher einer von den dreißig Freunden Simſons geweſen war, hielt um ihre Hand an. Er war zwar nur ein Schneider, indeß verſprach ſich Pippi eine zärtliche Ehe, und nahm ihn willig. Simſon erfuhr von alle dem nichts. Er lebte ruhig, aber mit freſſendem Gram im Herzen zu Zarea, über ſeinen Verluſt, und faßte endlich nach ſechs Tagen den heldenmüthigen Entſchluß, zu ſeinem Weibe nach Thimnath zurückzukehren, ihr alles willig zu vergeben, und ſie in einer brillirenden Staatskaroſſe mit ihrem Erbtheil in ſein väterliches Haus zu bringen. Sitta und Manoah lobten ſeine gute Abſicht, und überſchütteten ihn mit tauſend Seegenswünſchen. Sie freueten ſich ſchon im voraus auf die kleine liebenswürdige Pippi, und machten alle mögliche Anſtalten zu ihrem Einzuge.

147. Kapitel.

Der Ziegenbock.

Um seinen Einzug in Thimnath recht auffallend zu machen, ließ Simson sechs Pferde vor seine Kutsche spannen, auf dem Rücksitze aber lag ein junger Ziegenbock, welchen er bloß zur Versöhnung mit nahm. Die Thimnathenser merkten sogleich seine Absichten, und freueten sich schon im voraus über die fehlgeschlagene Hoffnung. Simson klopfte an seines Schwiegers-Vaters Thüre. Dieser, welcher seinen nahen Anverwandten gar nicht vermuthete, erschrack anfänglich sehr, als er die Thür öffnete, und ihn erblickte, faßte sich aber bald wieder, als Simson mit freundlichen Blicke eintrat, und nach Pippi fragte. Buly verleugnete seine Tochter, Simson hingegen roch den Braten. Er hörte jemanden in der Kammer zischeln. Drinnen ist sie, sagte der Burgemeister, laßt mich hinein, damit ich sie umarme! Sie wird weinen um mich.„ „Nein! sagte Buly, ich kann sie nicht zu euch lassen, weil sie jezt eines andern Weibes ist. Ihr habt sie ja verlassen. Das war ihr Lohn, für so viel Liebe? O! so belohnt man nie ein Mädchen. Ihr seyd ihr gram geworden, darum gab sie ihre Hand einem eurer Hochzeit-Bekannt. Und kurzum — sie soll

euch nicht sprechen. Damit ihr indeß nicht auf mich schmollt, so hört meinen Wunsch. Pippi hat noch eine jüngere Schwester, die noch schöner als sie ist. Diese will ich euch antrauen lassen. Wollet ihr sie? —

„Nein! rief Simson, du hast mich hintergangen, undankbarer Philister.

Ich habe dich nicht hintergangen, Simson, entgegnete der alte Schäfer. Ich wollte —

„Schweig! ich will nichts mehr hören. Ich habe einmahl eine gerechte Sache wider euch. Ich will euch Schaden thun!„ Und der Burgmeiter stieg in den Wagen.

---

148. Kapitel.

Die Rache.

Die Beleidigungen, welche Simson nie bitterer empfunden hatte, schmerzten ihn so sehr, daß er auf schnelle Rache sann. Er hatte sich entschlossen, ganz Thimnat mit Feuer zu verderben, und auch die angrenzenden Städte, Askal, Gasa, und andere in Brand zu stecken, doch änderte er seinen Entschluß kurz darauf deshalb um, weil ihn Askal und Gasa, und selbst viele Bürger in Thimnath

nicht so sehr beleidiget hatten, daß sie eine so grausame Behandlung verdienten. Dieser Ursache wegen fuhr er auch erst nach Zarea zurück, um die Seinigen um Rath zu fragen. Sitta rieth ihm sein Vorhaben ganz ab, weil dann nach der Ausführung seines Entschlusses die verstockten Philister gewiß nicht ruhen, sondern herauf ziehen würden, um ganz Zarea in einen Aschenhaufen zu verwandeln. „Ei! das wollen wir doch erwarten, schrie Simson voller Zorn. Ich bin Burgemeister. Und just weil ihr so viel Schwierigkeiten macht, geh ich, um ihr ganzes Getraide in den Brand zu stecken.„

---

139. Kapitel.

Dreihundert Fuchsschwänze.

Simson nahm sein Gewehr, nebst Pulver und Blei, neben bei auch ein paar Dutzend Fuchseisen, und gieng damit auf die Haasenjagd. Allein wider seine Erwartung kam ihm kein Hasenfuß zum Schuß. Er legte die Fuchseisen, und arbeitete den ganzen geschlagenen Tag, um seinem Ziele näher zu kommen. Kaum waren zwei Stunden verflossen, als er eine Menge lebendiger Füchse hatte, die er in selbst verfertigten Käfigen aufbe-

wahrte. Er trieb dieſe Beſchäftigung bis gegen die Dämmerung, und zählte nun (man denke!) dreihundert Füchſe. Seine Freude war ohne Grenzen. Er ritt en carriere nach Zarea, kochte Pech und Harz untereinander, kaufte mit eigener hoher Hand Stricke und Seilerfaden, und eilte damit des andern Morgens, ehe noch die Sonne aufgieng, ins Feld hinaus, und beſuchte ſeine muntern Füchſe, welche ſich dieſe Nacht recht gut vertragen hatten. Sie mußten nun alle die Revue paſſiren, Thier für Thier, Schwanz für Schwanz. Dann band er ſie zuſammen, gürtete die Schwänze mit neuen Stricken zuſammen, und fügte ſie mit Harz und Pech, doch nicht ohne Werg vermiſcht, zu, ſteckte ſie in Brand, und jagte die erſchrockenen Füchſe ins Getraide der Philiſter. Simſon ſchwang ſich auf ſein Pferd, und jagte rechts und links, in die Kreuz und die Quere hintendrein. Die Füchſe wurden mit Todesangſt überſchüttet. Das Pech und Harz flankten weit und breit, und verſengten das Korn, und die blühende Gerſte. Die Bäume auf dem Felde ſtanden in Feuer, es war ein gräßliches Spektakel. Die Bauern, welche mäheten, liefen in die Stadt, aus Furcht zu verbrennen, und eilten, es dem Burgemeiſter zu melden, welcher ſogleich die Sprizen und die Vornſaßer herausziehen ließ,

um damit die Gewalt des Feuers zu hemmen. Die ganze Stadt war im Aufruhr. Menschen und Füchse heulten, bis beide aus Mattigkeit und Schrecken die Kehlen verschlossen. Jene aus Aerger und Verdruß, diese für Schmerzen und Todespein. Nach einer halben Stunde sah es auf dem Felde, wie zu Sodom und Gomorha, wüst und leer und verbrannt. Da standen Weiber, Männer, Kinder und Greise und rangen die Hände, schrieen und weinten über die Bosheit der Menschen, und klagten über eintretende Theurung, die nun nicht mehr fern seyn dürfte. „O! sehet nur, klagten sie mit traurigen Mienen, wie unsere schönen Mandeln verbrannt sind, sehet! wie unsere Oehlbäume und Weinberge verwüstet da liegen. Dagor! Dagor! grosser Dagor! erbarme dich über uns, und strafe die Verruchten mit Gerechtigkeit!„

---

150. Kapitel.

Ja sehr klein.

Die tausendzüngige Fama des Virgils hatte, weil sie diese Verwirrung sahe, sich auch in den Gestaden des thimmatischen Reichs niedergelassen, und mit lautem Jubel die simsonische Hel-

denthat verkündiget. Man erstaunte allgemein über diese Frechheit, und beschloß, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

---

151. Kapitel.

Wiedervergeltung.

Die Fürsten der Philister, welche in Thimnath und Gasa wohnten, kamen auf ihrem Landtag zusammen, und berathschlagten, was man dem Mörder ihres Reichthums anthun müsse. Die Stimmen waren getheilt. Einige drangen auf Simsons Auslösung und schleunige Strafe. Andere auf öffentliche Beschämung, noch andere auf Wiedervergeltung im zareäischen Felde. Diese Vorschläge wurden von einem einzigen der gegenwärtigen Häupter verworfen. „Nein! sagte dieser. Wir wollen den Richter in Zarea nicht ungeprüft verdammen. Seine abscheuliche That, die er an uns verübte, muß irgend einen Grund haben, worauf sie beruhet. Hat er etwa in Thimnath und Gasa Verhältnisse, Bekanntschaften, oder irgend so etwas gehabt?“ Ich entsinne mich, sprach einer aus der Versammlung, daß er Bulve, des alten Schäfers Tochter, Pippi mit Nahmen, ehelichte und wieder verlassen

mußte, weil ihm der Vater eine andere geben wollte. Und nun hat er sich gerächt. Buly wurde nebst seiner Tochter vor Gericht geladen, und beide bekannten, was jener ausgesagt hatte. „Ihr müßt sterben, schrien die Fürsten, ihr seyd des Todes schuldig. Euch werde Wiedervergeltung!“

---

152. Kapitel.

Ausführung.

Der zitternde Greis Buly und seine Tochter, mit allen ihren Angehörigen und Freunden wurden den Knechten des Scharfrichters übergeben, und zwei Stunden vor der Execution von einem gegenwärtigen Leviten zum Tode vorbereitet. Dann wurden sie ohne Gnade und Barmherzigkeit, unter lautem Wehklagen und Winseln im Hause verschlossen. Die Menge, welche das Haus umlagerte, gerieth in Schrecken und Angst, und zerstreuete sich. Die Henkersknechte aber ergriffen eine brennende Fackel, warfen Pechkränze ins Haus, und steckten es in Brand. Ehe eine Stunde verfloß, lag alles in Asche.

---

153. Kapitel.

Scham und Verdruß

Simson erfuhr das Wiedervergeltungsrecht, welches die philisteischen Gerichte dem Hause des alten Bulys hatten angedeihen lassen, und schämte sich seiner That. Verdruß und Unwille warfen ihn aufs Krankenlager, daß alle Einwohner in Zarea glaubten, der Tod sey nicht fern. Selbst Sitta und Manoah, die doch Simsons Natur besser als andere kannten, zweifelten an seinem Leben. Endlich aber ermannte er sich wieder, gieng nach Thimnath und kündigte den Philistern an: Daß er sich rächen wolle. „Ob ihr schon das gethan habt, sagte er, und habt meinen armen Schwiegervater, und die arme kleine unschuldige Pippi, welche euch nie beleidigte (hier vergoß er sogar Thränen) mit Feuer verbrannt, so will ich mich doch an euch selbst rächen, und dann erst anhören.

Kaum waren diese Worte von seinen Lippen, als er einen Dreschflegel ergriff, und erbärmlich unter die Philister keilte. Da flogen Nasen, Ohren, Aerme und Mützen, Pantoffeln, Schuhe, Kleider und Uhren, daß es eine Lust anzusehen war. Viele stolperten, manche heulten und schrien, einige fluchten und lachten, andere

wälzten sich im Blute umher, und verwünschten den wüthenden Simson bis in den Abgrund hinein. Noch andere suchten ihre Waden zusammen, und schlugen sich um die Hinterbacken. Noch andere lagen sich in den Haaren, und forderten die Geldbörsen, maulschellirten sich links und rechts und schimpften nach Noten. Simson stand in der Ferne, lachte nach Herzenslust, und verließ Thimnath, um nach Zarea zurückzukehren.

154. Kapitel.

Lebenssatt.

Sitta empfieng ihren Sohn mit offenen Armen, herzte und küßte ihn, und warf ihn Manoah in die Arme. Aber Simson verbat sich alle Liebkosungen. Sie setzten sich auf Simsons Bitte zu Tische, und er, welcher voller Aerger und Verdruß nach Zarea zurückgekommen war, vertrauete seinen Aeltern ohne Zurückhaltung, er wolle ein Eremit werden. Sitta erschrak, als er dieß fürchterliche Wort Eremit ausgesprochen hatte, und beschwor ihn mit Thränen, seinen Entschluß abzuändern, und bei ihnen zu bleiben. „Wir sind alt und lebenssatt, fügte sie hinzu, und sterben vielleicht bald. Dann müssen fremde Hände uns die Augen zudrücken, und uns

begraben laſſen. Oder, wenn du ja deinem Willen folgen willſt, ſo laß uns mit dir hinab ziehen, es ſey, wohin es wolle. Wir wollen mit dir leben und ſterben, dich pflegen und warten. Nur verlaß uns nicht. Oder zieh mit uns in ein anderes Land, wo fremde Sitten, wo fremde Gebräuche herrſchen, wo du nicht bei jedem Blicke die Thürme und die Felder der Unbeſchnittenen, der Philiſter ſieheſt.“ Nein, Mutter! ſagte Simſon ich geh ganz allein. Wer als Eremit leben und ſterben will, darf nicht mehr als eine Perſon um ſich leiden. Ich aber will niemand ſehen und ſprechen. Ich allein will mir ſelbſt zugehören. Auch ich bin lebensſatt, und verlange eurer Hilfe nicht. Will mich ſchon ſelber zurechte finden. Jetzt geh ich, und nehme von euch Abſchied. Nichts als dieſer Spaten ſey mein Erbtheil, und dieſes Beil mein Reichthum. Wollet ihr mir etwas Brod zuſenden, ſo ſoll michs freuen. Uebrigens ſind Wurzeln meine Speiſe, und friſches Waſſer, aus der Quelle geſchöpft, mein Trank. In der Steinkluft am großen Gebirge zu Etham werd ich meine Hütte errichten.“ Sie trennten ſich mit Thränen.

155. Kapitel.

Einigs.

Simson kam nach Etham, und schlug die Aerme verschränkt zusammen. „Da sieh ich, sagte er, und bin nun am Ziele meiner Laufbahn. Was ist das menschliche Leben, was ist es? he? Nichts ists, gar nichts, als eine Hand voll Sand. Du schüttest sie aus, und verlohren ist der ganze Gewinn. Aber du sollst mich wieder erquicken, reine, ungetrübte Quelle, du sollst mich laben, ungepflanzte Wurzel. Nichts soll mich abhalten, dich als ein köstliches Kleinod zu betrachten. Dieser Spaten soll meine Wohnung und mein Grab machen. Dieses Beil soll meine Spriße bereiten und mein Holz fällen. Und ich selbst will meinen Bart wachsen lassen, bis ich den Nachbarn ein Schrecken und ein Knecht Ruprecht bin, daß die Kinder vor meiner Larve laufen, und mich als den Teufel, Gott sey bei uns! ansehen. Ich will beten und singen, daß die Berge wiederhallen sollen, daß die Mäuse aus ihren Löchern schlüpfen, und die Uhus ihr Sterbelied trillern. Hier soll ein Kreuz errichtet werden, daran will ich die sieben Plagen meines Geistes hängen. Daran will ich mich fest halten. Verstanden?“ Dieser Monolog kann vielleicht,

wenn er glücklich benutzt wird, in irgend einem Eremitenschauspiel sein Glück machen. Merkts euch, ihr deutschen Dichterlinge.

---

156. Kapitel.

Hauswesen.

Der zaräische Burgemeister baute sich nun von Palmen- und Oehlzweigen eine niedliche Hütte, zwischen den Felsen, und futterte sie mit Zitronenblättern aus, damit kein Regen durchfallen möchte. Ein getreuer Hund, den er mit von Zarea gebracht hatte, war sein Hausgenosse und sein Freund. Einige Rehe, welche er schoß, dienten ihn hier und da, wenn keine Wurzelnzeit war, zur Speise. Löwen und Bären mordete er mit seinem Beile, wenn sie sich wittern ließen. Und bald kamen sie auch gar nicht mehr, weil sie das Dina spiz kriegten, und sich für Simsons Stärke furchten. In Zarea ertheilte man das Richteramt einem andern, und würdigerern Bürger der Stadt, der zwar unstudiert, doch immer ein Mann war, vor welchem sich die Philister nicht fürchteten. Als sie Simsons Exclusion von allen öffentlichen Würden vernahmen, eilten sie nach Zarea, um ihn zu fangen. Aber sie

betrogen ſich. Dieſer Verluſt ſchmerzte ſie ſo ſehr, daß ſie Lehi belagerten, und Simſon als Geißel ſich ausbaten. Die zu Lehi verwunderten ſich, und ſchickten ins Lazer hinaus, um die eigentliche Urſache dieſer Behandlung zu erfahren.

157. Kapitel.

Dreitauſend Mann Geſandten.

„Warum ſeyd ihr wieder uns heraufgezogen, ſprächen die lehiſchen Geſandten zu dem Philiſteiſchen Chef?„ Darum, antwortete dieſer, weil wir den Zaräiſchen Burgemeiſter Simſon binden wollen, daß wir ihm thun, wie er uns gethan hat.„ Die Geſandten giengen nach Lehi zurück, und ſagtens dem Stadtrathe an. Dieſer, welcher in Schwulität war, wie er dem einreißenden Uebel vorbeugen ſollte, ſandte dreitauſend Mann Juden aus, welche mit ſilbernen Palmenzweige bewafnet waren, um den Feinden ihre Freundſchaft dadurch anzuzeigen, und zogen hinab zum Eremiten Simſon in die ethamiſche Steinkluft. Der Einſiedler ſah ſie von ferne kommen, und errieth ſogleich die Urſache dieſes ehrwürdigen Beſuches. Er kam ihnen mit ſeinem Spaten en-

gegen, nahm sein Kaffeemützchen ab, und verlangte mit dem Anführer des Trupps zu sprechen. Dieser sagte ihm alles haarklein. Simson schüttelte den Kopf, und betheuerte bei seinem Vaters, daß er ihre Bitte zu erfüllen, nie im Stande seyn könne. Doch fügte er am Ende seiner weitläuftigen Rede hinzu (die er deshalb hielt, um die Kriegsknechte mit ihren Schnautzbärten zu rühren) daß er ihnen allenfalls folgen würde, wenn sie ihm seinen Willen ließen. Alle, Mann für Mann versprachen dieses. „Nun so bindet mir mit diesen zwei neuen Stricken meine Hände kreuzweis, und überliefert mich den Feinden.„ Im Triumph über ihr Glück banden sie ihn mit den Seilen, und führten ihn mit Paukenschall und Tropeten zurück ins philisteische Lager. —

---

158. Kapitel.

Das Blatt wendet sich.

Als ihn die Philister von weitem kommen sahen, saßen sie augenblicklich zu Pferde. Der Chef zog den Degen, und ermahnte die übrigen, auf ihrer Hut zu seyn. Simson sey zwar gebunden, wie er durchs Perspectiv sehe, allein er könne auch,

rmöge seiner Stärke den Schalk im Nacken
hren. Die Infanterie schulterte, und war in
ereitschaft, den Gefangenen mit aufgesetztem
ayonette anzugreifen. Die Kanonen wurden
ben den Feuermörsern aufgepflanzt, um, wenn
wa Simson ihrer Gewalt entrinnen sollte, aus
Rache die Stadt damit zu beschießen. Endlich
ar er da. Die Armee stand in Schlachtord-
ung. Simson lächelte, und ließ sich ohne Wie-
erstand in den Kriegsrath führen. Hier legte
man ihm einige Artikel vor, welche er alle mit
Ja beantwortete. Diese Bejahung hatte man
nämlich erwartet. „Nun, so müssen sie auch
es Todes sterben, sagte der Auditeur. Man hat
hnen die Kugel zuerkannt. Und das von Rechts-
wegen.„ So? entgegnete Simson. Meinet-
wegen, ich sterbe gern. Gebt mir einen Rabbi,
damit ich mit ihm ein Vaterunser bete. S'ist
doch nicht gleich, daß man so geradewegs in die
Hölle fährt.„ Der Rabbi kam, und segnete ihn
ein. Ein paar Scharfschützen standen von ferne,
und der Stöpchen hie[illegible] weiße Binde in der
Hand, um den Delinquenten damit die Augen zu
verbinden. Der Sandhaufen wurde aufgeschüt-
tet, und mit drei Linien Soldaten umzirkt. Das
Todesurtheil ward verlesen, und der Stab über
Simsons Haupt gebrochen. Er ließ sich die Au-

gen willig verbinden und kniete auf dem Sande nieder. Die Scharfschützen zogen die Hähne auf, und erwarteten das Zeichen des kommandirten Offiziers. Aber im Augenblick, als alle Philister den Tod ihres ärgsten Feindes mit Freuden hofften, riß Simson die Binde herab, und sprang mit den Worten: „Euch soll der Teufel holen!„ gegen die Menge auf, ergriff einen faulen Eselskinnbacken, der auf dem Sande lag, und rannte, wie ein Besessener unter die erschrokenen Soldaten. Die Strike an seinen Armen wurden wie Faden, die das Feuer versenget, und die Fesseln an seinen Händen zerschmolzen wie Wachs. Die Verwirrung war allgemein. Blut floß wie Wasser. Köpfe flogen, wie Heuschreken, in der Luft umher. Viele ergriffen die Flucht, tausend Mann lagen todt auf dem Wahlplatz.

---

159. Kapitel.

Besinnung.

Simson hatte über diese vereitelte Halserecution seine herrzliche Freude, und rief aus: Mit einem Eselskinnbacken habe ich tausend Mann erschlagen, da liegen sie bei Haufen, die Bärnhäuter.„ Und er warf den Kinnbacken eine Strecke von sich weg,

legte ſich unter einen Olivenbaum, und ſchlummerte ein. Die Philiſter waren wie weggeblaſen. Eine grauſe Stille herrſchte rings umher. Keine Lerche ſchwirrte in der Luft, kein Storch klapperte, und die Sonne ſtach ungewöhnlich heiß. Nur einige lehiſche Koſacken ſtreiften jenſeits des Lagers, und plünderten die Gebliebenen. Endlich erwachte Simſon, und rieb ſich die Augen. „J— ah, gähnte er, und fuhr etwas murriſch fort: So muß ich in dieſer Gegend verdürſten. Kein Labſaal, keine Quelle, o! wär ich doch bei meinem Bache in Etham geblieben. Nun muß ich des Todes ſterben. Ach! ſieh, hier ſind ich dich, alter getreuer Eſelskinnbacken, der du eine Schlacht gethan haſt, die ſeit Menſchengedenken nur einmahl geliefert ward. Wie deine morſchen Zähne aufgepflanzt ſeyn! Wie mancher Strohhalm, wie manches Haſerkorn, wie mancher Oehlzweig ſeufzte unter deinen Geleuken, und ward das Opfer deines Bauches, für den du ihn knickteſt. Dank dir! Aber noch mehr würd ich dir danken, wenn du itzt meinen Durſt löſchen könnteſt. Doch eine dumme Bitte! Simſon beſinne dich, was du thuſt. Vielleicht biſt du der Kinnbacken jenes berühmten Eſels, auf dem der unvergleichliche Sancho Panſa ritt, als er den edlen Ritter Don Quixotte als Stallmeiſter be-

gleitete. Vielleicht bist du der treue Gefährdte des berühmten Lucretius Muff, der mich zweimahl schröpfte, und einmahl trepanirte. Vielleicht bist du treuer und zuversichtlicher, als alle Menschen, die mich jezt unbeweint sterben lassen. Komm, du sollst an einem silbernen Faden in meiner Wohnung prangen. Ach! wär ich schon dahin. Ich muß vergehen, wenn ich nicht bald eine erquickende Quelle erblicke. Herr! ich falte meine Hände zu dir, der du mich durch deinen Diener Kleas in die Welt setztest, um die verdammten Philister zu peinigen. Und heute hauptsächlich hast du Kraft in meinen Arm gepflanzt, um sie zu verderben, und nun muß ich Dursts sterben, und in der Unbeschnittenen Hände fallen.

---

160. Kapitel.

Etwas für Orthod—oxen.

Simson hatte seine Rede beendiat, und legte sich halb verschmachtet auf die Erde. Als er so lag und lechzte, hörte er ungefähr zweihundert Schritte in der Ferne etwas rauschen, er richtete sich empor, vernahm das Plätschern eines Wasserfalls, und eilte dem Felsen entgegen. Sein

Herz wurde mit Entzücken übergossen, als er sich dem Wasser nahete. Er riß hurtig die Zähne des Eselskinnbacken heraus, und schöpfte mit dem daraus entstandenen Oeffnungen so viel Flüßigkeit, als er, um seinen Durst zu stillen, nöthig hatte. „Ah! sagte Simson schmunzelnd, als er gesättigt war, du bist mir viel werth, lieber Kinnbacken, du hast nicht allein mich von den Philistern, sondern sogar vom Tode befreiet. Dank sey dir. Aber man wird zu viel aus dir machen. Die späten Nachkommen werden einst von dir sagen, aus einem deiner Zähne sey ein Brunnen geworden. Und diese Leute werden sich Orthodoxen nennen. Haha! über die närrische Generation im achtzehnten Jahrhundert!—

---

161. Kapitel.

Neue Liebesavantüre.

Simson hatte sich vorgenommen, den Weg über Gasa nach seiner Eremitage zu nehmen. Als er aber die Lindenallee herabspazierte, begegnete ihm ein einfach, aber reinlich gekleidetes Mädchen, welche unserm Pilger, der sich trotz der ismaelitischen Schule noch immer nicht auf Weiberkünste verstand, freundlich zulachte. Simson er-

griff das Mädchen bei der Hand, und forderte sie zur Fortsetzung des Spatziergan̄ges auf.

„Sind sie aus Gasa, schönes Kind? spann Simson das Gespräch an.“

Ja! ich wohne itzt in der Stadt.

„Also daher nicht gebürtig?“

Nein! ich bin vom Lande. Mein Vater ist der Pfarrer des Dörfchens Lengeld, nicht über eine halbe Meile von Gasa.

„Lebt er noch?“

Ja! er ist alt und schwach, und begrub vor zwei Tagen meine gute Mutter. Drum geh ich in Trauer.

„Sie steht ihnen sehr schön, wirklich allerliebst.“

Sie scherzen. Ein junges Mädchen in Trauer sieht nie schön.

„In meinen Augen doch. Schwärze blendet, wie abstechende Weiße mit Roth untermischt. Und das fehlende Roth auf ihrem Kleide ersetzen die blühenden Wangen.“

Sie beschämen mich. Vor dem Absterben meiner geliebten Mutter sah ich roth, aber seit dem sie todt ist, hat mich der Gram gebleicht.

„Und doch laden sie zum Kuß ein.“

Pfui doch! wenn uns jemand siehet.

„Wir selbst sahen uns. Sonst niemand.“

Auch unſere Augen ſind überflüſſig. Doch wir ſind am Thore, laſſen ſie mich eilen. Ich habe Geſchäfte —

„Erſt, liebes Mädchen, müſſen ſie mir ſagen, wo ſie wohnen, damit ich ſie beſuchen kann. Sie ſind mir wirklich — werth.“

Wo ich wohne? Ein junges Mädchen darf ſich eigentlich nicht beſuchen laſſen. Die Leute reden davon.

„Laſſen ſie die Leute plaudern. Was kümmert das uns. Doch wer ſind ſie? wie heißen ſie!“

Meinen Stand kennen ſie. Und mein Nahme heißt Bella.

„Nun ſchöne Bella ſo beſuch ich ſie. Sind ſie allein, wenn ſich komme?“

Sie ſind ein Gewiſſensrath. Ich bin ganz allein.

„Haben ſie keine Tante etwa im Hauſe, keine Hofmeiſterin, keine Verwandte?“

Niemand. Nur Götzen umgeben mich.

„Götzen? wie ſoll ich das verſtehen?“

Ich bin eine Prieſterin der Venus?

„Mädchen! eine Prieſterin der Venus?

Wollen ſie in meinem Tempel opfern?

„Ja! ich opfre; aber um aller Heiligen willen, wie konnten ſie ſich zu einer ſolchen Le-

bensart entschließen? Ich bedaure sie recht herzlich.“

Ihr Mitleiden kann mir nichts nützen. Ich bin aber an meiner Lebensart nicht Schuld. Ich ward ein Opfer der Verführung. Ich kam frühzeitig in die große Welt, lernte Menschen und Gesichter, aber nicht ihr falsches Herz kennen, warf mich in Vergnügungen und Wollüste, gab mich jedem Preis, der mir seine Liebe heuchelte, und bin nun das geworden, was ich itzo bin. Wollen sie mich heute sehen, so kommen sie in einer Stunde. Ich wohne in der Alben-Straße, nicht weit vom Kareck —

„Ich weiß alles. Gehen sie nur.“

162. Kapitel.

Ist das Kürzeste im ganzen Werke.

Unser Held gieng noch einigemahl in der Allee auf und nieder, die Stunde schlug, und er, der Wollust gewohnt, gieng auf gebahntem Wege der Liebe entgegen.

163. Kapitel.

Ein Besuch.

Bella erwartete den Fremdling in der Thür

und führte ihn in ein artiges Zimmerchen, welches mit einigen Wandleuchtern, und mit zwey Tischen, nebst einem Sofa austapeziert war. Ein angenehmer duftender Geruch erfüllte das Zimmer, und einige Erfrischungen nöthigten den Helden zum Sitz. Er ließ sichs herrlich schmekken, und plauderte über sehr gleichgültige Dinge.

„Sagen sie mir schönes Kind, fragte Simson, befinden sie sich schon lange so?“

Ein Jahr, erwiderte sie.

„Sie wollen auch nicht umkehren?“

Ich kann nicht.

„Warum?“

Wenn ich nicht verhungern will.

„Das sollen sie nicht. Gott erhört uns —“

Dagor hört nicht mehr auf Flehen — und Bitten.

„Der freilich nicht, aber mein Gott —“

Sind sie kein Philister?

„Ich würde mich schämen, es zu seyn.“

Sie sind also?

„Ein Jude.“

Und heißen?

„Simson.“

Ich erstaune.

„Warum?“

Das sie hierher sich wagen. Die Phi

liſter ſprechen viel von dem Richter in Zarea, von dem Wüterich in Etham. Ich fürchte ihr Leben iſt in Gefahr.

„Bei ihnen nicht. Die Flamme des Krieges kann nicht in den Tempel der Venus dringen. Hier ſchimmern nur die Pfeile des kleinen Amors.“

Nun von mir ſoll niemand etwas erfahren. Aber demohngeachtet bleiben ſie heute nur bei mir. Meine Landsleute könnten leicht ihre Gegenwart erfahren.

„Und wenn ſie es erfahren?“

So müſſen ſie ſterben.

„O nein! ich nehme tauſend Mann auf mich. Doch fürchten ſie nichts. Keine Seele ſoll mich heraus finden. Jetzt ſetzen ſie ſich zu mir; in ihrer Geſellſchaft bin ich der Glücklichſte der Sterblichen.

---

164. Kapitel.

Klatſchereien.

Simſon genoß den ſchönſten Lohn in Bellas Armen. Liebe und Zärtlichkeit wechſelten ab, und eine geheime Empfindung, die in ſeinem Buſen aufloderte, verſprach ihm noch ſeligere Umarmungen. Indeß hatte Bellas Magd, der ſie

ſich ihres Beſuches wegen, anvertrauet hatte, den Gaſtern die Ankunft ihres Todtfeindes verrathen. Sie machten ſchleunige Anſtalten, um ihn in ihr Netz zu fangen. Sie ließen durch einen Trupp Huſaren das Haus umlagern, ſchwere Küraſſire lagen an den Stadtthoren, und befahlen jeden Aus- und Eingehenden ſcharf zu examiniren. Bella wußte von alle dem kein Wort. Sie war im Grunde ein gutes Mädchen, die es mit ihrem Geſellſchafter ſehr herzlich meinte. Nur eine freſſende Gewohnheit, die bei weitem die ſo genannten Galanterien überſteigt, hatte ſie gleichſam auf ein Siegbette geworfen, von dem ſie nie wieder aufſtehen mochte. —

---

165. Kapitel.

Die Thorflügel.

Simſons Freunde, welche ſich heimlich in Gaſa aufhielten, überſandten ihm einen Brief, worinnen ſie ihm die Gefahr, die über ihm ſchwebte, berichteten. Anfänglich glaubte er ſich durch ſeine Donna verrathen, allein ihre ungeheuchelte Unſchuld überzeugte ihn bald eines beſſern. Nun ſo will ich auch alle deine Landsleute prellen, ſagte er zu ihr, ſie ſollen mich nie wieder belauſchen. Ein kleiner Schabernack, den ich ihnen nebenbei

zu ſpielen gedenke, ſoll ſie zugleich an Simſon den Starken erinnern. Simſon warf ſeinen Mantel um, und gieng bey der Stille der Nacht zur Hinterpforte des Nachthauſes heraus, und überſtieg, ohne von jemand bemerkt zu werden, die Mauern. Leiſe hörte er in der Wachtſtube die Soldaten flüſtern: „Begebet euch nur zur Ruhe, und wartet bis morgen, wenn es Licht wird, wollen wir ihn erwürgen. Als das Licht verlöſcht wurde, eilte er ſchleunig über den Stadtgraben, der zum Glück ausgetrocknet war, ans Thor herüber, hob die Flügel deſſelben aus ihren Angeln, und trug ſie auf ſeinen Schultern auf den Gipfel des Gebirges von Hebron. An die Wache ſchrieb er mit Kreide! „Simſon der Daniter hat euch betrogen. Auf dem Berge werdet ihr den Beweis finden.“

166. Kapitel.

Schrecken und Angſt.

Als des andern Morgens die Philiſter in der Frühe ausgiengen, um Mosje Simſon beim Kragen zu faſſen, war er über alle Berge. Sie erſtaunten aber noch mehr, als ihnen der Wächter des Thores meldete, daß man dieſe Nacht die beiden Flügel geſtohlen habe. Man wiſſe

nicht, wo sie geblieben wären. Da man endlich die Lampen anzündete, um das Abentheuer zu beleuchten, sah man die vom Burgemeister angeschriebenen Worte, und erschrak über die Stärke des Mannes. Die Wache, welche leider! geschlafen hatte, wurde vor Gericht gezogen, und ihr funfzig Prügel ex sole zuerkannt. Der Rücken krümmte sich unwillkührlich unter den festen Rippenstreichen, und schalt den jüdischen Konsul einen Taugenichts über den andern.

---

167. Kapitel.

Ein schildaischer Streich.

Die Gastier arbeiteten nun aus allen Kräften, einen gescheuten Rath auszusinnen, wie sie die Thore von dem Gebirge wieder herabschaffen möchten. Einige Vorschläge, die man aufs Tapet brachte, wurden bei ihrer Empfänguiß gleich stante pede verworfen, andere reiflich überlegt, und nach einer Prüfung von zwei Stunden ebenfalls zurückgewiesen. Die meisten Stimmen kamen darin überein, man sollte dem Burgermeister in Zarca ewige Amnestie angeloben, und ihn in einem eigenen Schreiben, welches man ihm übersenden wollte, bitten, daß er mit eigener Hand die Thore wieder einsetzen sollte. Doch

Simſon lachte dazu, und ſchlug das Begehren rund ab. Endlich kam man auf einem Gedanken, den, wie ich nicht anders vermuthen kann, die Gaſiter auf jeden Fall von den berühmten Schildenſern erborgten. Sie erweiterten nämlich die Stadt, und ſetzten neue Thore auf dem Berge vor Hebron, in die die alten Flügel paßten. In den neuern Zeiten aber wurden die neuen Häuſer, welche aus Geldmangel ziemlich ſchlecht gerathen waren, wieder in ihr voriges Nichts verwandelt.

---

123. Kapitel.

Könnte man Fortſetzung nennen.

Nicht weit von des Daniters Felſenwohnung lebte in einem Flecken, nahe am Bache Soreck, welcher dem zaräiſchen Konſul Waſſer gab, ein berüchtigtes Frauenzimmer. Man nannte ſie Madam Delila Schuwitz. Im Grunde war ſie ein paſſables Weib, die den point ſehr gut verſtand, welche aber zugleich in jedem Frauenzimmerkniff, der (unter uns geſagt) noch etwas ſchlechter ſeyn konnte, als der Anhang des Kodizis der Kokotterie, ſo erfahren war, daß ſie ſelbſt ſich nicht ſcheuete, den ſchlechteſten Men-

hen ſich Preis zu geben. Simſon hatte viel
on dieſer Delila gehört, und bekam endlich auch
n Lüſtchen, ſie kennen zu lernen. Er ſchnürte
inen Ranzen, und gieng nach Soreck. Deli-
, welche für einen Burgemeiſter ſeines Schla-
es gewaltigen Reſpekt hatte, bewirthete ihn
ufs herrlichſte, und geſtattete ihrem Gaſte alles,
as ſein Herz wünſchte. Simſon war überhaupt
erliebter Komplexion, man wundere ſich alſo
icht, wenn er ſich auch in dieſes Geſicht, wie
er Haaſe in den Kohl, vergaffte. Delila griff
hren Fremdling beim rechten Ende an, und
chröpfte ſeinen Beutel, daß am Ende nur zwei
Ducaten noch übrig waren, die er der Aufwär-
erin bezahlen mußte, welche nebenbei ihrer
Donna treue Gehilfin war. Sie umſpann
die abtretenden Gäſte (wenn ſie auch wirklich
nur der Mittagsmahlzeit wegen einkehrten, denn
Madam Delila Schnwitz ſpeißte auch) ſo feſt,
daß gern der allerärmſte Paſſagier ſechs Gulden
für einen Tag bezahlte, denn die Mahlzeit, mit
ſolchem Salze gewürzt, kam nicht alle Tage.
Natürlich werden ſich nun meine Leſer nicht wun-
dern, wenn ſie unſern Simſon acht Tage in
einem Hauſe erblicken, das übrigens in ſehr
ſchlechtem Rufe ſtand. Auch den jetzigen Auf-
enthalt unſeres Simſons hatten die Philiſter

ausspionirt, und trafen schleunige Vorkehrungen, ihn in sein eigenes Netz zu fangen.

---

169. Kapitel.

Tausend und hundert Silberlinge.

Schon vorher war in allen öffentlichen Blättern, hauptsächlich aber im lustigen Erlanger auf Simsons Kopf ein Preis von tausend einhundert Silberlingen gesetzt worden. Niemand aber war je im Stande gewesen, dieses saure Stück Geld zu verdienen. Jetzt nun gieng den Philistern ein Licht auf. Sie sahen ein, daß der Zaräer nicht anders zu bändigen sey, als durch die Liebe. Gesandten wurden beordert, mit Madam Delila in Unterhandlungen zu treten. Delila hörte den Vorschlag aufmerksam an, und bat sich drei Stunden Bedenkzeit aus. Nach Verlauf dieser Frist kam sie wieder, und schrieb den philisteischen Fürsten folgendes Handbillet:

„Gnädige Herren! Mein Gewerbe ist „das ausgebreitetste im Lande, und daher auch „zu ihrem Nutzen gestiftet. Eine Nacht „(denn nur Nächte werden dazu erfordert, „mich zur reichsten Frau am Bache Soreck „zu machen) wirft indeß die Geldsumme nicht

„ab, die ſie auf Simſons Kopf geſetzt haben.
„Ich nehme alſo das Anerbieten der tauſend
„und hundert Silberlinge an. Sie ſollen
„bloß eine Erinnerung an ihre Güte ſeyn.
„Simſons Kopf iſt der ihrige, ſo wie ich es
„bin ꝛc. Delila Schuwitz.„

„Soreck, den 1 Aprill 17**„

---

170. Kapitel.

Beſchwätzungen und Nachgeben.

Des andern Morgens kamen die Fürſten der Philiſter ſelbſt nach Soreck zur Madam, und baten ſie in eigener hoher Perſon: daß ſie ihn überreden und beſehen möchte worinnen ſeine groſſe Kraft beſtände, und womit ſie ihn überwältigen könnten, daß ſie ihn bänden und zwängen. Delila verſprach ihr gegebenes Wort zu halten. Dieſe hingegen verbargen ſich im Hauſe, und auch Simſons Freunde, die doch auf allen Ecken gegenwärtig waren, merkten nebſt dem Starken nichts. Delila zog ihre prächtigſten Kleider an, und eilte ſo in Simſons Schlafkabinett. Der Zaräer lag auf einem grünſeidenen Sofa, und ſchlief. Delila, in allen Weiberkünſten erfahren, um die armen Männer zu be-

ſchwätzen, ſtellte ſich gerade vor ihn hin, und küßte ihn.

„Das muß wahr ſein, hub er an, noch nie fand ich ein Weib, die mich ſo lieb und werth hielt als ſie, Madam. Sie erhöhen das Glück meines Lebens um zwölf Achtel.„

Das iſt mein Beſtreben, Herr Burgemeiſter, ſie ſind der Mann, den ich ſeit den erſten Jahren meines Lebens ſuchte. Ich liebe ſie mit reinen, nicht mit unkeuſchen Flammen. Und wollen ſie mich ganz ſo glücklich wiſſen, als ich es wünſche, ſo leg ich mein Gewerbe nieder, verabſchiede meine Damens und gebe ihnen meine Hand. (für ſich) der Narr!

„Wärs möglich!

Ein Weib wie ich, hält Wort.

„So laſſen ſie ſehen, ob ſie mich ſo lieben, wie ihre Verſicherung lautet.

Sie ſind ſehr ſtreng.

„O, kommen ſie.

Sie gebieten, und ich folge. Aber halt — noch eins. Wollen ſie mir während, daß ich ihnen im Arme liege, ein Geheimniß vertrauen.

„Ja! es ſey auch, was es ſey. Sie werden mich nicht mißbrauchen.

Ich traue ihren Worten.

171. Kapitel.

Feier der Liebe.

Simſon genoß.

„Nun, ſpann Delila das Geſpräch von neuem an, Simſonchen, halten ſie Wort. Und ſagen ſie mir, worinn ihre Kraft beſtehet.

Meine Kraft? Hahaha! Wie ſie fragen. Sie Schäcker! halten ſie mich nicht auf.

„Kein Weib, erfuhr je meine Stärke und meine Schwäche.

Sie lieben mich nicht.

„Wie können ſie mich einer ſo groben Heuchelei beſchuldigen. Fordern ſie von mir mein Leben, und ich geb es willig hin um ſie.

So weit verſteigen ſich meine Wünſche nicht. Nur allein das Geheimniß ſollen ſie mir entdekken. Und ich weiß, daß ſie mich aufrichtig lieben da ich verſichert bin, daß niemandes Auge jedurch dieſen Schleier blickte.

„Nein, noch niemand.

Alſo liebes zukünftiges Männchen, auf den Knieen bittet dich deine dich liebende Delila.

„Nun ſo höre. Wenn man mich mit ſieben neuen Seilen von geſchnittenem Baſt die Hän-

de bindet (sie müssen aber noch funkelnagelneu seyn) so bin ich schwach, wie ein anderer Mensch. Delila gieng, und ließ sich die Seile geben.

Blos aus Scherz, sagte sie, muß ich die Probe machen. Als sie ihm die Hände gebunden hatte, rufte sie die Philister, die sich in Seitenzimmer verborgen hielten, heraus, und jauchzte dem Gefangenen zu: Philister über dir, Simson!

Simson hatte den Spaß gemerkt. Und als sie ihn greifen wollten, zerrissen die Seile, wie eine flächsene Schnur, wenn man sie am Feuer sengt. Die Philister flohen, und fuhren schnell nach Gasa zurück.

172. Kapitel.

„Wenn eine Donna weint,
So ist die Frag', ob sies so meint?„
Anonymus.

Delila sah sich getäuscht, und machte ihrem Simson Vorwürfe über seine schwankende Liebe. Der Burgemeister freuete sich über die gelungene List, und versicherte der schönen Betrügerinn, ihre Liebe sey Heuchelei. Die gegenwärtige Handlung sey Beweis. Delila beschwor ihn mit Thränen,

er möchte davon ſchweigen, und ihr ſagen, worinnen ſeine Kraft beſtände. Sie wolle ſich nur mit den Philiſteiſchen Fürſten einen kleinen Spaß machen. „Nun ſo hören ſie denn, ſagte Simſon, ich will ihnen die Wahrheit bekennen. Wenn ſie mich binden, mit neuen Stricken, damit nie keine Arbeit geſchehen iſt, ſo werde ich ſchwach, wie ein anderer Menſch. Als Delila das hörte, ſo ſandte ſie augenblicklich einen expreſſen Boten an die Fürſten zu Gaſa, und berief ſie herauf. Dieſe ließen ſich noch einmal täuſchen, und kamen mit den vollen Beuteln. Verſteckt euch in dieſem Zimmer, ſagte Delila heimlich zu ihnen, ich will indeß ſeine Hände mit dieſen neuen Stricken binden. Wenn ich klatſche, ſo ſpringet hervor und nehmt ihn in eure Gewalt. Die Philiſter freueten ſich auf ihre Beute, und konnten kaum das verabredete Zeichen erwarten.

---

173. Kapitel.

Fortſetzung.

Delila fand Simſon nach Wunſch im feſten Schlafe, und band ihn, ohne daß er ein Wort davon wußte, die Hände mit den ungebrauchten

Seilen. Drauf klatſchte ſie, und eilig, wie eine Windbraus, flogen die Fürſten herbei, um Simſon abzuführen. „Philiſter über dir, Simſon!„ rief Delila, allein Simſon erwachte, und zerriß die Seile wie man einen Faden zerreißt. In aller Haſt faßte er einen Gueridon, und prügelte die Philiſter zur Thür hinaus. Doch blieben ſie dasmahl im Hauſe, und hoften auf eine vortheilhaftere Gelegenheit.

---

147. Kapitel.

Neue Beſtürmungen.

Delila verdroß, dieſe neue Liſt Simſons ungemein, und beſchloß, die Silberlinge fahren zu laſſen. Zugleich aber befahl ſie auch ihren Damens, den ungebetenen Gaſt aus dem Hauſe zu werfen. Die Damen lebten dem Befehl ihrer gebietenden Frau zwar pünktlich nach, allein der Zaräer wich nicht von der Stelle. Delila kam ſelbſt, und kündigte ihm alle Liebe auf, weil ſie leider! ſein ſchlechtes Herz ſähe, und, fuhr ſie fort, was nützt mir ihre Gegenwart? Sie bedienen ſich meines ganzen Hauſes, und haben gleichwohl keinen Heller im Beutel.

„Aber warum ſind ſie ſo böſe, Madam? fragte Simſon.“

Das können ſie noch fragen?

„Billig. Ich weiß nicht, wie ich ſie beleidiget haben ſollte?“

Zweimahl haben ſie mich getäuſcht —

„Und das mit Recht, weil ſie niederträchtig genug denken, mich den Philiſtern zu übergeben.“

Wer hat ihnen das geſagt. Nie war das meine Meinung.

„Verſtellung —“

Wär meine Liebe? Nichtswürdiger!

„Ein dito. Aber aus ihrem Hauſe geh ich nicht, Madam, das bleibt dabei. Sie ſind von nun an meine Frau. Ihre Hand iſt mein.“

In Ewigkeit nicht, außer denn, wenn —

„Nun?“

Wenn ſie ein Geheimniß entſchleiern, das —

„Ich ſelbſt nicht beſitze.“

Leere Worte. Sie entgehen mir nicht.

„Aber, Delila! wie können ſie mich ſo quälen. Würden ſie mir auch dann nicht glauben, wenn ich ihnen verſicherte, daß meine Macht in ein paar eiſernen Nägeln beſtehet?“

In eiſernen Nägeln? Wie ſoll ich das reimen?

„Wenn ſie ſieben Locken meines Hauptes

flechten mit einem seidenen Bande, und sie mit einem Nagel vereinigen, denn bin ich schwach wie ein andrer Mensch.

Drilla hol mir einen Nagel. Drilla gehorchte. Also so?

„Ja! Nun will ich entschlummern. Immer krabeln sie noch ein halb Stündchen.“

Delila flocht' die sieben Locken, und steckte sie mit einem Nagel zusammen, und, als er auf ihrem Schooße entschlummert war, rufte sie die Philister, und rief wie vorher.

Simson erwachte, und sah sich von seinen Feinden umringt, welche ihn zu knebeln im Begriff waren. Aber er, muthig und standhaft, wie ehedem, zog den Nagel heraus, und jagte sie zum Tempel hinaus.

---

175. Kapitel.

Endlicher Fall.

Delila ergrimmte und knirschte mit den Zähnen, als sie sich von neuem betrogen sah. „Ha! dachte sie, Weiberlist geht über alles, und bei diesem Starrkopf scheitert sie. Gemach, Weibchen! es muß biegen, oder brechen. Biete alle deine Künste und den ganzen Stolz deines Herzens auf, er muß doch fallen. Sie schmückte sich

auf das prächtigste, und gieng ins Zimmer, wo Simson abermahls auf einem Sofa lag, und schlummerte. Sie hatte den ausgesuchtesten orientalischen Schmuck angethan; gleich einer Göttin stand sie vor ihm als er erwachte, und diese ungewöhnliche Pracht blendete sein Auge.

„O Delila! rief er, du machst mich noch wahnsinnig. Komm in meine Arme!“

Nein! rief diese, nicht einen Schritt. Dreymahl hast du mich schon getäuscht; deine Lippen werden meinen Mund nicht eher wieder berühren, als bis du mir dein Geheimniß anvertrauest. Ich liebte dich mehr wie mein Leben, ich gab mich dir ganz hin, alles opferte ich dir auf, was mir theuer war, sogar mein einziges Kleinod, meine Ehre, und nun belohnst du diese überschwengliche Liebe mit schödem Undank und Verachtung. (Bei diesen letzten Worten fieng sie bitterlich an zu weinen.)

„Ach! Weib du machst mich schwach. Hab Erbarmen.“

Nicht ohne jene Bedingung.

„Nun so höre, da meine Seele matt ist. Es ist nie ein Scheermesser auf mein Haupt gekommen, denn ich bin ein Verlobter Gottes, von Mutterleibe an. Wenn du mein langes Haar

abscheerst, so weicht meine Kraft von mir, daß ich wie alle Menschen schwach bin.“

Komm, und umarme mich.

„O Delila! sey mein! Du bist ein herrliches Weib.“

Auch du machst mich nun glücklich.

---

176. Kapitel.

Ein Scheermesser.

Als Simson entschlummert war, ließ Delila den Bader aus Soreck kommen, welcher dem Helden die Haare auf dem Kopfe mit Stumpf und Stiel wegbalbirte. Die Philister, die seit dem letzten Betrüge auf die listige Delila zornig waren, wurden doch durch viele Bitten und ein eigenhändiges Schreiben so weit bewogen, daß sie nebst dem Gelde wieder nach Soreck zurückkehrten, und zur Handlung richtig eintrafen. Der Bader war so eben fertig, als Simson erwachte, die Philister erkannte, und seine vorige Bravour zeigen wollte. Allein seine Macht war verschwunden, der Gueridon entsank seinen Händen.

---

177. Kapitel.

Fürſten der Philiſter

ich, betrügeriſcher Knabe, nun haben wir
reh deinen Alfanzereien überwunden, ſagten
Philiſter. Dir ſteht eine harte Strafe be-
Und hier, ſchönes Weib, ſprachen ſie zur
la, hier ſind von uns die beſtimmten Sil-
ge.“ Simſon knirſchte mit den Zähnen,
drohete die Delila zu durchbohren. Doch
lachte ihn ins Fäuſtchen aus, und ſchalt ihn
Dummkopf. Alle Mädchen im ganzen
e lachten ſeiner, und betheuerten bei ihrer
räulichen Keuſchheit, nie habe ein Gaſt
Frau ſo geſpottet als dieſer. Es geſchehe
ſchon recht. „Siehſt du nun, Burge-
er! wie das klingt, ſagten die Philiſter,
giengen.

---

178. Kapitel.

Eine Hiobspoſt.

l Abgeordnete erſcheinen, die dem Simſon
Hiobspoſt ankündigten, daß er ſterben müſſe.
ſon erſchrak anfänglich ſehr, indeß beruhigte
h in etwas, weil er überhaupt ein unglück-
Menſch war. „Gut denn! ſagte er, ich

folge wohin ihr mich führt, ich bin zum Unglück gebohren. Der Rabenſtein, das Schwerdt oder der Galgen wartet meiner, meinetwegen! er ſoll mir willkommen ſeyn. Mich ſchreckt nichts mehr auf dieſer Welt. Konnten Pedellen und Karzer mir kein Schrecken einjagen, ſo wird es noch weniger Galgen und Rad. Legt' ich mit ruhigem Bewußtſeyn meine Würden und Ehrenſtellen nieder, ſo werde ich ja auch nicht bewußtloß das Leben achten, welches mir ſo beſchwerlich ſchien."

179. Kapitel.

Etwas für Augenſchmerz.

Des andern Morgens führte man den Zarder gen Gaſa, und las ihm ſein Urtheil vor. Man hatte die Todesſtrafe mit einer weit fürchterlichern Marter vertauſcht. „Statt einer gerichtlichen Todesabfaſſung, hieß es am Ende des Urtheils, erkennen wir hiermit dem verruchten Sünder, Simſon Daniter, weiland Burgermeiſter in Zarea zu, daß ihm lebendig die Augen ausgeſtochen werden ſollen. Und das von Rechtswegen. Gegeben in Gaſa, und mit unſerm Gerichtsinſiegel beſtempelt. Datum den 16. April 17**."

„Die Fürſten von Gaſa und Thimnath."

„Kilmo, Secretarius."

280. Kapitel.

Zwei Schüsse.

So? dachte Simſon, alſo das Leben iſt mir ſchenkt, aber eine weit ſchmerzhaftere Pein gedacht? Hier kann ich doppelt denken!

1) Ich lebe

wenn ich lebe, ſo mpfinde ich zeitliche Marter.

Und die iſt beſſer, is die ewige, weil ch mich noch bekeh- en kann.

2) Ich ſterbe

oder:

b) wenn ich ſtirbe, ſo komm ich in die Höl- le, denn ich kann mich nicht bekehren.

b) Daraus iſt keine Erlöſung.

Alſo was folgt?

Ich bleibe leben, 's iſt beſſer.

281. Kapitel.

Lob- und Dankfeſt.

Die Philiſter ſchrieben ein Lob- und Dankfeſt s, weil man den grauſamſten Feind ihrer Staa- n gefangen hatte, und beſtimmten eine feierliche ſammenkunft aller Grafen und Herren in Ga- Der erſte May wurde dazu ernannt. Trom- ten, Pauken und Schalmeien ſchallten an dem

Morgen dieſes merkwürdigen Tages von allen Thürmen, feſtlich gekleidete Mädchen wanden Blumenkränze, und ſchmückten damit ihre Häupter. Die Aeltern trugen Palmenzweige, und legten ſie auf den Opferaltar. Die gaſitiſchen Prieſter brannten ein Feuer an, und räucherten ihrem Gott Dagor zu Ehren, mit folgenden Worten: „Unſer Gott Dagor hat uns, unſern Feind Simſon in unſere Hände gegeben.“ Ihm ſey Lob und Preis, Ehre und Dank, ſang das Volk den Prieſtern nach, er hat unſern Feind ſeine Stärke benommen, der unſer Land verderbte, und unſerer viele erſchlug. Als der Gottesdienſt beendigt war, eilte man aus dem Tempel auf den Markt, wo man dreihundert große Tafeln geſetzt, und ſie mit mannichfaltigen Speiſen ſervirt hatte. Die Fürſten von Gaſa und Thimnath ſaßen oben an, und nöthigten die herumſtehenden Männer und Weiber, ebenfalls zum Sitzen. Alles nahm Platz, ſelbſt Sclaven und Kinder feierten ihre Saturnalia, und nahmen an dem allgemeinen Jubel ihren herzlichen Antheil. Der Wein floß wie Waſſer. Kuchenwerk und Konfituren waren kaum zu überſehen. Der gekochten und gebratenen Speiſen waren an der Zahl dreitauſend. Der allgemeine Wahlſpruch war hier: Friß Vogel, oder ſtirb. —

184. Kapitel.

Leberreime.

Der Wein verfehlte seine Wirkung nicht. Man trank so heftig, daß nur zu bald Alt und Jung von ihren Sitzen herunterkellerten, und die Erde zum Scheumel ihrer Posterioren erwählten. Die Fürsten der Philister giengen, ohngeachtet der allzustarken Portion, die sie zu sich genommen hatten, den übrigen Landsleuten mit einem guten Beispiel vor, und blieben nüchtern, wie zuvor. Vermuthlich aber konnten die Herren eine Portion vertragen, den sie waren ehedem Prälaten und Domherren gewesen. Einer von ihnen brachte bei einem Gericht Hechte die übrigen auf den Gedanken, Leberreime zu fabrizirn. Die andern ließen sich's gerne gefallen, und nun reimten sie, daß die Geringern vor Lachen zerspringen wollten. Der Fürst von Gasa fieng an:

Die Leber ist von Hecht, und nicht von einem Stier;
Das Weinchen ist probat, gebt noch ein Gläschen mir.

Der Fürst von Thimnath:

Die Leber ist vom Hecht, und nicht von einem Schwein,
Wie könnte Simson wohl itzt unser Sklave seyn?

Dieſer Vers erhielt allgemeinen Beifall.

Der Fürſt von Soreck:

Die Leber iſt vom Hecht, und nicht von einer Frau,
Der Zaraäer iſt ein' alte garſt'ge Sau.'

Bravo! bravo! ſchrie die ganze Gemeine.

Der Fürſt von Asklon:

Die Leber iſt vom Hecht und nicht von einem Pferd.
Der Kerl aus Sittas Lieb iſt nicht drei Heller werth.

Der Fürſt aus Ramath:

Die Leber iſt vom Hecht und nicht von einem Gaul,
Wer' das nicht glauben will, der ſchlage ſich aufs Maul.

Der Burgemeiſter aus Gaſa:

Die Leber iſt vom Hecht, und nicht von einer Kuh,
Wer mich vergnügen will, der ſchlag auf Simſon zu.

Der Burgemeiſter aus Thimnath.

Die Leber iſt vom Hecht, und nicht von einem Aal,
Ich werd' am Ende noch wohl gar ein Generał.

Der Fürſt von Gaſa antwortete drauf:

Die Leber iſt vom Hecht, und nicht von einem Chriſt,
Sein Kopf iſt Bohnenſtroh, drum bleib' er, wer er iſt. —

Der Burgemeiſter aus Soreck:
Die Leber iſt vom Hecht, und nicht von einem Schwein,
Ich will der Konſul wohl, doch niemahls König ſeyn.

Der Burgemeiſter aus Asklon:
Die Leber iſt vom Hecht, und nicht von einer Fliege,
Nur dann bin glücklich ich, wenn ich im Schlachtfeld ſiege.

Der Fürſt von Soreck antwortete darauf:
Die Leber iſt vom Hecht, und nicht von einer Laus,
O red' er nicht ſo dumm, ſonſt lachen wir ihn aus.

Der Burgemeiſter aus Ramath:
Die Leber iſt vom Hecht, und recht nach meinem Sinn,
Mich lacht wohl niemand aus, weil ich demüthig bin. —

Der Fürſt von Thinnath antwortete drauf:
Die Leber iſt vom Hecht, und nicht von einer Meiſe.

Dem Esel ist zu wohl? — drum tahzt er auf dem Eise.

Die ganze Gemeine klatschte in die Hände, denn der Burgemeister aus Ramath war als ein Esel bekannt. —

---

183. Kapitel.

Aufhebung der Tafel.

Die Speisen waren abgetragen, und die vollen Becher bei Seite gesetzt, als die Musici des philisteischen Reiches bei tausend und vierhundert Mann zusammen kamen, und ihre musicalischen Künste zeigten. Die Anwesenden waren nicht bloße Zuschauer, sondern ergriffen die Frauenzimmer, und tanzten nach dem Tackte. Hier galt kein Ansehen der Person. Alt und Jung, Fürst und Bettler, Sclav und Herr, Burgemeisterin und Besenbinderin, alles bunt durch einander. Die Röcke flogen, die Tische kamen in Verwirrung, und die Flaschen klirrten, daß man selbst nicht die Musik hörte. Pauken wirbelten, Trompeten schallten, Hörner tönten, Flöten und Schalmeien wetteiferten, und dort gieng ein junger Philister mit seiner schönen Dulzinea spatzieren, und — Punktum!

---

184. Kapitel.

Sitta und Manoah.

Ziemlich spät hatten die guten Aeltern ihres Sohnes trauriges Schicksal erfahren. Sitta weinte, und sah ihren armen Simson schon im Geiste auf dem Rabensteine liegen. Manoah wollte unsinnig werden, und wandte sich an einen Rechtskonsulenten, welcher ihn den Rath gab, an das Oberhofgericht in Gasa zu appelliren. Er verfertigte ihn einen sehr witzigen Aufsatz, welchen er zum Besten seines Sohnes einreichen mußte, allein die Appellation ward für null und nichtig erkannt, Manoah mußte die Kosten bezahlen, und Simson blieb, wer er war. Als endlich alle Stränge rissen, wandte sich Manoah an den Senat in Zarea, und sammelte eine Kollecte zum Lösegeld. Jeder, welcher Simsons Freund gewesen war, trug sein Schärflein dazu bei, bis man eine Summe von dreihundert Gulden zusammenbrachte. Mit dieser Beute gieng Manoah, von seinem Freunde Kleas begleitet, nach Gasa, allein schon kam er zu spät, dem Unglücklichen waren so eben die Augen ausgestochen worden. Als Sitta die Nachricht hörte, fiel sie ohnmächtig vom Stuhle, und starb. —

185. Kapitel.

Er erhenkt ſich ſelbſt.

Ohne Weib und Kinder wurde nun Manoah ſeines Lebens nicht mehr froh. Er aß und trank mit weit weniger Appetit, als ehemahls. Wein und Kapaunen, welche ſeine Wirthſchaft gab, blieben von ihm unberührt. Sein gröſtes Leiden aber beſtand darinnen, daß ihm nicht einmahl vergönnet war, ſeinen unglücklichen Sohn zu ſehen. Man ſchickte ihn ſtets mit leeren Vertröſtungen zurück, und Manoah, welcher ſchwach genug war, an ſeiner eigenen Kraft zu verzweifeln, gieng hin und erhieng ſich. Seine Freunde ſchnitten den todten Körper ab, und überlieferten ihn den Gerichten. Dieſe ſprachen das Urtheil über ihn, welches zwar ſehr hart, und mit einem unehrlichen Begräbniß ſich ſchloß, doch am Ende aber durch ſchwere Summen in ein ehrliches Begräbniß verwandelt wurde.

---

186. Kapitel.

Simſon ein Müller.

Nach der Augenexecution wurde Simſon mit zwei ehrnen Ketten geſchloſſen und in ein gröſeres Gefängniß geſchafft, welches mit einer Mühle verſehen war. Dieſe Mühle ward ehedem, wie die übrigen, mit einem Pferde bewegt, welches

unaufhörlich in einem bestimmten Kreise herumlief, und so die ganze Maschine drehte. Diesen Gaul mußte itzt Simson, bei sehr schmaler Kost ablösen. Seine Speise bestand in gedachten Wurzeln mit ein wenig Brod, das aber sehr schwarz und ekelhaft aussahe. Simsons Elend war unbegrenzbar, oft entgleiteten Thränen seinen Augen, er rang die Hände, und bat seinen Gott um Auflösung. — Doch Gott schien ihn nicht hören zu wollen. Er mußte und sollte leiden, und dann erst vielleicht zu einer Herrlichkeit eingehen, wenn er sie verdient haben würde.

187. Kapitel.

Ein Fest, dem Dagor geweiht.

Die Einweihung des dagorischen Tempels war abermahls jährig. Die Philister eilten dem Gottesdienst entgegen, und opferten ihrem Gott mit Gebeten und feierlichen Danksagungen. Nach geendigter Andacht begaben sich die philistäischen Fürsten nach einem Lustschlosse, welches auf sechs Säulen von Marmor gebauet war. Vor dem eigentlichen Gebäude stand ein großer Pavillion mit Gitterwerk versehen, der für die fürstlichen Herrschaften a parte angelegt war. Die übrigen Bedienungen und Geringern nahmen die mittlern Zimmer dieses Hauses ein. Der Fürst

von Soreck hatte zum Unglück der Uebrigen den Einfall, den Sklaven Simſon herbei zu rufen, damit er auf ſeiner Zitter, die er, wie meine Leſer bereits wiſſen, in Wittenberg erlernt hatte, etwas ſpielen möchte. Der Vorſchlag ward mit Beifall aufgenommen. Zwei Diener der Signoria eilten ins Gefängniß, und gaben dem Märtyrer einen Feiertag. Es wurden ihm die Ketten abgenommen, und die Zitter in die Hand gedrückt. Simſon ſah das Ende vom Liede im voraus, und folgte freudig hintendrein.

---

188. Kapitel.

Reflexionen.

„Hm! dachte Simſon, nun biſt du geborgen. Deine Haare ſind gewachſen, und deine verlohrne Stärke wieder zurückgekehrt. Du fühlſt von neuem Mark in den Knochen, ſchön! du kannſt dich rächen.“

Wo ſoll es hingehen? fragte Simſon.

„Das wirſt du ſchon ſehen, antwortete der Gerichtsknecht.“

Ich will es wiſſen, oder —

„Nun was, oder? — he?“

Führt mich lieber in den Tod, ich will euch dafür danken.

„Schweig, Ketzer, dein Leben muß eine ewige Quaal seyn.“

Ihr werdet euch wundern, wenns nicht geschiehet.

„Wie so?“

Denkt an mich.

„Das wollen wir. Ist deine Zitter gestimmt?“

Zum Tode.

„Rede nicht so dumm.“

Ihr bringt mich dazu. Wenn ihr mit mir vernünftiger redetet, so würde ich euch vernünftiger antworten.

„Nun, was sollen wir denn sprechen.“

Ihr sollt mir klar und deutlich sagen, wohin ihr mich führt.

„Bist du glücklicher, wenn du weißt, daß du dich zum Zeichen der Fröhlichkeit auf deiner Zitter sollst hören lassen? Die Fürsten unseres Volkes sind versammelt, und warten deiner.“ —

Meiner? So werden sie wenig Vergnügen haben. Ich bin kein Freund des Vergnügens. Und spiel ich ja auf meiner Zitter, so sinds Trauergeschichten. Wo halten sie sich denn auf?

„Im großen Lustschlosse, zwei Stunden von Wasa. Alle Einwohner der Stadt nehmen heut Antheil am Vergnügen.“

Steht das Haus nicht auf sechs Säulen?

„Ja!“
Ich danke euch für die Nachricht.
Sie giengen.

---

189. Kapitel.

Freude auf allen Ecken.

Als Simſon herbeigeführt ward, jauchzten die Philiſter ihm entgegen, und freueten ſich ſeiner Ankunft. Die Fürſten zeigten ſich im äußerſten Zimmer des Pavillions, und lagen mit langen Pfeifen im Munde im Fenſter. Die übrigen Honoratioren tanzten und waren guter Dinge. Izt aber ſchwieg alles, das Freudengeſchrei und die Muſik. Simſon ſtimmte ſeine Zitter, und griff in die Saiten. Er fragte um den Geſang, die Fürſten aber ſtellten es ſeinem Geſchmack anheim. Er ſang:

1.

*) „Ein Prinz, ſchön, blühend jung
Sah einſt ein ſüßes Mädchen,
Die Beſt' im ganzen Städtchen,
Er liebte ſie recht ſehr. —“

*) Dieß Lied, frei von allen poetiſchen Schönheiten, hat einer unſerer beſten Dichter verfertiget, den die Leſewelt gern lieſt. Aber juſt weil es jene Eigenſchaften nicht beſitzt, paßt es ganz hierher.

2.

„Das Mädchen ſprach zu ihm,
Komm, Beſter, komm zum Tanze,
In meinem Jungfernkranze,
Wag ich den Ehrentanz.“

3.

„Der Jüngling ſprach: Nein! nein!
Du könnteſt untreu werden,
Und dann hätt ich auf Erden,
Kein liebes Mädchen mehr.“

4.

„Bleib lieber ganz zu Haus,
Die Mutter wird dich leben,
Und Gott im Himmel droben,
Spricht Amen dann dazu.“

5.

„Doch ach! das Mädchen gieng,
Und hörte nicht die Thränen,
Die er mit bangem Sehnen,
Um ihre Treu vergeß.“

6.

„Sie kam zum Tanze an,
Die kleinen und die Jungen,
(Hört ihrs Philiſter?) ſprungen
Mit ſeiner Schönen 'rum.“

7.

„Sie walzte lang umher.
Und als ſie voller Hitze
Sich blähte auf ihrem Sitze,
Trat raſch der Prinz hervor.“

8.

„Er ſah ſie an, und ſchalt
, Sie eine Ungetreue,
Die er nun nicht mehr freye.
Sie fiel vom Stuhl, und ſtarb.“

9.

„Doch dieſe Schreckenspoſt
Kam zu des Prinzen Ohren,
Nun bin ich ganz verlohren,
Bin ſchuld an ihrem Tod.“

10.

„In eine Felſenkluft
Verbarg er ſich. Doch Leiden
Verdarben ſeine Freuden
Dort in der Felſenkluft.“

11.

„Die Feinde kamen, und
Zu ſeinem größten Schaden,
Mit Feſſeln ſchwer beladen,
Sie führten ihn hinab. —“

12.

„Und ach! sein Augenpaar
Verlohr er nun auf immer.
Mit peinlichem Gewimmer,
Denkt er noch oftmahls dran.“

13.

„Doch ihr! gebt alle Acht
Er wird sich schrecklich rächen.
Dann werdet ihr einst sprechen:
Es war nicht gut gethan.“

Die Philister verstanden den Sinn des letzten Verses nicht, und lachten über die traurige Romanze. Noch einige andere spielte Simson, und legte dann die Zitter bei Seite, um sich zu erhohlen.

---

190. Kapitel.

Letzte Heldenthat.

Die Philister setzten sich wieder zum Spiel nieder, und vertraueten Simson einem Knaben an, der unten am Hause stand. Dieser junge Mensch machte sich mit unserm Gefangenen mancherley zu schaffen, erzählte ihm Mährchen, und verschiedene philisteische Neuigkeiten. Simson ließ sich auch so weit herab, daß er ihm willig sein Ohr lieh. Zum Zeichen der Dankbarkeit ergriff

er ſeine Zitter und ſpielte ein paar Romanzen, die des Knaben Beyfall erhielten. Endlich ſpann ſich folgendes Geſpräch an:

„Was machen denn die Philiſter dort oben? fragte Simſon.“

Sie ſpielen, antwortete der Knabe.

„Sind ihrer viel?“

Faſt bei dreitauſend Menſchen, meine Spielkammeraden mit gerechnet.

„Komm, und führe mich unter die Marmorſäulen. Es ſind dort Ruheſitze, mich ſchläfert.“

Recht gern.

Der Knabe führte ihn fort.

„Sind wir hier?“

Ja! —

„Was iſt das für ein Getöſe?“

Die Philiſter freuen ſich.

„Hab ich die Säulen gefaßt?“

Ja! du ſtehſt zwiſchen zwei Säulen.

„Ach! Lieber, ich bitte dich, geh, und hole mir einen Krug Merſeburger, mich dürſtet.“

Der Knabe gieng.

„O! ſei mir willkommen, ſüße Rache. Ob ich aber auch allein bin, daß niemand meine Worte hört. Ich vernehme kein Geräuſch, als das Getöſe der Zecher und Spieler! — Herr! Herr! gedenke meiner und ſtärke mich, daß ich

für meine beiden Augen an den Philiſtern mich räche. Mit nervigter Kraft, faßte er die beiden Säulen, auf denen vorzüglich die ganze Laſt ruhete. „Meine Seele ſterbe mit den Philiſtern,“ rief er, und er neigte ſich kräftiglich.

Kaum waren dieſe Worte über ſeine Lippen, als das Palais zuſammenſtürzte, und die ganze Menge, nebſt Simſon, zerſchmetterte. —

191. Kapitel.

Schlimme Aſpekten.

Ein klägliches Gewimmer ſchallte von allen Seiten, Kinder und Weiber weinten, Greiſe und Männer ſchrieen für Schmerzen, und gaben nach einer Stunde ihren Geiſt auf. Die von dem Feſte abweſenden Philiſter trauerten und weinten um die Ihrigen, und kein Menſch wußte den Thäter. Simſons Freunde kamen nach Gaſa herab, und forderten um ein gutes Löſegeld den todten Körper ihres Verwandten. Die Gaſiter lieferten ihn willig aus. Ganz Zarea bedauerte ſeinen rechtſchaffenen Burgemeiſter, ſchufen aus ſeiner Einſiedlerhütte in Etham einen Tempel, und feierten jährlich am Todestage des Verblichenen Buß- Bet- und Feſttag. Den Körper des Zäräers ſenkte man in die väterliche Gruft zwi-

ſchen Zarea und Eſthael, wo wir ihn in Friede ſchlummern laſſen!

192. Kapitel.

Abſchied.

Da haben ſie nun den ſtarken Simſon mit Haut und Haar, meine theuerſten Leſer! Sind ſie mit mir zufrieden, ſo beſchenk ich ſie in der nächſten Meſſe mit Tobias Schickſalen. Sie ſind ebenfalls gut zu leſen. Uebrigens — ſollte mein Werk keinen Beifall finden — bleiben wir demohngeachtet gute Leute. Punktum!

Inhalts-Anzeige.

Im erſten Buche:

1.	Kapitel.	Ein paar Bilderchen.	Seite 3.
2.	Kapitel.	Ich — und meine Kritiker.	4.
3.	Kapitel.	Simſons Großvater.	7.
4.	Kapitel.	Vorſchläge.	9.
5.	Kapitel.	Mutter.	9.
6.	Kapitel.	Kopf.	10.
7.	Kapitel.	Fellriſen.	11.
8.	Kapitel.	Wanderungen.	13.
9.	Kapitel.	Die franzöſiſche Konſtitution.	14.
10.	Kapitel.	Ein jüdiſcher Haus-Fluch.	15.
11.	Kapitel.	Paulus, Maria und ein Eſel.	16.
12.	Kapitel.	Nachwehen.	17.
13.	Kapitel.	Ein niedliches Mädchen.	18.
14.	Kapitel.	Der Innhalt iſt folgender.	19.
15.	Kapitel.	Das heimliche Gemach.	20.

16. Kapitel. Da ſtehen die Ochſen am Berge. 21.
17. Kapitel. Ein Strick. 22.
18. Kapitel. Neues Elend. 23.
19. Kapitel. Weiberthränen. 25.
20. Kapitel. Der Braten verbrennt. 25.
21. Kapitel. Die Mittagsruhe. 27.
22. Kapitel. Meinetwegen. 27.
23. Kapitel. Drei Heller. 28.
24. Kapitel. Sitta. 29.
25. Kapitel. Weib und Mann, reichen an die Gottheit an. 30.
26. Kapitel. Eine Gardinenpredigt. 31.
27. Kapitel. Antwort. 32.
28. Kapitel. Etwas vom Hängen und Melancholy. 33.
29. Kapitel. Eine Epiſode. 34.
30. Kapitel. Fortſetzung. 35.
31. Kapitel. Hm! Hm! 36.
32. Kapitel. Bekanntſchaft. 37.
33. Kapitel. Ein Schritt vorwärts. 38.
34. Kapitel. Sturm. 39.
35. Kapitel. Obſtupit! 43.
36. Kapitel. Es ſruckt. 43.
37. Kapitel. Wer ſollte das denken? 45.
38. Kapitel. Iſt abgeſchrieben 45.
39. Kapitel. Die Geiſtererſcheinung. 47.
40. Kapitel. Fortſetzung. 50.
41. Kapitel. Vorn eine halbe Elle kürzer. 51.
42. Kapitel. Ein Bär. 52.
43. Kapitel. Mons parturiens. 53.
44. Kapitel. Die Familie. 54.

Kapitel.	Erklärung.	57.
Kapitel.	Hauskreuz.	58.
Kapitel.	Fortsetzung.	59.
Kapitel.	Wie soll er heißen?	59.
Kapitel.	Ein Hofmeister.	62.
Kapitel	Fortsetzung.	63.
Kapitel.	Fortsetzung.	65.
Kapitel.	Gassenbuben.	66.
Kapitel.	Raisonnements.	68.
Kapitel.	Geniestreiche.	69.
Kapitel.	Ein kaltes Bad.	71.
Kapitel.	Danksagungen.	73.
Kapitel.	Ein neues Abentheuer.	74.
Kapitel.	Mutterthränen.	75.
Kapitel.	Ein Dialog.	77.
Kapitel.	Nachdenken.	78.
Kapitel.	Es bleibt dabei.	79.
Kapitel.	Meinungen.	81.
Kapitel.	Fortsetzung.	83.
Kapitel.	Die Wirthin.	84.
Kapitel.	Genuß.	85.
Kapitel.	Abreise.	85.
Kapitel.	Es war einmahl ein Mann ꝛc.	87.
Kapitel.	Ein Fuchs.	89.
Kapitel.	Versöhnung.	90.
Kapitel.	Ismael.	91.
Kapitel.	Fortsetzung.	92.
Kapitel.	Gewaltthätigkeit.	93.
Kapitel.	Die Kneipe.	93.
Kapitel.	Fortsetzung.	95.
Kapitel.	Ein paar Verse.	96.
Kapitel.	Eine orientalische Ohrfeige.	97.

77. Kapitel. Die Inſcription. 89.
78. Kapitel. Jurisprudenz. 100.
79. Kapitel. Das erſte Kollegium. 101.
80. Kapitel. Wieder nichts. 103.
81. Kapitel. Naſenſtüber. 104.
82. Kapitel. Ein Kind. 105.
83. Kapitel. Klagen. 107.
84. Kapitel. Erlöſung. 108.
85. Kapitel. Reflexionen. 109.
86. Kapitel. Ein Donnerſchlag. 110.
87. Kapitel. Simſon als Schriftſteller. 111.
88. Kapitel. Fortſetzung. 114.
89. Kapitel. Fortſetzung. 115.
90. Kapitel. Pfeifereien. 116.
91. Kapitel. Buße. 117.
92. Kapitel. Relaxes arcum. 118.
93. Kapitel. Er hält ſein Wort. 120.
94. Kapitel. Feuerlärmen. 121.
95. Kapitel. Undank. 122.
96. Kapitel. Rettung. 122.
97. Kapitel. Ruhe. 123.
98. Kapitel. Diſputation. 125.
99. Kapitel. Fortſetzung. 126.
100. Kapitel. Ohe! 127.
101. Kapitel. Abſchied. 129.
102. Kapitel. Ein Queerſtrich. 130.
103. Kapitel. Eine Briefſtaſche. 131.
104. Kapitel. Fortſetzung. 133.
105. Kapitel. Nachwehen. 135.
106. Kapitel. Rechnungen. 136.
107. Kapitel. Hagel und Donner. 138.

108. Kapitel. Reiſen. 140.
109. Kapitel. Gänſegeſchnader. 143.

Im Zweiten Buche.

110. Kapitel. Empfang. 147.
111. Kapitel. Freude auf allen Ecken. 148.
112. Kapitel. Iſt das dritte im zweiten Buche. 149.
113. Kapitel. Ausſichten. 150.
114. Kapitel. Ein Lamentable. 151.
115. Kapitel. Burgemeiſterwahl. 152.
116. Kapitel. Regierung. 153.
117. Kapitel. Antritt der Regierung. 154.
118. Kapitel. Ein Vorſchlag zur Güte. 156.
119. Kapitel. Tändeleien der Liebe. 157.
120. Kapitel. Vorſtellung. 160.
121. Kapitel. Einwilligung. 161.
122. Kapitel. Sie paſſirt die Revue. 162.
123. Kapitel. Pippis Schmeicheleien. 163.
124. Kapitel. Honigſeim. 164.
125. Kapitel. Du Kallerkind. 165.
126. Kapitel. Brautſchmuck. 166.
127. Kapitel. Ein Heerde Schaafe. 167.
128. Kapitel. Die Schinken. 168.
129. Kapitel. Trauung. 169.
130. Kapitel. Die Hochzeit. 169.
131. Kapitel. Das Hochzeitgedicht. 171.
132. Kapitel. Ein Namen-Regiſter. 171.
133. Kapitel. Die Geſpilinnen der Braut. 176.

134. Kapitel.	Ein Räthsel.	177.
135. Kapitel.	Erſtaunen.	178.
136. Kapitel.	Die Brautnacht.	180.
137. Kapitel.	Erinnerung.	180.
138. Kapitel.	Beſtürmung und Klagen.	181.
139. Kapitel.	Weiberthränen und Vorwürfe.	182.
140. Kapitel.	Händedruck und lauter Dank.	184.
141. Kapitel.	Der ſiebente Tag.	185.
142. Kapitel.	Dreißig todte Philiſter.	186.
143. Kapitel.	Erſtaunen.	187.
144. Kapitel.	Vorſtellungen.	188.
145. Kapitel.	Die Niederträchtigkeit derſelben.	189.
146. Kapitel.	Eine zweite Mariage.	189.
147. Kapitel.	Der Ziegenbock.	191.
148. Kapitel.	Die Rache.	192.
149. Kapitel.	Dreihundert Fuchsſchwänze.	193.
150. Kapitel.	Iſt ſehr klein.	195.
151. Kapitel.	Wiedervergeltung.	196.
152. Kapitel.	Ausführung.	197.
153. Kapitel.	Scham und Verdruß.	198.
154. Kapitel.	Lebensſatt.	199.
155. Kapitel.	Einzug.	201.
156. Kapitel.	Hausweſen.	202.
157. Kapitel.	Dreitauſend Mann Geſandten.	203.
158. Kapitel.	Das Blatt wendet ſich.	204.
159. Kapitel.	Beſinnung.	206.
160. Kapitel.	Etwas für Orthodoxen.	208.
161. Kapitel.	Neue Liebesavantüre.	209.
162. Kapitel.	Iſt das kürzeſte in dem ganzen Werke.	212.
163. Kapitel.	Ein Beſuch.	212.

164. Kapitel.	Klatſchereien.	214.
165. Kapitel.	Die Thorflügel.	215.
166. Kapitel.	Schrecken und Angſt.	216.
167. Kapitel.	Ein Schildaiſcher Streich.	217.
168. Kapitel.	Könnte man Fortſetzung nennen.	218.
169. Kapitel.	Tauſend und hundert Silberlinge.	220.
170. Kapitel.	Beſchwätzungen und Nachgeben.	221.
171. Kapitel.	Feier der Liebe.	223.
172. Kapitel.	Wenn eine Donna weint, ſo iſt die Frag, ob ſies ſo meint? An.	224.
173. Kapitel.	Fortſetzung.	225.
174. Kapitel.	Neue Beſtürmungen.	226.
175. Kapitel.	Endlicher Fall.	228.
176. Kapitel.	Ein Scheermeſſer.	230.
177. Kapitel.	Fürſten der Philiſter.	231.
178. Kapitel.	Eine Hiobspoſt.	231.
179. Kapitel.	Etwas für Augenſchmerz.	232.
180. Kapitel.	Zwei Schlüſſe.	233.
181. Kapitel.	Lob- und Dankfeſt.	233.
182. Kapitel.	Leberreime.	235.
183. Kapitel.	Aufhebung der Tafel.	238.
184. Kapitel.	Sitta und Manoah.	239.
185. Kapitel.	Er erhenkt ſich ſelbſt.	240.
186. Kapitel.	Simſon ein Müller.	240.
187. Kapitel.	Ein Feſt dem Dagor geweiht.	241.
188. Kapitel.	Reflexionen.	242.
189. Kapitel.	Freude auf allen Ecken.	244.
190. Kapitel.	Lezte Heldenthat.	147.

191. Kapitel. Schlimme Aſpecten. 149.
192. Kapitel. Abſchied. 150.
Inhalts-Anzeige. 152.

ANGELO.

1799.

Angelo,

Marquis von Mazzini

oder

das verliebte Kind.

Dem

Französischen frei nachgebildet

vom Verfasser

der Abentheuer des Herrn von Lümmel.

Mit 1. Kupfer.

Leipzig

bei Carl Günther 1799.

BIBL.
UNIVERS.
IPS.

An
Freund Demiani und Krebel
in Leipzig.

Gott Grüß euch, ihr Herren! Hab' lange ſchon einmahl gedruckt mit euch ſprechen wollen, und immer hat's ſich's nicht wollen thun laſſen. Da hab' ich nun einen ganz närriſchen Einfall gehabt, euch nämlich an die Spizze eines Buches zu ſtellen, das einen gar leidigen Titel führt. Zwar haſt du dich, Freund Demiani! im Felde der Liebe eben noch nicht ſonderlich herumgetummelt, denn die Mädchen und Weiber unſeres Jahrhunderts (du haſt ſicher Recht) ſind manchmahl keinen Schuß Pulver werth. Da lob' ich mir die Männer, und einen feiſten Gaul. Es iſt ein ganz ander Leben, wenn man auf einem Hengſte, als bei einem Mä-

del ſitzt. Da fliegt man ſo mir nichts dir nichts in die Welt hinein, als wenn alles unſer eigen wäre, und dort in der Ecke bei einem Mädel kriecht und ſchmiegt man ſich wie eine Schnecke. Möchte nur in aller Welt wiſſen, wie man daran ein Vergnügen finden könnte. Mazzini war ein rechter Narr, daß er ſich verliebte. Hätt's ſollen ſein bleiben laſſen.

Nun kann ich zwar deine Neigung, Freund Krebel! die du bisweilen fürs ſchöne Geſchlecht haſt blicken laſſen, nicht im mindeſten tadeln, denn die Weiber ſind bisweilen nicht ganz zu verwerfen, ich bin auch gern mit unter ihnen, wo es am tollſten herzugehen pflegt. Nur mußt du dir den Fehler abgewöhnen, daß du zu viel von einer Gewiſſen ſprichſt. Du verſtehſt mich ſchon. Denn wenn das Ding noch ärger wird, ſo greif ich dir eheſtens an den Puls, oder Freund

Demiani muß ſich einen Schnepper aus L. verſchreiben, um dir eine Ader zu ſchlagen.

Sagt mir doch, Kinder! wo bleibt denn Freund Tittmann? Iſt er noch nicht zurück? Sollte der etwa von Rinaldinis Thaten gehört haben? Es iſt jetzt um Sondershauſen nicht richtig, und die Schnapphähne treiben überall ihr Weſen. Es ſollte mir ſehr leid thun, wenn er unter die Mörder gefallen wäre. Es wäre doch ewig Schade, wenn das ſchöne Kleeblatt, zu welchem ich der Stengel hieß, ſo durchaus zerſtieben ſollte, wie die Spreu vom Winde. Wißt ihr was — laßt den Alten von Fronteja kommen, der wird euch rathen. Vielleicht iſt noch Hülfe da, und es heißt ja im adagio: „Unverhoft kommt oft.“ Wer weiß was geſchieht. Cynthio, Zebedäo und Philippo werden das ihrige dazu beitragen. So viel ver-

sprech' ich euch . . . sollte Freund Tittmann zurück kommen, so will ich seine Wunden verbinden, mit Oehl und Wein! da habt ihr meine Hand darauf. Lest ihm dann, wenn er sich unmuthig auf seinem Lager wälzt, ein Kapitel aus Rinaldini vor, und wenn dann ein naseweises Bürschgen kommt, um ihn zu tadeln, so schmeißt ihm hinter die Ohren. Der Junge tadelt doch nur, weil ers nicht versteht. Den Alten von Fronteja aber grüßt, und Freund Tittmann schüttelt in meinem Nahmen die Hand, wenn er zurück kommt.

Tittmannsdorf,
am Tage des heilgen Gregor
der die Brezeln erfand
1799.

Ernst B.

Vorrede.

Bambino l'amoroso heißt die Piece, nach der ich diese Bogen bearbeitete. Das zweite Heft soll zu Michaelis nachfolgen. Es enthält den Schluß der Geschichte. Mei-

ne Ueberſezzung verdient eigentlich den Nahmen Ueberſezzung nicht, ſie iſt ganz frei, und ohne ängſtliche Wortbindung geſchrieben. Dieß für meine Beurtheiler.

Ernſt B**

—§—

1.

Die Marquiſinn von Mazzini war meine Mutter. Sie rang eben mit den Wehen der Geburt, als ſie die ſchmerzliche Nachricht von dem Tode meines Vaters erfuhr. Ich trat mithin in die Welt, ohne von den väterlichen Lippen geküßt zu werden, ohne durch mein unſchuldiges Weinen dem zu danken, welchem ich das Leben ſchuldig war. Schon ein Vorſpiel des Unglücks, welchem ich beſtimmt zu ſein ſchien. Sobald der erſte Schmerz vorüber war, war ſie einzig bedacht, mich meiner Geburt gemäß zu erziehen. Sie be-

schloß, sich nicht zum zweiten mahle zu vermählen, ohngeachtet sie noch im Sommer des Lebens stand — eine Zeit, wo so wenig Weiber den Pfändern ihrer Liebe die höchste Summe ihrer Leidenschaft aufzuopfern pflegen. Sie beschäftigte sich bloß mit der Sorgfalt, mein Herz zu bilden, und ihm die ersten Züge des Edelsinns einzuprägen, die keine Zeit verlöschen kann.

Sie schickte mich nach Paris, um mich den Wissenschaften zu widmen. Ich blieb dort einige Jahre unter der Aufsicht eines jungen Mannes, dem man mich anvertraute. Oefters erhielt ich Nachrichten und Briefe von ihr, sie ermahnte mich in selbigen, mich meines Vaters würdig zu machen, und das vorgesteckte Ziel nie aus den Augen zu verliehren, dessen Erreichung sie so sehnlich wünschte. Ich wohnte in Paris bei dem Grafen von Villevier, der sich mit meiner Mutter Schwester vermählt hatte. Ohnmöglich kann ich der Versuchung widerstehen, meinen Le-

lern einen kurzen Abriß von dem Charakter meiner Tante zu liefern. Ihr Gesicht berühr ich nur mit wenigen Worten, denn sie war damahls schon eine Dame von funfzig Jahren und eine große, hagere Frau. Das Feuer ihrer Augen war verloschen, und eine verblühete Röthe deckte ihr Gesicht. Ihr Verstand war von Natur richtig und durchdringend, dennoch gab sie sich alle nur ersinnliche Mühe, denselben auf Abwege zu leiten; durch längere Uebung hatte sie es endlich auch so weit gebracht, daß ihr Charakter eine ganz schiefe Richtung erhielt. Da sie überdem eine sehr hohe Meinung von sich hegte, so glaubte sie denn auch, niemand in der Welt wäre fähig, ihr die Ehre eines Geistes vom ersten Range streitig zu machen.

Ein ganzer Schwarm sinnreicher Köpfe waren die ewigen Verehrer ihrer Schwachheiten, allein sie verdienten diesen Nahmen nicht, weil es größtentheils nur eingebildete Menschen waren, und eben weil sie sich von

solchen Bewunderern gern umschlossen sah, die sie stets belagerten, damit sie ja keine Gelegenheit versäumten, über alles, was sie sprach, beifällig in die Hände zu klatschen, so glaubte sie am Ende ein Wunder des Verstandes zu sein. Aus dieser unerschöpflichen Quelle der Achtung für sich selbst entstand nun eine allgemeine Verachtung gegen alles, was nicht mit ihren Begriffen und Grundsätzen übereinstimmte. Und weil sie stets nach Sonderbarkeiten rang, so würde sie die Würde ihres Geistes zu entehren geglaubt haben, wenn sie in den geringsten Kleinigkeiten anders gedacht hätte. Sie verwarf alles, was nicht die Eigenschaft des Seltsamen trug, ja sie gieng so weit, daß sie das Bestreben, dem Lichte der gesunden Vernunft zu folgen, für höchst schimpflich und unbesonnen hielt. Besonders begieng sie die größte Thorheit, die nur ein Weib begehen kann — eine Thorheit, die unsere Männer von Geist öfters so derb züchtigen — sie schriftstellerte. Daher

konnte jeder ihren Beifall unbedingt erringen, wenn er diese Eigenschaft besaß. Wer sich dieses Vorzugs nicht rühmen konnte, war auf immer aus ihrem Cirkel verbannt. Die meisten ihrer Bekanntinnen, welche vernünftiger dachten, als meine Tante, waren seit der Zeit, als sie diesen Unfug trieb, aus dem Hause geblieben, und nur solche suchten ihren Umgang, welche mit eben der Wärme an verschrobenen Grundsäzzen hiengen.

Diese Damen brachten es so weit, daß man sie endlich gar nicht mehr verstand. Ihre Gespräche waren ein Zusammenfluß von Rätzeln. Sie bestrebten sich so gar, in Hieroglyphen zu reden, ohne daß sich eine von ihnen die Ehre des Triumphs hätte rühmen können. Um nun diese geheimnißvolle Gesellschaft durchaus angenehm zu machen, floß noch ein Haufen kleiner Ungeziefer des Parnasses zusammen — nämlich elende verunglückte Autoren, die Opfer der Ungerechtig-

keit der Nation, deren Irrthümer sie nicht auszurotten verstanden, um hier ihre gewöhnlichen Zusammenkünfte zu halten, und so wohl wider den Verfall des Geschmacks, als auch gegen die Vorurtheile des Zeitalters die Geisel zu schwingen. Jeder brachte seine Geburten zur Schau, dieser entwarf eine Oper, vermöge deren er alle die, welche nicht mit freundschaftlicher Milde davon urtheilten, zu zwingen wähnte, seinem Gedichte die Schönheiten zuzugestehen, die es nicht hatte. Der Stoff zu diesem Stücke war etwas ungeheures. Die Aufzüge waren mit, wie er glaubte, unendlicher Kunst behandelt, das Erhabene mit dem Niedrigen wohl in einander verschlungen, die Episoden ohne Unordnung aufgestellt, die Veränderung glücklich und natürlich durchgeführt, und das Ganze mit einer harmonischen Vollkommenheit geschmückt worden.

Nach dieser bescheidenen Vorrede fieng er an, dasselbe zu zergliedern, als ihm eben

auch ein Schauspiel beifiel, das, wie er sich ausdrückte, sein Drama ins Reine brachte, und worüber er nun das Urtheil der Versammlung erwartete. Er hatte an dem nämlichen Tage den vierten Auftritt des fünften Actes zur Welt gebohren; ein Auftritt, setzt' er hinzu, von dem die Ausführung aller meiner Stücke abhängt. Er ist reich an Schönheiten, fuhr er mit lispelnder Stimme fort, kein Mensch hat wohl jemahls eine schönere Materie, als diese, mit Stärke und Nachdruck abgehandelt. Ich habe sie lediglich dem Zufall des Glücke zu danken, und kann nur nicht einsehen, warum der große Corneille nicht darüber gerieth, denn unter uns, nur dieser einzige Dichter unsrer Nation wäre fähig gewesen, die Summe dieser Schönheiten in ihrer Fülle zu empfinden. Dem Racine wäre sie auf keinen Falle gelungen, und ich sprach neulich mit dem berühmten C* davon, welcher ohne Widerspruch der beste ist, den wir haben — er erstaunte darüber. Des

Titels wegen bin ich einigermaßen verlegen, und ich bitte Sie nun um ihre ungeſchminkte Meinung. Ich ſelbſt traue mir zu wenig Unpartheilichkeit zu, weil mich noch der Reiz der Neuheit beſeelt. Das Entzücken über alle dieſe neuen ſchöpferiſchen Ideen würde die Reinheit meines Urtheils in ihrer Geburt erſticken. Es wird ihnen hoffentlich bekannt ſein, daß der Gegenſtand meines Stücks Medrach, Sadrach und Abednego ſind, wie ſie der Gluth des feurigen Ofens entwiſchen, wohin ſie Nebucadnezar hatte werfen laſſen. Was mich wegen des Titels unſchlüſſig macht, iſt die Wichtigkeit der Rollen aller drei Brüder, indem ich nicht weiß, welchem unter ihnen der Vorzug gebührt. Ich wollte das Stück anfänglich Nebucadnezar überſchreiben, aber auch das hat ſeine Schwierigkeiten. Ich will zur Probe nur den vierten Auftritt deklamiren.

Auf dieſen lächerlichen Auftritt, mit dem ich den Leſer nicht behelligen will, folgte

die Erzählung des Ausganges, in welchem, wie der Verfaſſer meinte, Nebucadnezar durch ein Wunder gerührt, und mit Abſchwörung des türkiſchen Glaubens ein Chriſt würde. Dieſe burleske Schilderung erwarb ſich die Bewunderung der ganzen Verſammlung. — — Man fiel dann auf andere Werke, man ſprach von Oden auf Pferde und Hunde, von hiſtoriſchen und moraliſchen Stücken, welche man in Epigramme, Madrigalen und Sonnetten gebracht hatte.

Dieß war denn die Sammlung von Originalen, die den Hof meiner vernünftigen Tante ausmachten, und bei denen ein alter Mathematikus den Vorſitz hatte. Ich habe wohl nie einen verdrüßlichern, eigenſinnigern und abgeſchmacktern Pedanten geſehen. Unter einer entſetzlichen Perrugue, die mit Verluſt eines Theils ihrer natürliche Farbe dem Zahne eines halben Jahrhunderts widerſtanden hatte, erblickte man, ich weiß nicht was? das einem Geſichte ähnelte, mit zwei einge-

fallenen gläsernen Augäpfeln, die sich ohnmächtig im Kopfe wälzten. Eine lange spitzige Nase, auf die die Blattern seltsame Figuren geäzt hatten, verwandelte den Taback in glänzende Rubine. Nicht weit davon in einer tiefen Hölung lag der Mund, dessen schwere Kinnbacken mit aller Gewalt getrieben werden mußten, um zwei oder drei abgenützte Formeln, womit dieser ehrwürdige Bücherwürm alles zu entscheiden pflegte, heraus zu belfern. Uebrigens war er von Natur ein kalter, unbehelflicher Mensch, der nur selten mit seinen Orakelsprüchen belehrte, und noch überdem so viele dunkle Dinge plauderte, daß man sich alle Mühe geben mußte, um davon etwas zu begreifen. Um ihn einigermaßen zu entschuldigen, hieß es dann, der gute Mann hat keine deutliche Aussprache, aber seine Reden sind scharfsinnig, und seine Ideen grundgelehrt. Es ist einer von den starken Geistern, denen man in Rücksicht des Verstandes den Mangel des

Körpers verzeihen muß. Eine herrliche Aussicht für die Bildung eines Jünglings — ach! eines Knabens, der zum erstenmahl in die Welt trat! Man kann leicht denken, wie sehr mich die Süssigkeit dieser ehrsamen Gesellschaft an sich zog. Zu allem Glück aber hielt man mich für ein Kind, das noch keiner Einsicht fähig sei, und für viel zu flatterhaft, als daß man sich um meine nähere Belehrung hätte bekümmern sollen. Meine Tante fühlte mir gleich bei meinem Eintritte in ihr Haus, um meinen Geschmack zu prüfen, auf den Zahn, und da sie, wie ich vermuthe, keinen Geist ihrer Art in mir fand, der geschickt gewesen wäre, in ihr System verpflanzt zu werden, so überließ sie mich meiner Roheit. Ich wurde als ein Laye von allen ihren Geheimnissen ausgeschlossen, und nun übernahm der Graf, ihr Gemahl, meine Bildung mit aller nur ersinnlichen Sorgfalt.

Der Graf war einer von den Soldaten, die durch einen anhaltenden Genuß der

Welt das natürliche Licht der Vernunft noch vollkommener gemacht haben; ihr Verstand hat der Kunst nichts zu danken, sondern was er ist, ist er von sich selbst; die Erfahrung vertritt bei ihnen die Stelle der Wissenschaft. Artige, ungezwungene Höflichkeit, eine liebreiche und stets fesselnde Offenheit ziehen den Menschen augenblicklich an. Man befindet sich niemahls in steifen, abgezirkelten Verhältnissen, sie sehen den Wunsch in unsern Augen, und erfüllen die leisen Winke unserer Seele. Ihr Herz macht, wenn ich mich so ausdrücken darf, schon bei der ersten Zusammenkunft mit dem unsrigen Bekanntschaft. Es will uns gewinnen, und niemahls schlägt es ihm fehl. Es darf sich nur in seiner offenen Reinheit zeigen, um seiner Eroberung gewiß zu sein. Man überläßt sich mit Vergnügen den Regungen des Dankes und der Freundschaft, welche die Großmuth und die Aufrichtigkeit nur immer verdienet. Ihre Natur drückt alle diese Tugenden aus, und

zwar auf eine gefällige ungezwungene Weise.

Mich dünkt — ich werde unwillkührlich ein Portraitmahler, und das war meine Absicht nicht. Leider! weiß ich, aus welcher Quelle diese Thorheit floß. Es ist vielleicht eine epidemische Krankheit, und die allgemeine Seuche hat mich angesteckt. Nichts ist so schädlich, als ein böses Beispiel, und es giebt gewisse Vorbilder, die uns verderben, ohngeachtet wir uns bestreben, ihnen auszuweichen. Jedoch kann dieser Fehler (wenn er anders einer ist) allenfalls noch entschuldiget werden.

Dem Grafen folgt' ich überall. Er führte mich in allen guten Häusern seiner Bekanntschaft auf, man behandelte mich auszeichnend gütig, man erzeigte mir alle nur ersinnliche Hochachtung, die seinem Stande, und dem besondern Ansehen, das er sich durch seine Verdienste erworben hatte, gebührte. Diese Auszeichnung schmeichelte meiner klei-

nen Eigenliebe. Ich freuete mich besonders darüber, wenn ich sah, daß ich in Gesellschaften etwas galt, und dieß raubte meinem Charakter eine gewisse Blödigkeit, die man gewöhnlich vom Lande mitbringt. Und in der That — nie wird ein junger Mensch auf sich aufmerksamer, als wenn man ihm eine Art Gewicht zugesteht, das er sich vorher selbst nicht zutrauete.

Ich gieng in mein zwölftes Jahr. Schon in diesem Alter suchen sich die Leidenschaften zu entwickeln, und die Schranken zu überspringen, welche sie bisher in Zaum hielten. Meine tägliche Arbeiten waren nur ein schwacher Damm, dem wütenden Strom meines feurigen Temperaments Einhalt zu thun. Mein Herz, welches sich in einen Abgrund unbekannter Begierden warf, den es nicht zu ergründen wußte, rang in dieser Verwirrung nach einem glücklichern Zustand, den es sich auf mancherlei Art vorzuspiegeln suchte, ohne ihn zu finden.

Mein allzu regelmäßiges Leben ward mir endlich beſchwerlich. Selbſt die zu große Ruhe war mir unangenehm. O! Du glückliche Ruhe, deren Werth ich damahls ſo wenig zu ſchätzen wußte, muß ich dich deshalb verliehren, um deſto heftiger zu fühlen, wie ſchätzbar du biſt! ? Die Liebe kannt' ich nur dem Namen nach, und das, was ich davon in Romanen geleſen hatte, machte mich in dem Puncte nicht viel klüger. Alle dieſe Bücher überſchwemmten meine Fantaſie mit Idealen, die in der wirklichen Welt nicht exiſtirten. Die gekünſtelte, und immer klagende Zärtlichkeit kam mir als ein Mährchen vor, dem die geſunde Vernunft widerſpricht. Und dem allen ohngeachtet waren unter den verſchiedenen Arten der Glückſeligkeit, die meine Fantaſie gebahr, die Heftigkeit einer doppelten Neigung eben das, was mich am meiſten feſſelte. Mein bezauberter Geiſt verlohr ſich in einer Fülle entzückender Vorſtellungen, welche mich auf eine angenehme Art ergötz-

ten. Nur ungern entsagt' ich diesem Vergnügen! Mit neuem Reize kehrt' ich dahin zurück. O! was für süsse, für erquickende Bilder dachte ich mir in der Wirklichkeit, deren Schatten schon so vielen Eindruck auf mein Herz machte!

2.

In diesem Zustande konnt ich nicht lange verharren; ich suchte den Verlust meiner Freiheit allzu begierig, als daß ich denselben nicht hätte finden sollen. Ein Augenblick war hinreichend, um meinen Wunsch zu befriedigen, und dieser Augenblick war nicht fern.

Ich war in der Oper. Mein Hofmeister und der Graf sprachen mit einander, bis das Schauspiel anfieng. Ich verjagte mir indeß die Langeweile mit Betrachtung der

verschiedenen Personen, die den Saal fülten. Eine Loge der unserigen querüber, ward geöffnet, ich wandte meine Augen schnell dahin, und erblickte drei sehr schöne Damen, die mir Frauenzimmer von Stande zu sein schienen. Indessen sie ihre Sitze einnahmen, gewann ich Zeit, sie genau zu betrachten. Eine von ihnen war so schön, daß es mir ohnmöglich ward, mein Auge abzuwenden. Meine Blicke blieben wie angewurzelt an ihren schönen Augen geheftet — und in der That, sie übertraf die beiden übrigen bei weitem.

Der Graf von Villevier bemerkte sie sogleich bei ihrem Eintritt, und machte ihr eine Verbeugung, als einer ihm schon längst bekannten Person. Ich war darüber herzlich vergnügt, ohne das Warum? zu wissen. Ich war noch mit meinen Gedanken beschäftiget, als sich unsere Logenthür öffnete, und — wer schildert mein frohes Erstaunen, eben die schöne Dame trat zu uns herein.

„Ei! gnädige Frau, sagte der Graf lächelnd, wie hintergehen sie ihre Freunde, wenn man sie auf dem Lande glaubt, stecken sie in Paris.“

Ich war auch wirklich auf dem Lande, entgegnete sie, und nur erst gestern Abend bin ich von da zurückgekehrt.

„Marqvis! rief mir der Graf zu. Ich sprang vom Stuhle auf, und trat hervor. Gnädige Frau, fuhr er fort, indem er auf mich zeigte, der Marqvis von Mazzini. — Als sie meinen Namen nennen hörte, schrie sie beinahe laut: Wie? Die Marqvise von Mazzini ist ihre Mutter? Mein Gott! wie befindet sie sich? Will sie denn noch immer in ihrer Provinz bleiben? Wird sie denn nicht müde, dort in der Einsamkeit zu leben, und ihre guten Freunde zu kränken, die seit ihres Mannes Tode ihren Umgang entbehren mußten? Wie böse bin ich auf sie! Doch ich verzeihe ihr einen Theil des uns geschehenen Unrechtes in Rücksicht eines so liebens-

würdigen Sohnes. Ich dankte ihr nach Kräften für diese Schmeicheley. Sie merkte meine Verlegenheit, und wandte sich gegen den Grafen. Währender Zeit hatt' ich Muße mich zu sammeln, ich betrachtete sie auf das genaueste, und bemerkte in ihren Blicken, daß mir diese Untersuchung nicht nachtheilig sei. Die gute Meinung, die man von sich selbst hegt, ist bedachtsam, sie läßt auch nicht die geringsten Kleinigkeiten unbemerkt vorüberschleichen."

Das Aufrollen des Vorhangs riß unser Gespräch ab. Nach dem Schauspiele reichte ich der Baroninn die Hand (sie nannte sich Sievers) und wir schieden mit dem Versprechen von einander, ihr den folgenden Tag meine Aufwartung zu machen. Ich kam äuserst vergnügt nach Hause, mein Herz hatte nun eine Beschäftigung erhalten, und das hatt' ich ja schon lange gewünscht. Ich ermangelte nicht, den Grafen des andern Morgens an unser gegebenes Versprechen zu erin-

nern. Ich glaubte nicht, daß jemand in der Welt verliebter sein konnte, als ich. Ich hatte mich zwar schon seit geraumer Zeit entschlossen, der Liebe ein Opfer zu bringen, allein immer blieb ich in der Wahl ungewiß. Der Gegenstand, den ich zuletzt verließ, war endlich das Ziel meiner heissesten Wünsche, der erste selige Eindruck, den mein Herz begierig auffaßte.

O! welche Thorheiten begeht das menschliche Herz. Es stürzt sich unaufhaltsam dem mordenden Dolch entgegen, es umschlingt mit Freuden den betrügerischen Schimmer einer unzeitigen Leidenschaft, es wendet alle seine Kräfte auf, von diesem Feuer entzündet zu werden, und wenn dann alle seine Versuche mißlingen, so klagt es über Mangel der Empfindung. Kommt endlich der unglückliche Augenblick, der alles entscheiden soll, so zeigt der schwache Mensch eben so großen Widerstand, und man glaubt, als ob die Seele das bittre Elend ahnete, das diese unglück-

liche Leidenschaft hervorbrachte. Sie fliehet, wenn ich mich so ausdrücken darf, in sich selbst zurück, und sucht sich vor dem Streich, der ihr drohet, in Sicherheit zu stellen. Das Herz schließt sich fester zusammen, aber es verbirgt zugleich den Blitz, der es rührte. Es ist nun nicht mehr Zeit, das Unglück zu mildern. Die Wunde blutet fort!

Diese Stunde war bei mir zwar noch nicht gekommen, und mein Herz war noch zu wenig gestimmt, um sich auf diese entscheidende Neigung zu lenken. Ich stand in dem glücklichen Alter, wo das Herz anfängt, seine Triebe zu entwickeln; die Zärtlichkeit, von der es getrieben wird, besteht mehr im Wirken als im Nachdenken, und kaum läßt sie ihm so viel Zeit, darüber gehörig nachzudenken. Es siehet die Liebe bloß von der angenehmen Seite an, es ist empfindlich bei den Eindrücken der Wollust, und schlüpfet über das ädlere Vergnügen der Liebe leichtsinnig hinweg. Diese Liebe umständlich zu prüfen

— das iſt des Herzens Sache nicht. Seine Lebhaftigkeit wird endlich nach und nach lauer, es läßt ſich nicht mehr ſo leicht befriedigen, und ein neuer in ihm entſtandener Trieb muß es wieder rege machen; ſeine Begierden ſind geprüfter, und eine nur oberflächliche Bewegung würde ſie nicht genug erhizzen; es vervielfacht ſeine Empfindungen durch die Mehrheit der Gegenſtände, allein es muß auch die eitle Ehre, nach einem Syſteme zu lieben, theuer genug bezahlen. Furcht, Bekümmerniß, Angſt und Eiferſucht ſind die Früchte dieſer Prüfung. Und wenn es endlich die Empfindungen einer chimäriſchen Liebe erſchöpft hat, wenn endlich alles Vernünfteln und Ueberlegen weicht, ſo kehrt es in ſeinen vorigen Standpunct zurück, und ergiebt ſich bloß dem ſchmeichelnden Farbenſpiel der Sinne.

Die Baroninn war eine Wittwe von ungefehr vier und zwanzig Jahren, ſchön und verführeriſch, wie eine Grazie. Man hielt

sie für ein aufknospendes, unschuldiges Mädchen. Eine ungezwungene Lebens-Art, ein humorisches Temperament, eine angenehme Gesichtsbildung, und ein schlankgeformtes Ebenmaß des Körpers — alles dieß gab ihr einen so hinreissenden, sanften Anstrich, daß man sie lieben mußte. Zu dem kam noch ein majestätischer Gang, eine offene Miene des Gesichts, eine melodische Sprache — und in ihren Augen blitzte ein sanfter Strahl der Heiterkeit, ein durchdringender und das Herz erwärmender Blick.

Ich besuchte sie sehr oft, und schon war es mir Gewohnheit geworden, sie liebenswürdig zu finden. Die sanfte, gütige Behandlung, die sie mir bezeigte, und die kleinen Vorzüge, die ich in ihrem Umgange genoß, bestimmten vielleicht meine Eigenliebe zu ihrem Vortheil. Die Eitelkeit ist dankbar, und setzt auch der kleinsten Achtung, die man ihr bezeigt, ein unvergeßliches Denkmahl. Ich empfand eine heimliche Zufrie-

denheit, wenn ich mir selbst das Bekenntniß ablegen konnte: Die Baroninn ist schön, reizend — sie behandelt dich gütig, zuvorkommend. Mein höchster Triumph war, wenn ich sah, wie so vielen Eindruck mein Betragen auf ihr Herz machte — nur um zu dessen Besitz zu gelangen, schien mir unendlich schwer zu sein.

Der Graf und mein Hofmeister lagen mir beständig auf dem Halse, und der Zwang, den sie meiner Sehnsucht anlegten, war mir unerträglich. Ich wünschte, nur ein einzigesmal allein bei ihr zu sein, und ohngeachtet ich noch ziemlich ungeschickt war, das Entzücken einer geheimen Zusammenkunft unter vier Augen in seinem ganzen Umfange einzusehen, so erblickte ich doch halb und halb einen Theil davon einzusehen. Ich konnte mir dieß Vergnügen nie denken, ohne eine innere angenehme Empfindung zu haben — aber was für Mittel sollt' ich zu meinem Zweck wählen? dieß bekümmerte mich. Stets be-

schäftigten sich meine Sinne damit, aber meine Einbildungskraft bot mir keine Hülfe dar. Das machte mich ungeduldig. Ich war noch viel zu jung, als daß mir meine Begierden hätten zum Zeitvertreib dienen sollen, und sie setzten mir auch viel zu heftig zu; es war mir unmöglich, sie bei dem bloßen Gedanken still zu halten, sondern sie hatten eine stärkere Nahrung nöthig. Da ich nun beinahe alle Hofnung auf einen sichern Besitz verlohr, ward mein Hofmeister unpäßlich; ich machte mir diese Krankheit trefflich zu Nutze, und faßte den Entschluß, mich dieser Freiheit aufs beste zu bedienen.

Das erstemahl, als der Graf ausgieng, nahm ich mir vor, bei der Baroninn meinen Besuch abzulegen. Ich wandte die wenige Kunst, die das Verlangen liebenswürdig zu scheinen, mir eingab, lediglich zu meinem Putze an. Bisher hatt' ich nur wenig Aufmerksamkeit auf meine körperliche Bildung gewandt, noch weniger aber prüfte ich die

Vortheile, welche die Galanterie unſeres Jahrhunderts daraus zu ziehen pflegt. Jetzt erſt ſah ich ein, wie nützlich ſie mir ſein könnte. Ich frug den Spiegel um Rath, als das einzige Orakel, zu dem ich meine Zuflucht nahm — und ich war mit ſeiner Antwort ſo ziemlich zufrieden. Die gute Meinung, die man von ſich ſelbſt hat, macht gemeiniglich alles leicht, was uns perſönlich betrifft; man ſehnt ſich, zu gefallen, und der Stolz überredet uns, daß wir ſehr unrecht handeln würden, nur einen Augenblick an dem glücklichen Ausgang der Sache zu zweifeln.

Man wirft dem weiblichen Geſchlechte die Koketterie vor; ſind wir Männer etwa beſſer? O! wir wollen doch ja der Wahrheit treu bleiben! Wir wiſſen die unſrige nur dichter zu verſchleiern. Die Koketterie der Männer iſt eine Heuchlerinn, die ſich verlarvet, und auf eine ſo plumpe Weiſe, daß, trotz unſrer Sorgfalt, ſie zu verhüllen, ſie dennoch hell genug hervorſchimmert; bei dem

ſchönen Geſchlechte iſt ſie ohne ängſtliche Sorgfalt, mithin natürlicher, ja ſo gar vernünftiger. Wir würden uns ſchämen, ſie äuſerlich merken zu laſſen; — und gleichwohl werden wir in unſerer eigenen Gegenwart darüber nicht ſchamroth. Daraus entſpringt unſere Vorſorge, ſie mit dem Mantel der Heucheley zu bedecken, unſere verſtellte Nachläſſigkeit, unſere gezwungene Vergeſſenheit, und die ſcheinheilige Verachtung, welche wir dafür bezeigen. Wir dünken uns weiſe, wenn wir andere zu täuſchen wiſſen, und halten die Fertigkeit, vor unſern eigenen Augen lächerlich zu ſcheinen, für eine Kunſt. Die Weiber machen ſo viel Umſtände nicht, weil ſie wiſſen, daß dieſe Schwachheit (iſt ſie anders eine) allgemein iſt. Sie geben gutwillig nach. Unſere Koketterie iſt heimtückiſch, die ihrige voller Offenheit. Wir können von der Gewißheit ihres Betruges auch noch ſo überzeugt ſein, ſo werden wir ihren Streichen doch nicht entgehen; ſie ſind ihres Triumphs

gewiß, und trotz unserer ungerechten Geiselung, die sie nach Verdienst zu schäzzen wissen, erhalten sie sich ohne Ausnahme in dem Besitze des Rechtes — zu gefallen, ein Recht, das wir ihnen vergeblich streitig machen würden. Der Erfolg rechtfertiget sie.

3.

Sobald ich mit meinem Putze fertig war, und ich nun sicher glaubte, daß ich meinem Glücke getrost entgegen eilen dürfe, gieng ich, wohin mich die Liebe rief. Auf dem Wege entwarf ich tausend Plane, ich feierte schon im Geiste den errungenen Sieg, meine Fantasie spiegelte mir die Blasen meines Glücks im voraus vor. Das alles machte mich bei mir selbst verdienter, und ich betrachtete mich mit einer Art Hochachtung. Je näher ich dem Palais der Baroninn kam, desto stär-

ker klopfte mein Herz, meine Bewegung verdoppelte ſich beim Eintritt. Es ſchien gleichſam, als ob meine Seele nicht hinreichend ſei, um die Freude zu faſſen, womit ſie erfüllet war. Ich durchflog die Zimmer mit Eilfertigkeit, und öffnete ſelbſt die Thüre des geheimen Cabinets, wo die Baroninn gemeiniglich zu treffen war, wenn ſie allein zu ſein wünſchte. Sie war mit Leſen, und ſonder Zweifel mit Gedanken beſchäftiget, welche mir erlaubten, ihr holdes Geſicht einige Augenblicke ungeſtört zu betrachten. Sie ſaß in einer ſehr ungezwungenen Stellung auf dem Sofa — und zwar in der Attitüde einer Perſon, die keine Zeugen zu haben glaubt. Dieſe Stellung zeigte meinen Augen das ſchönſte Bein, ſo ich jemahls geſehen hatte; dieſer Anblick brachte mich in Verwirrung, ich war für Freuden entzückt, durch meine Adern ergoß ſich ein brennender Strom, mein Blut ſtieg in die Wangen empor. Ich weiß nicht, warum

ich jederzeit grade für diesen Theil weiblicher Schönheit mich interessirt fand. Sie erhohlte sich endlich aus ihrem Tiefsinn, und veränderte dadurch ihre Stellung. Dieß schmerzte meiner üppigen Begierde sehr! Sie erblickte mich.

„Ha! sind sie da, lieber Marqvis! sprach sie freundlich, und klappte das Buch zu. Sie kommen ohne Zweifel, mir Gesellschaft zu leisten, ich bin ihnen dafür auf das innigste verbunden, denn meine Einsamkeit fieng mir bereits an lästig zu werden Wo haben sie den Grafen gelassen? fuhr sie fort."

Ich glaubte ihn hier zu finden, gnädige Frau, entgegnete ich. Mein Hofmeister ist krank, deshalb komm ich allein.

„Ich habe also wohl nicht Ursache, versetzte sie schalkhaft lächelnd, ihren Besuch auf meine Rechnung zu schreiben?" — Ihre Absicht war ohnstreitig, mich in Verlegenheit zu setzen; und es gelang ihr nicht übel. Ich suchte mit Bedacht den Bewegungsgrund mei-

ner Gegenwart zu beſchönigen, ohne zu wiſ-
ſen, warum? Auf der andern Seite wär
ich verzweifelt, wenn ich ſie bei dieſem Ge-
danken hätte laſſen-ſollen, denn mein Betra-
gen ſah in dieſem Falle einer Unhöflichkeit
ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern, und
eben dieſer Gedanke half meine Furchtſamkeit
glücklich überwinden."

„Ich kann ihnen verſichern, gnädige
Frau! verſetzt' ich, daß, ſo groß auch die
Liebe gegen den Grafen in meinem Herzen
ſein mag, ich ihn anderswo mit weit inni-
germ Vergnügen gefunden haben würde, als
eben hier, denn durch ſeine Gegenwart wür-
de mir vielleicht in dieſem ſchönen Augenblick
ein hohes, unerſetzbares Glück — das Glück,
mich mit ihnen allein zu unterhalten, geraubt
worden ſein. Allein, ich habe, fuhr ich
fort, und ergriff den Drücker des Schloſſes,
vielleicht die Stunde nicht getroffen, wo es
mir vergönnt iſt, ihnen meine Ehrfurcht
zu bezeigen, ſie waren im Leſen begriffen,

als ich hereintrat, mein Besuch tritt der Unhöflichkeit so nah —

O! nicht doch, Herr Marquis! entgegnete sie schnell, indem sie mich zurückzog, sie müssen bleiben! Sie zog mich auf den Sofa nieder. Diese Vorrede hatte mich nicht vergessen lassen, was ich gleich anfangs gesehen hatte. Das Bein, welches meine ganze Sinnlichkeit in Bewegung brachte, lag mir unaufhörlich im Gedächtniß, ich warf von Zeit zu Zeit furchtsame Blicke auf den bekannten Ruhepunct, allein umsonst, ich sah nur die Spitze des Fusses, und das, was mir das neidische Kleid entzog, machte den Lauf meines Blutes schneller.

Ich konnte die Regungen meines Herzens nicht begreifen, und wunderte mich, daß ich für diese Leidenschaft jetzt so viel empfand, welche ich ehemals für etwas ganz gleichgültiges gehalten hatte. Es kam mir unaufhörlich wieder in den Sinn — und ich brannte vor Verlangen, es wieder zu sehen. Ach!

ich hätte für einen solchen Augenblick alles hingegeben. Dieser Gedanke, den ich durchaus nicht los werden konnte, preßte meinem Herzen einen Seufzer aus, ohne zu bedenken, daß ich nicht allein war.

„Sie seufzen, Herr Marquis! sagte die Baronne lächelnd. Wie kommt das? Wenn sie nicht so jung wären, so glaubt' ich, sie wären verliebt."

Diese Bemerkung in Rücksicht meines Alters war mir höchst unangenehm, ja! sie schien mir sogar ein unglückliches Vorbild meiner Wünsche zu sein. Mein Gott! wie war ich so unwillig über meine Jugend! wie schämt' ich mich deshalb! wie sollt' ich es nun wagen, meine Liebe zu gestehen? ! Ich fürchtete mich schon im voraus, für ihren Spott. „Doch, dacht' ich dann wieder, es ist ausserordentlich viel, wenn man das Herz hat, sich im zwölften Jahre zu verlieben. Noch ein Kind — hm! ja wohl ein Kind!" Das ärgerte mich.

Die Baronne hatte mich, meiner Jugend halber, so zu sagen, vor den Richterstuhl meines eigenen Gewissens gestellt, sie hatte mich so kleinlaut gemacht, daß ich vor lauter Bestürzung kein Wort sprechen konnte. Ich glaube, kein liederliches Mädchen konnte über den Vorwurf ihrer Schande empfindlicher werden! Diese Kränkung schlug mich so nieder, daß ich ihr nichts antworten konnte, als das Wort: „Verliebt —" hier stockte meine Zunge, und ich war nicht vermögend, weiter zu sprechen.

„Ihrer Stimmung nach, fuhr die Baronne fort, sollte man glauben, daß sie es wirklich wären, Marqvis! In der That, das wäre allerliebst. Zum wenigsten müssen sie wissen, daß ich ihre ergebenste Freundinn bin. Ich will ihre Vertraute werden. Das können sie mir nicht abschlagen. Wohlan, schliessen sie mir ihr kleines Herz auf." Dieser leichtsinnige, frevelnde Ton, mit dem sie diese Worte sprach, setzte mich in Ver-

zweiflung. Sie hielt mich für ein bloßes Kind! „Sie können sich auf meine Verschwiegenheit sicher verlassen, fuhr sie schalkhaft fort, oder zweifeln sie daran?“

„Keinen Augenblick! gnädige Frau, entgegnete ich betroffen, allein, sprechen sie selbst, kann man in einem solchen Alter wohl verliebt sein? Sie haben mir ja so eben die Unmöglichkeit selbst zugestanden. Beantwortete ich nun ihre Fragen mit Ja, so wär ich in Gefahr, aus ihrem schönen Munde verspottet zu werden. Oder ist etwa ihr Spott für ein Kind so süß? Es ist etwas so bittres, von einer schönen Frau verlacht zu werden, und käm ich in diese Verlegenheit, ich würde verzweifeln.“

„O! man wird ja nicht lächerlich, wenn man liebt, erwiederte sie. Die Liebe ist ja so was ernsthaftes, so was schönes! Und hab ich denn, eine Silbe von Hohn und Spott gesprochen! Aber ich verstehe sie! Gerade diese Furchtsamkeit, diese schöne Verwirrung,

in der sie sich befinden, lieber Marquis! versichern mir nur allzudeutlich das Gegentheil. Sie sind verliebt."

„Nein! gnädige Frau! ich schwöre ihnen hoch und theuer, daß ich es nicht bin!"

„O! sie kleiner Schalk! sie wollen mir das Geheimniß nur nicht gutwillig gestehen! Wohlan denn! sie weigern sich, es zu bekennen, und ich erkläre ihnen hiermit, feierlich, daß ich nicht befugt bin, es bei mir zu behalten."

„O! mein Gott! rief ich lebhaft, ich bitte sie, schweigen sie davon. Bei diesen Worten ergriff ich ihre Hand, und küßte sie innbrünstig, um dadurch meinen Bitten einen desto stärkern Nachdruck zu geben."

„Gut! sagte sie, ich seh es gern, wenn man meine Güte mit Aufrichtigkeit belohnt, und ihr Geständniß — wenn es auch etwas gezwungen herauskommt — entzückt mich."

Sie lieben also — so weit sind wir gewiß!

„Bedenken sie aber, gnädige Frau! daß sie mir Verschwiegenheit gelobt haben.“

„O! das hat keine Gefahr, fuhr sie scherzend fort, sie können auf meine Verschwiegenheit das Schloß ihrer Liebe bauen, ich bin stumm, wie eine Mauer! Nun kommts nur auf den Punct an, ob sie sich dieser Verschwiegenheit auch würdig zu machen wissen. Sie haben mir nun zwar gestanden, daß sie lieben. Aber das ist nicht genug. Ich kenne den Gegenstand ihrer Liebe noch nicht, und um das Beiwort „Vertraute“ im eigentlichen Sinne des Wortes zu verdienen, muß ich auch davon unterrichtet werden. Also, mein schöner Herr! darf ich von ihrer Gefälligkeit hoffen, mich näher in den Mittelpunct ihres Geheimnisses zu leiten?“ Meine Bestürzung verdoppelte sich. Was sollt' ich ihr antworten? Sie drang mit Heftigkeit in mich ein, und ich wußte nicht, welche Partei ich ergreifen sollte? Wenn mein Herz, aus Drang der Begierde, sich erklären wollte,

so schlug mich ein einziger feuriger Blick ihrer blitzenden Augen zu Boden, und mein Geheimniß, welches so eben entwischen wollte, starb mir auf der Zunge. Ich sah die Baronne mit Furcht und Zittern an, und saß neben ihr wie ein armer Sünder auf der Folterbank vor einem unerbittlichen Richter. Aus Furcht schlug ich die Augen nieder, und rang nach einer Ausflucht, dieses beschämende Bekenntniß zu hintertreiben.

„Sie tragen noch immer Bedenken, Marquis! fuhr sie lächelnd fort, mir das zu gestehen, was ich so schnlich wünsche. Sie schlagen mir unbarmherzig einen meiner heissesten Wünsche ab. Bisher rechnete ich mich unter ihre Freunde, und rechnete natürlich auf eine hohe Fülle ihres Zutrauens; allein ich sehe wohl, daß ich mich getäuscht habe."

„In Wahrheit, Baroninn! antwortete ich mit einem gezwungenen Lächeln, das ich für Natur hingab, wie leichtgläubig sie sind! Denken sie denn also wirklich, ich

wäre im Ernſte verliebt? Sie ſcherzten anfangs, und ich erwiederte den Scherz. Das „iſt mein Geſtändniß vor jetzt. Ich verſichere ihnen mit aller nur möglichen Aufrichtigkeit, daß ich nie daran dachte, was ſie von mir ſo ohne alle Gründe wähnen.“ Ich glaubte durch dieſe Wendung aus der Schlinge zu kommen, und freuete mich ſchon meines glücklichen Einfalls. Aber ich betrog mich.

„Kommen ſie ſchon wieder auf ihre Schliche, kleiner Starrkopf? ſagte ſie, haben ſie unſern Friedensvergleich ſobald vergeſſen? Nehmen ſie ſich in Acht, Marqvis! ich verrathe ſie gewiß.“

„Mein Gott! wie grauſam ſind ſie! Sie müſſen doch ein wahres Vergnügen empfinden, mich zu martern.“

„O! lieber Marqvis! rief ſie lachend, deshalb beklag ich ſie noch nicht. Martern? ſehen ſie doch. Die Entſchleierung eines ſo ſüſſen Geheimniſſes nennen ſie Marter? Dennoch — gut ich geſtehe es ihnen, ich bin

etwas schlimm! und ich sage ihnen nun kurz und gut, daß ich unerbittlich, daß ich ohne Gnade bin. Sie bemühen sich umsonst, fuhr sie fort, und erstickte mit ihrer niedlichen kleinen Hand, welche sie mir auf den Mund legte, die Worte meiner Ausrede, sie erhalten keinen Pardon, und meine Neugierde muß gestillt werden. Unter diesen Worten ward ihre Hand, welche sie mir auf meine Lippen gelegt hatte, ein Raub der zärtlichsten Küsse."

„Es ist alles vergebens, spann sie den Faden des Gespräches fort, sie gewinnen ohne eine befriedigende Antwort nichts, gar nichts. Bei mir ist keine Ruhe zu hoffen, denn ich muß — ich will den Namen der Glücklichen wissen, die ein so kleines, zärtliches, liebevolles Herz so früh entflammen konnte. Sie sollen mir nicht entwischen."

Meine Lippen lagen auf ihrer Hand, wie angeheftet, ich ließ sie nicht los. Jeden Augenblick wurden sie brennender. Ich gewöhnte mich unvermerkt an dieses süsse Spiel

und ward dadurch beherzter. Ich warf meine Augen auf die Baronne, die ihrigen begegneten ihnen, und weckten in meinem Herzen eine Verwirrung, die ich auszudrücken nicht fähig bin. Ein wiederhohltes heftiges Klopfen meiner Brust benahm mir den Odem, mein Gesicht glühete, alle meine Leidenschaften empörten sich. Ich war durchaus ein Opfer der verzehrendsten Flamme, ein Ueberbleibsel der Furcht fesselte sie noch, aber auch diese verschwand zusehends. Dieß Geständniß, welches die Baroninn so begierig von mir heischte, schien mir endlich nicht mehr so schrecklich zu sein, und mein Geheimniß hieng nur noch an einem dünnen Faden.

Es war unmöglich, daß die Baroninn den Eindruck, den meine erröthende Verlegenheit bei ihr hervorbringen mußte, nicht hätte merken sollen. Die Zweideutigkeit desselben war nicht hinreichend, sie mit einer Lüge abzufertigen. Doch man findet ja bisweilen sogar ein Vergnügen, sich in gewissen

Dingen unwissend zu stellen. Das Herz weigert sich, von dem, was es siehet, Rechenschaft zu geben, es entziehet sich dem ernstern Nachdenken, vermittelst einer verstellten Sorglosigkeit. Es siehet die Folgen nicht ein, oder will sie vielmehr nicht einsehen, weil es selbige für minder gefällig hält, als sie in der That sind. Warum soll es die Gefahr achten? Es ist ein zu verdrießliches Ding, immer auf der Hut zu sein — ein unwiderstehlicher Trieb sagt ihm vielmehr, daß es so süß ist, sich in Gefahr zu begeben. Die Verblindung bleibt, man verirrt sich nur stufenweise. Der Augenblick des Sieges fliegt heran, und wir geben uns nun mit einer so innigen Zufriedenheit gefangen, als wenn wir ganz tadellos wären. Nun wirft man alle Schuld auf die Uebereilung — ach! wie angenehm und süß ist eine solche Rechtfertigung.

„Werden sie noch länger auf ihrem Starrsinn beharren? fuhr die Baronin mit bit-

lendem Munde fort. Denn sie sah wohl ein, daß ich noch etwas Muth bedürfe, ehe es mir gelingen würde, zur gänzlichen Offenheit überzugehen.

„Nun wohlan denn, rief ich mit Feuer, darf ich ihres Versprechens mich versichern, daß sie mich nicht verspotten werden?"

„Ja! ich verspreche es!"

„Das ist noch nicht hinreichend! Ich muß auch ihrer Vergebung gewiß sein."

„Natürlich!" versetzte sie mit Ungeduld, die mir gleichsam anzukündigen schien, daß dieß Geheimniß vielleicht sie mit betreffen könnte.

„Bedenken sie wohl, gnädige Frau! zu was sie sich verbindlich machen, ein Meineid der Art ist sehr strafbar."

„Fürchten sie nichts, saate sie lächelnd, nur heraus mit der Sprache."

„ Nun wohlan denn, ich liebe — — aber sie müssen nicht bös werden."

„Mein Gott! nein! ich werde nicht bös.

. . . Was sie doch für Umstände machen. Also sie lieben . . . ? aber wen . . ?"

„Sehen sie mich an, gnädige Frau! ein Blick dieses schönen Auges wird mich standhafter machen."

„Nun, indem sie mich anblickte, ists so Recht? . . ."

„Ja! gnädige Frau! allein wenden sie diese schönen Augen wieder ab. Sie sind mir zu gefährlich. Ach! (indem ich ihre Hand ergriff) sollten sie den Gegenstand meiner heissen Liebe nicht rathen? . . ."

„Ich besitze die Gabe einer Prophetinn nicht, entgegnete sie lächelnd."

„Oder sie wollen sie nicht besitzen. Sie sind eine böse Frau. Doch um sie zu strafen, sollen sie nun mein Geheimniß erfahren, und wenn sie es auch nicht hören wollten."

„Und ich will sie damit strafen, daß ich ihre Geheimnisse nun im Ernste gar nicht wissen mag."

Dieß war das einzige Mittel, mein Be-

kenntniß zu beſchleunigen. Ich konnte dieſe Verſtellung nicht länger ertragen. „Ja! gnädige Frau! fuhr ich fort, ich bin verliebt. Meine Zunge ſtockte etwas. Ich ſah ſie mit brennenden Augen an, und drückte ihre Hand feſter in die meinige. Ich liebe ſie — gnädige Frau!“

„Nun bin ich für meine Neugierde doppelt bezahlt, ſchrie ſie, und brach in ein wütendes Gelächter aus. Das hätt' ich in Wahrheit nicht erwartet. Sie ſind ein kleiner Schelm, und glaubten mir durch dieſe Liſt zu entwiſchen; allein ſie ſind noch nicht frey. Sie hofften mich durch dieſe Wendung zu hintergehen — allein ſie irren ſich. Ich will durchaus die Wahrheit wiſſen.“ Dieſer Worte ohngeachtet, glaub ich, daß es ihrer Eitelkeit ſehr geſchmerzt haben würde, wenn dieſe Wahrheit, nach der ſie ſo begierig rang, weniger zu ihrem Vortheil ausgeſchlagen wäre.

4.

Mein Herz war viel zu sehr beschäftiget, als daß ich mich bloß mit leeren, nichtsbedeutenden Antworten hätte begnügen sollen. Kaum hatt' ich mich der Sorgen, die mir meine Liebeserklärung gemacht hatte, entlediget, so hielt ich mich für einen ganz andern Menschen. Mein Geist fühlte sich leicht. Eine Bürde war von meiner Brust gesunken, ich athmete freier. All meine Furcht, meine Verlegenheit war verschwunden, sie hatten ihre Rollen mit einer liebenswürdigen Frechheit gewechselt, die man in solchen Fällen gewöhnlich zu beobachten pflegt. Dieser Stevers, die mir einen Augenblick vorher so schrecklich vorgekommen war, erschien nun meinen Augen in einem weit mildern Lichte, ich hielt sie in dem Augenblicke für nichts

weiter, als für ein liebenswürdiges Weib, das mir lauter Liebe einflößte. Ich ließ meiner erhitzten Leidenschaft den Zügel schiessen, die Heftigkeit meines Blutes machte mich verwegen. Ihre Reize betrachtete ich als ein Kleinod, das ich schon erworben hatte, und gieng mit ihm um, wie ein Sieger. Ein Knabe, wie ich, weiß wen'g von Behutsamkeit, er kennt nicht einmahl die verschiedenen Stufen, die er zu steigen hat. Sie setzte sich meinen Händen lachend zur Wehr, aber alle die Hindernisse, die sie mir in den Weg warf, erhitzten mein Blut nur noch mehr. Ich sah endlich das Bein wieder, dessen Anblick ich so lange hatte entbehren müssen. Und was würde ich nicht alles gesehen haben, wenn ich muthvoller gewesen wäre.

„Pfuj! Marquis! sagte sie in einem bösen verstellten Tone, sie machen mich schamroth! Wissen sie wohl, daß ein Weib die Waffen —

Still! Still! meine Gnädige, fiel ich ihr ins Wort. ich lasse mich nicht abhalten. Jetzt will ich mich für die Schalkheit rächen, die sie mir so bitter empfinden liessen.

„Ich erstaune! Wie können sie sich dieses Tons gegen mich erkühnen, Marqvis? Ich erkenne sie gar nicht mehr. . . .“ Während dieß, waren meine Hände nicht einen Augenblick müssig, ich versuchte mein Glück bei dem versteckteſten Reize! Ich ward immer zurückgetrieben, und immer kam ich von neuem wieder.

Die Baroninn ward — sei es aus Müdigkeit, oder einer andern Ursache — zusehends stiller und ernsthafter. Doch dieser Ernst hatte nichts schreckliches für mich, auch schien er von keiner Beleidigung herzurühren. Ich bestrebte mich, diese wenigen Augenblicke zu nützen. Sie erhohlte sich wieder, und befahl mir im ernstlichen Tone, meine Bemühungen zu unterlassen, allein eben

dieſer ernſtliche Ton war für mich nicht überzeugend genug.

Ich bemerkte in ihrem Geſichte eine auffallende Veränderung, ſie hatte eine ſo ganz beſondere Miene, die mich aufmerkſam machte. Einige Seufzer entflohen ihrer Bruſt — ich war ſo unbeſonnen, dieſelben für Vorläufer ihres ausbrechenden Unmuths anzunehmen. Ich verdoppelte daher meine Liebkoſungen, und bat ſie dringend, mir zu verzeihen. „Sollt' ich ſie beleidigt haben, meine Gnädige! rief ich. Mein Gott! ich würde troſtlos ſein. Oder befinden ſie ſich nicht wohl?" Sie beantwortete keine meiner Fragen, und ihr Odem war kurz und gebrochen. In der That — ihr Zuſtand bekümmerte mich ungemein. Sie erhohlte ſich endlich, und richtete ihre halbverlöſchenden Augen auf mich. Unſere Blicke begegneten ſich, ſie erröthete, und wurzelte die ſchönen Augen in den Boden. Ich wußte nicht, was ich denken ſollte! Wär' ich nicht ganz von ihrer Ge-

ſundheit überzeugt geweſen, ich hätte das, was ich ſah, für den Anfall eines Schwindels gehalten.

„Sie ſind alſo in der That unpäßlich, ſagt' ich, ſollt' ich wohl Schuld daran ſein?

„Laſſen ſie mich in Ruhe, Marqvis! entgegnete ſie, mich ſanft zurück ſtoßend."

Meine Geduld war endlich auch am Ende. Ich warf mich zu ihren Füſſen. Ich hatte dieſe Stellung in vielen Romanen als bewährt gefunden, und immer, wenn ich ſie las, hatt' ich ſie mir als etwas rührendes gedacht. Daher ſchrieb ich einem Liebhaber in einer ſolchen Attitüde mehr Annehmlichkeiten zu. Ich ergriff ihre Hand, und preßte ſie an meinen brennenden Mund. Sie blieb, wie vor. Eine gewiſſe, angenehme Bläſſe vermiſchte ſich mit dem reizenden Carmin ihrer Wangen — ein ſanftes wollüſtiges Zittern ihrer Lippen beſtärkte mich in dem Wahne, daß ſie wirklich krank ſei. Dieſer Anblick rührte mich ſo ſehr, daß ſich meine Augen

mit Thränen füllten. Denn ich bin von Natur gut, und mitleidig.

„O! wie strafbar bin ich doch, rief ich aus, daß ich diese Verwegenheit begieng! — Bei diesen Worten küßt' ich ihre Hand auf das zärtlichste. Sie sank in eine neue Ohnmacht, die noch weit merklicher, als die erste war. Meine Bestürzung erreichte einen noch höhern Grad. Ich sprang auf, um ihr zu Hülfe zu eilen. Ich hob ihr Haupt empor, welches auf die Milchfläche der Schultern herabrollte, und indem ich mich auf die schönen, halbverloschenen Wangen niederneigte, zog sich mein Mund so nahe auf den ihrigen, daß ich dem Entzücken, ihre Lippen zu küssen, nicht länger widerstehen konnte. Ich war nicht vermögend, mich von diesen lieblichen Kindern der Liebe zu trennen, ich heftete sie nur noch fester. Nun überfiel mich die nämliche Krankheit, meine Augen erloschen, und die Trunkenheit meiner Sinne löste sich auf in einen

fühllosen Zauber. Die Baroninn kam zuerst wieder zu sich.

„Nein! rief sie mit fliegender Brust, es ist mir unmöglich, zu widerstehen!“ Sie drückte mich fest an ihren Busen. Ihre Lippen, die vorher wie todt an den meinigen hiengen, verlebendigten sich nun, sie überhäufte mich mit den zärtlichsten Merkmahlen des Dankes. Ich belohnte die Beweise ihrer Liebe auf das nachdrücklichste; ich zweifelte nicht mehr an meinem Glücke, denn die Proben, die sie mir gaben, waren nichts weniger, als zweideutig. Meine Freude war groß, war unbeschreiblich. „Sie lieben mich also, sagt' ich, ach! so lassen sie mich diese herzerhebenden Worte aus ihrem Munde hören.“

„Stehen sie auf, entgegnete sie — setzen sie sich zu mir. Ich bin recht bös auf sie.“

Ich lächelte, ohne ihre Anklage zu beantworten. „Ist ihnen besser?“ frug ich bittend. Sie lächelte.

„Also sie lachen? fuhr ich fort. Sagen sie mir, Baronin! waren sie wirklich ohnmächtig? Lassen sie mich nicht länger in Ungewißheit, ob sie mich lieben.“

„Wer hat ihnen denn gesagt, daß ich sie liebe? Mein Herr! sie sind sehr verwegen. Ich sollte sie lieben? — . . Nein! ich hasse sie! . .

„O! gnädige Frau, der weiche Ton, der in dieser Stimme lag, widerlegt die heftigen Ausbrüche ihres Mundes. Ich sehe es in ihren Augen, daß sie der Wahrheit so eben nicht treu waren.“

„Nun das ist vortrefflich! sagte sie, ich glaube nur, sie wollen mich überreden, daß ich sie lieben soll?“

„Nun wohlan denn, sie lieben mich nicht — ich bin zufrieden, auf so eine Art von ihnen gehaßt zu werden; doch davon ist die Rede nicht. Sollte diese Ohnmacht, die ohne Zweifel eine Wirkung dieses Hasses ist, etwa durch die Liebe bewirkt worden sein? Sollte

ich zum Beiſpiel, der ich ſie vor Liebe anbete, nicht auch dieſer Ohnmacht fähig ſein? Meine Sinne ſchwanden, als ich ſie mit dieſen Armen umſchlang, und nur wenig fehlte, ſo fiel ich in eben dieſen Zuſtand. Mich dünkt, hierunter ſteckt ein Geheimniß, das ich ganz gewiß erfahren werde, wenn ſie nur wollen."

„Sie ſind ſehr neugierig, Marquis?"

„Ja! gnädige Frau! ich bin es. Ich habe ihnen mein Geheimniß entſchleiert. Entdecken ſie mir nun auch das ihrige. Lehren ſie mich die Kunſt, meine Sinne in eine ſo ſelige Trunkenheit, in einen ſo ſüſſen Zaubor zu verſtricken."

„Und dann wollten ſie vermuthlich eben dieſe ſelige Trunkenheit, wie ſie ſich auszudrücken belieben, empfinden?"

„Ja! meine Gnädige, rief ich voll Feuer, ich bitte, erfüllen ſie meinen Wunſch. Ich liebe ſie unausſprechlich, aber ich fühle, daß ich ſie dann noch weit mehr lieben werde."

Sie wandte ſich auf die Seite, um ein ſchadenfrohes Lächeln zu verbergen. Dieſe Bewegung verzog ein ſehr neidiſches Buſentuch, welches mir bis jetzt etwas entzogen hatte, welches meine Sinne aufs neue beſchäftigte. Ich ſuchte dieſe kleine Unordnung zu benüzzen, und erlaubte meiner Hand alle nur erſinnliche Freiheit. Die Baroninn aber entwaffnete meine Verwegenheit.

Ich wiederhohlte den gewagten Angriff, und er mißglückte mir nur halb. Sie ſträubte ſich zwar, aber ohne Kraft. Meine Kühnheit erhielt nur dadurch einen doppelten Zuwachs, jemehr ich Hinderniſſe zu überſpringen hatte. Sie ſank, wie vorher, in den gewöhnten Tiefſinn, ihre halberſterbenden Blicke ſchwammen auf den Ausſchnitt des Buſentuchs herab. Sie ſaß ohn' alle Bewegung. Weich ein weites Feld öffnete ſich meinen Begierden. Ich ließ ihnen freie Hand im Spiele. Da ich Beſitzer von allem war, ſo wußt' ich in der That nicht, wem

ich den Vorzug zugestehen sollte? Was für Schönheiten erblickte mein Auge!? Ich durchstrich das Gebiet ihrer Reize. Mein Geist ward durch den Strom der Leidenschaft mit fortgerissen, und kannte keinen andern Führer, als das Glück. Meine Sinne standen von Zeit zu Zeit gleichsam still. Ich schien der Heftigkeit meiner Liebe bald nicht mehr widerstehen zu können. Die Baroninn, welche sich wieder erhohlte, überraschte mich in dieser reizenden Unordnung. „Ich sterbe, gnädige Frau! sagt' ich, wenn sie nicht aufhören, mich zu qvälen. Erbarmen sie sich meiner wenigstens aus Mitleid!" Meine Bitte schien ihr Herz zu rühren. Ein schmelzender Blick fiel auf mich.

Da ich viel zu blöd war, um auf eine Ursache zu denken, das Feuer zu tilgen, welches mich verzehrte, so konnt' ich bei der Macht der Empfindung diese süsse Gewalt ohne eine so schöne Führerinn nicht mäßigen. Ich befand mich in einem undurchdringli-

chen Labyrinth, ohne Endzweck und Aussicht. Wie sollt' ich mich herausfinden? Ich konnte die Begierden, mit welchen mein Herz unaufhörlich rang, nicht begreifen. Die Baroninn, die mit den wilden Ausbrüchen meiner Leidenschaft immer vertrauter ward, schien dieselben mit Gefälligkeit aufzunehmen; allein diese Gefälligkeit war nicht hinreichend, ich hoffte auf noch kraftvollere Beweise. Ueberhaupt hatt' ich über mancherley Dinge, deren Bestimmung und Gebrauch mir damahls noch fremd waren, eine Erklärung nöthig. Ein so umständlicher Bericht lief zwar ganz gegen die weibliche Scham, allein ich zwang sie zur nähern Bestimmung — meine Unbehelflichkeit, meine Thorheit, meine eigene Einfalt zwang sie dazu. Sie sah, wie unerfahren ich war, und deshalb verzieh sie mir jene Schwachheit willig. Ja! gerade diese Einfalt war ein Bewegungsgrund mehr, mir mit Schonung und Gelassenheit zu begegnen.

Sie zweifelte einige Augenblicke; doch dieser ganz besondere Zufall, der für sie vielleicht etwas ganz neues war; der Eindruck, den ich auf ihr Herz gemacht haben mochte; ihre eigene Neigung —; Begierde, Mitleid, was weiß ich alles? — meine Bemühung, meine unaufhörlichen Bitten, (denn Zeit zum Nachdenken ließ ich ihr nicht) alles dieß bestimmte sie zu einem endlichen Entschluß. Sie nahm sich meiner wirklich auf eine nachdrückliche Art an, sie kam meiner Unwissenheit zu statten, und hieb den Knoten der Bezauberung durch. Ich nahm dieses Wohlwollen mit dem heissesten Danke auf — ach! ich sann mit der größesten Anstrengung auf mehrere Gelegenheiten, ihr meinen Dank auszudrücken. Sie selbst konnte sich nicht länger enthalten, ihr ganzes Herz zu entfalten, sie vermied bedächtig alle Verstellung, und gab sich mir Preiß, wie sie war. Unsere vereinigten, und durch das süsseste Entzücken vermählten Seelen beschäftigten sich nun bloß

mit dem Wechsel der Flammen, die uns verzehrten. Man erlaube mir hier eine Bemerkung, welche die Baroninn rechtfertigen muß, sollte sie dieß bei einigen meiner Leser anders bedürfen. Alle die, welche Wahrheit und Billigkeit lieben, mögen vorher ihr Herz untersuchen, ehe sie ihr Urtheil fällen; sie mögen doch ja die besondern Umstände und Verhältnisse, worinn die Baronne sich befand, überblicken, an ihre Stelle treten, und dann den Stein prüfen, den sie auf sie zu werfen droheten. Ich bin ein warmer Verehrer der Klugheit — dieß sag' ich im voraus, damit man mich nicht mißverstehe. Allein sollte diese stolze und gebietrische Weisheit nie unterliegen? Kann ein einziger Fehltritt sie zertrümmern? Verliehrt sie auf einmahl all' ihren Glanz, wenn sie bei gewissen Schwachheitsstunden ein wenig nachgiebt, die sie zu vereiteln nicht fähig war! Hätte dieß seine Richtigkeit, so wär' ihr Verhängniß betrübt genug. Denn da sie ihren

eigentlichen Zuſtand nicht ſo genau kennt; ſo würde ſie unaufhörlich in Gefahr ſein, das Opfer des Zufalls zu werden. Was ſollte ſie nun bei dieſem wichtigen Umſtande thun, um den unvorhergeſehenen Veränderungen zu begegnen? Findet ſie wohl immer ein ſicheres Rettungsmittel wider jedes Ungemach in ſich ſelbſt? Der Leiden und Kämpfe giebt es zu viel. Von tauſend giftigen Dolchen wird ſie angegriffen. Ihre Wachſamkeit muß endlich entſchlummern. Zärtlichkeit, Freundſchaft, Dankbarkeit, Neigung, Irrungen des Temperaments, Verführung der Sinne, unwillkührliche Abſchweifungen des Verſtandes: welche gefährliche Feinde ſind das! Sie befindet ſich mitten in Gefahren, die wie ziſchende Schlangen ſie umzingeln, und der Hochmuth iſt oft ihre einzige Stüzze. Verläßt ſie dieſer einen Augenblick, ſo ſinkt ſie zu Boden. Wird ſie ſich alſo je ſchmeicheln können, mit Ehren vom Kampfplaz zu treten? Oder iſt es ſo was auſeror-

deutliches, der Gewalt einer höhern Macht nachzugeben? Und soll man wohl aus der Noth ein Verbrechen machen?

Dieß war ohngefehr die Lage, in der sich die Frau von Sievers befand. Nicht ein einziger vorher durchdachter Entschluß hatte sie so weit mit mir gebracht. Und wohl niemahls wäre sie so weit gekommen, wenn nicht Zufälle sie geleitet hätten, die sie nicht voraus zu sehen im Stande war — ja! von denen sie nicht einmahl die leiseste Ahnung hatte. War ich etwa für sie ein zu fürchterlicher Gegenstand? Meine Furchtsamkeit, mein Alter, die Quintessenz meiner Erfahrung — waren dieß nicht hinreichende Bürgen, die für sie und mich gut sagten? Ich schliesse diese Bemerkung mit der Reue, daß sie so lang ausfiel. Allein ich hielt es für meine Pflicht, einem schönen Weibe Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, deren Betragen mich lange nachher erst überzeugte, daß ihr Charakter die größte Hochachtung ver-

diente. Diese kleine Schwachheit allein, der sie in meinen Armen unterlag, war vielleicht der einzige Fehler, den man ihr vorwerfen konnte. Ich kehre nun zur Geschichte zurück.

5.

Die Baroninn überhäufte mich mit den zärtlichsten Liebkosungen, und ich erwiederte sie mit aller nur möglichen Lebhaftigkeit. Ich fühlte, daß meine Leidenschaften alle Augenblicke mit noch weit größerer Gewalt entbrannten. Ich war auser mir selbst, nichts konnte die Flammen tilgen, die mich verzehrten; ich glaubte noch immer, den höchsten Gipfel der Wollust zu erreichen, allein mein flüchtiges Glück entfernte sich, je näher ich demselben kam. Wenn ich vor Entzücken zu sterben glaubte, erhielt mir ein unbekannter

Reiz das Leben. Ich ſuchte die Wolluſt im Schooße der Wolluſt ſelbſt, und mir war immer, als ob noch etwas fehle, nach dem mein Geiſt vergeblich rang. Meine Seele, die nur allzu wenig unterrichtet war, um alle die Süſſigkeiten eines vollkommenen Entzückens einzuſchen, war viel zu begierig, als daß ich mich bloß an den Praeliminarien hätte begnügen ſollen — ſie war in einem Zuſtande, der ſich beſſer empfinden als beſchreiben läſſet. Ich ſchwamm in einem Meere des Vergnügens, das ich noch nie genoſſen hatte, und dennoch ſchwebte mir eine dunkle Idee vor, daß auſer dieſem noch ein weit ſeligeres vorhanden ſein müſſe. Nach dieſem beſſern Etwas ſtrebte meine Seele. Die Wonne, die ſie umfloß, verdoppelte meine Begierde, ſtatt ſie zu ſtillen. Ich kannte den Gegenſtand meines Kummers nicht einmahl. Das machte mich noch unruhiger.

Die Baroninn, die ſich weit beſſer, als ich, auf die Bekämpfung ihrer Leidenſchaf-

ten verſtand, und einen Zeugen meiner auſſerordentlichen Bewegung abgab, kannte ſchon längſt eine Empfindung, deren Genuß ſie gern mit mir getheilt hätte, wenn ſie die Zauberey, welche die Fülle ihrer Güte vernichtete, hätte überwinden können. Ein Geräuſch, welches ſich im nächſten Zimmer erhob, riß unſere Unterredung ab, die ſich allem Vermuthen nach weit ſpäter geendiget haben würde. Sie erhohlte ſich ſchnell, und war bedacht, die kleinen Unordnungen, die die Lebhaftigkeit unſeres Geſpräches bewirkt hatte, ſo weit es die Kürze der Zeit zuließ, wieder auszugleichen.

Dieſer Zufall war mir höchſt unangenehm, ich ſchalt in meinem Herzen über den ungelegenen Beſuch, welcher ganz zur Unzeit mein Tete à Tete abriß. Die Baroninn war eben ſo mißvergnügt, ohngeachtet ſie ihren Verdruß weit beſſer zu verbergen wußte. Einen Augenblick darauf traten zwei Damen herein, die ich kannte, denn beide waren Freun-

binnen meiner Tante, zu der sie fast täglich kamen. Sie machten einen Theil der Summe jener abgeschmackten Gesichter aus, von denen ich am Anfange dieses Buches sprach. Ihr Besuch war anhaltend, und langweilig. Eine Zeit lang schmeichelte ich mir, sie würden sich entschließen, uns zu verlassen; allein meine Hofnung war vergebens. Wohl zwanzig mahl fragten sie, wie viel die Uhr sei? und ich merkte endlich, daß dieß ein Stück ihrer Unterredung sei. Ich glaube, daß solche Menschen ein heimliches Vergnügen empfinden, andere ehrliche Leute mit ihrer Migräne zu qvälen.

Um meinem Verdrusse einen noch höhern Zuwachs zu verleihen, kam der Graf von Villevier eben zu einer Zeit, als ich dem Ende meiner Peinigung mit Vergnügen entgegen sah. Nun schwand alle Hofnung, meine Unterhaltung mit der Baroninn fortzusezzen. Ich sah mich endlich gezwungen, den Grafen nach Hause zu begleiten. Da ich es

nicht ändern konnte, überließ ich mich geduldig meinem Schicksal. Ich suchte beim Abschiede in den Augen der Baroninn einigen Trost, allein sie wich mir aus, vermuthlich um sich gegen den Scharfblick der weiblichen Neugier zu schützen. Ich verließ sie, und dachte die ganze Nacht hindurch nichts als — meine Liebe. Ich weidete mich an tausend wollüstigen Bildern, die mir meine Fantasie vorspiegelte, und schmiedete tausend kleine Plane, deren fernere Ausbildung ich bis auf den kommenden Tag verschob.

Dieser Tag, der mit der Gluth meiner Wünsche sich so fest verknüpfte, erschien, und — vernichtete alle meine Projekte. Der Graf gieng aufs Land, und nahm mich mit, da ich zum Theil Ursache dieser Reise war. Eine von unsern Verwandtinnen, deren Gemahl eine sehr ansehnliche Stelle in der Residenz bekleidete, hatte meinen Oheim gebeten, mich ihr vorzustellen. Sie hatte mich noch nie gesehen, und wünschte mich kennen

zu lernen. Der Graf, der mich sehr liebte, gab mir davon Nachricht, und ersuchte mich, die Gunst der Frau von Vertain, (so hieß sie) zu erringen, denn sie ist, setzte er hinzu, sehr leicht im Stande, durch ihr Ansehen und durch ihr Vermögen die Begründerinn deines Glückes zu werden.

Mein Vater hatte mir nach seinem Tode kein Vermögen hinterlassen, das dem Namen, den ich führte, gemäß gewesen wäre. Dieß war auch die Ursache, warum meine Mutter in der Provinz blieb, denn sie war nicht vermögend, in Paris ein Haus zu führen. Mithin hatt' ich Beschützer und Freunde höchst nöthig, um meine Geburt und die Verdienste meines Vaters geltend zu machen. Dieß führte mir mein Oheim, mit der größten Artigkeit, zu Herzen, indem er jedes Wort abwog, meine Delikatesse zu schonen. Nur hohe Seelen sind dieser Behutsamkeit fähig, sie empfinden nur zu sehr die sanften Saiten des Gefühls, welche bloß mit Sanft-

heit berührt sein wollen. Es ist zwar keine Schande, arm zu sein, demohngeachtet fällt es unsrer Eitelkeit schwer, sich in gewisse Untersuchungen einzulassen, die unsere zeitliche Ruhe betreffen.

So jung ich auch war, so wollte doch mein kleiner Stolz geachtet sein. In diesem Puncte war ich ungemein empfindlich, ich schätzte mich glücklich, wenn man mir hierinnen eine zärtliche Aufmerksamkeit bezeigte, daher dankte ich dem Grafen für seine Güte im Herzen, die mit so viel Behutsamkeit meiner Schwachheit schonte. Wir kamen an. Frau von Vertain empfieng uns ungemein gütig, und als Personen, aus deren Besuch sie Ehre zu schöpfen dachte. Ihr Gemahl war, ohngeachtet er in großem Ansehen stand, doch weit geringer, als sie. Diesen Fehler wußte sie durch ein gütiges Betragen auszuwezzen; nicht etwa, als ob sie von Natur unfreundlich gewesen wäre, sondern weil ihre Artigkeit ohne diese kleine Züch-

tigung vielleicht weniger rührend gewesen sein würde. Alles war bei ihr nach dem feinsten und ausgesuchtesten Modeschnitt behandelt, die Gesellschaft, so zahlreich sie war, war ziemlich gewählt, und sie bewirthete ihre Gäste auf die angenehmste Art von der Welt. Da ich in dem Verfolg meiner Geschichte, noch besonders Gelegenheit haben werde, ein schönes Bild von ihr zu entwerfen, so verspare ich auch bis dahin eine ausführliche Schilderung ihres Charakters, und ihres — Gesichts.

Schon bei meinem Eintritt schien sie mich einer besondern Aufmerksamkeit zu würdigen. Sie betrachtete mich mit Augen, aus welchen eine ädle, für mich schmeichelhafte Neugierde blitzte. Ohngeachtet nun diese Art des Anschauens ganz etwas neues für mich war, so war sie doch auch kein ganz unerforschliches Räthsel, und trotz meiner nur oberflächlichen Erfahrung, konnt' ich mir die Ursache einigermaßen erklären. Es giebt Bli-

cke, welche aus dem unerschöpflichen Born der Neugierde entspringen, und man wird nur allzuleicht gewahr, daß sie bloß das Vergnügen des Sehens suchen. Bloß aus dieser Quelle allein erhalten sie Leben und Kraft. Es giebt aber auch andere, die noch weiter gehen. Sie durchschauen uns mit prüfender Sorgfalt; sie verweilen bei gewissen Puncten; und begegnet man ihnen, so wenden sie sich scheu zurück, aber nur ein Augenblick — und sie sind wieder an ihrem vorigen Platze. Sie vergessen sich selbst, und entdecken wider ihren Willen, wie viel Antheil sie an dem Gegenstand nehmen, der sich ihnen näherte. Mit diesen Blicken ohngefehr betrachtete mich Frau von Vertain; ich merkte sogar, daß das Examen ihrer Augen sehr vortheilhaft für mich ausfiel. Wenigstens schmeichelte ich mir diesen süssen Zutrauens — denn was thut die Eitelkeit nicht alles!

Dieser Tag würde für mich der schönste meines Lebens gewesen sein, wenn mir die

Baroninn nicht zu tief im Herzen gesteckt hätte. Nur mit Innigkeit dacht' ich an das vergangene Vergnügen zurück, das ich bei ihr genossen hatte. Das eifrigste Bestreben — die ausgesuchtesten Liebkosungen der Frau von Vertain, mir das Landleben angenehm zu machen, konnte diesen Verlust nicht ersetzen. Ich war noch weit verliebter, als ich selbst glaubte; dieß stimmte mich mehr, als jemahls zum Ernst, und nun schrieb man dieß meiner Blödigkeit zu. Wir kehrten endlich nach Paris zurück, und verließen Frau von Vertain, die mit mir vollkommen zufrieden zu sein schien. Wir mußten ihr versprechen, bald wieder zu kommen, weil sie die Absicht hatte, mich ihrem Gemahle vorzustellen, der damahls nicht zu Haus, sondern in Paris war.

Man kann leicht denken, daß ich des andern Tages keinen Augenblick verlohr, um der Baroninn meine Ehrfurcht zu bezeigen; allein ich konnte sie nicht sprechen, da sie nicht

zu Hause war. In den folgenden Tagen gieng es mir eben so, entweder sie war ausgefahren, oder unpaß. Diese Schwierigkeiten erhöheten meine Sehnsucht. Mein Hofmeister besserte sich; ich verlohr also einen Theil meiner Freiheit, die ich während seiner Krankheit genossen hatte. Diese Entdeckung machte mich fast trostlos. Ich merkte wohl, daß auf Seiten der Baroninn etwas unangenehmes dahinter stecke, allein je mehr ich der Ursache dieses Benehmens nachspürte, desto weniger errieth ich den Bewegungsgrund davon. Ich brachte den Grafen endlich dahin, daß er sie in meiner Gesellschaft besuchte, in der angenehmen Hofnung, unter seinem Schutze günstiger aufgenommen zu werden; allein auch hier blieb mein Versuch fruchtlos. Sie ließ sich nicht sprechen. Meine Geduld war aufs höchste gespannt. Ich ärgerte mich über den Eigensinn, der mir hier so übel verschwendet zu sein schien. Ich beschuldigte die Baroninn

des Leichtsinnes, und beschloß, ebenfalls den Spröden zu spielen, und alles anzuwenden, sie zu vergessen; allein dieser Vorsatz dauerte nicht lang. Noch den nämlichen Abend erfuhr ich von einer Dame, die ich bei meiner Tante traf, daß sie des folgenden Tages mit ihr im Schauspiele erscheinen würde. Der Gedanke, sie wieder zu sehen, tilgte den letzten Funken meiner Erbitterung, und ich säumte keinen Augenblick, mich bei guter Zeit ins Schauspielhaus zu begeben.

Ich stand auf dem Theater, und betrachtete sehr aufmerksam alle Damen, die von den Logen Besitz nahmen. Ich fieng schon an, ungeduldig zu werden, da ich das nicht fand, was ich suchte, als sie in die Loge trat. Ich suchte vor allen Dingen den Blick ihres Auges zu ergründen, damit ich bei ihrer Begegnung Gelegenheit haben möchte, ihr mein Compliment zu machen; aber ich konnte dazu nicht kommen, es sei nun, daß sie mich mit Bedacht vermied, oder wirk-

lich, nicht bemerkte. Ich verwandte kein Auge von ihr — das Schauspiel blieb von mir ungesehen.

Das ganze Stück war abgespielt, und ich stand noch immer in der unbeweglichen Stellung, wie vorher. Ich hörte einigemahl meinen Namen laut hinter mir rufen, ich sah mich um, und erblickte den Baron von Selbing, einen deutschen Edelmann, den ich von der Academie her kannte. Er sprach mit einer Schauspielerinn, die dasmahls vielen Beifall erhielt. Sie nannte sich Lisette. Er winkte mir. Ich näherte mich ihnen, und sobald ich eintrat, schlugen sie beide ein wütendes Gelächter auf, welches mich in keine geringe Bestürzung setzte. „Ich störe sie vielleicht zu einer sehr ungelegenen Zeit, Marqvis! sagte der Baron, allein ich bitte mir die Sünde nicht zuzurechnen, da lediglich diese schöne Dame Schuld daran ist."

„Ich, Herr Baron? erwiederte Liſette. In Wahrheit ſie verſtricken mich in einen ſehr unangenehmen Handel. Wie komm ich denn zu der Ehre, ihre begangenen Fehler abzubüßen?“

„Sie können den Vorfall nicht leugnen, Mademoiſelle! ſagte der Baron. Sie waren die erſte, die mich auf die ſtillen Betrachtungen des Herrn Marquis aufmerkſam machten.

„Und geſetzt — ich hätte das gethan, fuhr Liſette fort, iſt das für ſie eine hinreichende Urſache, den Herrn Marquis darinn zu unterbrechen?“

In dieſem Augenblick gieng ein Bekannter des Barons vorüber, er verließ uns mit einer kurzen Verbeugung, und ich blieb allein bei Liſetten zurück. „Sie werden bös auf mich ſein, Herr Marquis! ſagte ſie erröthend, daß ich wirklich den Fehler begieng, deſſen mich der Baron zeihete.“

„Und warum Mademoiſell! verſetzt' ich, ſollt' ich auf ſie zürnen, da eben dieſe liebenswürdige Schalkheit das Vergnügen einer Unterhaltung mit ihnen gewährt?"

Sie ſind ſehr galant, Herr Marquis! aber ihre Augen waren vor wenig Augenblicken mit etwas weit angenehmerem beſchäftiget, und ich bin nicht eitel genug, mir zu ſchmeicheln, daß meine Gegenwart den eben erwähnten Verluſt erſetzen möchte.

„Laſſen ſie ſich ſelbſt Gerechtigkeit widerfahren, Mademoiſelle! Geſetzt, daß meine Gedanken ſich mit irgend einem reizenden Gegenſtande beſchäftiget hätten, ſo könnte und würde dieß blühende Geſicht, welches mit ſo ſchalkhaften Augen mich anlächelt, den Verluſt gewiß doppelt erſetzen — allein ſie irren ſich, ich ſah nichts, als die mancherley Köpfe der hinausſtrömenden Menge."

„Sie täuſchen mich nicht, Herr Marquis. Die Blicke ihres Auges waren zu

fenig, als daß ich dieß Bekenntniß für Wahrheit annehmen sollte."

Hm! wenn je in der Welt ein Weib das Feuer eines solchen Blickes verdient, so sind sie es!

Sie nahm, wie es schien, diese Schmeicheley sehr wohl auf. Je lebhafter unser Gespräch ward, desto verwirrter ward mein Herz. Ich verlohr die Baronne ganz aus dem Gedächtniß. Das schöne Mädchen stand allein vor mir, ich sah nichts, als sie. Lisette war sehr schön, und ich ärgerte mich, daß ich nicht schon lange ihre Bekanntschaft gemacht hatte.

Ich hatte bisher die Schönheiten, welche sich unter den Fahnen der Wollust dem Dienste des Priaps geweihet hatten, nur selten in Obacht genommen. Die lächerlichen Anekdötchen, die ich täglich von ihnen erzählen hörte, schilderten mir selbige als sehr gefährliche Dirnen, die, so schön sie auch wären, dennoch nicht vermögend seien, einem

zärtlichen Herzen wohl zu thun. Die Erfahrung selbst schwächte diesen Glauben nicht, sie bestärkte mich sogar darinn. Sie sind kokett, flatterhaft, und den Leidenschaften mehr aus Gewohnheit, als aus zärtlicher Liebe unterworfen. Fast alle sind sie ohne Erziehung, ohne Sitten, ohne Reinheit der Grundsätze, und gerade das, was ein anderes Frauenzimmer in unsern Augen verringern würde, rechnen sie sich zum Verdienst an. Je zahlreicher und allgemein bekannter ihre Triumphe sind, desto mehr werden sie gesucht, und ihre Gunstbezeigungen scheinen durch die Menge der Anbeter, die davon Beweise besitzen, kostbar zu werden. Es sei fern von mir, über die Laster des Zeitalters zu philosophiren; allein ich kann nicht umhin, mein gerechtes Erstaunen darüber drucken zu lassen, daß man gewisse Dinge noch hochschätzt, die man gerade zu mit der tiefsten Verachtung belegen sollte. Bei mir ist es vielleicht ein Fehler der Jahre; ich bin

jetzt kein brauſender Jüngling mehr — das Alter iſt nur zu verdrießlichen, ſchwerfälligen Urtheilen geſtimmt; allein der Widerwille — der Haß gegen alles, was nur den geringſten Schein irgend eines ausſchweifenden Vergnügens trägt, ſind deſſen herrſchende Leidenſchaft.

Dieſe Ideen kamen mir damahls nicht in den Sinn. Liſette ſchien mir liebenswürdig, und ich verlohr das Andenken an das ganz, was mich eigentlich in die Comedie geführt hatte. Die Lebhaftigkeit unſeres Geſprächs wuchs augenſcheinlich. Ich gieng mit ihr in die Loge, und ſie entkleidete ſich in meiner Gegenwart. Die wenige Erfahrung, welche ich bereits erworben hatte, machte mich frech. Ich ſprach nun tauſend unanſtändige Dinge. Sie bequemte ſich lachend zu dem Spaß, und ich war froh, ſie meinen Abſichten ſo paſſend zu finden. Mit einem Worte — wir waren kaum eine Vier-

telstunde beisammen, und schon lebten wir so vertraut, wie ein paar alte Bekannte.

Ich reichte ihr meine Hand, und führte sie hinab. Ich stand eben unten an der Treppe, als mir die Baroninn ins Auge fiel. Ich erröthete bei ihrem Anblick, und schlug schnell die Augen nieder. Sie stieg in den Wagen, ohne mir merken zu lassen, daß sie mich gesehen hatte. Ich glaubte auch wirklich ihren Blicken entgangen zu sein, dieß freuete mich sehr, nicht etwa deshalb, als ob mein Herz ihre Hochachtung gegen mich noch schätzte, sondern weil sich meine Eigenliebe härmte, ich möchte bei ihr in einem falschen Lichte erscheinen. Diese Sorge unterbrach in etwas meine lustige Laune. Lisette schien meinen finstern Ernst nicht zu bemerken — und dachte sie sich ja etwas dabey, so schrieb sie ihn ohne Zweifel der Gewalt ihrer Schönheit zu. Ich kam nach Hause. Meine Fantasie beschäftigte sich mit neuen Projekten. Lisettens freundliches Betragen

ſpiegelte ſich mir in lauter reizenden Bildern vor, ich ſah nichts, als das Vergnügen, das ich in einem ſo zwangloſen Umgange zu genieſſen hoffte. Und wie reizend ſchien mir dieſer Genuß. Kaum hatte es drei Uhr geſchlagen, als ich ins Schauſpiel lief. Dem Anſcheine nach hatte ſie meine verliebte Angſt vermuthet, denn ſie wartete bereits auf mich. Die Späßchen des vorigen Tages begannen von neuem. Ich wagte einige Angriffe, und ſie nahm ſelbige nicht unwillig auf. Sie ſträubte ſich zwar, allein mit ſo einem ſchwachen Widerſtande, der mich nur beherzter machte. Unſere Herzen ſtanden in einem zu guten Vernehmen, als daß ich es bei dieſem kindiſchen Vorſpiel hätte ſollen bewenden laſſen. Meine Begierden ſprachen mir Muth ein, und meine Schöne war zahm genug, mir alle nur mögliche Freiheit zu erlauben. Sie war nicht gewohnt, ihre Anbeter lange ſchmachten zu laſſen. Sie gab bald gern, was ſie zu geben beſchloſſen hatte, ja! ſie

wußte nur allzu gut, daß eine Wohlthat die höchſte Summe ihres Werthes verliehrt, wenn ſie nicht zur rechten Zeit geübt wird. Sie konnte durch ihren Widerſtand meinem Glücke leicht ein Hinderniß in den Weg wälzen; allein ſie war viel zu großmüthig, ſich ihrer Rechte zu bedienen, und beſaß eine ſo reizbare Gefälligkeit, daß man ſie gewiß gelobt haben würde, wenn man die Urſache derſelben nicht im Eigennutze hätte ſuchen müſſen. Dieß verdunkelte den Glanz ihrer Gunſtbezeigungen ſehr. Sie war übrigens (wie man allgemein verſicherte) mehr aus Gewohnheit, als Empfindung gutherzig. Ich bekümmerte mich indeß nicht im geringſten um den Bewegungsgrund ihrer Güte, ich ſuchte ſie vielmehr zu nützen. Das Vernünfteln benimmt dem Vergnügen die angebohrne Süſſigkeit. Man muß zur rechten Zeit den Philoſophen ſpielen. Im Puncte des thieriſchen Genuſſes auf keinen Fall. Die Reize eines ſolchen Geſchöpfs ſind lediglich

für den Gebrauch der Sinne bestimmt; die meinigen schwammen in einem Meere voll Zauberey. Ich drückte die Empfindungen meines Herzens durch die zärtlichsten Liebkosungen aus, und meine Hände, die anfänglich mit dem Flitterstaat ihres Kleides getändelt hatten, verirrten sich allmählig, und suchten eine wichtigere Beschäftigung.

„Aber mein Gott! Marquis! wie so unartig sind sie, rief sie mir einem unwillig scheinenden Tone. Fast bin ich geneigt, mit ihnen zu schmollen. Sie können sich gratuliren, daß ich heute nicht zum Zorn gestimmt bin, auser dem . . . . aber mein Gott! hören sie doch nun endlich einmahl auf; sie werden mich in Wahrheit noch bös machen.“

Die Stimme, mit der sie mir drohete, war viel zu matt, um mich abzuschrecken. Ich ließ mich nicht zurück weisen, und jede Gunst, die ich erhielt, gab mir gleichsam das Recht, deren noch mehr zu fordern. Ich hofte schon lange auf eine

ähnliche Ohnmacht, wie bei der Baronne, und nahm mir ernſtlich vor, dieſe günſtige Gelegenheit zu meinem Vortheil zu benüzzen; allein ich harrte vergebens auf dieſen glücklichen Augenblick. Die Tugend Liſettens war eine zu abgenuzte Tugend. Sie war Meiſterinn über die Bewegungen ihres Herzens, ſie wußte den Ungeſtüm deſſelben zu bekämpfen, und ergab ſich nicht eher, als bis ſie glaubte, daß es nun Zeit ſei? Erfahrung und Gewohnheit überwanden die Schwachheiten der Natur — ſie wünſchte, daß man das, was ſie einzuräumen für gut befand, nicht der Auflöſung ihrer Sinne, ſondern ihrer Gutherzigkeit zu danken haben ſollte. Dieſer Willfährigkeit ungeachtet, welche ich anfänglich bei ihr wahrnahm, und von welcher ich mir einen ſo günſtigen Ausgang verſprach, war ich dennoch in meiner Liebe nicht weiter gekommen. Ich erſtaunte über den ſchlechten Fortgang, ich ſeufzte und beklagte mich ſchmerzlich über die Grauſamkeit

meiner keuſchen Suſanne. Ja ich beſorgte ſo gar (wie thöricht) ich möchte ihr misfallen haben! Sie ſprach mir Troſt zu, und verſicherte mich ſehr gütig, daß nicht Mangel an Liebe, ſondern Furcht, überfallen zu werden, ihrem guten Willen einigen Zwang anlegte. „Kommen ſie morgen um neun Uhr Vormittags auf mein Zimmer, ſagte ſie leiſe, indem ſie mir ihre Wohnung nannte, vergeſſen ſie es nicht. Dort will ich ihnen beweiſen, daß ich von dem Verlangen, mich in dem Beſitz ihrer Freundſchaft zu erhalten, nicht ſo weit entfernt bin, als ſie heute zu glauben ſcheinen."

So ſehr mich die Liebe quälte, ſo mußt' ich dennoch mich mit der ſüſſen Hofnung, morgen den Quell des Lebens zu finden, begnügen laſſen. Ich ſang meine Begierde in den Schlaf, und gieng nun mit dem Troſt nach Haus, auf den andern Tag das zu erringen, wonach ich ſo eifrig geſtrebt hatte.

Kaum brachen sich die ersten Strahlen der Sonne auf den Spitzen des Kirchthurms, als ich aus dem Bette sprang. Ich hatte die ganze Nacht kein Auge zugethan. Ich war bald für Ungeduld gestorben, die Früchte der Wollust zu brechen, welche mir aufbewahrt wurden. Kaum verließ mich der Bediente, der mich in die Akademie begleitete, so flog ich, wohin mich Liebe und Eitelkeit riefen. Die Eitelkeit . . .? Allerdings, denn ich brüstete mich nicht wenig, ein so trotziges Herz überwunden zu haben, dessen Werth man so oft erhoben hatte.

Ich fand meine schöne Lisette in einem sehr niedlichen Nachthabit, der mit aufgelösten Bändern den schönsten weiblichen Busen zeigte. „Ich bin in der That allzu gut, sprach sie, indem sie mich erblickte, und man muß sich auf ihre pünctliche Liebe, und Verschwiegenheit eben so sehr verlassen können, als ich — — — ich ließ ihr nicht Zeit, den angefangenen Sermon zu enden. Mein Er-

piger Kuß überzeugte ſie deutlich genug, wie ſehr ich gerührt ſei, daß ſie ſobald die Wirkung ihrer Güte beſchleunigen wolle.

Worte können nur unvollkommen das Entzücken ſchildern, das unſere Seele in gewiſſen Perioden des Lebens empfindet, und Ausdrücke ſind viel zu langſam, die ſchnellen Gefühle des Geiſtes zu erreichen. Wenn wir darüber nachdenken wollen, ſo verwirren ſich unſere Gedanken, unſer Verſtand verſtrickt ſich, er verliehrt die Kraft zu denken auf einige Augenblicke. Die Wolluſt hält uns feſt in ihren Schlingen, ſie entfernt alle andere Dinge um uns her, bloß und allein den Zauber unſrer Sinne beſchäftiget ſie. Dieß iſt vielleicht der einzige denkbare Zuſtand, wo ſich das menſchliche Herz dem Vergnügen unbedingt überläßt, wo es weder an die Vergangenheit noch an die Zukunft denkt — wo es bloß die Gegenwart genießt, wo es ſich unaufhaltſam im Becher der Wolluſt berauſcht.

Ich hielt mich für unaussprechlich glücklich! Ich kniete vor dem Altare der Venus, und mein Opfer ward mit aller der Freundlichkeit aufgenommen, welche die Zufriedenheit bewirkte. Eine angenehme selige Stille folgte unsrer brünstigen Umarmung. Lisette überließ sich dem Genuß der Sinnlichkeit ohn' alle Behutsamkeit, sie schonte sich selbst nicht mehr. Ihre Zunge, als der Dollmetscher der Wollust, stammelte nur halbgebrochene Töne, welche von der Zerrüttung einer Seele zeigen, die nicht mehr bei sich selbst ist. Unsere, bis auf den höchsten Gipfel der Wollust, gehobenen Herzen hatten, auser dem Bewußtsein des seligsten Entzückens, jede andere Empfindung verlohren. Meine Augen erloschen, und mein Geist wand sich loß von den Fesseln des Körpers; ich glaubte zu sterben, und gab mich mit unbeschreiblicher Wonne der exaltirsten Begeisterung willig hin. Ich verlohr den Gebrauch meiner Sinne, und kaum war ich

wieder zu mir ſelbſt gekommen, als ich mich von neuem in ein Meer voll Seligkeit ſtürzte.

6.

In ſolchen Stunden vergißt man ſich leicht, ſolche Augenblicke verſchwinden wie ein Blitz. Wir beſchäftigten uns einzig und allein mit unſerer Liebe, und vergaßen die ganze Welt um uns her. Liſette wußte in ſolchen Fällen zwar ſonſt ganz über ihre Empfindung zu gebieten, allein das mahl ſchien ſie die Fülle meiner Zärtlichkeit verführt zu haben. Sie hatte deshalb nicht vermuthet, daß mein Daſein die gewöhnlichen Schranken einer Schäferſtunde überſpringen würde, ſie hatte aus der Urſache mithin vergeſſen, das Ende meines Beſuches zu beſtimmen. Die allzu große Zufriedenheit, eine Unterhaltung fortzuſezzen, die ſie entzückte, hatte ſie ver-

leitet, einige Augenblicke von der Zeit abzubrechen, die zwar ihrem Herzen nicht so kostbar, aber desto einträglicher — mithin für mich nicht bestimmt war. Denn als wir eben beschäftigt waren, das abgespielte Stück noch einmahl zu wiederholen, flog plötzlich die Thür des Zimmers auf. Ich bemerkte den Vorgang nicht; allein die schnelle Bewegung Lisettens, die mit einem halb leisen Schrey aus meinen Armen sprang, machte mich aufmerksam. Sie wandt sich mit so wenig Vorsicht von mir loß, daß sie mich auf das Ruhebett, welches wir einnahmen, rücklings niederwarf.

Auch ich erwachte nun, und erblickte mir gegenüber einen Mann, dessen Bestürzung der meinigen glich. Er blieb vor Erstaunen wie leblos stehen, gleichsam, als ob er sich über eine ganz unerhörte Begebenheit wundere, die er gar nicht geahnet — sich nicht einmahl für möglich gedacht hatte. Seine Augen glimmten Zorn und Schmerz. Lisette hatte sich

nachdenkend und voller Reue aufs Sofa geworfen, und ſuchte vergebens nach Mitteln, ihre Gelaſſenheit wieder herzuſtellen. Sie dachte beſonders darauf, wie ſie es anfangen wolle, um des Mannes Kränkung zu tilgen, und ihre eigene Scham vor einer entehrende Erniederung zu decken. Ich ſaß unbeweglich, und wußte nicht, ob dieß Traum oder Wirklichkeit ſey? Mein Erſtaunen war ohne Worte, ich ſah bald das Mädchen, bald den betrogenen Liebhaber an. Mit einem Worte — dieſer Vorfall betäubte mich ſo, daß ich nicht einmahl die verdächtige Lage änderte, in welcher man mich mit Liſetten ertappte.

Wir beobachteten noch einige Augenblicke unſer Stillſchweigen. Der Fremde unterbrach es zuerſt. „Alſo auf eine ſolche empörende Weiſe, brechen ſie mir ihr gegebenes Wort, ſagt' er; ſo hintergehen ſie mich, nachdem ſie mir ſo viele heilige Verſicherungen ihrer Treue gaben — einer Treue, die

ich für unanstößbar hielt. O! Gott! rief er kläglich die Hände windend, indem er auf einen hinter sich stehenden Sessel niedersank, wie liebt' ich sie so sehr! ! Wem in der Welt soll man nun noch trauen? Es ist unmöglich — ein verrätherisches Bild täuscht mich!"

Lisette, die sich mittlerweile von ihrem Schreck erhohlt hatte, antwortete mit einer sehr bescheidenen Erröthung, die sie durch eine ädle Dreustigkeit und einer fast funfzehnjährigen Politik zu unterstüzzen wußte.

„Aber, worüber beklagen sie sich, mein Herr? entgegnete Lisette. Verdient wohl ein Scherz der Art einen so bittern Eifer? Nur das Auge der Eifersucht allein kann in diesem Scherze etwas Anstößiges entdecken."

Fremder. (lachend) Ein Scherz? o! Über das reine, unschuldige, scherzhafte Mädchen! In der That, man muß ihre Gelassenheit rühmen! Mademoiselle, nicht also....

Lisette. (ihm in die Rede fallend) Wie? sie unterstehen sich, ein Mädchen von mei-

nem Charakter mit so wenig Achtung zu behandeln? Bei Gott! ich hätte nicht geglaubt, daß mir je ein Mann in Paris auf so eine ungebührliche Weise begegnen würde. Und sie, mein Herr! sie wagen es jetzt, sich so weit zu vergessen, sie — dem ich so viele Proben meiner Treue, meiner Liebe, meiner Uneigennützigkeit gegeben habe. Ich glaubte doch, daß mein Betragen einer bessern Behandlung würdig sei.

Fremder. (im höchsten Zorne) Wie, Madémoiselle —? sie....

Lisette. (sehr bewegt) O! ich bitte mein Herr! schweigen sie. Es bedarf hier keiner Ausrede, keines Zorns, keiner Vorwürfe. Finden sie ein Vergnügen darinn, das Band zu brechen, welches Liebe und Treue knüpften, so seh ich nicht ein, warum wir uns ereifern? Zerrissen sei jeder Vertrag, den die Freundschaft schloß. Ich mag, ich will, ich darf sie nicht mehr sehen, denn ich fühle nur allzusehr, wie mich dieser Spott, diese

unverdiente Erniedrigung erbittert, und daß ich nie im Stande bin, ihnen dieſe Unarten jemahls zu verzeihen.

Die Lage, worinn ich mich befand, reizte des Fremden Aufmerkſamkeit. Dieſer Anblick, der mit der Unſchuld Liſettens, und mit ihren majeſtätiſchen Worten nicht im geringſten paßte, weckten in ſeiner Seele einen ſo ganz komiſchen Widerſpruch, daß er ſich des Lachens nicht enthalten konnte.

Fremder. In der That, Mademoiſell! ich habe vollkommen Unrecht, denn dort (auf mich zeigend), ſeh ich die deutlichſten Merkmahle ihrer Keuſchheit. Ich bitte flehend um Verzeihung. Zwar verdiene ich ſie nicht... ich ſchätze mich der Gnade unwürdig, daß ich ſie mit der völligen Ueberzeugung ihrer Unſchuld und mit dem feſten Vorſatze verlaſſe, ihnen in meinem Leben nicht wieder beſchwerlich zu fallen.

Er ſtieß den Seſſel mit einer ſehr tiefen — ſpöttiſchen Verbeugung zurück und

verließ uns. Kaum war er fort, als sie schnell die Thüre verriegelte, um einen ähnlichen Ueberfall zu verhüten, an dem nichts schuld war, als ihre eigene Unvorsichtigkeit. „In der That, sagte sie, als sie das Geschäft beendet hatte, unter euch Männern giebt es doch recht viele lächerliche Creaturen. Ei! das wäre schön — ich soll mein eigenes Vergnügen bloß darum, weil es dem Herrn so beliebt, in Fesseln schnüren lassen! Ich soll von der Gunst eines einzigen abhangen, der . . . pfui! über die schändlichen Menschen. Nein! ich will Gebieterinn meines Herzens sein, denn ich bin frey. Keine Pflicht bindet mich. Oder hat die Liebe Gesetze? Der alte Narr mit seiner thörichten Eifersucht hat meine Galle dermaßen bewegt, daß ich kaum zu Athem kommen kann. Das wär mir eben recht, daß man mich grade zu einer Zeit stören will, da . . . . Aber wo sind wir denn stehen geblieben, mein lieber Marquis!"

Zu jeder andern Zeit, wenn mein Blut kälter gewesen wäre, würde ich ganz gewiß über eine Unverschämtheit der Art nicht allzu vortheilhafte Betrachtungen angestellt haben; allein welcher Ausschweifung ist man nicht fähig, wenn man von seiner Schwachheit tyrannisirt wird? Ich fand in der Frechheit des Mädchens nichts als eine Unbesonnenheit, die sie nur noch reizender machte, oder noch besser, ich gab mir alle nur ersinnliche Mühe, den Grund einer Begebenheit aufzusuchen, die nicht mich, sondern meinen Geschmack zur Wollust betraf .. und dieser Geschmack sieht, wenn er aus keiner zärtlichen Empfindung entspringt, sehr leicht durch die Finger, und kennt keinen andern Gegenstand, als das Verlangen, sich zu befriedigen.

Ich setzte mich mit Lisetten wieder aufs Bett, und suchte die Furchen ihrer Stirn durch die süssesten Schmeicheleyen auszuglätten. Es gelang mir, denn ihr Verdruß

war keine unheilbare Krankheit, sie schien auch meinen Bemühungen alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie erheiterte sich immer mehr und mehr, und endlich brachte sie es so weit, daß sie an den Vorfall, der ihren Zeitvertreib (wie sie diese Schäferstunde mir zu Ehren betitelte) so unangenehm unterbrach, gar nicht mehr dachte.

Sie erhohlte sich wieder von ihrem Schrecken, und erröthete sogar über diese ihr unanständige Schwachheit (wie sie sich ausdrückte). Die Rückkehr ihres fröhlichen Humors stellte auch unsere verliebten Schäkereyen wieder her. Wir versöhnten uns von neuem mit der Wollust. Die Versicherungen unserer Liebe wurden wiederhohlt. Mit dem höchsten Verdrusse sah ich den Augenblick unserer Trennung herbei eilen. Wir versprachen einander, uns bald wieder zu sehen, ich verließ sie mit Entzücken über den Genuß der Zeit, die ich in ihren Armen vertändelt hatte.

Dieſer Umgang dauerte eine Zeit lang, ohne daß mir etwas merkwürdiges begegnet wäre. Ich beſuchte ſie öfters, und jederzeit des Morgens, denn gerade dieß waren die Stunden, über die ich mit unumſchränkter Freiheit ſchalten konnte, denn mein Hofmeiſter gieng nie mit in die Akademie. Hatten wir ja ein anderes Rendezvous beſtimmt, ſo fand ich zum Ausgehen ſehr leicht einen Vorwand, und kam dann geſchwind wieder, um allen Argwohn zu vermeiden. Ich glaube, daß Liſette noch keinen ſo eifrigen Anbeter gehabt hatte!

Frau von Vertain, welche ich auf dem Lande beſuchte, kam nach Paris. Der Graf Villevier führte mich zu ihr. Sie nahm mich noch weit liebreicher auf, als das erſtemahl. Der ruhige Beſitz Liſettens gab meinem Charakter eine Fülle des Frohſinns, die ich zu beſchreiben nicht fähig bin. Dieſe Bemerkung freuete ſie ungemein. Ich war ungezwungen — und dieſe Ungezwungenheit

machte mich ihr noch weit schätzbarer. „Wenn es ihnen gefällig ist, lieber Marquis! so speisen sie heute bei mir. Mein Gemahl brennt vor Verlangen, sie kennen zu lernen. Die Kopie, die ich ihnen von selbigem entwarf, ist dem Original vollkommen gleich, und ich bin im voraus von der guten Aufnahme überzeugt.“ Ich dankte ihr für ihr gütiges Urtheil, und wir sprachen bis zu Vertains Eintritt. Aber wie groß war meine Bestürzung, als ich in ihm meinen Nebenbuhler bei Lisetten erkannte. Er fuhr drei Schritte zurück, als er mich ins Auge faßte, er erblaßte. Wir sahen uns eine Zeit lang an, ohne ein Wort zu sprechen, so, daß sich endlich Frau von Vertain ins Mittel schlagen, und ein Gespräch auf die Bahn bringen mußte. Er erhohlte sich allmählich, und bewillkommte mich auf eben so höfliche, als kaltsinnige Art. Ich antwortete in eben dem Tone. Wir sezten uns zu Tische. Frau von Vertain wies mir einen Platz neben sich an, und es

ſchien, als ob ſie über die Art, wie mich ihr Gemahl empfieng, empfindlich wäre. Sie verdoppelte daher ihre Aufmerkſamkeit gegen mich. Die trüben Wolken, die meine Heiterkeit zerſtört hatten, verflogen allmählich, und ich ward endlich wieder luſtig. Ja! ich wagte es ſo gar, dem Herrn von Vertain einige Höflichkeiten zu ſagen, um ihn zu zerſtreuen, allein meine Bemühungen blieben fruchtlos. Ich ſah, wie ſchwer es ihm ward, meine Gegenwart zu ertragen. Es lag darinnen eine gewiſſe Art Erniedrigung, die ihm höchſt unangenehm ſein mußte. Er fühlte ſich durch einen ſo jungen Zeugen ſeiner Schwachheit bitter gekränkt, und dieſe Schwachheit paßte doch ſo wenig zu dem finſtern Ernſt ſeines Alters, daß er darüber gegen ſich ſelbſt erröthete. Es war nicht anders möglich, er mußte auf mich zürnen — der Athem meines Mundes muſte ihm zuwider ſein. Frau von Vertain bot den ganzen Schatz ihrer weiblichen Artigkeit auf,

um das seltsame Betragen ihres Gatten nur einigermaßen zu mildern. Bei vielen Weibern erwirbt man sich schon dadurch den Namen eines liebenswürdigen Mannes, wenn man ihren Gatten nicht gefällt, und auserdem hatte sie noch einen zweiten Beweggrund, mir wohl zu wollen, den ich bald entdecken werde. Mein unglückliches Verhängniß hatte mich durchaus erlesen, dem Herrn von Bertain einen noch weit empfindlichern Streich zu spielen!

Ich empfand übrigens gegen sein Betragen nicht das geringste Mißvergnügen. Ich lobte alles, was er sprach, und tadelte, was er verwarf. Auch dadurch konnt' ich ihm keine freundlichere Miene abgewinnen. Ich sah vielmehr daraus die Gewißheit, daß der Raub, den ich an ihm begangen hatte, und welcher doch kein unersetzlicher Verlust war, ihn zu sehr geschmerzt haben mußte. Er war das Schlachtopfer geworden — und freilich solche

Opfer kann der Egoismus am allerwenigsten ertragen.

Ueber die zärtliche Achtung der Frau von Vertain berauscht, flog ich nach Hause. Ich erzählte meinem Oheim das Abentheuer, und ihm schien der Kaltsinn Vertains weit mehr zu schmerzen, als mir selbst. Er konnte sich nicht enthalten, mir sein Mißvergnügen darüber laut zu bezeigen. Ich war großmüthig genug, alle Schuld auf die Menge seiner Geschäfte zu werfen!

Den folgenden Tag konnt' ich nicht umhin, Lisetten das Geschichtchen mitzutheilen. Sie lachte herzlich darüber. Und nun wurde der arme Herr von Vertain von ihrem spottenden Munde gar jämmerlich gehechelt. Ich gerieth dadurch auf die Idee, meine Lauze gegen die Eifersucht zu schwingen, ich nannte sie die Folter des Herzens, das Gift des Lebens, die Feindinn der Liebe. Unter allen menschlichen Unvollkommenheiten war auch nicht eine, die dieser an Gräßlichkeit glich.

Ich gab mir nicht die geringſte Mühe, die Urſache derſelben aufzuſuchen, weil ich mit dieſem Uebel nicht befangen war. Ihre unerſchöpfliche Wolluſtquelle ließ meinem Herzen keinen Wunſch übrig, und meine Leidenſchaften ließen demſelben keinen andern Kummer, als neue Reize, die ſie doch ebenfalls mit ihrer gewöhnlichen Güte zu ſtillen wußte.

Unſere Bekanntſchaft dauerte ſchon über ſechs Monate, ohne daß ein feindſeliger Genius ſich zwiſchen uns geworfen hätte. Liſette hatte mich ihrer Treue auf eine ſo zuverſichtliche Weiſe verſichert, daß ich bei dem geringſten Zweifel mich ſelbſt verachtet haben würde. Ich hätte in meinem Herzen ein unverantwortliches Verbrechen zu begehen geglaubt, wenn ich die Gültigkeit ihrer Eide nur im mindeſten für zweideutig gehalten hätte. Ich genoß mein Glück in Ruhe, und freuete mich der ſüſſen Sicherheit, mit der ich es genoß, als ein unvermutheter Zufall

mich plötzlich aus meinem lieblichen Traume riß.

Ich flatterte nämlich eines Morgens bei ihrer Toilette herum, und erblickte hinter dem Spiegel einige Papiere, worunter unter mehrern ein siegelloser Brief versteckt lag. Die Neugierde veranlaßte mich, an den Schreibereyen meiner Schönen einen Raub zu begehen. Kaum fühlte ich den Brief in meiner Tasche, als mich eine heimliche Unruhe anwandelte, die mir mein ganzes Unglück ahnen ließ. Diese Schwachheit verschnitt meiner Lustigkeit die Flügel. Sie beklagte sich deshalb; und verdoppelte ihre Aufmerksamkeit gegen mich. Um jedem Verdachte auszuweichen, erwiederte ich die Proben ihrer Zärtlichkeit. Die Lage ihres Herzens war mir nicht unbekannt, die Ausdrücke, deren ich mich zu ihrer Ueberzeugung bediente, waren die nachdrücklichste Sprache, welche ich nur immer brauchen konnte. Sie schien schon durch ein leichtes Bild dieser stummen

Beredtſamkeit gerührt zu werden. Ueberdem hatte ſie ja keinen andern Führer, als die Wolluſt, um die wahre Beſchaffenheit meiner Liebe gegen ſie zu erforſchen.

Ich ſehnte mich mit Ungeduld nach Einſamkeit, um die Angſt meiner Seele zu tilgen. Sobald ich zu Hauſe war, öffnete ich den Brief. Ich war nicht fähig, ihn auszuleſen, denn der Inhalt ſpaltete mein Herz. Hier iſt er:

„Mademoiſell!"

„Ich ſprach geſtern mit l'Iſle, und trug ihm auf, ihnen in meinem Namen gewiſſe Vorſchläge zu thun. Er hat mir die wichtigſten Bedingungen, die ſie von mir fordern, auf das umſtändlichſte mitgetheilt. Doch ich muß ihnen geſtehen, daß ſie mir ein wenig zu hoch gebauet ſind. Ich bin zwar der Mann nicht, der um die Gunſt eines Mädchens zu feilſchen pflegt, allein was einem recht iſt, iſt dem andern billig. Dennoch

will ich den Accord eingehen, wohlverstanden — mit der alleinigen Bedingung, daß sie von nun an in ihrer Forderung kein Jota ändern, und daß dieß ihre letzte Bestimmung sey. Uebrigens schmeichle ich mir, daß ich nie Ursache haben werde, mich über sie zu beklagen, besonders da ich von der Schilderung ihrer Schönheit noch ganz bezaubert bin. L'Isle versicherte mich, daß sie ein allerliebstes Mädchen wären, schön, vernünftig, zärtlich, und verliebt. Es soll mich freuen, in ihnen die Summe dieser Tugenden zu finden. Kaum kann ich die Stunde erwarten, die mein Glück krönt. Sehen sie, ich bin ein Thor, ich zaubere mir Schlösser und Feenmährchen vor. Auf sie kommt es an, sie in Wirklichkeit zu verwandeln."

„Mein Bankier hat mir das Geld, welches sie von mir verlangten, noch nicht ausgeliefert. Sonst hätt' ich heute schon das Vergnügen gehabt, sie zu umarmen. Diese

Verzögerung erhöhet meine Ungeduld. Einem andern würde die Zeit vielleicht nicht so lang scheinen — und mir verschleicht der heutige Tag wie eine Ewigkeit. Leben sie wohl, mein Engel! mit Entzücken erwart' ich den Augenblick meiner Seligkeit. Der Ihrige Milord Benson."

Ein Glück für Lisetten war es, daß sie bei Lesung dieses Briefes nicht zugegen war. Wer weiß, zu was mich meine aufwallende Hitze verleitet hätte. Ich war wie ein Wütender — ich zitterte vor Zorn, mich auf eine so grausame Weise dem niederträchtigsten Eigennutz aufgeopfert zu sehen. Kaum konnt' ich mich fassen, ich war den ganzen Tag nicht im Stande, diesen Streich, der mein Herz so empfindlich demüthigte, aus meinem Gedächtnisse zu wischen. Denn ich bekenne es frey, daß mein Grimm lediglich eine Frucht meiner Eitelkeit war. Die Untreue Lisettens verringerte in meinen eigenen Augen meinen Werth. Ich glaubte, geliebt

zu sein, um so empfindlicher war das Erwachen aus diesem unverzeihlichen Irrthume, der mein einziges Vergnügen gewesen war. Eine Zeit lang ertrug ich die verschiedenen Wirkungen, welche Zorn und Haß hervorzubringen pflegen, endlich aber kam ich zur Vernunft; ich erblickte mein Abentheuer in seiner einfachen, kunstlosen Gestalt. Der Stolz war Ursache dieses Uebels, und er heilte es auch wieder. Ich untersuchte den Gegenstand meines Verdrusses mit mehrerer Gelassenheit, und schämte mich. Mein Verfahren kam mir so verächtlich vor, daß ich mich meines Zorns zu schämen begann. Ich tadelte mein Vergehen als die größte Schwachheit. Abscheu und Widerwillen tilgte den letzten Ueberrest dieser Liebe aus. Ich hatte für Lisetten nichts mehr, als Verachtung.

Dem allen ohngeachtet wollt' ich mit ihr nicht eher brechen, als bis ich mein verschmähtes Herz durch eine kleine Rache befriediget

haben würde. Ich aieng den folgenden Mittag zu ihr. Dieß war grade der Tag, wo Milord Benson bei ihr erscheinen wollte. Ich riß die Thüre auf. Eine alte Kuxplerinn, die Vertraute Lilettens suchte mir unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit ihrer schönen Tochter den Eingang zu verwehren. Allein ich stieß sie zurück, und öffnete die Thüre des Cabinetts, worinn sich meine unüberwindliche Schöne befand. O! wie liebenswürdig war sie heut! Ich bemerkte an ihrem Körper eine Bewegung, die mich fast mit ihr ausgesöhnt hätte. Doch — ich hatte das nicht nöthig. Mein glücklicher Nebenbuhler saß auf ihrem Bette, und zählte die geforderte Summe auf einen daneben stehenden Tisch. Meine verlohrne Schöne bezeigte bei diesem Geschäfte eine so gespannte Aufmerksamkeit, daß sie mich nicht eintreten sah, und ich stand schon ein paar Minuten hinter ihr, ehe sie mich bemerkte!

„Es thut mir sehr leid, Mademoiselle! sagt' ich nun, daß ich sie störe. Allein sie werden mich entschuldigen. . . ."

O! Himmel! schrie sie erschrocken. Mehr konnte sie vor Bestürzung nicht sprechen. Sie blieb unbeweglich, wie eine Bildsäule vor mir stehen. Meine Gegenwart hellte die Abscheulichkeit ihrer Handlung noch mehr auf. So verdorben auch die Menschen sind, so wenig sehen sie oft ihre scheußliche Gestalt im Spiegel ihres Gewissens.

„Wie gesagt, Mademoiselle! fuhr ich fort, es thut mir leid, sie gestört zu haben, allein lassen sie sich deshalb nicht abhalten, den Lohn der Minne einzustreichen. —" Ich legte meine Hand mit diesen Worten unter ihr Kinn, und tändelte mit demselben. „Sie sind wahrhaftig recht sehr krank — dennoch aber so liebenswürdig, daß es Sünde wäre, ohne Kuß von diesen schönen Lippen zu scheiden."

Milord machte große Augen, als er meine Vertraulichkeit sah, allein er sprach kein Wort. Vermuthlich wunderte er sich, daß ein Mensch von meinem Alter, mit einem so liebenswürdigen Geschöpfe ohne alle Etikette — und mit aller nur ersinnlichen Freiheit umsprang. Ich nahm davon keine Notiz, sondern scherzte, wie vorher. „Oder sollt' ich so unglücklich sein, sie beleidiget zu haben?"

Lisette. Warum denn, mein Herr?

Ich. Hm! in der That, ihr Kaltsinn befremdet mich. Sie behandeln mich ja wahrhaftig wie einen Menschen, dessen Gegenwart ihnen höchst unangenehm ist. Ihre Augen sagen mir nichts. Die stumme Sprache der Liebe, die ihnen so wohl bekannt ist, sollte.....

Lisette. Welch eine Sprache meinen sie denn?

Ich. (laut lachend) Die Frage ist sehr sonderbar. Ich kann ihr Benehmen heute

nicht ergründen, ſie kommen mir ganz verwandelt vor.

Liſette. Wiſſen ſie auch, mein Herr! daß alles, was ſie jetzt ſprechen, Unſinn und Impertinenzen ſind?

Ich. Impertinenzen . .? Richtig! Unſinn . . .? Sie können wohl Recht haben. Liſettchen iſt eine ſo geſchickte Künſtlerinn, daß ſelbſt die Wahrheit unter ihrer bildenden Hand ſich in Impertinenzen verwandelt.

Liſette. O! mein Gott! wie armſelig kleidet ſie dieſes Bon Mot. Marqvis — ſie ſind ein höchſt elender Menſch! Sie ſind das Bild der größten Unbeſcheidenheit.

Ich. Bin ich das wirklich? In Rückſicht ihrer, wird mich die Unbeſcheidenheit nicht übel kleiden. Ich würde daraus ein Geheimniß gemacht haben, um dieſen Herrn dort zu ſchonen. Sie ſelbſt ſind ſchuld, daß es ans Licht kam. Sonſt fanden ſie an dieſer Unbeſcheidenheit ein großes Behagen, und nun... Doch ſtill. Der gute Freund dort

könnte den Spaß übel deuten. Leb wohl, schöner Engel! ich lasse dich in Freiheit. Doch apropos! noch hab' ich ihnen ein Papier einzuhändigen, welches ich gestern in meiner Tasche fand. Ich kann nicht begreifen, wie es dahin gekommen ist; allem Vermuthen nach ist es ihr Eigenthum. Ich stelle es ihnen wieder zu." Ich warf den bewußten Brief auf den Tisch.

Die Goldstücken, deren Zählung ich unterbrochen hatte, lagen noch in der nämlichen Ordnung auf dem Tische. Lisette besah sie von Zeit zu Zeit, und ihre lüsternen Blicke scheiterten an diesem spitzigen Felsen. Ich gab einen Zeugen der mannigfachen Bewegungen ab, die in ihrer Seele wechselten. Bald bat ihr Herz das meinige um Verzeihung, bald strahlte ihr wieder der Glanz des Goldes entgegen, sie wußte nicht, was sie wählen sollte. Auf beiden Seiten verlohr sie.

„Leben sie wohl, Mademoiselle! fuhr ich fort, indem ich ihr eine tiefe Verbeugung

machte, ein andermahl will ich die Zeit besser benützen, wo es mir vergönnt ist, ihnen meine Ehrfurcht zu bezeigen.

O! bleiben sie, mein Herr! entgegnete der Lord, der bis jetzt ein tiefes Stillschweigen beobachtet, und uns beide mit unverwandtem Blicke betrachtet hatte, ich bin es, der hier überflüssig ist. Mit diesen Worten strich er das Geld wieder in seine Börse. Lisette hieng zitternd an diesem Raube, den sie zum Nothpfennig bestimmt hatte. Sie konnte sich bei diesem kränkenden Verluste nicht länger mäßigen. „Was beginnen sie, Mylord? schrie sie voller Erbitterung. Wie kann die Thorheit dieses Kindes Eindruck auf sie machen?“

„Verzeihen sie, Mademoiselle! erwiederte Benson, wir können ja eine günstigere Zeit abwarten, besonders da die Sache nicht so eilig ist. heute . . . morgen . . . oder wenn es ihnen beliebt. Ich will ihre Bequem-

lichkeit nicht in Geſetze ſchnüren. Laſſen ſie mir nur ſagen, wenn ſie unbeſetzt ſind.“

Liſettchen ward bald roth, bald blaß, als ſie den Ernſt des Engländers, merkte. Sie bot alle nur erſinnliche Beredtſamkeit auf, ihn von ſeinem Entſchluſſe abzuhalten. Alles wandte ſie an, was nur eine Buhlerinn anzuwenden vermochte. Mylord ließ ſich nicht bewegen. Sein Benehmen kam mir ſeltſam vor. Die Zweideutigkeit Liſettens konnte ihm ja unmöglich auffallen, da ihre Lebensart bekannt genug war. Alſo was konnt' er von ihr fordern? Liſettens Keuſchheit war nur ein Romanbegriff.

7.

Ich hatte die Rache zu weit getrieben — dieß gereuete mich. Vergebens rang ich nach Mitteln, meine Voreiligkeit wieder gut zu

machen; ich bat sogar den Engelsmann, da zu bleiben, und sich nicht stören zu lassen. Lisette, die dieß für neue Beleidigungen hielt, zog gewaltig auf mich los, und begegnete mir nun mit so viel unerträglichen Grobheiten, daß ich, um dem Ungewitter aus dem Wege zu gehen, mich schnell entfernte. Mylord blieb nicht lange aus. Ich war kaum aus dem Hause, als ich ihn in den Wagen steigen sah. Dieser Vorfall hatte für mich weit ernstere Folgen, als ich anfänglich dachte. Eine von ihren Mitgenossinnen erfuhr den lächerlichen Auftritt, mit der Benson den Kauf, welchen er mit Lisetten angefangen hatte, völlig schloß. Nun ist leider! das Mitleid die Tugend nicht, die sie gegen einander beobachten. Jede wünscht auf Verzeihung ihrer Gebrechen, und dennoch schont keine die Fehler ihrer Mitschwestern. Sie halten ein genaues Register von allem, was ihre Ehre betrifft, und die Verstoße gegen die Tugend stehen oben an. Die Eifersucht

ist die Seele aller ihrer Handlungen, sie lauern mit der größten Gewissenhaftigkeit auf ihre Mängel, und die schwärzeste Heucheley, welche sich nie an Stoff erschöpft, sucht begierig jede Kleinigkeit auf, um daraus einen lächerlichen Roman zu spinnen. Sie bestreben sich um die Wette, ihre Ehre an den Pranger zu stellen; sie entlarven die kleinern Mängel ihrer Bekanntinnen, um damit ihre größern Laster zu verdecken. Diese Beschuldigung ist vielleicht allzu streng; (und ich bitte deshalb die bessern Priesterinnen der Thalia um Verzeihung. Mein Vorwurf trifft sie nicht.) allein sie rührt vielleicht von einem Ueberbleibsel des Widerwillens her, der mich bei der unangenehmen Erinnerung jener verhaßten Geschichte jetzt noch überfällt. Ich mußte leider! die Beschämung dulden, daß die Sache in ganz Paris bekannt ward. Man überhäufte mich mit einem Schwarm Stichreyen, und boshaften Bemerkungen. Die Scham, welche darüber in meinem Herzen

erwachte, schmerzte mich ungemein. Aber was sollt' ich thun? Meiner übereilten Hitze hatt' ich alles zu danken. Ich mußte mich mit Standhaftigkeit waffnen, und mitten in meinem Grimme mich mit — Geduld trösten. Alles wird ja endlich vergessen! und dann giebts bald tausend andere Dinge, die die ältern Neuigkeiten wieder verdrängen.

Herr von Vertain nahm mich bei einem zweiten Besuche weit glimpflicher auf, als das erstemahl. Die Aehnlichkeit meines Unglücks mit dem seinigen söhnte mich mit ihm völlig aus. So ist das menschliche Herz! In dem Unglücke anderer findet es Trost. Sind wir elend, so scheint die Zufriedenheit anderer die Empfindung des Schmerzes, den unsere Lage verursachte, zu vergrößern; und wir können, ohne große Gewalt über uns selbst, uns nicht enthalten, für die, welche glücklicher als wir sind, einen geheimen Abscheu zu fühlen. Hören sie aber auf, glücklich zu sein, so werden sie unsere Freunde. Ich sah die Wahrheit

dieſes Satzes bei dem Herrn von Vertain be-
ſtätiget. Die Untreue Liſettens hatte ihn ge-
rächt. Ich war in ſeinen Augen nun nicht
mehr ein begünſtigter, folglich auch kein ver-
haßter Rival, ſondern wie er, ein Opfer des
Eigenſinnes, der Untreue eines flatterhaften
Weibes. Mein Schickſal konnte dem ſeini-
gen nicht mehr Hohn ſprechen. Er empfieng
mich ſehr höflich, und zuvorkommend. Man
ſprach von meinem Unglück. Er ſcherzte, wie-
wohl mit aller nur möglichen Delikateſſe,
darüber; denn er wußte, daß ich das Recht
hatte, Repreſſalien zu gebrauchen. Frau
von Vertain, die dergleichen Urſachen nicht
kannte, verfuhr nicht ſo gelinde mit mir.
Sie gab mir meiner ſchlüpfrigen Lebensart
wegen, die ernſtlichſten Verweiſe. Anfangs
wollt' ich zwar leugnen, aber es war unmög-
lich, ſie von meiner Unſchuld zu überzeugen.

„Sie vertheidigen ſich umſonſt, Angelo!
ſagte ſie in einem mütterlichen Tone, ihre
Geſchichte hat in Paris zu viel Aufſehen ge-

macht, als daß sie nicht auch mir zu Ohren gekommen sein sollte. Die einzige Gnade, die man ihnen ertheilen kann, ist die — ihnen zu verzeihen, jedoch mit der Bedingung, künftig klüger zu sein. Ich freue mich der Röthe ihrer Wangen, fuhr sie fort, das ist ein gutes Zeichen."

Ich erröthete auch wirklich. Denn es ist etwas äußerst unangenehmes, sich von einem so liebenswürdigen Weibe, als Frau von Vertain war, eine sträfliche Liebe vorwerfen zu lassen. Da sie sahe, daß ihre Ermahnungen mich in Verwirrung brachten, erbarmte sie sich meiner, und lenkte das Gespräch auf andere Dinge. Man setzte sich zu Tische, und ich hatte das Vergnügen, zu sehen, wie sehr sie sich befliß, den kleinen Schmerz, den sie mir verursacht hatte, durch eine liebreiche Behandlung wieder auszuwetzen.

Nach aufgehobener Tafel nahm ich Hut und Stock.

„Wohin, Angelo? sagte sie. Vermuthlich in die Comoedie? Ist das die Ursache ihrer Eilfertigkeit? Bleiben sie doch noch. Der Graf wird sie abholen. Ich habe mich anheischig gemacht, ihnen so lange Dach und Fach zu geben. Ich will ihre Ober-Hofmeisterinn werden, und sie gewiß nicht aus dem Gesichte verliehren. Oder sind sie etwa grausam genug, mir meine Bitte abzuschlagen? Ich werde den ganzen Tag allein sein.“ Meine Augen dankten ihr auf das verbindlichste. Herr von Vertain verließ uns. Die Gesellschaft, die bei ihm gespeiset hatte, zerstreuete sich, und ich blieb nun unter vier Augen bei seiner schönen Frau zurück.

Frau von Vertain. Sie sind wohl recht bös auf mich, Marquis! daß ich ihnen so viel Zwang anthue? Nicht wahr, ich bin grausam?

Ich. Sagen sie vielmehr ungerecht, gnädige Frau! weil ich mir die Ehre, mit

ihnen allein sein zu dürfen, nicht träumen ließ.

F. v. B. In ihrem Alter ist man nur auf Vergnügen bedacht. So haben sie zum Beispiel wohl nie zu der schönen Schauspielerinn gesagt: „Ich freue mich der Ehre, bei ihnen zu sein?“ Dort gefiel es ihnen gewiß weit besser, als hier.

Ich. O! meine Gnädige! ich bitte, schonen sie meines Herzens. Ich flehe sie dringend, schweigen sie künftig ganz von diesem Puncte.

F. v. B. Nun vor den Leuten will ich nicht mehr davon sprechen, aber wenn wir allein sind, müssen sie mir schon erlauben, daß ich mich bisweilen noch ein wenig mit ihnen zanke. Gestehen sie mir einmahl aufrichtig ihren Fehler. Aber ja recht aufrichtig! Ist es nicht eine Sünde, wenn sich ein Mensch von ihrem Stande mit so vielen hervorstechenden Liebenswürdigkeiten in einen solchen Strudel der Verführung wirft? Ich

ſpreche ihrem Alter nicht etwa den Genuß des Vergnügens ab. Eine ſo abgeſchmackte Moral werd' ich nie predigen. Vielmehr bin ich völlig überzeugt, daß die frühe Empfindung des Herzens der größte Beweiß eines ädlen Charakters iſt. Nur rathe ich ihnen in ihrer Wahl Delikateſſe und Behutſamkeit zu beobachten. Der Genuß des Herzens wird dadurch um ein großes erhöhet. Ach! man kann dieſe goldene Regeln den Männern nie oft genug einſchärfen. Sie laſſen ſich nur allzu oft durch die Bereitwilligkeit, mit welcher jene ſchändlichen Dirnen die Beeren der Verführung überzuckern, auf Abwege leiten. Sie erſchöpfen die Kräfte ihres Körpers, aus Jünglingen werden Greiſe, und die Folgen dieſer liederlichen Lebensweiſe ſind Ekel und Verdruß gegen alle Freuden der Welt. Sie ſelbſt ſollten der Beweiß meines Satzes ſein, wenn ſie nur ein wenig aufrichtig gegen mich wären. Sie ſelbſt ſollten mir geſtehen müſſen, daß eine

solche Liebe der Lohn für ihre Zärtlichkeit nicht sein kann!

Ich. O! gnädige Frau! ich beschwöre sie bey allem, was heilig ist, vergessen sie diese unglückliche Begebenheit, denn meine Reue straft mich überdieß genug.

F. v. B. Nun wohlan! ich will sie vergessen, und ich verspreche ihnen zugleich, heute das letztemahl davon zu sprechen, wenn sie mir den Anfang und das Ende ihrer Liebe werden ausführlicher geschildert haben.

Ich. Meiner Liebe? ... welche Liebe meinen sie? ..

F. v. B. Nun die, mit der Schauspielerinn.

Ich. O! gnädige Frau! was fordern sie von mir? Bin ich nicht schon unglücklich genug, daß ich über meinen Fehler vor ihnen erröthen muß? Und nun verlangen sie überdem noch ein Geständniß.

F. v. B. Und das mit allem Rechte. Denn ich weiß ja von der ganzen Sache nichts,

als was ganz Paris weiß. Die nähern Umstände sind mir unbekannt geblieben.

Sie sah mich sehr aufmerksam an. Die Erfahrung hatte mich schon klüger gemacht. Mithin wußt' ich, was dieser Blick zu bedeuten hatte. Ich merkte nur zu wohl, daß sie nicht ungeneigt sey, wider ihre eigenen Grundsäzze zu handeln. Doch — ein jeder besitzt ja unumschränkte Freiheit, sich ein eigenes System zu schaffen, und man zieht dann gemeiniglich nur den Geschmack zu Rathe. Den ihrigen errieth ich sehr leicht aus ihren Fragen, und mein Herz entdeckte ohne Mühe die Ursache ihrer Neugierde.

Weder mein Alter, noch mein Temperament verweigerten mir dieß. Schon seit vierzehn Tagen hatt' ich Lisetten verlassen, und weil ich mich an die Freuden der Liebe gewöhnt hatte, so ließ ich mir die zuvorkommende Güte meiner schönen Nachbarinn sehr gern gefallen. Man wird sich wundern, wie ich so ganz ohne Bedacht der ersten Ver

kanntschaft, die sich mir zeigte, die Hände bot, ohne weder das Herz, noch den Charakter zu prüfen. Ich würde geradewegs den Instinkt des Menschen zu meiner Vertheidigung anführen, wenn ich nicht den Einwand: „Deine Vernunft muß diesen Instinkt zu unterdrücken suchen" befürchtete. Die Moral hat Recht. Aber daß sie Recht hat, sah ich damahls nicht ein, weil mein erhitztes Blut alle Dinge von einer andern Seite betrachtete. Jetzt ist die kleinste Ueberlegung hinreichend, die Triebe meines Herzens in Zaum zu halten. Ich bin zahm geworden. Aber ich erinnere mich auch einer Zeit, wo die Vernunft gegen das Feuer der Leidenschaft — nichts vermochte.

Frau von Vertain, die einer Venus glich, hätte wohl die Weisheit eines klügern Kopfes, als des meinigen, überlistet. Ich wünschte, daß mir Raphaels Pinsel zu Gebot stünde. Ich würde hier ihr Bild entwerfen. Allein selbst die ausgesuchtesten Farben wür-

den es noch ziemlich unvollkommen darstellen. Nichts ist leichter, als die Schilderung eines Frauenzimmers, welches schön ist. Man bedarf dazu ein paar schwarze, feurig rollende Augen, eine sanft gebogene Nase, einen rosenfarbenen Mund, eine Reihe milchweißer Zähne, und wenn man diese liebenswürdige Farbenmischung noch mit dem sanften Abglanz von Rosen und Lilien begleitet, so ist die Beschreibung fertig. Wenn sich dann die Fantasie noch einen Kopf voll schwarzer Haare, hernieder wallende Locken, einen alabastern Busen, und — was weiß ich was noch alles? hinzudenkt, so möchte ich wissen, was diesem Bilde noch fehlen sollte? Eine Schilderung der Art kann, meines Bedünkens, noch für jedes andere Mädchen passen, ohne auf ihren Mahler zu schmollen, allein für meine schöne Vertain wäre sie eine — Satire. Unvollkommen würde mein Gemählde sein, wenn ich sagen wollte: „Sie war schön!“ Ich kenne bis jetzt keinen Namen,

der die himmlischen Reize, nur im entfernteſten Sinne des Wortes, auszudrücken fähig wäre. Sie glich einer Fee, die bei dem erſten Anblick bezauberte, die man mit geheimer Ehrfurcht betrachtete, und vor deren himmliſchen Reizen ſich das Knie eines Sterblichen mit Hochachtung beugte. In ihrem Geſichte herrſchten überirdiſche Züge von Majeſtät und Wohlwollen, ihr freundlicher Blick erwärmte ſelbſt den kalteſten Verächter ihres Geſchlechts. Ihr ſchönes Auge ſtrahlte innige Güte des Charakters, ſie waren das milde Vorbild aller ihrer Handlungen. In ihnen lag der Himmel. Und o! Gott! wie ſoll ich vollends ihr Herz beſchreiben? — Meine Feder würde zu dieſer Schilderung viel zu ſchwach ſein! Man mußte es ſelbſt kennen lernen, um davon gehörig urtheilen zu wollen!

Ich fühlte, daß meine Fantaſie einen immer weit höhern Schwung erhielt. Die Menge von Leidenſchaften, die mich erhitz-

ten, blickten besonders aus einigen Stellen meiner Erzählung vor. Sie unterbrach mich von Zeit zu Zeit. Wie ist es möglich, rief sie voller Erstaunen, daß sie für ein Mädchen, welches ihre Liebe so wenig verdiente, so viel fühlen konnten? Was würden sie nun wohl gegen eine Dame empfinden, die eine solche Zärtlichkeit zu belohnen verstände?

„O! gnädige Frau! entgegnete ich entzückt, ich würde die Gluth dieser unaussprechlichen Liebe nicht ertragen können — ich würde sterben! Schon der bloße Gedanke bringt meine ganze Seele in Bewegung."

„Um so mehr sind sie zu bedauern, erwiederte sie, daß sie an eine Person geriethen, die nicht werth war, ihnen die Schuriemen zu lösen. Ich wenigstens bin völlig überzeugt, daß ihr Herz den höchsten Grad der Empfindung überspringen würde, wenn man ihm mit Offenheit und Liebe entgegen käme. Sie haben das Glück, welches sie verführte,

niemand anderm, als der bloßen Gewohnheit, zu lieben, der Eitelkeit, und dem Geschmack eines sinnlichen Vergnügens zu danken; und daraus erwächst ihnen doch wirklich kein Lohn."

Ein anhaltendes, tief prüfendes Stillschweigen, welches Frau von Vertain mit niedergeschlagenen Augen beobachtete, erinnerte mich an die glückliche Zeit, mir ihre vortheilhaften Gesinnungen gegen mich zu benuzzen. Ein zu anhaltendes Nachdenken ist der Erfüllung solcher Wünsche nicht günstig; und wenn man die Empfindungen zu sehr angreift, so läuft man gar Gefahr, sie fühllos zu machen. Man darf sie nie ganz wecken, um sie zu geniessen. Ich besorgte mit Recht, das Feuer der Frau von Vertain möchte in seinem Keime ersticken, und beschleunigte mithin meine Erzählung, um einen gewissen Punct darinn zu berühren, den ich für meine Absichten zu benüzzen hoffte. Sobald dieser Punct vorüber war, ließ ich

es nicht mehr bei Worten bewenden; ich hen-
delte. Dieſe Methode, geſchehene Dinge
durch die Nachahmung zu verlebendigen, ent-
riß die Frau von Vertain ihrem Tiefſinne.

„Das hab' ich nicht verlangt! ſagte ſie
etwas ernſt zu mir, Angelo! ſie überſchrei-
ten die Schranken!" Ich fuhr in meiner Be-
ſchreibung fort, ohne weiter auf ſie zu hor-
chen, und ein Seufzer, der ſich von ihrem
Buſen löſete, ließ mich deutlich empfinden,
wie gern ſie mich hörte. Sie erhob ſich plötz-
lich; ich folgte ihr, indem ich immer aus
dem vorigen Tone ſprach, und der nämliche
Ernſt, jenes anhaltende Nachdenken, worinn
ſie von dem Seſſel, der mir eine ſehr unbeqve-
me Meubel zu ſein ſchien, aufgeſtanden war,
führte ſie an ein Ruhebett. Ich bot alle
meine Beredtſamkeit auf, ſie zum Sitzen zu
bewegen. Ich legte mich zu ihren Füſſen,
und meine Leidenſchaft ließ mich nicht lange
in der nämlichen Stellung. Frau von Ver-
tain ſtellte ſich, als ob ſie die Augen von mir

abwendete, allein ein Blick, auf dem ich sie ertappte, lehrte mich das Gegentheil. Ich überströmte sie mit Bitten, und nun ergab sie sich nach einem geringen Widerstande. Vermuthlich stützte sie sich auf die Gewalt ihrer Schönheit, — daher hielt sie es nicht für nöthig, die Hofnung ihres Anbeters durch unübersteigliche Hinderniſſe zu qvälen. Nichts schien das Feuer löschen zu wollen, welches mich verzehrte. Alle meine Begierden drängten sich in einen einzigen Brennpunct zusammen, niemahls war mir die Wollust unter einer so bezaubernden Gestalt erschienen.

Frau von Vertain, die mit meinen Empfindungen simpatisirte, erwiederte meine Liebe, und überhäufte mich mit Liebkosungen, die mein Herz noch mehr entflammten. Unsere Liebe schien, statt sich in dem Schoose der Wollust zu erschöpfen, vielmehr neue Kräfte zu gewinnen. Kein kaltes Wort störte das Feuer unseres Gespräches. Ich

hatte ihr immer noch etwas zu ſagen, worauf ſie mit Gefälligkeit zu antworten verſtand. Mit einem Worte — es war ſchon beinahe Nacht, und es kam mir vor, als ob ich nur erſt ſeit wenig Augenblicken bei ihr geweſen wäre? Die Gluth meines gereizten Herzens war keinem Wechſel unterworfen, und noch immer war mir das Spiel der Liebe neu und entzückend, als ich ſchon die letzten Quellen meiner Zärtlichkeit erſchöpft hatte. Die Blindheit unſerer Leidenſchaften kann nie ewig währen, wenn wir uns ihnen ohne alle Behutſamkeit überlaſſen. Der unmäßige Genuß derſelben beſchleuniget das Ende der Wolluſt, unſere Augen öffnen ſich, wir ſchämen uns, von einem Irrlicht getäuſcht worden zu ſein, und werfen uns nur zu bald unſere Ausſchweifungen und Schwachheiten vor. Woraus entſpringt wohl eine ſo ſchnelle Veränderung? Entſteht ſie aus unſerm Herzen ſelbſt, oder aus den Dingen, welche Eindruck auf daſſelbe machten? Faſt wag' ich es

nicht, hier zu entscheiden. Eigensinn und Ehre sind wohl die beiden Grundursachen dieses Ekels. Sollte das, was uns einmahl gefiel, wohl je aufhören, uns zu gefallen? Beinahe glaub' ich, man müsse die Liebe nur kosten, nie aber geniessen. Ueberspringt ihr Genuß die Schranken der Mäßigung, so verliehrt sie. Traurig genug für den sinnlichen Menschen — daß er den Reiz einer vorübergehenden Empfindung nur deshalb kennen lernt, um ihren Verlust desto lebhafter zu bereuen.

Nie glaubt' ich, daß in der Welt etwas fähig sein würde, meine brennende Liebe zur Vertain jemahls zu schmälern. Die ersten Tage verstrichen in dem reinsten Entzücken. Ich glaubte in meiner Zärtlichkeit eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens gefunden zu haben, und da ich des Wohlwollens meiner Geliebten ganz versichert war, so schonte ich selbst meine Gesundheit nicht, dieses Wohlwollen zu erwiedern. Allein — diese

ungewohnte Lebhaftigkeit meiner Sinne verringerte den Werth dieſer Zärtlichkeit, die mir vorher ſo lieb geweſen war, ungemein. Eben weil ſie oft kam, ſo ſehnt' ich mich nicht mehr nach ihr. Mitten im feurigſten Geſpräche wurde ich von einer Kälte überraſcht, die mir ſehr unangenehm war. Anfänglich ſchob ich dieſe Kälte auf meine allzu heftige Liebe, (und ward daraus ſo gar ein Verdienſt gegen meine Geliebte) allein ſie merkte den Betrug nur allzu wohl; und da mich endlich dieſer nie voraus berechnete Zufall zu oft überraſchte, ſo giengen mir endlich die Augen auf. Es war zu ſpät, die Wahrheit zu verſchleiern; die Sache ſprach für ſich ſelbſt.

8.

So viel Kaltſinn hatt' ich nicht erwartet. Ich ſuchte alle meine Moral hervor, um mich

zur Beſtändigkeit zu ermuntern, allein umſonſt; nichts konnte mich von meinem Falle retten. Ich verlohr endlich alle Sehnſucht nach ihr. Nichts deſtoweniger übte ich noch immer die Pflicht der Dankbarkeit, und meine Eitelkeit wagte faſt übernatürliche Verſuche, um die Hinderniſſe, die ſich faſt täglich mehrten, zu überſpringen. Ich rief die Einbildungskraft zu Hülfe, und noch erhielt ſie mich eine Zeitlang. Ich bauete (wie man zu ſagen pflegt) Luftſchlöſſer, und eine Summe fremder, und in einander verſchlungener, Begriffe, ſchufen mir noch einige glückliche Augenblicke, die übrigens meiner Geliebten (auf die ſie eigentlich wirken ſollten) nicht galten. (Vielleicht verſtehen meine Leſer dieſe Stelle nicht. Für die, welche niemahls liebten, iſt ſie auch durchaus unüberſetzbar. Gerne wollt' ich mich deutlicher erklären; allein ich kann den Leyen mit nichts anderm tröſten, als mit der Bitte, ſich ſelbige von dem erklä-

ren zu lassen, der den Wechsel der Liebe stu-
dirte.)

Auch diese Täuschung nützte mir nichts. Und da ich vollends noch vierzehn Tage auf dem Lande verlebt hatte, verlohr ich endlich alle Hofnung, auf die Genesung meiner kranken Seele. Ich seufzte über den em-pfindungslosen Zustand, in welchem ich mich befand. Frau von Vertain, die weit besser einsah, wie sehr ich zu beklagen sei, suchte alle nur mögliche Mittel hervor, die Härte meines Zustandes zu mildern. Diese un-verdiente Güte, überzog mein Gesicht mit inniger Scham! Mit Verdruß sah ich die auserordentliche Sorgfalt, die sie anwandte, um das Herz, das von der gräßlichsten Reue gemartert ward, wieder zu beruhigen. Ihre Wohlthaten vergrößerten, wenn ich sie mit meiner Undankbarkeit verglich, mein Elend.

„O! gnädige Frau! rief ich, als sie mich eines Tages in meiner Lieblingslaube über-raschte, wo ich mein Unglück beseufzte, wie

qvälen sie mich! O! lassen sie mich sie fliehen, denn grade ihre Gegenwart schneidet mein Herz in tausend Stücke. Sie wirft mir meine Verbrechen vor, sie sagt mir, wie strafbar ich bin! O! schonen sie meiner, fuhr ich fort, indem ich merkte, wie sehr ihre Thränen Antheil an meinem Kummer nahmen, und entziehen sie mir den letzten Schimmer ihrer Güte, ich verdiene sie nicht. Ich bin ein Undankbarer!"

„Grausamer! erwiederte sie, sie schäzzen mich also für gering genug, um zu glauben, der Besitz ihres Herzens lasse mir noch etwas übrig? Ich sehe in ihrer Lage das Schmerzliche nicht — ist es anders wahr, daß sie mich aufrichtig lieben? Oder ist ein vorübergehender Rausch, deren Mißbrauch uns freilich hätte schamroth machen sollen, die Ursache ihrer Verzweiflung? Ach! ich war nur aus Gefälligkeit für sie darüber etwas empfindlich. Wenn sie wüßten, wie schwer es mir ward, in ihren Wunsch zu willigen.

so würden sie die ersten Strahlen der rückkehrenden Vernunft besser zu schäzzen wissen, weil ich meine Ruhe und mein Glück der Wiederkehr ihres Nachdenkens zu danken habe. Ihnen ist, wie ich merke, die wahre Liebe noch unbekannt. Sie kennen die Begeisterung der Seele, die ädlern Gefühle, die eine gereinigtere und von dem Genuß der Sinne ganz entfernte Liebe gewährt, die süssen Wallungen eines Herzens, dessen Augen keinen andern Gegenstand sehen, als die Göttinn dieser Liebe selbst, — alles dieß kennen sie noch nicht! Sind diese Kleinodien der schmeichlerischen Lockung der Sinne nicht vorzuziehen?" Diese Einwürfe verdienten allerdings Beherzigung, und sie beruhigten meinen Schmerz in etwas. Ich bewunderte ihre Großmuth, ich gab dem wohleingefädelten Urtheile, das sie erdachte, um mein Herz zu beschwätzen, Beifall; mein Geist verlohr allmählig die Ueberzeugung seines Elends, und etwas von meinem erstern

seligen Zustande kehrte zurück. Meine Geliebte wußte ihrem Troste so viel Rührendes zu geben, daß sie mich in der That näher an sich zog. Ich freuete mich über die Würkung, die diese neue Art, mich zu behandeln, in mir hervorbrachte, und suchte ihren Eindruck zu benüzzen.

„Sie verfallen schon wieder in ihre Krankheit, Angelo! sagte sie mit Herzzerschneidender Milde — o! Marquis! geben sie mir doch nur andere Proben ihrer Liebe. Benüzzen sie meinen Rath so?"

„O! gnädige Frau! erwiederte ich etwas betroffen, eben um ihn zu benüzzen, flüchte' ich mich in den Hafen ihrer Güte. Ich erkenne sie ja, ich berausche mich in ihr. Aber meine Genesung fordert Mitleid und — Zeit."

„Ach! rief sie, verlangen sie das nicht von mir. Ich weiß, sie sind ein veränderlicher Mensch, sie wollen mich — fliehen, sie wollen —"

„Gnädige Frau! sie irren sich — bei Gott! sie irren sich. Allein nur um die einzige Güte flehʼ ich sie an. Widersetzen sie sich nicht länger meiner Ruhe, und meinem Glücke!“

„Und was verlangen sie von mir? Wozu wollen sie mich bewegen? Nein! ich werde nie drein willigen!

Der Widerstand, den sie mir entgegensetzte, vollendete, was ihre Zärtlichkeit angefangen hatte. Kurz! ich war glücklich. Doch — das war ja nur ein, durch die Asche blitzender, Funken eines schon längst verloschenen Feuers. Ich verlank wieder in meinen vorigen Zustand, den dieser kleine Schimmer noch unglücklicher machte. Allzu viel Güte ermüdet endlich auch. Frau von Vertain, deren Geduld über die Fortdauer meiner Schwachheit zu brechen begann, willigte ohne Verzug in meine Abreise. Ich kam mit dem Vorsatz nach Paris, mit einem Gu-

te, deſſen Grenzen ſich ſo leicht ermeſſen laſſen, künftig beſſer Haus zu halten.

Ich gieng wieder in die Akademie, und lebte ganz den Wiſſenſchaften. Es war gegen Mittag, als ich einſt von dort zurückkam. Ein Unbekannter fing mich, ob ich der Marqvis Mazzini ſey? Kaum hatt' ich ihm ſeine Frage mit Ja beantwortet, als er mir einen Brief in die Hand drückte, und ſich ſchnell entfernte. Die geheimnißvolle Art, mit der ich den Zeddel empfieng, ließ mich deſſen Entſiegelung nicht lange verſchieben. Ich erkannte Liſettens Hand, und las:

„Die Art, mit der ſie mich verließen, mein lieber Marqvis! verdient zwar nicht, daß ich mich weiter um ſie bekümmere, allein ich thu es doch! Nicht etwa, daß ich ſie liebe? Nein ich liebe ſie nicht mehr — und daß ich noch an ſie denke, haben ſie meinem Haſſe, meinem Widerwillen, meinem Ekel — und was weiß ich's? zu danken. Ein anderes Mädchen würde ſich vielleicht darüber

erzürnt haben, ich hingegen bin nicht einmahl unwillig. Ich würde verzweifeln, wenn meine Liebe größer wäre, als meine Eitelkeit. Ei! und dann wär' ich wohl von ihnen schön hintergangen worden! . . Und dennoch weiß ich nicht. . . . Der Kopf ist mir ganz wüst. . . meine Gedanken drehen sich . . . Wollen sie den Knauel derselben nicht aufwinden . . ? . Ich erwarte sie, Marquis! ganz gewiß erwarte ich sie. Wollen sie kommen? Wenn sie noch närrisch genug sind, mich zu lieben, so könnt' ich, (vielleicht zum Spaße, aber nur im Spaße) so drollig sein, sie . . . Sind sie es wohl werth, daß man ihnen so etwas ins Gesicht sagt? Nein! — Kommen sie, und hören sie es aus meinem Munde. . . Nun wahrlich, es ist artig genug, daß ich mich zu einer solchen Schwachheit verstehe! Lisette."

Wenn unser Herz von dem Eigensinne, und dessen ganz sonderbaren Grillen Rechenschaft geben sollte, so würde das decitum sehr

ſchlecht ausfallen. Dieſer Brief, ſo ausſchweifend er auch immer war, reizte meine Sinne weit mehr, als der Zuſtand meines Herzens mir von Rechts wegen verſprechen konnte. Eine ſo ſchnelle Veränderung wäre mir kaum im Traume beigefallen. Die neue Neigung zu Liſetten verleitete mich zu einem neuen Extrem, zur — Langmuth, beſonders wenn ich an ihre Untreue dachte. Die Vorſtellung des neuen Vergnügens, welches ich mir verſprach, löſchte den letzten Funken meiner Bitterkeit aus. Ich freuete mich über den Triumph, den ſie über die Unempfindlichkeit meines Herzens davon trug, und beſann mich keinen Augenblick, der Einladung zu folgen. Ich hofte, dort meine vorige Heiterkeit wieder zu erhalten, deren Entbehrung mich beinahe untröſtlich machte.

9.

Ich muß gestehen, daß meine neue Erobe-rung Meinem Herzen ein sehr schlechtes Com-pliment machte. In Rücksicht dieses Artikels erkenn' ich mich für strafbar. Wiewohl auch meine übrige Lebens-Art nicht im ge-ringsten frey von Tadel bleibt. Ich bin kein Muster für andere; ich bin auch im gering-sten nicht gesinnet, meine Schwächen zu recht-fertigen. Ich konnte nicht anders von ihr denken, als sie verdiente. Ihr Betragen gegen mich bewieß, was ich noch gegenwär-tig zu sein schuldig war, und ich durfte mir nicht schmeicheln, bei dem neuen Kauf-Con-trakt, den mein Herz mit dem ihrigen schloß, noch glücklicher zu sein. Die Vergangenheit hielt mir einen Spiegel für die Zukunft vor. Und dennoch war ich so sicher, als ob ich nicht das mindeste zu fürchten hätte.

„Kommen sie doch endlich wieder, Flüchtling! rief sie mir entgegen, als ich zu ihr ins Zimmer trat; nun wahrlich, man muß all' seine Kunst aufbieten, um sie zu fesseln."

Ich. Ich weiß wohl, Mademoiselle! was sie mit dieser kleinen Ironie sagen wollen; allein ich will ihnen beweisen, daß ich sie nicht verdiene. Wenn man öffentlich mit jemanden das geknüpfte Band zerreißt, so seh' ich nicht ein, wie man ihnen mit Recht ihre Abwesenheit zum Verbrechen machen kann. Sie haben mich auf eine so grausame Art beurlaubt. . . .

Lisette. Nur ein paar Worte zur Erklärung. Können sie sich wohl über ihren erhaltenen Abschied (wie sie es nennen) beklagen?

Ich. Nein! nicht so ganz, das gesteh' ich. Allein eine Untreue der Art, wie sie an mir begiengen, mußte mir die Ehre, eines Umgangs mit ihnen, gänzlich untersagen.

Lisette. Und das sagen sie alles mit einer so kalten, ernsthaften, und bittern Aufrichtigkeit, daß mir ganz angst und bang

bei ihnen wird. Doch — nicht wahr, sie thun mirs zur Liebe, und legen diese majestätische Miene ein wenig ab? Sie steht ihnen wahrhaftig nicht. Was nennen sie denn Untreue? War etwa meine Gefälligkeit gegen die Bitten des Mylords Benson eine Untreue? Und kann man wohl einen so verhaßten Namen einer so geringen Begünstigung beylegen, die nie fähig war, die Grundfeste meiner Liebe gegen sie zu erschüttern? Er bot mir seine Dienste an; ich schlug sie anfänglich aus; er kam wieder; und weil er grade zärtlicher war, als sie das letztemahl, so war es mir ohnmöglich ihn abzuweisen. Ich ward seiner Bewerbungen endlich müde, und ergab mich, wiewohl mit Widerwillen, seinem Ungestüm. Ich nahm seine Erbietungen an. Finden sie in diesem Betragen nur im geringsten etwas strafbares? Was hab' ich gethan, das hundert andere, die in meiner Lage waren, nicht ebenfalls gethan hätten? Oder glauben sie, daß dieß meiner Liebe zu

ihnen etwas geschadet haben würde? Mein Herz war von dem Kaufe, den ich mit ihm traf, ausgeschlossen, und ich hob ihnen dieß unbefleckt auf.

Ich. Ich verstehe sie nicht, Mademoiselle! und bekenne ihnen offenherzig, daß ich für die wahre Beschaffenheit der Liebe nicht Einsicht genug besitze, um von Wirklichkeit und Schein so viele gekünstelte Abtheilungen zu machen. Ich finde in einer Liebe der Art auch nicht den mindesten Unterschied.

Lisette. Desto schlimmer für sie, und ich beklage sie, daß sie sich so viele wunderliche Grillen in den Kopf gesetzt haben. So will ich ihnen z. B. nur den Zustand, in welchem wir uns beide befinden, anführen, um sie zu überzeugen, daß ihre Art zu denken, höchst erbärmlich ist. Sie lieben mich, und ich willige in diese Liebe; das ist alles recht gut. Wir sind über einander entzückt, und bestreben uns, uns Merkmahle der Liebe zu geben. Dennoch aber giebt es gewiß so noth-

wendige, ja unvermeidliche Beſorgniſſe, gewiſſe Vortheile, und Zufälle des Glückes, um die wir uns nicht bekümmern. Für weſſen Sorgfalt ſind dieſe beſtimmt? Wollen wir dieſer Sorge wegen, unſer Vergnügen unterbrechen? Unſere Herzen laſſen uns ja keine Zeit dazu. Eine ſo läſtige Sorgfalt überläßt man lieber reichen, gutherzigen und gefälligen Leuten, die unſere Ausſchweifungen und Grobheiten erdulden, welche die Sklaven unſeres Geſchmacks, und die Handlanger unſers Vergnügens ſind. Und ſolche Menſchen ſchätzen ſich auſerdem noch glücklich genug, Dinge ſolcher Art zu übernehmen — Dinge, die ihnen zwar gefallen, welche ihnen aber theuer genug zu ſtehen kommen. O! legen ſie doch ja dieſe lächerlichen Vorurtheile ab, ſie verkleinern nur die Begriffe, die man ſich von ihrem Verſtande macht.

Ich. Und ſollten es auch Vorurtheile ſein, ſo bin ich ihnen ſo herzlich ergeben, daß es mir ſchwer fallen würde, ſie abzulegen.

Genau kenn' ich zwar die Männer noch nicht, aber was ich noch zur Zeit von ihnen gesehen habe, lehrt mich, daß sie nichts umsonst thun. Alle Gefälligkeiten, die man ihnen erzeigen kann, geschehen aus Eigennutz. Ihre Gutherzigkeit ist mir bekannt, sie sind freigebig, und ich sehe halb und halb eine gewisse Dankbarkeit, vor die ich erschrecke. Schon der bloße Gedanke des Lohns für solche Bemühungen könnte mich in Verzweiflung stürzen.

Lisette. Mein Gott! sie sind ordentlich sinnreich in ihren Qvalen. Nun denken sie sich einmahl den Fall, Marqvis! ich nähme einen Unterhändler an. Würden sie das verhindern können? Es ist wahr, man betitelt dergleichen Menschen, von denen wir so eben sprechen, nicht schlechterdings mit solchen Namen; allein der Unterschied bestehet nur in Worten, in der That verrichten sie einerley. Kommt das nun nicht auf eins heraus? Und müßten sie das nicht übel nehmen,

wenn ich mich durch dieß Mittel der Mühe überhübe, gewisse häusliche Angelegenheiten, die meine Geduld ermüden, zu berichtigen?

Ich durchblickte das Lächerliche dieser Moral; allein ich gestehe zu meiner eigenen Schande — mein Herz, mein so schwaches Herz, welches Lisettens Gegenwart zu verführen wußte, empfand eine zu süsse Regung, als daß es mir hinlängliche Freiheit hätte erlauben sollen, den Flecken ihrer Seele nachzudenken. Oder . . . soll ichs meinen Lesern gestehen? . . Ihre Unart selbst machte sie reizender, sie verschönerte das überdieß blühende Gesicht. Sie sah den Eindruck, den sie bei mir gemacht hatte, denn sie hatte mich zu gut auswendig gelernt, als daß sie sich hätte irren sollen. „Doch, fuhr sie lächelnd fort, ich bin eine wahre Närrinn, daß ich mir so viel Mühe gebe, um sie vernünftig zu machen, gerade, als ob ich verbunden wäre, mich vor ihnen zu rechtfertigen, da dieß doch ihnen zukommt. Mit allen ihr-

ren schönen Flößkeln, die ihnen ihre ungereimte Eifersucht zuflüstert, glauben sie zärtlicher zu scheinen; allein daran zweifle ich — auch find' ich, daß sie nicht halb mehr so drollig sind, wie ehedem, und ich kann nicht begreifen, daß sie das nicht selbst empfinden. Ich dächte doch, wir hätten mit einander weit wichtigere Dinge abzuhandeln. Da stehen wir nun, und tödten die Zeit mit unnützem Wortwechsel. Wenn sie die Liebe kennten, so würden sie in dem Augenblicke, da ich mit ihnen spreche .... o! mein Gott! warum unterbrechen sie mich denn nicht wenigstens mit einem Kusse. Ich erlasse ihnen ja die Vorwürfe, die sie sich zugezogen haben. Marquis — gestehen sie mir einmahl aufrichtig: (nicht wahr? ich habe eine recht mitleidige Seele?"

Wie leicht ist unsre schwache Vernunft zu bestricken, und welche Vortheile besitzt nicht ein listiges Weib über uns, wenn das Herz mit ihrer Freundschaft im Bunde

ſteht, in ihren Sieg willigt, und ihr ſo gar die Waffen wider uns ſelbſt in die Hände drückt. Ein Ueberbleibſel der Scham zügelte bis jetzt den Trieb, der mich an die Quellen der Wolluſt lockte, aber er war letzt nicht ſtark genug, ihn zu zäumen. Ich begann allmählich zu wanken; ein Lächeln überwand mich vollends, und ließ mich meine Schwäche in ihrer völligen Größe empfinden. Tauſend wollüſtige Gedanken ſtrömten durch meine Seele. Sie erhitzten mein Blut, daß ich ihnen zu widerſtehen nicht fähig war. Ich gab dem Ausbruche der Leidenſchaft nach, und beſchuldigte mein Herz ſogar einer Unempfindlichkeit, daß es ſich ſo lange bedacht hatte. Ich glaubte, mein Kaltſinn verdiene den Unwillen Liſettens, und ſuchte durch die zärtlichſten Beweiſe meiner Liebe meinen begangenen Fehler zu verbeſſern. Eine Zeit lang blieb ſie kalt, ſie ſtieß mich ſanft zurück, ſie ſchmollte. „O! laſſen ſie mich! rief ſie, davon iſt die Rede nicht.

Glauben sie ja nicht, daß ihre gewöhnlichen Schäkereien fähig sind, mich von ihrer Liebe zu überzeugen! Oder glauben sie, daß sie meine Delikatesse mit diesem abgezirkelten Zeitvertreib befriedigen? Lassen sie mich also in Ruhe, ich will schlechterdings zornig sein! Ich bin nicht so leicht zu besänftigen, als sie denken, und gerade der Weg, den sie da einschlagen, um mich zu gewinnen, ist der erbärmlichste."

Ihr Tadel war nicht hinreichend, mich abzuhalten. Ich wußte, daß sie es nicht lange aushalten würde eine solche Rolle zu spielen. Ihr Herz, welches ich genau kannte, gab mir von seiner Lage die bestimmteste Kenntniß! Ihre Sprödigkeit nahm allmählich ab; sie ward zahm, ich las meine Verzeihung in ihren Augen, ihr Mund bekräftigte diese Gewißheit, und lächelnd sank sie an meinen Hals.

Lisettens Küsse rissen Bertains Bild aus meinem Herzen. Die Schwungkraft meiner

Seele kehrte wieder. Ich staunte über dieses Wunder, und hielt es für einen Traum. Alle Augenblicke wähnt' ich daraus zu erwachen, aber meine Furcht war ohne Grund. Alles dieß hatt' ich Lisettens Gefälligkeiten zu danken, und ich ward endlich überzeugt, daß mein Zustand wirklich und von Dauer war. Die Probe, die ich damit machte, ließ mir vollends keinen Zweifel übrig. Ich hasse den Undank — mithin war ich ja Lisetten für den Ersatz meiner vorigen Heiterkeit Dank schuldig. Auch sie fühlte sich dadurch bewegt; sie wünschte, unsere Versöhnung möchte ewig und von Dauer sein. Sie wiederhohlte mir die Eide ihre Treue und Beständigkeit. Wir beschworen einen ewigen Frieden, wobey die Liebe sich als Bürge unterschrieb. (Ein nobler Bürge!) Und dennoch verließen wir uns auf seine Redlichkeit. Der Artikel von den Unterhändlern ward ausgestrichen, sie versicherte mich sogar, daß sie selbst den Namen auf ewig von der Tafel ihres Gedächtnisses

wischen wolle. Ich legte den Eid, auf immer der Eifersucht zu entsagen, in ihre Hand, und versprach, bloß dem Vergnügen, von ihr geliebt zu werden, und sie lieben, zu huldigen. Doch muß ich bemerken, daß wir uns bei unsern beiderseitigen Versprechungen nicht ohne gewisse Einschränkungen verbindlich machten, die in unserm Contrakte einige Fälle verklauselten, über welche wir uns deutlicher zu erklären, nicht für nöthig fanden. Man schwört, sich ewig zu lieben, doch unter der einzigen Bedingung, daß man sich auch ewig liebenswürdig finden wird. Sobald dieß nicht der Fall mehr ist, geht auch der Contrakt zu Ende. Ein Umgang, den die Wollust schuf, kann ja überdieß nicht länger existiren, als ihr Schöpfer.

Mein Vergleich mit Lisetten hatte mich die schöne Vertain nicht vergessen lassen. Der Wechsel war mir zu wohlthuend gewesen, als daß ich die Fortsezzung desselben nicht von ganzer Seele hätte wünschen sollen. Ich

harrte ihrer Rückkehr mit Ungeduld entge-
gen. Sie kam endlich, und kaum vernahm
ich dieſe Nachricht, als ich auf Flügeln der
Liebe zu ihr eilte. Ich wurde als ein
Kleinod empfangen, an deſſen Beſitz die glü-
hendſten unſerer Wünſche hangen. Mein
triumphirender Blick verkündigte lauter Ver-
gnügen. Ich war nicht mehr der träge Liebs-
haber, der ſeine Zärtlichkeit mit philoſophi-
chen Betrachtungen ablöſt. Meine Blicke
waren die Dollmetſcher der lebhafteſten Zärt-
lichkeit. Sobald wir allein waren, beſtreb-
te ich mich, durch Proben meines glühenden
Blutes die Wirklichkeit dieſes Feuers ihr zu
beweiſen. Meine Liebe ſchien neue Kraft
erlangt zu haben; die Abweſenheit, und der
Stillſtand, den ich eine Zeitlang mit ihrem
Andenken mir erlaubt hatte, gaben ihren
Reizen neue Annehmlichkeiten. Sie ge-
ſtand mir auch, daß ſie mich noch niemahls
ſo zärtlich geſehen habe, und ich ärndtete da-
für die entzückendſten Lobſprüche.

Den Entschluß, den ich gefaßt hatte, mit meinem Herzen etwas besser hauszuhalten, verschwand wieder. Ich sagte meinen Oekonomieplanen, und dem Entwurf auf ein besseres Leben gute Nacht. Die Speise der Wollust lernte mich den Werth dieses Entwurfes vergessen. Es kam mir nicht einmahl in den Sinn, meine ungestümen Begierden ein wenig zu mäßigen. Blindlings überließ ich mich meinem Schicksale. Mit um so mehrerm Rechte verdient' ich von meiner Unvorsichtigkeit hintergangen zu werden. Mein unbeständiges Glück dauerte nicht länger, als nöthig war, um mir die Last meines Elends desto grausamer empfinden zu lassen. Mein Herz, das wechselsweise beschäftiget war, hatte mehr zu thun, als es in der Länge der Zeit bestreiten konnte, und meine Verschwendung stürzte mich bald in den vorigen Zustand. Meine Besuche wurden seltener. Ich rang nicht mehr nach einem Zeitvertreib, wo es mir an Unterhaltung fehlte. Der sonderba-

re Vorwand, deſſen ich mich bediente, um ihm zu entgehen, verbarg die Wahrheit nicht.

Frau von Vertain, die meines Unglücks gewohnt war, gieng mit mir nach ihrem gewöhnlichen Mitleiden um. Weit gefehlt, daß ſie den geringſten Argwohn von meiner Untreue haben ſollte, ſchrieb ſie mein Unglück vielmehr immer der nämlichen Urſache zu. Ein liebenswürdiges Weib glaubt überdieß gar nicht einmahl an die Möglichkeit einer Untreue. Sie tröſtete mich mit einer ſolchen Güte, die meine Fehler mir weit empfindlicher fühlen ließ, als alle Vorwürfe, womit ſie mich zu überſchütten berechtigt geweſen wäre, wenn ſie es anders gewußt hätte. Ich verdiente ihren Haß, und ihre Liebe vergrößerte meine Verbrechen; die gräßlichſten Gewiſſensbiſſe rächten ſie meiner Untreue halber.

„Angelo! ſagte ſie mit zärtlicher Stimme, ſie bringen mich noch zur Verzweiflung. Warum dieſer ewige Gram? Ich bin ja

glücklich, da ich von ihrer Liebe ganz überzeugt bin! ihre Zärtlichkeit ist mir Bürge dafür. Dieß sind kleine vorübergehende Wolken, die den heitern Himmel trüben, den Himmel aber selbst nicht zertrümmern. Sie sind die Vorläufer eines neuen Glücks, dessen Süssigkeit wir nachher desto größer empfinden werden."

Eine so edle Behandlung war doch gewiß fähig, meine unkeuschen Flammen gegen Lisetten zu ersticken, wenn an meinem Herzen noch etwas zu bessern gewesen wäre; ihr Charakter stand mit dem der Frau von Vertain in einem so verhaßten Widerspruche, daß ich dem letztern alle Gerechtigkeit mußte widerfahren lassen; aber wie schwer fällt es dem Herzen, das sich durch eine unrechtmäßige Leidenschaft so sehr herabwürdigte, so viel Gewalt über sich zu gewinnen, um der Wollust, die ihm durch die Länge der Zeit fast zur Gewohnheit ward, zu entsagen. Wenn uns auch die Wollust nicht mehr lockt,

bleiben wir dennoch an ihr, wie an einem
lichen Bilde hangen. Die Großmuth,
die Uneigennüzzigkeit, die den Charak-
meiner schönen Vertain schmückten, sucht'
bei Lisetten vergebens. Sie konnte die
ache nicht begreifen, warum auf mein
iges Feuer so viel Kaltsinn erfolge? Des-
ch suchte sie anfangs, mich aus dem be-
ztlosen Zustande, worinn ich mich befand,
wecken, und verschwendete all' ihre Kunst,
n ihr Scharfsinn nur immer fähig sein
nte, meine Lage zu verbessern. Zärtlich-
, Liebe, die Summe matter, und hin-
bender Blicke — alles ward vergebens
orgesucht. Die lebhaftesten Liebkosungen
nten mich nicht von meiner Unempfind-
eit heilen, sie erhielten nichts, als eini-
üchtige Gefälligkeiten, die man aus Höf-
eit erweisen muß, und wodurch sich die
e beleidiget findet. Umsonst muntert' ich
auf, den Funken eines schon verglom-
en Feuers wieder anzublasen. Eine so

merkliche Hartnäckigkeit erregte endlich ihren ganzen Unwillen. Sie verlohr alle Geduld, und faßte den Entschluß, mich meinem trüben Verhängnisse zu überlassen. Dieß zu thun, kostete ihr auch wirklich wenig Mühe. Ihr Herz entsagte der Liebe, mit deren berauschendem Nektar ich sie bekannt gemacht hatte!

Sie betrachtete mich als einen höchst eigensinnigen Schwärmer. Ich fiel ihr zur Last. Ihr seltsames Betragen prophezeiete mir meinen bevorstehenden Fall, und ihre abgeschmackte Aufführung verdoppelte den Ekel, den ich schon längst empfunden hatte! Jetzt wunderte ich mich sogar, wie ich es im Stande gewesen sein konnte, den Charakter eines solchen Weibes zu ertragen. Das Erwachen meiner Vernunft öffnete mir die Augen, und ließ mich die Mängel sehen, die ich bis jetzt nicht einmahl bemerkt hatte. Man urtheilt streng, wenn man nicht mehr liebt. Ihre Gegenwart genirte mich, eins ward

dem andern immer beschwerlicher, und höchst verlegen wären wir einander über gestanden, wenn wir die Frage aufgeworfen hätten: „Warum besuchen wir uns?“ Ich kam noch seltner, als sonst. Diese Delikatesse tadelte sie nicht, sie nahm solche als Schonung auf. Ich ergriff endlich die erste beste Gelegenheit, das Ausbleiben meiner Besuche zu beschönigen, und dachte sogar auf einen verzeihlichen Vorwand, um mit ihr gänzlich zu brechen. Ich besuchte sie zwar dann und wann, allein dieß geschah größtentheils aus einer sehr ungereimten Schamhaftigkeit. Wenn ich in mein damahliges Betragen einen prüfenden Blick werfe, so find' ich in den Grundursachen unserer Handlungen etwas ganz unbegreifliches. Bestreben wir uns, unsere natürlichen Neigungen zu zwingen, so scheinen wir die zusammenhängende Ordnung der Dinge umkehren zu wollen, und unsre Glückseligkeit, die jener geradezu entgegen ist, in gewisse Gesetze zu schnüren. Eine solche

Maske — wie lästig ist sie! Eine Grille der Art — wie beschwerlich wird sie endlich ihrem Schöpfer! Und dennoch stoßen wir täglich auf neue Beweise, die diesen Satz ins Licht stellen. Und wodurch? Durch unsere Einbildungskraft, die sinnreich genug ist, um uns zu martern. Nichts ist schöner, als die Wahrheit. O! wenn sich doch die Menschen zeigten, wie sie wären, sie würden sicher gewinnen, als daß sie etwas scheinen wollen, was sie nicht sind. Und dadurch müssen sie allerdings verliehren!

Da Lisette nicht gewohnt war, lange müssig zu sein, so dachte sie bald auf eine andere Unterhaltung. Ich überraschte sie in einigen sehr zweideutigen Zusammenkünften unter vier Augen, die mich meine bevorstehende Ungnade ahnen ließen. Man begeht oft gegen sich selbst ein Unrecht. Ich glaubte nicht, daß sie mich so aufopfern würde. Ich wollte darüber mein Mißvergnügen äusern, allein sie hörte mich nicht an. Mein Regiment

war aus, und ich hatte nicht die mindeste Luſt, eiferſüchtig zu ſein. So ſehr der Verluſt ihres Herzens meiner Eitelkeit wehe that, ſo wollt' ich dennoch noch einmahl ihre Standhaftigkeit ermuntern. Ich ſchmollte auf das Verhängniß, ohngeachtet mich alle Regeln der Klugheit erinnerten, daß es Zeit ſei, noch mit Ehren auf den Abzug zu denken. Es gelang mir aber nicht, und die Eiferſucht, die mich erhitzte, beſchleunigte vollends meine Entfernung.

Wir zerfielen endlich ganz, und zwar auf eine nachdrückliche Art. Sie ertrug dieß mit der größten Gleichgültigkeit, und als ein Weib, welches ſich an keine Vorurtheile bindet. Den folgenden Tag erhielt ich ein Billet, worinn ſie mir ihre Meinung ſo unverſtellt eröffnete, daß mir nicht die geringſte Ungewißheit mehr übrig blieb. Ich hoffe vom Leſer keines Egoismus beſchuldiget zu werden, wenn ich den Brief unverändert mittheile. Hier iſt er:

„In Wahrheit, Marqvis! ich kann weder ihr sonderbares Betragen selbst, noch die Ursachen davon ergründen. Sie sind eifersüchtig, und — worüber? Ja! wenn ich das wüßte! Ich dachte eben jetzt darüber nach, zu was für einen gefährlichen Schritt mich noch ihre Grillen veranlassen könnten? Ja! . . . Richtig nun weiß ichs, sie haben die Eifersucht mit der Liebe gewechselt! Das ist ja ihre süsseste Leidenschaft. Sie haben sonst nichts zu thun — und mit etwas müssen sie doch spielen. Nicht wahr, es ist sehr betrübt, wenn man es so weit gebracht hat? und ich würde wohl sehr thöricht handeln, wenn ich den Tyger ihrer Eifersucht besänftigen wollte.. Allein wissen sie auch, daß sie eine Rolle spielen, die mir lästig wird? ! Ich sage dieß nicht um meinetwillen. Sie müssen mir hierinn selbst Recht widerfahren lassen; sie müssen gestehen, daß ich nur wenig nach dem frage, was ihr Mannspersonen Liebe nennt? Ich schäzze dergleichen Sächel-

chen nicht. Wenn es auf mich ankäme — wahrhaftig! sie sollten erfahren, daß mir ein Liebhaber in unglücklichen Verhältnissen, die aus der Quelle allzu großer Zärtlichkeit entspringen, weit angenehmer ist, als ein solcher, der sich mit der Summe seiner Empfindungen brüstet. Was mich besonders schmerzt, ist, daß sie die Thorheit, der sie mich opferten, lächerlich macht. Nur ihnen kann diese Thorheit schaden! Ich war mäßig in meinen Begierden, und mein angebohrner Kaltsinn ließ mich, ohne zu murren, die Wiederkehr ihrer Vernunft erwarten; aber ein so ädles Betragen fand in ihren Augen keinen Beifall. Sie wollten mich durchaus zum Opfer ihrer Ungerechtigkeit machen, und nun soll ich wohl gar ihre Unbilligkeit besenfzen? Da irren sie sich gewaltig, mein Herr Marquis. Und sollten sie das ja glauben, so will ich ihnen diesen Dünkel auf ewig benehmen. Thun sie mir den Gefallen, und bleiben sie aus meinem — Hause. Sie erspa-

ren durch diesen Gehorsam mir und ihnen verdrießliche Stunden. Und weil mir ins künftige das Vergnügen nicht erlaubt ist, ihr Glück zu machen, so will ich mir auch den Schmerz ersparen, dasselbe zu zerstören. Lisette."

Dieser Brief vollendete den Haß, den ich bereits gegen Lisetten empfand. So sehr ich mich auch kränkte, daß ich gerade der erste Verstoßene hieß, so resignirt' ich doch mit Freuden auf jede Rache. Die Klugheit ist in Wahrheit ein sehr verdrießliches Ding, wenn man anders den ekeln Zustand, in welchen uns die Entbehrung unserer ehemahligen Wünsche versetzt, mit diesem Namen betiteln darf. Durch was für einen seltsamen Einfall kam doch der Mensch darauf, das höchste Gut in einer stumpfen Trägheit zu bestimmen, die uns in sich selbst zurück gehen heißt, und uns mitten in einer Menge von Gegenständen, die unsere Glückseligkeit befördern sollen, zu Einsiedlern macht? Die

Ordnung aller Dinge, aus denen die Welt beſtehet, verurſacht eben die Eintracht derſelben. Warum ſoll man alſo die Leidenſchaften unterdrücken, die doch dieſe Ordnung durch den Reiz einer ſo ſüſſen Verbindung unterhalten? Man verzeihe mir dieſe gewagte Bemerkung. Sollte die Ausſchweifung nicht vielleicht daher entſtehen, daß die Menſchen, die blind, unwiſſend, und unfähig ſind, den Umfang ihrer Wünſche einzuſehen, und folglich den Gebrauch derſelben einzuſchränken, nachher gefunden haben, daß es weit leichter ſei, ſich ihnen gänzlich zu entziehen, als durch eine rechtmäßige Haushaltung ihren Ungeſtüm zu zügeln? Und ſollte nicht etwa unſere Trägheit daran ſchuld ſein, daß wir den ſchlimmſten Weg wählten, weil er der — kürzeſte iſt?

Ich ward mir ſelbſt unerträglich. Ich kannte auch nicht ein einziges Mittel mehr, meine Seele von neuem zu ſtärken, und den Kummer zu zerſtreuen, der mich nagte. Ich

giena faſt gar nicht mehr aus. Sobald ich aus der Akademie kam, lief ich auf mein Zimmer, wo ich den größten Theil des Tages mit Leſen zubrachte. Aber alle Bücher in der Welt waren nicht im Stande, die Leere meines Herzens zu füllen; ich haſchte vergebens nach dem Frieden der Seele, den ich ſo ſehnlich wünſchte.

Meine Tante, aus deren Bibliothek ich mir von Zeit zu Zeit Bücher hohlte, wünſchte mir zu der neuen Lebensweiſe Glück. Sie lobte meinen Geſchmack zu den Wiſſenſchaften, und war ſo eitel, daß ſie meine Veränderung ihren Ermahnungen zuſchrieb. Sie ſprach mir Muth ein, und wenn ich leichtgläubig geweſen wäre, ſo hätt' ich ihr allein die Kraft zugeſtanden, aus mir den wichtigſten Gelehrten meines Zeitalters zu bilden. Ich rang ſo wenig nach einem großen Namen, und fühlte nur zu gut, daß ich meiner Neigung nach nicht im mindeſten dazu beſtimmt war, der Welt ein Licht anzuſtecken. Auch nicht

im entfernteſten Sinne des Wortes macht' ich auf den Namen eines Gelehrten Anſpruch, und dennoch glaubte ſie, aus mir einen Proſeliten geſchaffen zu haben. Meine Einſamkeit und die Stille meiner Lebensweiſe gab mir das Anſehen eines Berufes, mit dem ſie ſich ſelbſt hintergieng!

10.

Mit Liſetten war ich nun auf ewig fertig. Und bei der Frau von Bertain hatt' ich auch wenig zu hoffen, denn ſo ſchön ſie war, ſo konnte ſie doch die Gluth meiner Wünſche nicht befriedigen. Ich fiel mir ſelbſt zur Laſt, alle Betrachtungen, die ich über meinen traurigen Zuſtand anſtellte, ſetzten mich in neue Verzweiflung. Ich glaubte nicht, daß unter mir ein elenderer und beklagenswertherer Menſch zu finden ſey?

Mein leicht zu affizirendes Herz hatte noch keine besondern Schläge des Schicksals erfahren, um meine Zärtlichkeit standhafter zu machen. Doch — ich hatt' es nicht nöthig, über einen so kahlen Verdruß zu murren! Bald wurde ich mit Schaden klug. Ich sehnte mich bei der unaufhörlichen Marter dieser unglücklichen Leidenschaft nach einer Ruhe, die mir damahls so unerträglich schien.

Ich gehe nun auf jenen unglücklichen Augenblick über, wo mein Herz auf die härteste Probe der Geduld gesetzt ward, . . . auf den Augenblick, wo ich diese traurige Erfahrung sehr theuer erkaufen mußte. Da meine Tante auf meine künftige Gelehrsamkeit Staat machte, so zwang sie mich, ihren gelehrten Cirkeln beizuwohnen, die entweder bei ihr, oder bei andern Damen ihres Gelichters gehalten wurden. Sie schärfte mir die Nutzbarkeit solcher Zusammenkünfte ein, und machte mich auf die Vortheile aufmerksam, die ich daraus ziehen könnte. Ich war so

wenig bei mir selbst, daß mir alles gleichgültig geworden war. Ich ließ mich wie eine Maschine behandeln. Sie ärndtete die Glückwünsche, die man ihr wegen meiner hervorstechenden Talente machte, mit Zufriedenheit ein. Wundern sie sich etwa über diese Talente, meine Leser? Es ist ja nichts leichter, als die Aerndte eines solchen Beifalls von Menschen, die mit der Thorheit des Verstandes wie mit dem Schnupfen befallen sind. Wenn man nur den Widerspruch vermeidet, seine Einwürfe als Zweifel vorlegt, worüber man Erklärung zu haben wünscht, ihre Entscheidung mit Bescheidenheit anhört, und sie aus Gefälligkeit billigt, so sind sie schon bereit, uns die höchste Summe des Verstandes zuzugestehen, denn man berührt dann ihre schwache Seite. Es kostete mir also nur wenig, um mich von diesen eitlen Menschen mit einer Art Hochachtung behandelt zu sehen.

Einst war ich beschäftiget, in einer dieser gelehrten Versammlungen ein Stück

abzulesen, welches meine Tante gearbeitet, und dessen Vortrag sie mir übertragen hatte, weil meine Aussprache rein und sonorisch war. In diesem Augenblicke meldete man die Baroninn von d' Argent, und ihre Tochter.

Diese Baronne war eine von den eifrigsten dieser gelehrten Damen, und voll Begierde, mich declamiren zu hören. Ich galt sehr viel bei ihr. Sie erniedrigete sich so weit, daß sie mir sogar einige Gefälligkeiten erzeigte. Sie unterbrach durch ihren Eintritt meine Lectüre. „Hier bring' ich ihnen meine Tochter mit, sagte sie zu meiner Tante. Sie hatte ein großes Verlangen, sie kennen zu lernen, seitdem sie aus dem Kloster ist, und schäzt die Ehre, bei ihrem zweiten Eintritt in die Welt, eine Freundinn in ihnen zu finden." Weil mir an der Baronne nur wenig lag, so stand ich zwar auf, um ihr mein Compliment zu machen; allein sie blieb übrigens von mir unbemerkt. Ein

Blick hingegen, den ich auf ihre Tochter warf, trieb das Blut mir in die Wangen. Sie näherte ſich meiner Tante mit einer liebenswürdigen Bescheidenheit, um ihre Höflichkeiten zu erwiedern. Ihre Augen begegneten den meinigen. Ich ward wie vom Blitz gerührt, wie Feuerfunken durchrieſelte es meinen Körper, ich ſtand da, wie eine Bildſäule. Die ganze Geſellſchaft bewillkommte ſie, man überſchüttete ſie mit Schmeicheleyen, und ich ſtand da in einer gefühlloſen Verwunderung, ohne ein Wort zu ſprechen.

Wäre mein Buch ein Roman, ſo wär' es Pflicht, hier das Bild der ſchönen Henriette zu ſchildern. Gern erfüllt' ich dieſe Hofnung der Leſewelt, allein ich bin zu ſchwach dazu. Und was ſollt' ich ſchildern? Ihr Geſicht — das ſchlanke Ebenmaß ihres Körpers . . die Vorzüge ihres Geiſtes . . ? Was würde ihnen das nüzzen? Ich ſah ſie ja nur, um ſie zu lieben.

Ich blieb in meiner einmahl angenommenen Lage, unbeweglich, und verblendet. Ich war nicht im Stande, meine Augen von ihr abzuziehen. Als die ersten Complimente vorüber waren, setzte sich die gelehrte Zunft. Mich bat man, in meinem Vortrage fortzufahren, und ich willigte in den Wunsch. Wie gern hätt' ich es gesehen, wenn man mich mit dieser unangenehmen Funktion verschont hätte. Nie waren mir ihre Arbeiten abgeschmackter, elender, und saftloser, vorgekommen. Weil ich nicht glaubte, daß es mir je vergönnt sein würde, Henrietten zu betrachten, so verwünschte ich von ganzem Herzen die Thorheit, die sich jetzt meinem Entzücken entgegenbäumte, dem ich allein meine ganze Aufmerksamkeit widmete. Und dennoch mußte ich mich in mein eisernes Verhängniß fügen. So sehr ich auch mit dem Vortrage eilte, so dauerte er mir doch viel zu lang. Man tadelte die Geschwindigkeit meiner Deklamation, man ließ mich die zu

ſchnell geleſenen Stellen öfters wiederholen, und die Gräfinn rief mir mehr als einmahl zu: „Festina lente, Marqvis!“ Sobald ich zu Ende war, überſchüttete mich meine Tante mit Lobeserhebungen. Dieß iſt gemeiniglich das Reſultat ſolcher Zuſammenkünfte, wo man keinen andern Zweck zu haben ſcheint, als die Thorheit zu loben, und die wahre Weisheit zu erſticken. Die Kritik hebt man nur für fremde Werke auf. Man hecheln faſt alles durch, was nicht aus der Geſellſchaft fließt, und man legt noch obendrein ein Gelübde ab, um alles zu loben, und nichts zu tadeln. Ein abgeſchmacktes Lob wird Maas- und Pfundweiſe ausgetheilt, und man hat ſogar gewiſſe Kunſtwörter erfunden, wodurch ſie die Leichtgläubigkeit anderer, die in ihre Geheimniſſe nicht eingeweihet ſind, zu überliſten glauben. So bezahlet denn immer der Stolz den Menſchen, wenn er bloß nach dem Schimmer einer Größe, nie aber nach Wirklichkeit ſtrebt,

mit gleicher Münze. Ich hatte nicht Ruhe genug, um mich an die Reihen dieser Menschen zu knüpfen.

Henriettens Gegenwart hatte mich stumm gemacht; ich befand mich in einer Verwirrung, deren Ursache ich nicht ergründen konnte. Die verschiedenen Leidenschaften, die mich bisher beschäftiget hatten, hatten mit dem Zustande, in dem ich mich jetzt befand, nicht die allergeringste Aehnlichkeit. Die Gewalt der Liebe suchte ich bis jetzt in der Heftigkeit der Begierden, und sah kaum die Möglichkeit einer andern Gattung ein. Das, was ich jetzt fühlte, erregte meine Verwunderung, ich fühlte bei der gegenwärtigen Aufwallung meines Blutes keine Sinnlichkeit. Ich war furchtsam; die reinste Hochachtung hatte in meinem Herzen die Wollust vertilgt, die mich sonst beherrschte. Ich warf von Zeit zu Zeit einige verstohlene Blicke auf das liebenswürdige Mädchen; allein, in Furcht ertappt zu werden, wandte ich schnell mein

Auge wieder ab. Ich kehrte deſto geſchwinder wieder; ich blieb auf ihren Lippen haften, und die Zerſtreuung meines Herzens ließ mir keine andere Freiheit übrig, als dieſe . . . mich dem Strome dieſer neuen Leidenſchaft Preiß zu geben.

Wie ſchnell verfliegen die Augenblicke, wo ſich zwei Herzen umarmen! Die Verſammlung hatte ſich bereits getrennt, und Henriette wollte ſich mit ihrer Mutter entfernen, als ich ſie kaum einen Augenblick geſehen zu haben glaubte. Ich hatte die gewiſſeſte Hofnung, ſie wieder zu ſehen, und dennoch war ich der Verzweiflung nahe, als ſie Abſchied nahm. O! über den ſeltſamen Wahnſinn der Liebe! Ich hatte mich die kurze Zeit über, (ſo lange nämlich der Beſuch dauerte) ſchon ſo ſehr an das Vergnügen gewöhnt, in ihrer Nähe zu leben, daß ich es für eine Unmöglichkeit hielt, mich von ihr zu trennen. Und dennoch mußte ich mich entſchließen (um mich von der Verwirrung, in der ich mich befand,

zu erhohlen) mich ohne Zwang von ihr zu entfernen. Aber leider — gelang mir dieß sehr schlecht. Kaum war ich fähig, nur einige Worte mit Zusammenhang heraus zu stammeln. Sie gieng, und hinterließ mich in Liebe und Traurigkeit.

Ihr holdes Bild blieb zurück — ich saß allein da mit ihrem Andenken beschäftiget. Ich sage: „Allein" denn alle Dinge, welche auser mir waren, giengen mich nichts an, weil sie keine Gemeinschaft mit ihr hatten. Ihr entzückendes Bild folgte mir überall, und mein bezaubertes Herz überließ sich der Flamme, die es verzehrte. Alle Kleinigkeiten, in welchen ich sie bewunderte, gaukelten, gleich bunten Bildern, meiner Phantasie vorüber; ihre Blicke, das sanfte Lächeln ihres Mundes, die reine Fluth ihrer Perlenzähne, der harmonische Ton ihrer Stimme — alles das lieh mir Stoff zum Nachdenken, und verdoppelte meine Begierden. Meine Ein-

bildungskraft verlieh dem süssen Gifte, das sich in meine Seele schlich, neue Kräfte.

Ich verweile lange bei dem Anfang einer neuen Liebe, die allen Schicksalen meines Lebens den Ausschlag gab. Ach! das waren ja auch die erquickendesten, die seligsten Augenblicke meines Lebens, vor deren Erinnerung ich noch jetzt, wo schon der Frost des Alters in meinen Gebeinen klappert, wie vor einem holden Gemählde trunken weile. Ich weinte sehnlich nach Henriettens Rückkehr, meine Ungeduld ließ mich nicht ruhen. Wenn ich nicht Uebereilung befürchtet hätte, . . ich glaube, ich wäre zu ihr geflogen, ich hätte ihr das heisseste Bekenntniß meiner Liebe abgelegt. Nur die Baronne verursachte mir einigen Kummer. Ich hatte in ihren Augen für mich etwas gelesen, welches mehr als Freundschaft war. Daher befürchtete ich ihre Liebe, und ein verborgenes Etwas flüsterte mir all' die Hindernisse ins Ohr, die sich mir in den Weg warfen. Trotz diesem

faßt' ich den Entschluß, mich in die Zeit zu schicken, und der Narrheit der Mutter, so sehr sie mir auch zuwider war, ein paar schöne Worte zu opfern, weil ich dieß als das einzige Mittel kannte, mich um den Besitz ihrer schönen Tochter zu bewerben.

Ich besuchte meine Tante sehr oft und hielt mich zu ganzen Tagen in ihrem Schreibezimmer auf, weil ich immer die Hofnung nährte, meine Henriette zu sehen. Schon waren nun acht Tage — Gott! welch' eine Ewigkeit für die Sehnsucht der Liebe! — verflossen, seit dem ich sie zum erstenmahl gesehen hatte. Meine Geduld war abgelaufen und . . . ich hörte die Baronne melden. Mein Herz hüpfte für Freuden, eine süsse Verwirrung durchkreuselte mein Blut, ich war kaum fähig, mich aus dem Sessel zu heben, ich hieng mit Wonne an das nun längst ersehnte Glück, das Mädchen wieder zu sehen, welches in die leisesten Wünsche meines Herzens sich schlich. Die Baronne kam, meine

feurigen Blicke eilten ihrer Tochter entgegen, die ich ſchlechterdings bei der Mutter glaubte, und — wer ſchildert mein Entſetzen . . Die Baronne ſtand allein im Zimmer. O! wie abſcheulich kam ſie mir in dieſem Augenblicke vor. Ich würde ihr ſicher meinen Verdruß haben empfinden laſſen, — allein ſie war Henriettens Mutter . . ein Titel, der ſie gegen meinen Widerwillen ſicher ſtellte. In Rückſicht dieſes Namens mußte ich ſie wohl ſchonen, ich mochte wollen oder nicht. Dieſe Ueberlegung machte mich vorſichtig; ich zwang, und verſtellte mich dermaßen, daß ſie in meiner Artigkeit etwas mehr zu finden wähnte, als ich ſelbſt darinn ſuchte. Ich glaubte ſie dadurch zu gewinnen, und erwartete eine Einladung von ihr! Wie weit kann uns Liebe und Eitelkeit führen! Und wie leicht iſt ein Weib zu gewinnen, das ſo denkt, wie die d' Argent.

Sie ließ ſich durch meine ſcheinbare Liebe auch wirklich hintergehen; ſie glaubte, ich

bringe ihren veralteten Reizen ein Opfer! Jetzt ließ ich etwas nach, ich saß still und tief in mich gekehrt auf dem Sofa, und spielte mit ihrem Fächer. Sie zog mich mit meiner Nachläſſigkeit auf. Ich vertheidigte mich auf eine Art, woraus ſie abnehmen konnte, daß ich nichts inbrünſtiger wünſchte, als die Gnade ihrer Gewogenheit. Meine Tante, die den Beweggrund davon nicht einſahe, ſo gelehrt ſie auch war, ergriff die Partey der Baronne, um mit mir zu zanken, daß ich den Vortheil, den ſie mir anbot, nicht beſſer zu benüzzen wüßte. „Ein ſolcher Umgang wird die beſſere Grundlage ihrer Seele faſſen, Marquis! ſagte die Gräfinn, ſie können ſich glücklich ſchäzzen, von der Einſicht, die die Frau Baroninn beſizt, zu lernen. Sie iſt die Frucht einer langwierigen Erfahrung!“ Bei den leztern Worten ſchnitt die Baronne ein ſehr verdrießliches Geſicht, denn die Ausſchwazzung ihres Alters mußte ihr in meinen Ohren höchſt un-

angenehm sein. Sie legte ihr Gesicht in so viele grämliche Falten, daß ich mich nur mit genauer Noth des Lachens enthalten konnte. „In Wahrheit, sagte sie, indem sie mit ihren kleinen hinter dicken Fleischrunzeln versteckten Augen liebäugelte, ich habe es mir von meinem zehnten Jahre — ach! was sprech' ich — von meiner frühesten Kindheit an zum Gesetz gemacht, über die verschiedenen Dinge, die mir vorkommen, nachzudenken, um meinen kleinen Verstand zu beschäftigen. Diese Beschäftigung brachte ein ernsthaftes, gesetztes Wesen bei mir hervor, das man mir oft vorgeworfen hat." Da ich sahe, daß die Baronne die Flügel der Zeit zu beschneiden suchte, ich hingegen fest entschlossen war, mich in ihrer Gunst zu erhalten, so machte ich ihr ohne Bedenken ein sehr gezwungenes Compliment über die geringe Entfernung der Zeit, von der sie spräche, bis auf die jezzige, und las nun aus ihren Augen das Entzücken, welches sie empfand, da sie

ſahe, wie gutmüthig ich dachte, mit dem Häuflein Jahre, das ihre Schuldern deckte, nicht ſo hart zu verfahren. Ihr heitrer Blick verſicherte mich ihres Dankes; ich ſah, wie groß die Freundſchaft war, die ich mir bei ihr erworben hatte. Sie nahm von meinen Lippen das Verſprechen, ſie des andern Tages zu beſuchen, und empfahl ſich der Gräfinn entzückt von den Artigkeiten, die ihr mein Mund geſagt hatte.

Ich hielt pünctlich Wort. Empfindungen der Wonne durchglüheten mich, als ich in ihr Haus trat. Ich ſtand jetzt in den Mauern, wo der Athem meiner Henriette wehete. Die Baronne, welche die Erfüllung meines Verſprechens nicht im geringſten bezweifelte, erwartete mich in völligem . . . . doch aber ſo lächerlichem Putze, daß ich über ihre Thorheit noch jetzt herzlich lachen muß. Sie hatte den Klumpen Fleiſch, in dem man die Baroninn d' Argent verehrte, in ein roſenfarbnes Kleid gehüllt, und mit

den lächerlichſten Schnörkeleyen der Modewelt behangen. Der Kopf ſtak in einer flornen Krauſe, und eine falſche Haartour mit einer Reihe aufgerollter Locken ringelte ſich über den keuſchen Nacken herab, der eine Nachahmung des Berges Libanon zu ſein ſchien. Auf ihrem gelben Geſichte lag ein ganzes Fuder Schminke, (auf jeden Fall hatte ſie ihre Hausapotheke und den Vorrath von Carmin total geplündert) um die aſchgrauen Runzeln zu bemänteln, die, nebſt der kupfrichten Naſe, ein gar ſeltſames Schauſpiel gaben. Die Zähne waren ſo ziemlich weiß — aber man konnte noch Spuren ihrer Poſirung bemerken. Doch genug — ein ſolches Bild iſt zu ekelhaft, um meine Leſer damit zu unterhalten. Und dieſer liebliche Gegenſtand, war das große Loos, das ich jetzt ziehen ſollte!

Sie empfieng mich auf das freundlichſte. Sie nahm mich ſo auf, wie mich ein manntolles Mädchen aufgenommen haben würde.

Da ſie die Sorgfalt über ſich genommen hatte, mich zu belehren; ſo behandelte ſie mich als ihren Schüler, und ſuchte mir mein Vertrauen zu entwinden. Um mich dafür geneigter zu machen, vertilgte ſie jeden Schein von Ernſt, ſie verbannte den letzten Ueberreſt ihres gelehrten Dünkels, und affektirte einen ſo kindiſchen Ton, daß ſie mit dem originellen Putze und dem altfränkiſchen Geſichte eine Rolle zum Todtlachen ſpielte.

Was ich ſuchte, fand' ich nicht. Henriette ſaß auf ihrem Zimmer und klimperte auf dem Klavier. Alle Augenblicke dachte ich, ſie würde erſcheinen, und dieß gab mir eine unruhige, verwirrte Stimmung, deren Urſache die Baronne der Gewalt ihrer Reize zuſchrieb. Um das Zittern meines Körpers zu bemänteln, fragt' ich ſie über einige gleichgültige Dinge, und dann .. ſo wie von ungefehr .. nach dem Befinden ihrer Fräulein Tochter. Sie zog ſich mit einer ſehr unbeſtimmten Antwort aus der Schlinge. Sie

wandte alle Beredtſamkeit auf, mich zu unterhalten, ſie zeigte mir ihre weiblichen Arbeiten, ihren Schmuck, ihre Verſe, und endlich auch ihren — Stammbaum. Ich lobte alles, und tadelte nichts. Das war ihr Recht. „Nun wahrhaftig, Marqvis! ſagte ſie, ich bin mit ihnen recht ſehr zufrieden. Ich mache mir von ihrem Verſtande, und ihrem Scharfſinne die vortheilhafteſten Begriffe. Es geht ihnen nichts ab . . . und höchſtens darf noch ein halbes Jahr verſtreichen, und ſie können auf das Talent eines guten Geſellſchafters den gegründeſten Anſpruch machen!“

Henriette trat ins Zimmer, und meine ganze Aufmerkſamkeit wandte ſich auf ſie. Ich machte ihr eine zitternde Verbeugung, und ſuchte mein Urtheil in ihren Augen zu leſen. Ihre Blicke begegneten den meinigen, ich glaubte darinnen eine gewiſſe Verwirrung zu leſen, aus der meine Liebe eine glückliche Vorbedeutung ſchloß. So ſehr ich mich dar-

über freuete, so spürte ich doch immer noch eine große Unruhe in meinem Herzen. Eine zu große Achtung vor den Gegenstand meiner Liebe hätte mich leicht bei der Baronne verrathen, und mir ihre Ungnade bewirken können. Auf der andern Seite dacht' ich wieder mit brennendem Verlangen auf eine schickliche Gelegenheit, Henrietten meine Liebe zu bekennen. In diesem unangenehmen Zwange lebte ich eine geraume Zeit, bis sich endlich die Gesellschaft vermehrte — jetzt schöpft' ich Athem, und erhielt freiern Spielraum, meine Heißgeliebte zu betrachten.

Beim Abendessen erzählt' ich meiner Tante den Vorfall, sie lobte mein Benehmen und erlaubte mir, den Besuch zu wiederholen. Das hatt' ich gewünscht. Ich gieng fast täglich zu Henrietten; und ihre Mutter, deren Neigung zu mir fast täglich zunahm, that ihr äuserstes, sich in meinen Augen immer liebenswürdiger zu machen. Ich erwiederte ihre Wärme, so weit sich 's thun ließ; ich

ſuchte mich ihres Vertrauens auf alle nur erſinnliche Weiſe würdig zu bezeugen.

Bis auf dieſen Zeitpunct war ich mit meinem Schickſale zufrieden. Ohngeachtet ich nun noch keine Gelegenheit gefunden hatte, Henrietten meine Liebe zu geſtehen, ſo glaubt' ich doch, ſie würde von ſelbſt den Beweggrund meiner Beſuche errathen haben. Einige verſtohlne Blicke, halbgebrochene Seufzer, und meine ſtete Gegenwart, wovon die Mutter bei vernünftigen Leuten höchſtens nur der Vorwand ſein konnte, mußten ihr mehr ſagen, als hundert Worte und Briefe. Ihre Schamhaftigkeit allein, und der Zwang, in dem ſie lebte, verſchoben die Erfüllung meiner ſchönſten Hofnungen von Zeit zu Zeit. In dieſen glücklichen Verhältniſſen befand ich mich, als die Baronne, die nun ohne Zweifel der ermüdenden Verzögerung meiner Liebeserklärung müde war, den Plan zur Reife brachte, mir ſelbige abzubringen. Sie ſchob alles auf meine Furcht-

samkeit — und um diese zu tilgen, entschloß sie sich, mir auf halbem Wege entgegen zu kommen.

Ich merkte leider! den hohen Preiß, für den sie mir ihre Güte verkaufen wollte — aber dennoch glaubt' ich nicht, daß mir diese süsse Frucht so zeitig bestimmt sey? Ich hofte noch immer Zeit zu gewinnen, um Henriettens Gegenwart zu genießen. Die Baronne aber, der die Augenblicke kostbar waren, und die aus einer langen Erfahrung oder vielleicht auch aus einer ähnlichen Erziehung, als der meinigen, gelernt hatte, daß solche Schulden mit baarem Gelde bezahlt werden müssen, zauderte nicht länger, ihr Vorhaben zu beschleunigen.

Ich erschrak eines Morgens, wo ich sie früher, als gewöhnlich, besuchte, über die Verdopplung der Pracht ihres Anzugs, die etwas großes und seltenes ahnen ließ. Von den Vorzügen des Verstandes drehete sich das Gespräch schnell auf die Vorzüge des Her-

zens. Sie ſprach von dieſer Materie mit ſo viel Wärme, daß ihre Theilnahme an ſolchen Dingen unverkennbar hervorleuchtete. Ich konnte mich kaum enthalten, über die kindiſche Ziererey, mit der ſie den Ton ihrer Stimme verbrämte, laut zu lachen. Sie warf ſich in die Bruſt, ſie ſeufzte, ſie verdrehete die Augäpfel, ſie ſchnalzte mit den Lippen; kurz ſie nahm tauſend komiſche Dinge vor, um mich ins Feuer zu ſezzen, und ich war doch ſo kalt, wie Dezemberluft. Ihr Buſen ſollte die Blokade auf mein Herz beſchließen. Ihre Hände ſuchten die verzogenen Falten des Buſentuches wieder in Ordnung zu bringen, und ließen mich Schönheiten ſehen, die mir noch weit älter vorkamen, als der .. Schooß Abrahams.

Unſer Geſpräch hatte noch immer mit dem Herzen zu thun, deſſen Wirkung ſie mir zu zeigen verſprach. Ich hörte ihr ziemlich gelaſſen zu, denn weder meine Gedanken, noch meine Abſichten vermiſchten ſich mit den ihrs

gen. Ich unterbrach sie nicht im mindesten, auser mit ein paar Silben, die ich dem Gesagten beifügte, um sie doch nicht ganz allein reden zu lassen.

Ich zitterte und bebte, mich in ein Gespräch einzulassen, aus dem ich ohnmöglich mit Ehren kommen konnte. Wir waren allein im Zimmer, und die Baronne ward immer lebhafter. Ich dachte vergebens auf eine List, der Gefahr zu entfliehen, die mir drohete, allein meine Fantasie, die durch das Anschauen dieser freiherrlichen Antike ganz erkaltet war, bot mir auch nicht das geringste Mittel dar, mich aus diesem fatalen Handel zu ziehen.

„Mit einem geschraubten Verstande, fuhr sie fort, ist in der Welt nichts gethan. Wir streben nach einem vollkommnern Gute. Das Herz allein macht uns weiser, es klärt den Verstand auf, und belebt unsere Gefühle. Ohne die Zartheit des Herzens sind wir todte, kalte Statüen!"

Jemehr sie sich bemühete, mich durch ihre Moral zu erhizzen, desto mehr verlohr meine Heiterkeit. Ich erschrak über die kizliche Lage, in der ich mich befand. Sie ließ sich indessen nicht im mindesten stören, sondern machte sogar die Anwendung ihrer mir übertragenen Grundsätze auf sich und mich. „Die Empfindung, sprach sie, ist das Siegel und das eigenthümlichste Kennzeichen unsrer Vollkommenheit. Durch den Umgang mit dem weiblichen Geschlechte werden ihre noch rauhen Seiten vollends abgeschliffen. Wenn ich von unserm Geschlechte spreche, so versteh' ich darunter nicht alle Frauenzimmer ohn' Ausnahme, sondern nur die vernünftigern, die eine lange Erfahrung bildete. Ein Mann also, der sich den Zutritt in eine Gesellschaft von Stande verschaffen will, muß ein so kostbares Gut, als die Empfindung ist, aus der Quelle selbst schöpfen, und sich eine Bildnerinn suchen, die das an ihm vollendet, was eine frühere Ver-

bindung vielleicht nur einleitete. Da sie noch jung sind, Marqvis! so haben sie durchaus jemand nöthig, der ihnen bei einer so wichtigen Wahl, von der alles abhängt, den Weg zeigt. Nichts ist dieser Wahl so schädlich, als das zu große Vertrauen auf den Eindruck der Sinne!"

„Dazu wird mehr erfordert, als die äussern Reize eines schönen Gesichts. Hüten sie sich also ja sorgfältig, daß sie sich nicht durch den äusern Schein verführen lassen. Ein schönes blühendes Gesicht gefällt allerdings — allein es ist eine Blume, die bald verwelkt, die ohne Geruch ist, wenn sie nichts hat, als ein schönes Aushängeschild — die Farben. Diese Farben fallen freilich in die Sinne, aber die wahren Schönheiten werden erst mit den Jahren bemerkt. Ein Weib — das nicht mehr ganz jung ist — hat so etwas rührendes, hinreißendes. Ich zum Beispiel war in meiner Jugend kein übles Mädchen; man sagte mir deshalb viel schönes.

Dieſe Schönheit verſchwindet nun, aber ich beklage mich deshalb nicht, da der Schade durch etwas ganz anderes hinlänglich erſetzt wird. Sie ſollten wohl kaum glauben, Marquis! daß .... faſt möcht' ich ſie hierinn zum Richter über mich ſezzen, da ..."

„Mich? gnädige Frau! rief ich voller Verwunderung. In Wahrheit ſie ſcherzen."

„Nun in der That, erwiederte ſie lächelnd, indem ſie die Lippen zuſammenzog, und mich mit einer liebkoſenden und geheimnißvollen Miene anblickte, die mich in Anſehung der Folgen beunruhigte, ich dachte nicht an die Gefahr, der ich ſie ausſezzen wollte. Wer weiß noch, was geſchiehet. Ich möchte ſie bald auf die Probe ſezzen. In ihrem Alter iſt man hizzig und wunderlich, und die Vernunft beſieget ſo ſelten die Wallungen des Blutes. Doch wenn ſie klug ſein wollen .... aber nein, ſie würden ausſchweifen. Wohlan! verſprechen ſie mir, daß ſie auf ihrer Hut ſein wol-

len. Aber ich bitte sie um Mäßigung. Darf ich darauf hoffen?"

„O! gnädige Frau! ich bitte . . verschonen sie mich damit . . ich halte sie für zu redlich . . . ." Die Verwirrung, in der ich mich befand, war groß, sie ließ mich nicht ausreden. Ich war halb todt, und die Haut schauerte mir vor den bloßen Gedanken eines Genusses, den mir diese Antike versprach. Die brünstige Baronne, die trotz meines Widerstandes sich meiner Hand bemächtiget hatte, ließ ihren Raub nicht fahren; sie bestrebte sich vielmehr, mir die Empfindung, die ich in dem Genusse ihres verwelkten Busens zu hoffen hatte, mir recht klar aus einander zu sezzen. „Sie werden doch klug sein, Marqvis! sagte sie mit bewegter Stimme zu mir, ich gebe ihnen eine Probe meines ungeschminkten Vertrauens, das sie durch ihre Verschwiegenheit verdienen sollen." Ich konnte kaum ein Wort mehr hervorbringen, ja! mir ward so dunkel vor den Augen, daß

ich kaum fähig war, ihre hochrothen Wangen und die blitzenden Blicke zu sehen, die mir mein Unglück droheten. Meine zitternde Hand, die von der ihrigen geleitet ward, fand die wollüstige Straße, die sie mir zeigte, es überfiel mich ein kalter Schweiß, ich war starr ohne Empfindung, und überließ mich blindlings meinem Schicksale. Eben sollt' ich das traurige Ziel meiner noch traurigern Wanderschaft erreichen, als — Henriette ins Zimmer trat. Ich schöpfte Athem, und dankte dem guten Kinde für die Hülfe in der Noth.

Die Baronne, die sich nun genöthiget sahe, ihre Beute fahren zu lassen, hätte bei dem Anblick ihrer Tochter, die sie in dem schönsten vis a vis störte, vor Zorn und Scham bersten mögen. Ihre Augen schienen die Aermste durchbohren zu wollen. „Was wollten sie, Fräulein? rief sie im bittern Tone, warum bleiben sie nicht auf ihrem Zimmer?

Ich denke, sie erwarten dort ihren Musik-Meister?

Henriette. (erröthend, und halblaut) Er wird heute nicht kommen, liebe Mutter! er hat mirs absagen lassen. Weil ich sie nun allein glaubte, so benutzte ich die Zeit, und . . . Doch ich will ihnen nicht mißfallen, ich gehe! Sie wollen allein sein!

Baronne (mit noch unwilligerer Stimme) Bleib! — doch — seht einmahl das spitzige Töchterchen. (ihren Ton nachahmend) Sie wollen allein sein. Bin ich denn allein, wenn dieser Herr bei mir ist? Oder hat nicht jeder die Freiheit, zu mir zu kommen, wenn ich auch allein bin? In der That, Fräulein! sie sind sehr unbescheiden, und die Art, mit der sie diese Unbescheidenheit üben, trägt so viele Lächerlichkeiten an sich, daß . . . Setz dich, und komm mir künftig mit dergleichen dummen Antworten nicht wieder vor's Gesicht.

Henriette — die arme Henriette wagt' es kaum, die Augen aufzuſchlagen. Sie ſetzte ſich, gekränkt über die Unbeſonnenheit der Mutter, auf dem Sofa nieder. Die Mutter ergriff ein Buch, welches ſie mit Bedacht neben ſich gelegt hatte, um ihre Gelaſſenheit, falls man ſie überraſchen ſollte, damit zu rechtfertigen. Ohne Zweifel hatte ſie aber eine ſo ſchnelle Ueberraſchung nicht vermuthet. Sie ließ mich einige Stellen dieſes Buches bemerken, allein ſie erſchien mit ihrem Verſtande in ſo vielen lächerlichen Bruchſtücken, daß ſie die Beſtürzung, die Henriettens Gegenwart erzeugte, ohnmöglich wieder gut machen konnte.

Sie erhohlte ſich nun langſam, ich hingegen war noch weit verlegener, als ſie ſelbſt. Die Kränkung, die ſie dem ſchönen Mädchen ſo grauſam zugefügt hatte, ſchmerzte mich ſehr. Beſonders verdroß mich die Lage, in welcher ſie mich getroffen hatte. Was mußte Henriette nun von mir denken? Ich groſſ

te mit mir selbst. Schnell sucht' ich ihre Augen, und ein paar Thränen zitterten darinn. Diese Bemerkung zerschnitt mein Herz. Sobald sie meine Theilnahme bemerkte, schlug sie die Augen zu Boden, sie sah mich nicht wieder an. Des Abends gieng ich mit sonderbaren Empfindungen, und einer Menge Grillen im Kopfe, nach Hause.

II.

Ich brannte zwar für Verlangen, mein geliebtes Mädchen bald wieder zu sehen, aber ich wägte es nicht, mich ihrer Mutter wieder unter die Augen zu stellen, weil ich mich für den zweiten Akt der Tragikomoedie fürchtete, die sie mit mir zu spielen gedachte. Ich entschloß mich, nicht eher sie zu besuchen, als in Gesellschaft meiner Tante. Ich wählte mit allem Bedachte diesen Zeugen, denn nur

er konnte mich vor den Anfällen der Baronne bewahren, die mich in eine wahre Todes-Angst gesetzt hatten. Sie merkte die Sorgfalt, mit der ich sie zu vermeiden suchte, und erlaubte sich deshalb einen Vorwurf, den ich ziemlich schlecht beantwortete. Auf jeden Fall hatte sie sich mit der Hofnung geschmeichelt ich würde das Glück, mit dem sie mich zu beehren drohete, sehr hoch schäzzen — und nun sah sie, wie wenig ich es achtete. Sie gerieth darüber in eine heimliche Unruhe, die ich nicht im geringsten zu ahnen schien.

Ueber einen Monat sucht' ich die Gelegenheit vergebens, mich mit Henrietten zu besprechen. Sie mied meine Gegenwart eben so sehr, als ich die ihrer Mutter. Ein träger Kaltsinn, der sich in ihrem Gesichte lagerte, sobald sie mich erblickte, setzte mich in Verzweiflung. Sie schien traurig und niedergeschlagen zu sein. Ich hatte schon ein Dutzend Briefe geschrieben, und lauerte nur auf eine passende Gelegenheit, ihr solche zu

zustecken; allein vergebens, sie beschenkte meine Verwegenheit gewöhnlich mit Blicken, die mich sehr niederschlugen. Auch mußte ich damit äuserst behutsam umgehen, denn die Baronne bewachte jeden ihrer Tritte mit sehr aufmerksamen Augen.

Die Liebe ist erfinderisch. Ich praktizirte einen Brief, folgenden Innhalts, in ihr Näh-Kissen: „Seufzer, Verwirrung, Furcht, Hochachtung, und die Summe meiner Thränen sind Zeugen, daß ich sie anbete. Ja Henriette! ich muß endlich das Wort aussprechen, an dem mein Leben und mein Tod hängt. Entscheiden sie über mich, über einen Verbrecher, dem die Liebe die schönsten Wunden schlug. Ach! und dennoch schmeichle ich mir kaum das Herz zu rühren, das in Henrietten wohnt. Ich bin ihrer nicht werth — das fühl' ich nur zu sehr. Wer unter den Sterblichen sollte auch Henrietten wirklich verdienen? Und dennoch — ach! Henriette dennoch verläßt mich nicht ganz des

Lebens holde Tröſterinn, die Hofnung. Schon ein mitleidiger Blick, ein ſanftes Lächeln ihres Mundes würde mich unausſprechlich ſelig machen. Henriette — ich habe auf dieſer Welt nur wenig glückliche Stunden genoſſen. Wollen ſie mir auch den Himmel auf die Zukunft entziehen. Sie allein ſind mein Himmel — der Haß ihres Herzens, meine Hölle. Henriette! dort oben thront Vergeltung für die kleinſte That der Tugend. Es iſt die höchſte Tugend, wenn ſie einen Unglücklichen aus dem Abgrunde des Elends reißen, den ſie ſelbſt hinab ſtießen. Marqvis von Mazzini!"

Niemahls war mir die Zeit ſo träge vorübergeſchlichen, als jetzt, voller Erwartung, wie ſie meinen Brief aufnehmen würde? Ich fürchtete theils ihren Unwillen über meine ungewöhnliche Kühnheit, theils auch die Möglichkeit, er möchte in fremde Hände gerathen, oder gar verriſſen werden. Einige Tage darauf fand ich ſie wieder bey mei-

ner Tante. Ich ſuchte mein Schickſal in ihren Augen zu leſen; allein meine Gegenwart ſchien ſie beſtürzt zu machen — die vielen gezwungenen Blicke, die ſie auf mich fallen ließ, ſetzten mich in tiefe Bekümmerniß. Der Tag verſtrich in dieſer grauſamen Ungewißheit, und ich war voller Verzweifelung, daß er mir ſo wenig Troſt reichte, zumahl da ich mir ſobald nicht ſchmeicheln durfte, ſie wieder zuſehen. Als ſie eben fortzugehen im Begriff war, bekam ich wieder neue Hofnung. Die Baronne bat meine Tante, ſie möchte doch mit ihr auf ein Landgut reiſen, welches zwei Meilen von Paris läge, weil ſie daſſelbe kaufen wolle. Der Graf trat in dieſem Augenblick ins Zimmer, und auch er, nebſt mir wurden dazu eingeladen. O! welch' ein Vergnügen (das Vergnügen einen ganzen Tag bei Henrietten zu verleben) erwartete mich. Dort hofte ich, würde ſich eine beſſere Gelegenheit darbieten, in meiner Liebe Fortſchritte zu thun.

Die ganze Nacht über entwarf ich tausend Pläne, und eben so viel Liebeserklärungen, um meine Angebetete zu gewinnen, ohne daß nur einer davon meinen Beifall erhielt, denn man drückt gemeiniglich das, was man empfindet, schlecht mit Worten aus. Endlich brach der Tag an, und ich sprang schnell aus dem Bette. Erst um zehn Uhr sollten die Wagen vorfahren, und ich war schon um sieben fertig. Meine Tante warf mir lächelnd meine Eilfertigkeit vor, und ich selbst scherzte darüber. Ich konnte mich für Freude kaum lassen. Wir fuhren ab.

Gegen den Mittag kamen wir auf dem Landhause an. Man hatte Sorge getragen, im grünen die Mittags Tafel zu bereiten, und während der Zeit, daß man sie zurichtete, besahen wir einen Theil der Zimmer. Wir setzten uns dann zu Tische, und Henriette schien weit aufgeräumter zu sein, als sonst, welches meine Heiterkeit doppelt mehrte. Die Baronne, die ihren Hofnungen

noch nicht gänzlich entsagte, und sonder Zweifel aus meiner Heiterkeit eine gute Vorbedeutung zog, betrachtete mich mit Augen der Zufriedenheit, die ihr wahrscheinlich die Gewißheit, mein Herz zu besiegen, vorspiegeln mochte. Nach der Tafel besah man das übrige Haus. Wir giengen sodann in den Garten spazieren, und ließen die Baronne mit den Bauleuten sprechen, die sie zur Besserung des Gutes hatte kommen lassen. Der Graf, mein Onkel, führte seine Frau, und ich reichte Henrietten meinen Arm. Wir kamen in ein artiges Bosket, das den Garten umschloß, und noch hatt' ich kaum ein paar Worte gesprochen. Ich war über den Stoff unseres Gespräches verlegen. Wir waren schon eine ziemliche Strecke fortgeschlendert, als wir gewahr wurden, daß Onkel und Tante einen ganz andern Weg eingeschlagen hatten. Sie unterbrach das Stillschweigen. „Aber mein Gott! wo ist die Gräfinn? sagte sie, wir werden uns hier

verirren!“ Dieſe Worte, von ſo ſchönen Lippen geſprochen, riſſen mich mit Gewalt aus meinem Tiefſinn. Ich blickte ihr ins Geſicht. O! wie ſo ſchön war ſie! „Sie folgen uns, Fräulein! entgegnete ich, mit ſchwankender Stimme.“ Ich ſah nur allzu wohl, wie koſtbar die Gelegenheit ſei, die ſie mir darbot, und dennoch konnt' ich noch immer nicht meine Furchtſamkeit unterdrücken, ſo viel ich mir auch Mühe gab. Schon ſchwammen mir die Worte auf der Zunge — ein einziger Blick aus Henriettens blauen Augen hielt ſie zurück. „Ich verſichere ſie, Marquis! fuhr ſie fort, wir werden uns in dem Holze ſo weit verirren, daß wir am Ende um den Rückweg verlegen ſein werden. Kehren wir lieber um!“ Und in der That machte ſie Anſtalt, umzukehren. Ich konnte mich nicht entbrechen, ſie mit einer kleinen, faſt unmerklichen Bewegung zurückzuhalten, und ſchwebte noch zwiſchen dem Arrangement meiner Liebe und der Furcht, ihr zu miſſfallen.

Sie drang nun festen Sinnes auf den Rückgang.

Der Gedanke, daß ich im Begriff stand, eine Gelegenheit vorbei zu lassen, die vielleicht nie wieder kommen dürfte, entschied auf einmahl für alles. „Ich bitte um einen Augenblick, mein gnädiges Fräulein! rief ich voller Entschlossenheit, oder mißfällt ihnen etwa das Geständniß, daß ich sie anbete? O! entreißen sie mir dieß einzige Vergnügen nicht! Es war bis jetzt mein Trost . . . meine Hofnung . . . mein Alles . . ! Mein Herz bezahlt dasselbe theuer genug, wenn es auch nur einmahl sich dieses Genusses freuen darf. Sie versagten mir bis jetzt den kleinsten Schimmer ihrer Gunst. Rauben sie mir wenigstens jetzt nicht den begünstigten Zufall, der es besser mit mir meint, als sie selbst." Ich sagte diese Worte mit ungewöhnlicher Schnelligkeit. Ich empfand eine Bewegung, die mich ganz auser mich selbst setzte, und in der That, noch bis diese Stunde

fehlen mir Worte, meinen damahligen Zustand auszudrücken. Henriette verstummte und zitterte. Sie blickte mich verlegen an, und wußte nicht, was sie sprechen sollte. Endlich erhohlte sie sich. „Alle diese Schmeicheleyen, Marqvis! sagte sie mit bebender Stimme, sind mir etwas Neues. Ich kannte sie sonst nie, und Dank sei es meiner Erziehung! ich werde sie auch künftig niemahls schäzzen lernen, mithin verschonen sie mich mit Dingen, die . . . mir höchst unangenehm sein müssen. Besser isis, wir kehren in den Garten zurück." Ich bin wohl recht unglücklich, erwiederte ich, ihren Haß zu verdienen! Ist denn nun diese Liebe, die ich ihnen entgegen bringe, ein so unverantwortliches Verbrechen? „Marqvis! rief sie, mißbrauchen sie, ich beschwöre sie, nicht länger den Zufall, mich zu beleidigen. Ich schaudere vor die Gefahr, der sie mich ausseżzen. Wenn sie noch die geringste Achtung für mich empfinden, so sprechen sie von solchen Din-

gen mit mir niemahls wieder. Mit dieſen Worten ſuchte ſie die Hand, welche ich feſt in der meinigen hielt, zu befreien.

Ich. (mich vor ihr niederwerfend) So wollen ſie mich denn, Grauſame! in Verzweiflung ſtürzen — ja ihre Strenge gehet ſo weit, daß ſie mir verbieten, von einer Sache zu ſprechen, die bis jetzt das höchſte Gut meines Lebens war?

Sie. (mit aller nur möglichen Lebhaftigkeit) Bei allen Heiligen beſchwör' ich ſie, verlaſſen ſie dieſe Lage — ſtehen ſie auf.

Ich. Nein ich kann — ich darf nicht aufſtehen, als ein Verbrecher will ich zu ihren Füſſen meine Seele aushauchen. Wenn ſie ſich dadurch beleidiget finden, daß ich ihnen meine heiligſten, meine wärmſten Wünſche entdecke, ſo wird ſie der Zuſtand, in dem ich mich durch ihre Grauſamkeit befinde, hinlänglich rächen. Und — ſprechen ſie ſelbſt — giebt es in der Welt wohl eine härtere, ſtrengere Strafe, als ihren Haß?

Die bebende, zitternde Stimme, mit der
h die letztern Worte begleitete, schien ihr Herz
u erweichen. Sie ward ernsthaft und nach-
enkend — ja endlich so ungewiß, daß sie in
iesem glücklichen Moment nicht wußte, was
e mir antworten sollte. Ich lag indessen
och immer in der nämlichen Stellung vor
r. Meine Augen hiengen ohne Bewegung
f ihren Lippen, die ihrigen standen voll
hränen . . welch' eine glückliche Vorbeden-
ng für meine Wünsche?

Ich. Sie weinen . . o! Gott! ich
lücklicher! Welche Wonne durchkreuzelt
ein Blut! Henriette weint. Sollt' ich dies
köstlichen Perlen wohl ihrem Mitleid zu
nken haben? O! hört' ich doch die Wahr-
it dieser süssen Ahnung von diesen blühen-
n Lippen!

Sie. Marquis! noch einmahl bitt' ich
. . stehen sie auf. Ich kann sie ohne Er-
hung nicht vor mir knieen sehen.

Ich. So versichern sie mich denn, daß sie den unglücklichen Mazzini nicht hassen. . .

Sie. Nein! ich hasse sie nicht, und da ich die Welt nur wenig kenne, so ist mirs auch unmöglich, meine Gesinnungen länger zu verbergen. Nein, Marqvis! ich hasse sie nicht, und warum schenkt mir der Himmel nicht . . . Um aller Heiligen willen! Ich bin verlohren, da kommt meine Mutter!

Ich sah mich um, und bemerkte die Baronne kaum zwanzig Schritte hinter uns. Sie kam schnell auf uns zu. Ich sammelte mich eben so schnell. Allein ich durfte nicht im mindesten hoffen, daß sie uns nicht gesehen hätte. Ihre Gesinnungen, die mir bekannt waren, ließen mich die Folgen dieser Ertappung einsehen. Sie war nicht aus Zufall in den Garten gekommen, sondern sie hatte mich schon vorher mit Henrietten in den Wald gehen sehen. Zwar zog sie daraus nichts Uebels; (denn eine Liebe gegen ihre Tochter kam ihr höchst unwahrscheinlich vor) allein ihre Un-

ruhe, ihre thörichte Eifersucht ließ sie nicht lange rasten. Ich erstaunte über ihre schnelle Erscheinung dermaßen, daß ich leblos wie eine Statüe vor ihr stand. Henriette war so erschrocken, daß sie es kaum wagte, ihre Augen aufzuschlagen. In dieser Verwirrung konnten wir weder vor, noch rückwärts schreiten, sondern erwarteten stillschweigend die Annäherung derselben.

Sie schoß, sobald sie vor uns stand, tausend wütende Blicke auf Henrietten. „Was wollen sie allein hier, Fräulein! sprach sie erbittert, vermuthlich hat sie dieser Herr mit Dingen unterhalten, die nicht für das Ohr der Mutter passen?"

Henriette konnte nicht sprechen. Ich nahm das Wort.

„Gnädige Frau! entgegnete ich etwas betroffen, wir wollten eben die Gesellschaft aufsuchen, und ich führte das Fräulein. um . . ."

Sie. Ich verstehe sie, Herr Marqvis! und kann aus dem, was ich gesehen habe, ihre Gedanken zur Gnüge errathen. Sie haben Dinge im Kopfe, zu denen ich nie meine Einwilligung geben werde. Sie gehen mit mir, mein tugendhaftes Fräulein, und sie mein Herr (sie machte mir eine spöttische Verbeugung) ich bin ihre Dienerinn!

Henriette folgte ihr — und ich allen beiden in einiger Entfernung. Ich hörte die Baronne heftig zanken. Wir stießen am Ausgange des Waldes auf die übrigen. Ich war meines Verhaltens wegen in großer Verlegenheit. Wir kamen nach Paris zurück, und ich verließ Henrietten in einer Unruhe, die ich nachher nur allzu wohl gegründet befand.

Ich erfuhr etliche Tage darauf, daß sie ihre Mutter wieder ins Kloster gebracht hatte. Mein Onkel hinterbrachte mir diese Nachricht als eine sehr gleichgültige Sache. Ich war nicht stark genug, den Eindruck, den

diese Nachricht auf mich machte, zu verbergen. Er bemerkte meine Bestürzung. „Was fehlt ihnen, Angelo! frug er mich theilnehmend, wie es scheint, ist ihnen Henriettens Abschied von Paris nicht gleichgültig? Lieben sie sie vielleicht? Aufrichtig, Vetter!“ Der Graf sah zu tief in mein Herz. Es würde also vergebliche Mühe gewesen sein, ihm meine Verwirrung zu verbergen. Ich gestand ihm alles.

„Ich beklage sie von Herzen, fuhr er fort. Henriette ist schön, und ihre Liebe zu ihr macht ihrem Geschmacke Ehre. Nur ihre Mutter ist eine Närrinn, und ich sehe nicht ein, wie man sie auf vernünftigere Gedanken bringen könnte. Und überdem ... nach allem, was ich gesehen und gehört habe ... sie liebt sie, Angelo! Wahrlich sie liebt sie eben so sehr, als sie die Tochter. Was soll man thun? Man muß aus der Noth eine Tugend machen. Die Zeit kann alles ändern. Besuchen sie die Alte öfters, und

bestreben sie sich, das alte Vertrauen wieder herzustellen."

Ich fügte mich in den Vorschlag des Grafen, und erzeigte, meines heftigen Widerwillens ohngeachtet, der Baronne tausenderlei Höflichkeiten. Ich beobachtete einen freien und ungezwungenen Anstand, dem doch mein Herz widersprach. Sie erwiederte anfänglich (wie jedes zornige Weib) meine Artigkeit mit vielem Kaltsinne; die Liebe aber, die sie gegen mich im Herzen trug, zerstreuete unvermerkt die trüben Gewitterwolken, die Henriettens Thränen über mich zusammengethürmt hatten. Ich besuchte sie noch öfterer, als vorher, und sie empfieng mich von Zeit zu Zeit glimpflicher. Ich verdoppelte meine Bemühungen, und sie schien durch meine Sorgfalt, die unangenehmen Eindrücke, die ich auf sie gemacht hatte, wieder zu verlöschen, gerührt zu werden.

Sobald sie mir verziehen hatte, säumte sie auch keinen Augenblick, mich unter vier

Augen zu sprechen. Ich hielt mit ihr eine lange Unterredung, worinnen ich ihr deutlich zu verstehen gab, daß ich fest entschlossen sei, ihre Lehren zu benutzen. Ich ließ ihr merken, daß für mich nichts schmeichelhafteres sei, als eine Liebe, deren Süssigkeiten sie mir halb und halb hätte blicken lassen. Die alte Baronne wußte sich für Freude kaum zu lassen, als sie mich so vernünftig fand.

„Ich kann mich nicht genug wundern, lieber Marquis! sagte sie, daß sie auf einmahl so viele herrliche Fortschritte in der Besserung gemacht haben. Das heißt zur rechten Zeit denken, wie sichs geziemt."

„Ihnen, gnädige Frau! versetzt' ich, hab' ich diese Besserung allein zu danken. In Wahrheit, wie könnt' ich in der Welt glücklicher sein, als in dem reinen Genusse . . in dem gereinigtern Umgange mit einem Frauenzimmer, deren reifer Verstand die geprüftesten Freuden der Liebe kennt? Es ist

zwar wahr, daß bei einſichtsvollen und vollkommenen Weibern der Fortgang etwas langſam iſt. Mit einem Frauenzimmer ohne Erfahrung fängt man gemeiniglich von den erſten Sonnenblicken der Liebe zu zählen an, allein ſie wird bald matt und träge, weil ihr das Salz der Ermunterung mangelt. Ein Frauenzimmer hingegen, das die wahre Art zu leben kennet, führt das Herz ſtufenweiſe, und man erhält von ihr nur dann einen liebevollen Blick, wenn man ihn zu verdienen weiß.“ Durch dieſe Reden ſuchte ich die Wirkung ihrer Gewogenheit auf die lange Bank zu ſchieben. Ich wollte ihren Wünſchen, deren Ungeduld mich ſo ſehr beunruhiget haben würde, gern ein Gebiß anlegen, indem ich ihr das Verlangen zu entziffern ſuchte, meine Hochachtung zu verdienen. Meine Abſicht war, dieß Verlangen möchte ihr ſtatt der Behutſamkeit dienen, die ihr ſo ſehr fehlte. Und eben deshalb gab ich ihr deutlich zu verſtehen, wie wenig ich die-

jenigen Weiber schäzze, aus deren Gunst man kein Verdienst schöpfen kann, und die durch frühere Wohlthaten den Diensten zuvorkommen, um die man erst ihre Gewogenheit erkaufen sollte.

Die Baronne, so unzufrieden sie auch mit meiner Moral war, zwang sich dennoch, und schien ihr ihren Beifall zu zollen, um sich der Meinung, die ich von ihr hatte, würdig zu bezeigen. Damit ich sie indeß in dieser guten Gesinnung erhalten möchte, ließ ich mich vor ihr auf ein Knie nieder, und haranzirte eine so bombaste Liebeserklärung, daß ich beinahe über mich selbst hätte lachen müssen. Ich ließ ihr die Ausdrücke von einer gereinigten Flamme, Hochachtung, Ehre, u. s. w. ziemlich laut hören. Die Baronne, die schon darüber vergnügt war, sich auf eine so heldenmüthige Art verehrt zu sehen, nahm gegen mich eine sehr hohe Summe von Majestät und Ehrfurcht an. Nun waren wir eingeschifft, und fuhren mit vollen Seegeln

auf dem Meere der Zärtlichkeit. Keine einseitigen Proben galten mehr, unser keusches Feuer mäßigte die geprüfteste Strenge. Die ernsteste Scham leitete jedes Wort unsers Gespräches.

12.

Ich benahm nun vor allen Dingen der Baronne den Argwohn, den sie in Absicht ihrer Tochter auf mich geworfen hatte. Ich betheuerte ihr, daß meine Bemühungen, ihre Liebe zu gewinnen, bloße Verstellung gewesen sei, um desto sicherer das Geheimniß der unsrigen zu verschleiern. „Sie lassen sich, rief ich, so wenig Gerechtigkeit widerfahren, gnädige Frau, warum müssen sie nun grade die einzige sein, die nicht weiß, was man fühlt, wenn man sie gesehen hat? Henriette ist schön, das muß der Neid selbst

bekennen, auch hat sie ja wohl einen kleinen Theil ihrer Reize; allein nur der, der den Verstand verlohren hat, kann Mutter und Tochter für Parallelschönheiten halten."

So plump auch immer dieser Kunstgriff war, so begriff sie dennoch das Wahre der Sache nicht, sondern hielt alle meine Worte für unverbrüchliche Evangelia. Sie war wie bezaubert — und auch mich glaubte sie in diesem Zustande. Dieser Gedanke verminderte den vorigen Argwohn, ja! sie sprach kurz darauf sogar von der Wiederkehr Henriettens aus dem Kloster. Ich bat nicht darum, weil ich mich verdächtig zu machen glaubte. Henriettens Gefangenschaft sollte wirklich zu Ende gehen — doch ein einziger Zufall, den meine allzu große Uebereilung gebahr, machte den Entschluß der Baronne, den ich mit den feinsten Künsten unterstützt hatte, auf einmahl rückgängig.

Es konnten vierzehn Tage sein, daß ich Henrietten nicht gesehen hatte, und eine so

lange Abweſenheit ſchmerzte mich ungemein. Die Baronne verſprach mir, ſie bald wieder kommen zu laſſen, und dennoch war mirs nicht möglich, meine Unruhe zu bekämpfen. Die Ungewißheit des Tages, an dem ich das Glück ihrer Rückkehr genießen ſollte, ſetzte mich in hohe Betrübniß. Es konnten ja Hinderniſſe dazwiſchen kommen, um ihn zu verzögern. Alles erweckte den ſtärkſten Verdacht in mir. Ich trieb die Poſſen ſo weit, daß ich mich nicht gewundert haben würde, wenn die Baronne endlich alles entdeckt hätte. Die Angſt, welche ich zu tilgen nicht fähig war, erfand endlich ein Mittel, die Erſcheinung dieſer längſt erſehnten Wonne zu befördern — allein ſie ward ein Mittel, mich auf ewig von der Hofnung zu trennen, die Baronne in das alte Gleis der Zärtlichkeit zurück zu führen.

Ich entſchloß mich nämlich, in einem weiblichen Anzuge Henrietten zu ſprechen, und mich als eine Bediente der Baronne bei

der Aebtiſſinn melden zu laſſen. Ich ſprang, ſo bald ich dieſen ſonderbaren Plan ausgeheckt hatte, über meine Erfindung Decken hoch; ich konnte gar nicht fertig werden, die Fruchtbarkeit meiner Einfälle zu bewundern. Die Ausführung ſchien mir leicht und gering, und ich verſchob deshalb auch die Probe nur bis auf den künftigen Tag. Ich gieng zu einer Galanteriehändlerinn, die mit einigen jungen Leuten von der Akademie bekannt war, und ließ mir von dieſer alles reichen, was ich zu meinem Anzuge nöthig hatte. So bald ich fertig war, verdung ich mich bei einem Fiaker, und fuhr gerade ins Kloſter. Die Pförtnerinn wirkte mir, als einer Bediente der Baroninn, bei der Aebtiſſinn des Kloſters die Erlaubniß aus, Henrietten im Sprachzimmer zu erwarten. Henriette kam, ihr Blick war traurig und ihr Auge von Thränen befeuchtet. Dieß rührte mich ſehr, da ich die Urſache ihrer Einſamkeit war. Sie blickte auf, und ſah mich hinter dem

Gitter stehen. Sie erkannte mich nicht. „Es will mich hier jemand sprechen, sagte sie, sich dem Gitter nähernd, sind sie es, Mademoiſell? Man sagte mir, die mich Verlangende sei eine Bediente meiner Mutter — allein ihr Gesicht ist mir unbekannt.

Ich. Das ist möglich, mein Fräulein. Allein ich sehne mich auch nie nach der Ehre, eine Bediente ihrer Frau Mutter zu heißen, meine Wünsche betreffen einen ganz andern Gegenstand. Ihnen allein, gnädiges Fräulein kommt es zu, über mich zu entscheiden.

Sie. Mir, Mademoiſelle? und was kann ich für sie thun?

Ich. Mit einer einzigen Silbe das Glück oder das Unglück meines Lebens entscheiden. O! Henriette! haben sie so bald das Herz vergessen, das sie anbetet?

Sie. (erschrocken) O! mein Gott!

Sie verlohr vor Schrecken beinahe die Sinne. Sie sank zu Boden und mir war es nicht einmahl vergönnt, ihr zu Hülfe

zu eilen, denn das Gitter war zwiſchen uns. Ich rief um Hülfe, und einige Nonnen eilten herbey, um ſie zu retten. Ich gieng nun ins Sprachzimmer hinein, um ſie zu tröſten. Man brachte ſie an die Luft, und ſie kam wieder zu ſich ſelbſt. Ihre Ohnmacht gieng glücklich vorüber, ſie ſchlug die Augen auf, und ſchauderte zurück, als ſie ſich in meinen Armen erblickte. Sie verlangte in ihre Zelle. „O! bedenken ſie doch die Wichtigkeit meiner Gegenwart, Fräulein, rief ich, ich muß durchaus mit ihnen in Angelegenheiten der Baronne ſprechen. Wollen ſie aber dennoch in ihre Zelle gehen, ſo werde ich ſie begleiten.“

Henriette konnte ſich trotz ihres Ernſtes kaum enthalten, über meinen originellen Vorſchlag laut zu lachen. „Ich danke ihnen, Mademoiſelle! entgegnete ſie, für ihre Güte. Sollten ſie mit mir zu ſprechen haben, ſo kann dieß auch hier geſchehen.“ Dieſe Bemerkung paßte nicht in meinen Plan, allein ich

mußte dennoch einwilligen. Die Nonnen verließen uns. Sie suchte mich auf die andere Seite des Gitters zu führen, aber ich zögerte. „Was fürchten sie, Fräulein! lispelte ich kaum hörbar. Ist ihnen meine Gegenwart so lästig? bin ich ihnen unangenehm — ich, der ich sie anbete, der lieber sterben, als sie beleidigen würde?

Sie. Ich weiß nicht, wie sie die Kühnheit, mit der sie sich in diese Einsamkeit schlichen, um meine Ruhe zu stören, betiteln wollen? Ich glaubte mich in dem Besitz ihrer Hochachtung — allein wie irrte ich mich!

Ich. O! Fräulein! sähen sie doch nur einen Augenblick in dieses pochende, für sie so feurig schlagende Herz. Sie würden nach einem solchen Blicke nicht länger an der Aufrichtigkeit und alle den Tugenden zweifeln, die sie mir jetzt absprechen. Es ist wahr, ich war kühn — aber würde ich es gewesen sein, wenn ich sie nicht liebte? Es war mir nicht möglich, länger in der marternden Un-

gewißheit zu bleiben, worinn ich ſchwebte. Jetzt nun iſt es Zeit, mein Schickſal zu entſcheiden. Wollen ſie mich haſſen, ſo ſterbe ich vor Gram — lieben ſie mich, Fräulein! o! wenn ſie mich liebten, ſo würden ſie mich in den Himmel erheben. Nun, Fräulein! Was hab' ich zu erwarten?

Furcht und Liebe rührten mein Herz dermaßen, daß mir die hellen Thränen über die Backen liefen. Sie ſchien dadurch bewegt zu werden. So bald ich mich davon überzeugt hatte, drang ich heftiger in ſie, und faßte, wiewohl mit einem kleinen Widerwillen, eine von ihren Händen, auf die ich den zärtlichſten Kuß drückte. Ich bin nicht fähig, dieſen Kuß zu ſchildern, meine Seele lag in demſelben.

Ich. Wollen ſie mich noch länger haſſen, mein Fräulein? O! wie ſo grauſam ſind ſie!

Sie. Hab ich ihnen denn ſchon geſagt, daß ich ſie haſſe? Oder wollen ſie ausdrück-

lich verlangen, daß ich .... sie schlug die Augen nieder, und schwieg.

Ich. O! sprechen sie weiter, mein Fräulein! ich beschwöre sie, sprechen sie weiter. Ich fürchte nichts, als die Fülle meiner ausschweifenden Freude.

Sie. So muß ich sie wohl mit der Bitte mäßigen, davon ganz zu schweigen, denn ich habe schon mehr als zu viel gesagt, ich bin trostlos. Ich zweifle an ihrer Liebe nicht, und habe nicht die Macht, darüber unwillig zu werden. Mehr verlangen sie nicht von mir.

Wer schildert meine Freude, mein unbegrenztes Entzücken? Nur der kann dieß, der mit mir in einerley Verhältnissen sich befand. Wohl hundertmahl war ich im Begriff, mich zu Henriettens Füssen zu werfen, um die Dankbarkeit meiner Seele ihr auszuhauchen.

„Mißbrauchen sie meine Schwachheit nicht länger, sagte sie, und wenn sie mich

wirklich lieben, so halten sie mit diesen gefährlichen Proben ihrer Liebe ein. Ich zittere und bebe, wenn ich bedenke, wie leicht man sie entdecken dürfte. Was würde man von mir denken? Wahrlich, ich würde ohne Rettung verlohren sein!

Es fiel mir schwer, mich von Henrietten zu trennen, und dennoch mußte ich mich endlich dazu entschließen. Die Gefahr, worinn durch meine Verwegenheit ihre Ehre gerieth, ihr wiederhohltes Bitten, die Furcht, ihr zu mißfallen, alles dieß beschleunigte meine Rückkehr. Ich wollte eben Abschied von ihr nehmen, als die Baronne hereintrat. Diese Erscheinung war für mich ein Donnerschlag. Mit dem ersten Augenblick sah ich die Folgen dieses Zufalls ein. Da ich nun einmahl entdeckt war, so war für mich bei der Baronne keine Barmherzigkeit mehr zu hoffen, ich durfte mir nicht mehr schmeicheln, sie zu hintergehen, und meine Verstellung war unwiderruflich demaskirt.

Was mich aber noch weit mehr in Verzweiflung setzte, als alles, war die Nachricht, daß die Baronne gekommen sei, Henrietten aus dem Kloster abzuholen. Man hatte ihr gesagt, Henriette sei im Sprachzimmer mit einem Mädchen, das sie abgeschickt habe. Sie wunderte sich darüber sehr, denn sie wußte von einer solchen Gesandtschaft kein Wort. Aus Ungeduld verdoppelte sie ihre Schritte, und trat voller Bewegung in den Saal, als ich eben beschäftiget war, von dem Fräulein Abschied zu nehmen.

Meine Maske verhinderte sie anfangs, mich zu erkennen, sie näherte sich mir, indem sie mich mit großer Neugierde betrachtete. „Sind sie es, Mademoisell? sagte sie, die in meinem Namen mit meiner Tochter spricht?

Ich. (mit etwas verstellter Stimme) Ja! gnädige Frau!

Meine Bestürzung ließ mich nicht weiter sprechen.

Da mich die Baronne bei ihrem Eintritte nicht erkannt hatte, so wollt' ich mich bei dieser Gelegenheit fortschleichen, um dem größten Ungewitter aus dem Wege zu gehen, und die Entschleierung eines Geheimnisses zu verhindern, das ihr ganz gewiß niemand außerdem verrathen haben würde. Ich stand auch schon auf dem Sprunge, der Wachsamkeit ihrer Blicke zu entwischen, gerade da, als sie sich gegen ihre Tochter wandte, um sie um etwas zu befragen, als sie schnell sich wieder umdrehete, und vermuthlich meinen Entschluß bemerkte.

Sie. O! bleiben sie doch, Mademoiselle! bleiben sie. Ich möchte sie sehr gern näher kennen lernen. Sie kam auf mich zu, und sah mir starr ins Gesicht. Meine Züge konnten ihr unmöglich fremd sein. Sie hatte auch eben nicht nöthig, darüber lange nachzudenken, denn ihr Liebe und Eifersucht hielten ihr einen Spiegel vor, in welchem

sie den leibhaftigen Marquis Mazzini erkannte. Sie verstummte.

Die verschiedenen Bewegungen des Zorns, des Hasses und der Rache, die in ihrem Herzen wechselten, erstickten die Worte ihrer Zunge. Ihre Augen allein drückten das aus, was in ihrer Seele vorgieng. Die fürchterliche Wuth, die in ihrem Innern tobte, tilgte endlich unser beiderseitiges Stillschweigen.

„Wie? schrie sie tobend, sie sind's, Marquis? In Wahrheit, Mademoiselle! sie sind sehr artig, dennoch wundre ich mich, sie hier anzutreffen, und hätte nicht geglaubt, daß sie so kühn sein würden, ohne meinen Befehl hierher zu kommen."

Die Baronne war nicht im Stande, ihren Zorn zu zügeln, sie sprach so laut, daß die vorigen Nonnen ins Sprachzimmer stürzten, weil sie eine neue Ohnmacht Henriettens befürchteten. Die wütende Mutter ließ sich durch den Ausfluß ihres Zornes

so weit hinreißen, daß sie die eintretenden Nonnen nicht bemerkte; ich bemühete mich umsonst, ihre Wuth zu besänftigen, allein mein Bestreben, es so weit zu bringen, erbitterte sie nur desto mehr.

„Nein! mein Herr! rief sie, ich sehe keine Ursache, die diese Frechheit entschuldigen könnte. Sie werden sich über diesen Punct bei mir niemahls rechtfertigen, und ich hätte ein solches Betragen von ihnen in Ewigkeit nicht erwartet."

Aus dem Titel: „Mein Herr!" konnten die Nonnen die Beweggründe ihres Eifers sehr leicht errathen. Ich bin nicht fähig, das Schrecken und das Erstaunen derselben, eine Mannsperson in ihrem heiligen Zirkel zu wissen, hinlänglich zu beschreiben.

„Um der heiligen Ursula willen! Schwester! riefen sie, eine um die andere, eine Mannsperson! welch' ein gräßliches Aergerniß! Jesus Maria, Joseph! wir sind verlohren! quickten die alten Matronen, das

ist ein unauswehzbarer Schimpf für unsere heiligen Mauern! Wie ist er denn herein gekommen? Welche teuflische List hat ihm die Pforte geöffnet? ! Das ist ein Stückchen des Satans, um uns zu prüfen." Die Nonnen, so sehr sie sich auch über mich entzweiten, (denn eine machte der andern Vorwürfe) betrachteten mich indessen mit lüsternen Blicken, flüsterten sich in die Ohren, und ich merkte nur allzu gut, daß ihr Urtheil, das sie von mir fällten, für mich nichts unangenehmes enthielt. Nichts desto weniger kam ich mir in meiner jezzigen Lage selbst ziemlich lächerlich vor. Die Ausschweifungen der Baronne, und Henriettens Verwirrung setzte mich in Verzweiflung, ich hieng zwischen Thür und Angel, und wußte nicht, ob ich gehen oder bleiben sollte? In den Klöstern belustigen solche Kleinigkeiten, deshalb kamen viele Nonnen ins Sprachzimmer, um ihre Neugierde an diesem sonderbaren Schauspiele zu weiden. Ich sah mich nur

zu bald von einem ganzen Schwarme Betschwestern umzingelt, und mußte nun ernstlich auf meinen Rückmarsch bedacht sein.

„Nun sehen sie doch, gnädige Frau! sagt' ich, welche unangenehme Verdrießlichkeiten sie sich selbst zuziehen. Es stand bei ihnen, eine Comoedie der Art zu vermeiden, wenn sie nur im geringsten meine Gründe angehört hätten."

Sie sah nun, wie Recht ich hatte, und ließ mich gehen, ohne nur einen Augenblick dagegen zu sein. Ich gieng. Die Nonnen, die mich bis jetzt mit vieler Neugierde von oben bis unten betrachtet hatten, wichen, wie vor einem bösen Geiste zurück, als ich mich ihnen näherte, und als ich die Mitte des Saals erreichte, flohen sie, wie vor einem scheußlichen Gespenste. Die Pförtnerinn öffnete mir mit Zittern und Beben die Thüre, und schlug hundert Kreuze hinter meinem Rücken, um mich in den Bann zu kreuzen.

Ich stieg wieder in den Wagen, der mich hergebracht hatte, mißvergnügt und voller Aerger; weil ich nicht die geringste Möglichkeit voraussahe, den Fehler, den ich begangen hatte, wieder gut zu machen. Der Baroninn Zorn brannte wie hölliſches Feuer auf meinem Gewiſſen, ihre verachtete und getäuſchte Liebe, die Scham, auf eine ſo erniedrigende Art betrogen zu werden, der Unwille, den ſie darüber durchaus empfinden mußte, die Begierde, ſich zu rächen, die ſich durch die Erinnerung einer ſo beiſpielloſen Beſchimpfung in dem Herzen eines beleidigten Weibes erzeugt hatte, — alle dieſe Vorſtellungen ließen mich Henriettens Verluſt, als ein ganz unvermeidliches Unglück anſehen. Ich war in Gedanken verlohren. Thränen des Unwillens ſtanden mir in den Augen. Der Kutſcher frug mich, wohin er mich fahren ſollte? Ich nannte ihm die Wohnung der Galanteriehändlerinn. Er ſchüttelte den Kopf. „Das iſt ſehr weit, Mademoiſelle!

sagt' er, und wir werden sehr spät hinkommen, wenn sie mir nicht erlauben, mich (da es heut warm ist) mit einer Schale Milch zu erqvicken!" Thu was du willst, rief ich ihm verdrießlich zu, und drückte mich unmuthig in eine Wageneke.

Nach einer halben Stunde öffnete der halbtrunkene Kutscher (der die Milch mit dem Weine vertauscht hatte) den Schlag, und stellte mir einen Mann hin, dem ich bezahlen sollte, was er verzehrt hatte. Ich erstaunte über die Unbescheidenheit des Menschen, allein, um ihn nur los zu werden, zog ich die Börse. Er taumelte auf den Bock, und mochte nun vermuthlich alle Gegenstände doppelt sehen. Er fuhr mit seinem übrigen sehr elenden Fuhrwerke so schnell über einen Eckstein, daß ich aus dem Wagen flog. Ich verleugnete mein angenommenes Geschlecht, und schimpfte auf den halbversoffenen Kerl, wie ein Botsknecht. Er blieb mir nichts schuldig, und schimpfte noch weit

bitterer. Ich war außer mir vor Bosheit. Seine Geduld riß, als ich ihm mit Schlägen drohete. Tief ins Auge rückte er den Hut, und antwortete noch weit frecher, als vorher. Ich riß ihm die Peitsche aus den Händen, und wollte eben auf ihn losprügeln, als der Herzog von Orleans vorüberfuhr. Er erstaunte nicht wenig über dieses neue, noch nie gesehene Schauspiel. Die ungleiche Stärke der streitenden Personen, die Kleidung, die ich trug, und die Liebe jedes Mannes für das schöne Geschlecht bewogen ihn, auf meine Seite zu treten. Er stieg aus dem Wagen, und faßte meine Hand, um mich vom Schlachtfelde zu führen, aber ich riß mich mit vereinigter Kraft los, und stürmte aufs neue auf den Kutscher ein. Allein der Herzog warf sich abermals zwischen uns, und brachte mich mit Hülfe der Lakeien glücklich in seinen Wagen.

Er sah mich mit unverwandten Blicken an. Ich hatte ihn schon einigemahl bei dem

Herrn von Vertain geſehen, und erkannte ihn ſogleich. Er aber kannte mich nicht.

„Wo ſoll ich ſie hinbringen laſſen, Mademoiſelle! redete er mich an.“ Bei dem Worte Mademoiſelle beſann ich mich wieder. Ich erinnerte mich des Vorfalls mit dem Kutſcher voller Scham, und ſchämte mich der Kleidung, die mit dem männlichen Tone und den unſanften Ausdrücken, mit welchen ich den Kutſcher beſchüttet hatte, nicht im geringſten paßte. Ich ſah den Herzog an, und erröthete, ohne ihm jedoch zu antworten. Er frug wiederhohlt nach meiner Wohnung, und nannte mich ſchönes Kind. Dieſe Benennung beluſtigte mich ungemein, und ich lächelte. Gerade dieß Lachen brachte ihm einen ſehr zweideutigen Begriff von meiner Tugend bey. Er wog die Unordnung, worinn ich war, und die lächerliche Comoedie, die ich mit dem Kutſcher geſpielt hatte, mit einander ab. Er hielt mich nun für nichts

weiter, als höchstens für ein — Freudenmädchen vom gewöhnlichen Schlage, und erlaubte sich Dinge, die . . . . .

Ich konnte in weiblichen Kleidern nicht eben reizend aussehen; allein meine Jugend, und mein wohlgebildeter Körper nahmen den Herzog so ein, daß er das Glück, welches sich ihm darbot, als ein Geschenk des Zufalls betrachtete. Er ließ daher ab, mich um meine Wohnung zu befragen, und leitete das Gespräch auf interessantere Dinge, erzeigte mir auch die ausgesuchtesten Liebkosungen. Man hatte mir noch niemahls Höflichkeiten der Art vorgeplaudert, ich mußte mich mithin bei deren Erwiederung ziemlich linkisch benehmen. Und dennoch schien der Herzog damit nicht unzufrieden zu sein. Meine Verwirrung, in der ich mich befand, vertrat die Stelle der Sittsamkeit, und machte sein Urtheil über die tolldreiste Art, mit der ich mich ganz gegen die Art meines Geschlechts ge-

gen den Kutſcher vertheidiget hatte, ungewiß. Da ich nun alſo dem, was er von meinem erſtern Fehler nachtheiliges hatte denken können, durchaus nicht nachkam, ſo war ich in ſeinen Augen ein deſto unerforſchlicheres Räthſel. Ich erregte ſeine Neugierde in einem ſehr hohen Grade, er ſuchte mich zu entdecken, und beſchloß zu dem Ende, mich in ein kleines Landhaus, eine Meile von Paris zu bringen, wohin er eben fahren wollte, als er mich mit dem Kutſcher auf der Straße traf. Er gab dem Kutſcher die Befehle. Ich merkte ſein Vorhaben nicht eher, als bis wir die Stadt im Rücken hatten. Ich gab ihm darüber mein Erſtaunen zu verſtehen. Aber er wußte mich durch eine kleine Spazierfarth, blos um mich zu zerſtreuen, wieder zu beruhigen.

Wir kamen auf das Landgut, als die Freiſtätte der herzoglichen Lüſte. Hier pflegte Orleans, wenn ihm das Geräuſch der Welt

und des Kabinettes zu lästig fiel, über die Wollust zu philosophiren. Dieser Ort war für wenige auserlesene Freunde und Freundinnen bestimmt, die (wie man im Sprüchworte zu sagen pflegt) wenigstens des Betens halber hier nicht zusammen kamen. Es war schon Gesellschaft da, als wir ankamen, und man spottete über den Herzog, daß er so lange ausgeblieben war. „Hier bring' ich meine Entschuldigung zugleich mit, erwiederte der Herzog, indem er mich dem Cirkel vorstellte, ich bin ein Mitglied der irrenden Ritterschaft, der Rächer des Unrechts, und jeder Beschimpfung. Ich verzögerte meine Ankunft aus einer sehr ädlen Absicht — ich mußte dieß schöne Kind aus den Klauen eines Böswichts befreien!" Man umringte mich, die Frauenzimmer guckten mir neugierig ins Gesicht, und die Männer, artige, junge Cavaliers sagten mir tausend artige Dinge. Die Frauenzimmer freueten sich über die Verstärkung ihres Cirkels, und umarmten mich sogar.

„Sie sehen, schönes Kind! sagte der Herzog zu mir, wie man sich hier beträgt. und wen sie hier finden? Es wird lediglich auf sie ankommen, ob sie künftig durch ihre Gegenwart die Feste der Liebe verschönern wollen? Wir rufen in diesem bezaubernden Aufenhalte das graue Alterthum der ersten Welt, und jene glücklichen Zeiten zurück, wo die Menschen bloß den Gesezzen der einfachen Natur unterworfen waren, und weder List noch Verstellung kannten. Hier finden sie nichts, als Zärtlichkeit und Liebe, eine ungezwungene, einfache, und affektlose Hingebung des Geistes, wie sie die Vernunft fordert. Doch (indem er sich zu einem gewissen Ritter von Florian wandte,) wo bleibt denn unsere Heldinn?

„Sie ist schon hier, entgegnete Florian, doch sie will an unserer Gesellschaft keinen Antheil nehmen."

Herzog. So? Und sie sind doch ihr Freund, Ritter! Das wundert mich.

Ritter. Das bin ich nicht. Denn gerade mir hat sie die Beweise ihrer Liebe verweigert. Wir zankten uns ein wenig, daher die Antipathie. Sie Herzog! sollen nun entscheiden, wer den Prozeß verliehren soll. Die Geschichte ist diese. Wir befanden uns hier in der größten Zufriedenheit mitten unter Küssen und Scherzen. Ich wollte die Damen ein Liedchen lehren. Ich sang es, und alle Damen wiederhohlten es. Sie allein schwieg still, und verstopfte sich die Ohren. Ich erstaunte über diesen ungewöhnlichen Ernst, und fragte sie um ihre Gründe. Sie antwortete mir nicht. Als ich das Lied von neuem sang, sagte sie schnippisch: „Sie sollten sich schämen, Ritter! solche Dinge zu wiederhohlen! „Ich erstaunte, und suchte sie zurecht zu weisen. Sie hörte mich nicht. Sie behauptete endlich, vermuthlich aus Eigensinn, meine Vertheidigung sei noch weit schmutziger, als die Sache selbst, die ich hätte vertheidigen wollen. Vor lauter Verdruß

und Widerwillen ſprang ſie endlich auf, und lief auf ihr Zimmer, welches ſie hinter ſich verriegelte.

Der Herzog bedauerte die Unachtſamkeit des Ritters. „Doch, ſagt' er dann, was einmahl geſchehen iſt, iſt nicht zu ändern. Nun will ich mein Glück verſuchen, vielleicht bin ich glücklicher, als ſie. Folgen ſie mir, ich will euch Beide verſöhnen, da ich es durchaus nicht leiden kann, wenn Freunde mit einander im Mißverſtändniſſe leben."

Sie verließen das Zimmer, und nach ein paar Minuten kamen ſie mit einer Dame zurück. „Das iſt ſchön, ſagte der Herzog zu ihr, uns ſo lange zu verlaſſen! Schämen ſie ſich dieſer Schwachheit, Mademoiſelle! — Jetzt verſprechen ſie mir, daß ich ſie auf dieſer Sünde nie wieder ertappe." Die keuſche Dame abet ſchien dieß nicht verſprechen zu wollen, ſie ließ, wie es ſchien, dieſe ſchö-

nen Ermahnungen in den Wind fliegen, und trat nun in die Mitte des Zimmers.

• Aber wer schildert mein Erstaunen. Die Dame war niemand anders, als — Lisette. Der Herzog schritt auf mich zu. „Sehen sie dieß schöne Kind der Natur, sagte er zu mir, ich will ihnen seine Freundschaft verschaffen. Wohlan meine Damen! umarmen sie sich. Und sie Ritter — beobachten sie die Regel ihres Ordens!"

•

Ich war zwar nicht zur Freude gestimmt, dennoch mußte ich freundliche Blicke heucheln. Das Geräusch der Freude tilgt unvermerkt die Grillen, wir werden vom Strome mit fortgerissen, und das Ende vom Liede ist sogar — Ausgelassenheit. Man setzte sich zu Tische, die Mahlzeit war mit Scherzen gewürzt, und ich verlohr allmählig die Empfindung des Schmerzes, der mich so traurig machte, als ich das Kloster und Henrietten

verließ. Meine Unruhe ſchwand, das Entzücken der Freude iſt eine anſteckende Krankheit. Dieſes Mahl war für mich ein neues Vergnügen; ich hatte bisher nur ernſthaften Tiſchgeſprächen beigewohnt, wo Wohlſtand und Etikette die Gäſte feſſeln. Die jezzigen waren Feinde der Sclaverey, nur luſtige Laune und eine hinreiſſende Jovialität waren ihre Schutzverwandte. Man hörte hier kein einziges, ernſthaftes Wort. Ich ward endlich luſtig, wie meine Tiſchgenoſſen. Liſette knüpfte mit mir ein Geſpräch an, einige Gläſer Champagner hatten ſie bekehrt, ſie ſetzte die alte Sittſamkeit aus den Augen, und der Ritter hatte das Spiel gewonnen.

Bis jetzt gieng alles gut. Der Ritter fieng endlich an, mit Liſetten über einige ſeiner Vorgänger in ihrer vertrauten Freundſchaft zu ſcherzen. Liſette, welche ziemlich aufgeräumt war, und dergleichen Dinge für bloße Zufälle anſahe, ließ ſich den Spaß ge-

fallen. Ich ward dabei nicht vergessen, man fiel auch auf mich, und schonte mich nicht im geringsten. Lisette klopfte für Freuden in die Hände.

„Sie müssen indessen doch zugestehen, fuhr Florian fort, daß der Marqvis von Mazzini sehr liebenswürdig war, und daß es mir viel Mühe kostete, ihn aus diesem kleinen Herzen zu wischen. Sprechen sie ohne Zwang, fuhr er fort, als sie zu lächeln begann, ich bin nicht im geringsten eifersüchtig, sondern sehe sogar gern, daß man dem Verdienste sein Recht spricht."

„Herr Ritter! entgegnete Lisette mit einer schmerzlich-lächerlichen Stimme, welche unangenehme Erinnerungen erwecken sie in meinem Herzen? Der Marqvis lebt nicht mehr, wir wollen seine Asche im Grabe nicht stören."

Herzog. Wie? der Marquis Mazzini wäre todt? Ich sah ihn ja nur noch vor kurzem in dem Hause der Frau von Vertain.

Lisette. Wenn ich sage, er lebt nicht mehr, so heißt das mit andern Worten: „Hier in diesem Herzen ist er todt.“

Man kann leicht denken, wie mir das alles gefallen mußte. Ich lächelte mit verbissenen Lippen.

Ritter. O! lachen sie nicht, Mademoiselle! wer weiß, waren sie nicht schon in einem ähnlichen Falle.

Ich. Ich bitte um Verzeihung, ich lache so viel als mir möglich ist.

Ritter. Dieß Lachen ist nicht natürlich, der Marquis ist gewiß ihr Freund.

Lisette. In diesem Falle beklag' ich sie, Mademoiselle! denn ich habe ihn in dem

traurigsten Zustande verlassen. Ihnen würde er gewiß sehr gedauert haben, Florian! wenn sie ihn gesehen hätten. Sie haben ein so mitleidiges Herz.

Ritter. Gewiß, denn ihre Erzählung rührt mich schon zu Thränen.

Er schlug ein fürchterliches Gelächter auf, und Lisette stimmte mit ein.

Zorn und Scham wechselten auf meinem Gesichte ab. Ich konnte mich nicht enthalten, den Ritter mit meinen Augen zu durchbohren.

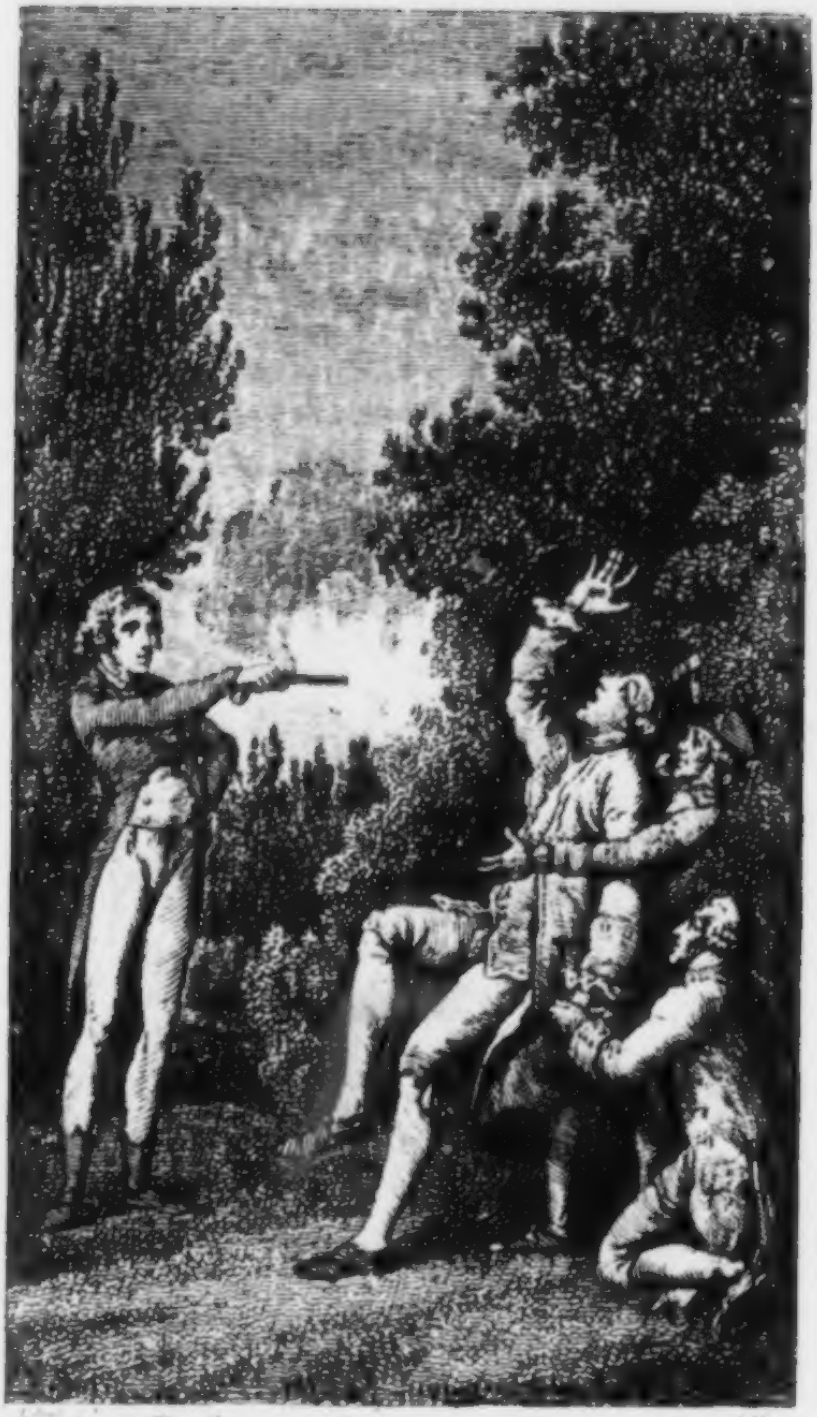
Ritter. (mich anblickend) Bei Gott! ich glaube, mein Verdacht bestätiget sich. Sollt' es möglich sein, daß sie den Marquis kennen! So bitt' ich tausendmahl um Verzeihung. Sind sie bös auf mich, schönes Kind? In der That, ich flehe sie an um ihre Freundschaft!

Er ſtand auf, und kniete vor mir nieder. Ich hätte für Zorn ſterben mögen, mein Grimm ſtand im Begriff, loszuſtürmen. Florian wollte mich umarmen, ich ſtieß ihn zurück, und warf eine Tabacksdoſe vom Tiſche. Er wollte ſie aufheben, und ſeine Hand verirrte ſich. Nun war ich nicht mehr vermögend, meine Wuth zurückzuhalten. Ich ſtand ſchnell auf, ergriff den Degen des Herzogs, und gieng wie eine Furie auf den Ritter los. „Wohlan! mein Herr! ſchrie ich, oder ich durchbohre ſie!“

Alle ſprangen wie beſeſſen von der Tafel auf, und der Herzog fiel mir in die Arme. Indem er mich zu entwaffnen ſuchte, fiel mir der Kopfputz ab, und meine Haare floſſen auf die Schultern nieder. Liſette erkannte mich zuerſt. „Was ſeh ich, rief ſie, das iſt der Marqvis Mazzini!“ Dieß Erkennen war mir höchſt unangenehm, und dennoch konnt' ich mich nicht länger verſtellen. Der

Herzog, der sich zwischen mir und dem Ritter warf, hielt unsern ersten Zorn zurück. Er brachte uns an die Tafel zurück, und mich und den Ritter so weit, daß ich die Aufwallung meines Grimmes vergaß. Florign schämte sich, und erzeigte mir nun tausend Höflichkeiten.

Gegen Abend kam ich nach Paris zurück, und gieng, so bald ich mich meiner Kleidung entlediget hatte, nach Hause, wo ich meinen Onkel traf. Den Herzog aber verließ ich voller Neugierde über die Ursache dieser seltsamen Maskirung, und mit dem Versprechen, ihm nach einigen Tagen meine Aufwartung zu machen.



Alle Hagel der Saxen im Duell...
Bleiben Sie doch von hinten zu!

Leben und Thaten
P des P.
Freiherrn von Schaafkopf.

Eine satirisch-komische Geschichte,

vom

Verfasser der Abentheuer des Herrn von Lämmel.

Erstes Bändchen.

Leipzig, 1799.
bey Carl Günther.

Dem

Herrn D. Ziegert,

und

ſeiner holden Familie

gewidmet.

Noch bin ich kein Eremit, noch ſteh' ich im bunten Gewühle der Menſchen, noch hab' ich Luſt in Geſellſchaft von Freunden und Feinden ein Stück in die Welt hinein zu leben — (wiewohl die letzte Generation meine Sache nicht iſt, denn Sie wiſſen wohl, ich kann den Zank nicht leiden,) ſollte mir aber einmal der Einfall kommen, mich von der Bühne zurück zu ziehen, ſo will ich mein Plätzchen in Ihrem traulichen Zirkel ſuchen, und — dort werde ich es finden.

Freund — den ich Vater nennen möchte, (erlauben Sie mir diesen süssen Titel, er thut meinem Herzen so wohl, denn viel, viel hab ich Ihnen zu danken), an Ihren Busen will ich dann flüchten. Im Kreise Ihrer Familie schläft es sich so leicht und so süß. An der Hand der Freundschaft wandelt man so froh durchs Leben, daß man nur erst hier den Tod zu fürchten anfängt. Wenn haußen der Norwind heult, und die Flocken des Schnees die Fensterrahmen mit einer dichten

Eisrinde füllen, wenn das Fähnlein auf dem Thurme knarrt, und der schwarze Wetterprophet in dem kleinen niedlichen Fenster auf den Eispunkt finster herabschaut, so sitzt es sich so traulich an der Ofenecke, und Sie lesen dann ruhig und wohlgemuth den ehrlichen Flaming, oder die Geschichte des tapfern Rinaldini, und ergötzen sich an den Sonnenblick einer redlichen Iglou. Oder wenn die Strahlen der Sonne von neuem die Erde erwärmen, wenn die Bäume

mit weißen Blüthen des Lenzes bepu-
dert da stehen, und ein wohlthätiger
Zephir lächelnd durch die Natur säu-
selt, dann wandeln wir Arm in Arm
im Garten auf und nieder, und ein
dichter Kreis von Lieben und Nach-
barn schreitet hinter uns her. Auf je-
der Stirne lagert sich die Zufriedenheit,
jedes Auge hängt wünschend am an-
dern, und der Mund öffnet sich um die
Ruhe des Dritten zu bewirken! Un-
schuld und häusliche Glückseligkeit sind
dann die Banden, die uns aneinander

ketten. Sie sind so lockend, daß selbst Freund Rothe, seinen Arbeitstisch verläßt, und der Nachbar mit seinem Weibchen jubelnd herbey zieht. Auf ihrem Arme sitzt die Braut, und nur mit Mühe lösen sich beim Abschiede die Worte: „Empfiehl dich!" von ihren Lippen ab.

Sind wir der Einförmigkeit müde, so gehen wir auch ein Haus weiter, und weiden uns an einem lustigen Schwanke, den unsere Laune gebiehrt. Wir horchen dem tausendfachen:

„Nämlich, und Sache hier“ eben so andächtig zu, als sey es eine Legende aus Doctor Luthers Verlassenschaft, ohne dabey den Mund zu verziehen, wir trinken acht Tassen Chokolate in einem Athem, und werfen uns dann behaglich in den Sessel, um die Wirkungen derselben zu erforschen, oder wir ziehen den ehrlichen Wolf auf die Seite, um mit ihm den Weg nach Neukirchen zu berechnen, wo die Liebe wohnt. Wind und Kälte sind nicht stark genug, uns abzuhalten.

Die Liebe erwärmt unsere Hoffnungen, und der ehrliche Vormund in F** krönt sie mit schönen Aussichten. Jeder Tag hat dann seine eigenen Freuden, und selbst das kalte Bett, das seinen Bewohner mit einem lauten Marsch aufnimmt, kann sie nicht stöhren!

Wenn ich einst da drüben wohne, auf dem Plätzchen, das ich Ihrer Liebe verdanke, — dann erst soll das Leben Reiz gewinnen, und bis dahin drück ich Ihnen die Hand. An Ihrem

Halſe lieg ich im Geiſte — Ihre holde Familie wird von meinen Hoffnungen umgaukelt, in meinem Herzen leben nur Sie!

Leipzig,
den 5. Jänner
1800.

Ernſt B**.

Vorrede.

Unter den Edelleuten, d. i. solchen Menschen, die ihrem ehrlichen Nahmen ein großes, mächtiges VON vorsetzen, giebt es wunderliche Kreaturen. Das ist doch allen bekannt, die zwey Augen im Kopfe haben. Mir selbst sind dergleichen Geburten zu Dutzenden vorgekommen, hab auch mit ihnen zu thun gehabt, bin aber mit jedem gewöhnlich zu kurz gekommen. Daß mich das ärgerte, versteht sich. Aber was kommt beym Aerger heraus? Antwort: die Schwindsucht. Und von der bin ich kein Freund.

Eine kleine Witzigung für die Edelleute solcher Art war von je her mein Steckenpferd. Einmal hab ichs meinen Lesern schon vorgeritten. Vermuthlich kennen sie den Herrn von Lümmel. Hier macht nun auch der Herr von

Schaafkopf sein Kompliment. Ich habe den ehrlichen Mann selbst gekannt. Es ist eine Lust, ihn anzusehen, und schon damals, als ich ihn zum erstenmal erblickte, war es ernster Entschluß, sein Leben in einer zweytheiligen Schaafkopfiade zu besingen. Es soll mich baß freuen, wenn sie jedermänniglich gefällt. Daß die Rezensenten viel daran auszusetzen wissen werden, versteht sich. Sollten sie es aber zu bunt mit mir machen, so tröst ich mich mit dem König David, und rufe: „O! Absalon! mein Sohn! mein Sohn!“

Adio! liebes Publikum, auf Wiedersehn.

Leipzig,
am St. Veits, Tage
1799.

Ernst B.

Leben und Thaten

des

Freiherrn von Schaafkopf.

Erstes Bändchen.

P

Einleitung.

„Das ist eine donnerhagels Wirthschaft, da bin ich nun heut schon den ganzen Morgen herumgelaufen, und —

Halt doch dein Maul, du wirst den Herrn noch aus dem Schlafe aufschreien, du abscheulicher Kerl, du du!

Und in der That, die ehrliche Frau hatte Recht. Ich fuhr über dem Geschrey hoch in die Höhe.

„Ist Freund Berger nicht zu Hause? hört ich im Zimmer eine andere Stimme fragen.

O! ja, sagte meine Wirthin freundlich. Er liegt noch im Bette.

Die Stimme gehörte meinem guten Krell, und er selbst trat in Lebensgröße in

mein Schlafgemach. Kaum konnt ich vor Schlaf die Augen in die Höhe bringen, und Freund Krell schalt mich einen Faullenzer.

„Was willst du so früh, Freund! murmelte ich ihm entgegen. Das ist ja ganz so gegen deine Weise, daß ich mich wirklich wundere —

Mich itzt vor deinem Bette zu sehen, fiel er ein. Meine frühe Erscheinung ist nicht ohne Zweck. Du kennst meine Verbindung in Lausa, kennst die Liebe gegen mein gutes Malchen. Ich habe sie lange nicht gesehen, und bin nun entschlossen, mich an ihrem Halse für die vielen traurigen Stunden schadlos zu halten, die ich ohne sie, verleben mußte. Aber allein will mir der Weg bis dahin nicht schmecken. Mithin würdest du mir eine große Liebe erzeigen, wenn du den

Wanderſtab ergriffeſt, und mit mir reißteſt. Beſinne dich nicht lange, und leiſte mir das Verſprechen. Du haſt ja überdem das Ländlein Canaan ſchon lange kennen lernen wollen. Glaub mirs, Freund, der Doctor Thralich iſt ein kreuzbraver Mann, und ſein liebes Weib eine vortreffliche Frau. Ueberdem wollen wir viel Spaß haben. Verdirb mir meine Freude nicht, und komm mit."

Ich beſann mich, und überſah meine Geſchäfte. Am Ende des Nachdenkens fand ich, daß ich füglich vier Tage abkommen könne. Ich gab alſo dem biedern Freunde Krell die Hand, und die Reiſe nach Lauſa ward beſchloſſen. Nur ein Skrupel ſtöhrte mich noch. Die Tage (wir lebten ſchon im Julius) waren ungewöhnlich heiß. Es ließen ſich alſo, ohne in Adam Rieſens Rechenbuch zu

blättern, die Kannen Schweiß berechnen, die wir beide in Kompagnie vergießen würden, und das war mir doch, da ich sehr kompletter Leibesgestalt bin, höchst ungelegen. Wir berathschlagten uns lange, wie wir am sichersten die Hitze des Tages vermeiden wollten. Hundert Plane wurden ent- und verworfen, bis wir endlich darüber einig wurden, Abends um acht Uhr aus Plissa wegzugehen, um gegen den Morgen des andern Tages im Lande Canaan einzutreffen. Dies geschah. Wir machten uns reisefertig, bündelten ein Paar neugewaschne Tücher, zwey gestickte Westen, mit goldenen Tippeln und halben Monden, und ein blaues Tuch ein, die Schuhe steckten wir sorgfältig in die Taschen, weil wir dort in seidenen Strümpfen zu paradiren gedachten (mein Freund Krell trieb die Ver-

ſchwendung ſo weit, daß er ſogar die ſeidenen Strümpfe in den Stiefeln trug,) und nun gieng die Reiſe vorwärts. Den ganzen Tag über war eine unbeſchreibliche Hitze geweſen. Einige Gewitterwolken zogen matt und träge am Himmel vorüber, und wir beſorgten mit Recht einen kleinen Sprühregen, doch hatte uns der Himmel lieber als wir dachten. Die Sonne war ſchon längſt hinter die Gebirge geſunken, und noch immer herrſchte eine unerträgliche Hitze. Krell hatte überdem ſein Päcklein Wäſche und einen ſchweren Mantel auf dem linken Arm liegen — ſo unbequem ihm dieſe Bürde war, ſo mußt' er ſie dennoch tragen, denn von mir konnt' er unmöglich Erleichterung ſeines Schickſals erwarten, da ich an meinem Corpuſculo ſchon genug zu ſchleppen hatte. Wir hatten kaum das erſte Dorf er-

reicht, als Krell über Hunger klagte. Die Flügel der Dämmerung breiteten ſich über die Erde aus. Wir giengen alſo, weil wir nun einmal des Nachts wandeln mußten, in die vor uns liegende Schenke, um Krells — Magen mit einer tüchtigen Portion zu belaſten. Ich hatte Durſt, aber deſto weniger Hunger. In der Wirthsſtube ſah es nicht zum beſten aus. Der Fußboden war mit allerhand Geräthe beſetzt, als mit Spaten, Schüſſeln, alten Bretern, u. d. gl. und auf dem Tiſche, der vor uns ſtand, brannte ein düſteres Lämpchen, welches die Stube nur mäßig erleuchtete. Nebenbey ſtand ein großer, ungeheurer Tiſch, der mit einer noch größern Schüſſel beſetzt war, worin ein halber Zentner Brod, und fünf Kannen Milch ſchwammen. Vier ſtammhafte Bauernkerls, und zwey dicke ausge-

ſtopfte Mägde (eine hatte ein Kind auf dem Arme) traten mit gefaltenen Händen, und mit den Budelmützen auf den Bäuchen vor den Tiſch hin, und beteten einer im ſchmetternden Tenor, der andere im gezogenen Baſſe, und die übrigen in gellenden Diskanten ein ſehr ſonderbares Tiſchgebet, das wir beide nicht recht verſtehen konnten. Nur folgende Worte tönten in unſern Ohren:

Wenn wir Sünd' und Laſter meiden,
Dürfen wir keine Strafe leiden.
Wenn wir thun, was uns gebührt,
Werden wir nicht ins Loch geführt.

Und am Ende ſchrie der größte noch die Worte aus dem Pſalm Davids, in welchen auch die andern mit einſtimmten: „Warum toben die Heiden, und die Leute reden ſo vergeblich. Proſte Mahlzeit!“

Wir mußten über dies Tischgebet herzlich lachen, denn so was geistreiches war uns noch nicht vorgekommen

Die Wirthin brachte uns zwey niedliche Stückchen Butter, einen Runks Brod, einen halbverschimmelten Käse, und einen Krug elenden Bieres, dessen Deckel mit Unsauberkeiten ganz überzogen war. Ein Glück für meinen Appetit daß das Lämpchen so düster brannte! Krell gieng auf das Nachtgericht begierig los, und ich stopfte mir eine Pfeife. Die Bauern sprachen mit gespannten Blicken auf uns, von sehr gleichgültigen Dingen, doch schienen sie aus uns viel zu machen, denn wir durften nur ein paar Silben sprechen, so horchten sie wie Inquisitores, und der Bissen im Munde blieb ihnen zwischen den Zähnen hängen. Ich ließ meine Betrachtungen mit dem sich kräu

selnden Tabacksdampfe lächelnd in die Luft, und Krell schnitt ein Stück übers andere von dem halbverwesten Käse herunter, bis nur noch eine Fingerhutspitze übrig war, die er, mit ächt freundschaftlichem Patriotismus seinem Spießgesellen, mir opferte. Ich verzehrte das ländliche Gericht, und er nahm mir die Pfeife aus dem Munde. Ich aß und trank, und er rauchte. Der Seiger schlug endlich neun Uhr, und wir verließen das Gasthaus.

Sobald wir ins Freie traten, war es Nacht um und über uns. Einzelne Sterne hiengen freundlich am Himmel, der Mond, gekrümmt wie eine Sichel, oder auch wie ein Hahnreihkopf, beleuchtete nur schwach unsern Pfad, und in dem Hintergrunde des Himmels schwammen einige finstere Wolken, die den lieblichen

Sohn der Nacht zu verschlingen droheten. Eine feierliche Stille war über die Erde gegossen, kein Lüftchen wehete mit den Baumwipfeln, nur hier und da girrte melancholisch ein Heimchen im Grase. Wir kürzten uns die Langeweile durch mancherley Geschichtchen aus den Zeiten unserer Jugendjahre, erzählten Mordhistorien, so wie sie die chronique scandaleuse unserer Zeit liefert, und — waren froh, daß wir so eben nicht in einem Walde kampirten, wo die Geschichtlein an uns in Erfüllung gehen konnten. Krell war nicht so furchtsam, wie ich, daher hatte er mancherley Trostgründe in Bereitschaft, um mich zu beruhigen. Dies fruchtete zwar etwas, allein im Ganzen blieb ich unruhig, wie vorher. Ich sehnte mich nach der Morgenröthe, und gleichwohl hatte es erst zwölf Uhr geschlagen.

Das war die Geſpenſterſtunde. Ich ließ Krell nun voraus wandern, der heut ſehr redſelig war, ich ſprach nur wenig, und pfiff deſto mehr. Bisweilen ſangen wir auch eins, allein es wollte uns nicht recht glücken, denn „ſingen und gehen" paßte nicht gut zuſammen, weil uns der Oden fehlte. Wir traten jetzt in ein ſchönes Dorf. Die Fröſche begrüßten uns mit einem ihrer ſchönſten Conzerte, und die Hunde ſchlugen den Takt dazu. In den Hütten der ruhigen Dorfbewohner brannte auch nicht ein einziges Lämpchen mehr. Hier hieß es (außer den Fröſchen und Hunden) mit Recht: „Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menſchen, Städt' und Felder, es ruht das ganze Dorf." Wir ſangen dies dem ehrlichen Paul Gerhard getreulich nach. Krell hätte doppeltes Vergnügen genoſſen, wenn er mit dieſem

Gesange die schlafenden Bauern hätte wach brüllen können. Dies war im Grunde seine Absicht. Ich mußte, seinem Verlangen gemäß, mit einstimmen, und weil, am Ende des Liedes (nämlich so weit wir es auswendig gelernt hatten) seine Absicht nicht erreicht ward, so wurden unsere theologischen Kehlen sogar bis zum Freymäurersinn herabgestimmt. Wir sangen mit helltönender Stimme: „Laßt uns ihr Brüder, Weisheit erhöhn," und „die Zeiten Brüder sind nicht mehr." Am allerärgerlichsten war Krelln der Vers: „Daß Vater Noah Wein erfand." Denn nun erinnerte sich seine durstige Seele an die vollen Champagnerhumpen, und wer jetzt (wo es ihm am gelegensten gewesen wäre) keinen Champagner hatte, war Freund Krell.

Mit dem letztern Gesange hatten wir das Dorf erreicht. Die Schenke lag in ihrer ganzen Pracht vor uns. Ein schönes Haus, das einen vollen Keller, und eine gespickte Küche ahnen ließ. Krell und ich — beide hatten wie gerade sehr starken Appetit, allein unsere Hoffnung verlohr Blüth' und Stengel, als wir sahen, daß im ganzen Hause kein Flämmchen mehr zu sehen war. Nur durch ein paar blinde, verrostete Scheiben flimmerten ein paar Strahlen, aber — mein Gott! auch da war Hopfen und Malz verlohren. Das alte Mütterchen, das da oben schlief, würde sich bey unserm Pochen allenfalls auf die andere Seite des Bettes gedrehet, uns aber die Pforte nicht geöffnet haben. Müde waren wir auch — in der That willkommen würde

uns die Hand gewesen seyn, die uns die Pforte geöffnet hätte.

Da standen wir, wie die fünf thörigten Jungfrauen, die kein Oel in ihren Lampen hatten. Man hatte uns herausgesperrt. Wären wir vor Sonnenuntergang eingewandert, so würde man uns allenfalls für ein Paar reisende Mühlknappen gehalten haben, aber nun — am Einlasse war nicht zu denken. Daher ersparten wir uns das Pochen.

Mit gefaltenen Stirnen wanderten wir weiter. Kaum waren wir drey Minuten gegangen, als uns ein hellflimmerndes Lämpchen in die Augen blitzte. „Sieh dort Krell! sagt' ich, dort wacht noch ein Mensch. Komm laß uns, wenn auch des Spaßes wegen, auf das Haus zusteuern. Einen Trunk Wasser wird uns der biedere Hüllenbewohner wohl spenden. „Krell

gieng den Vorſchlag ein, und wir traten ans Fenſter. Die Laden waren offen, wir ſahen hinein, und ein junger Menſch (ohne Zweifel ein Schneider), ſaß am Tiſche, und nähete an einer blauen Bauernjacke, in der des andern Tages (es war ein Sonntag) gewiß ein Jüngling ſeiner Schönen einen Beyfallsblick ablocken wollte! Auch in der Liebe machen jetzt die Bauern Epoche. Sie thuns den Städtern nach!

Es ſchlug auf dem Thurme ein Uhr. Der Schneider arbeitete emſig fort, und wir ſahen ſeiner fleißigen Nadel eine lange Zeit zu. Endlich klopft' ich bedächtig an die Scheiben. Erſchrocken (es war ja noch die Geſpenſterſtunde) fuhr das Schneiderlein in die Höhe. Seine Wange ward bleich für Entſetzen, und ſeine zitternden Hände konnten kaum die Nadel

halten. „Nun was giebts denn?“ ſtammelte er furchtſam. Man ſah es ſeinem ausſchweifenden Blicke an, wie ſchwer ihm dieſe Worte fielen. Er rührte ſich nicht vom Stuhle. Wie eine Bildſäule blieb er ſitzen.

„Mein lieber Freund! redete ich ihn an. Sey er doch ſo gut, und geb' er uns ein Glas Waſſer. Wir kommen von Pliſſa, ſind matt und müde, und möchten uns ſehr gern mit etwas Flüſſigem erfriſchen.“

Sein „Nun was ſolls denn ſeyn?“ ließen mich ahnen, daß er mich nicht verſtanden hatte. Ich ſah mich alſo genöthiget, meine Bitte nochmals zu wiederholen. Endlich erhob er ſich. Mitten im Stübchen blieb er ſtehen, und ſah mit ſchüchtern Blicke aufs Fenſter. Seine bebende Zunge rief den Nahmen: „Mut-

ter!!! Wir horchten der Antwort entgegen, aber vermuthlich war die sorgenlose Mutter zu tief mit dem Gotte des Schlummers vertraut, kurz! sie antwortete nicht. Er öffnete die Stubenthüre, gieng, und brachte uns ein Glas Wasser entgegen. Der Inhalt des Gefäßes war trübe und schmuzig, so wie das Gefäß selbst, allein desto heller war unser Durst. Zitternd öffnete er das Fenster, drey Schritte zurücktretend reichte er uns das Glas dar, (denn der arme Teufel schien eben ein Stoßseufzerlein für seine unsterbliche Seele zu beten, da er uns auf jedem Fall für Schnapphähne hielt) wir schluckten das Wasser begierig hinunter, und dankten für den Beweis seines mitleidigen Herzens. Besonders blieb sein Auge auf Krells schwarzen Kopfe haften. „Mit dem ists nicht richtig, mocht' er denken.

Der hat den andern verführt. Mein Gott! wir leben in den letzten Zeiten."

„Mein Freund! nahm ich nun das Wort, ſag er uns, wie weit haben wir bis Otternberg?"

Ein kleines Stündchen! entgegnete er.

„Hier im Dorfe können wir nicht übernachten?"

Ich glaube nicht. Doch in dem Gaſthofe thun ſie es ſchon. Probiren ſie es nur.

„Es iſt dort alles feſt zu."

Freilich dann iſts ſchlimm. Dennoch aber ſollt' ich glauben, man würde ſie gern einlaſſen. Das iſt ja nichts ungewöhnliches.

„Arbeitet er denn noch ſo ſpät in der Nacht? frug ihn Krell."

Man muß wohl. Die Jacke muß heute noch fertig werden. Kaspers Hanschrist will in die Schenke gehen — 's ist morgen sein Geburtstag, und da machen solche junge Bursche gern ein bischen Staat. Nun — schlafen sie wohl. „Er klappte das Fenster zu, und wir setzten unsern Stab weiter fort. Der Weg verschlimmerte sich, ich stolperte, und Krell lachte darüber. Am Ende stolperte er selbst, und nun lachte ich. Der Schneider hatte uns leider! belogen, denn das längst ersehnte Otternberg lag über eine Stunde von der Schenke, wo man uns nicht einließ. Als wir ungefähr den halben Weg zurück gelegt hatten, giengen wir an einer Jägerhütte vorüber. Krell wollte vor der Hütte seinen Mantel auf die Erde breiten, und darauf ausruhen, aber der Thau war schon in die Höhe ge-

stiegen, und jedes Gräschen befeuchtet. Wir mußten uns also unverrichteter Sache weiter forttrollen. Die Hunde in der Hütte bellten so laut, daß wir unser eigenes Wort nicht verstehen konnten. Ein anderer Hund in der Ferne sekundirte, und nun hörten wir das schönste Hundetutti, das wir in unserm Leben gehört hatten.

„Was ist das? rief Krell. Ich vernahm so eben eine blökende Stimme. Ich fuhr zusammen. Ein dumpfes Tönen erscholl in der Ferne. Mir ward angst. Die Schauer der Mitternacht machten das Blöken furchtbarer. Ich hielt mich an Krells Mantel fest. Dieser schleppte mich dem Blöken muthig entgegen. Aber wie schämten wir uns, als wir nach ein paar Minuten den Grund des Geschreies untersuchten. Auf dem Felde, welches die

Nacht in ihren Schleier hüllte, lag eine Heerde Schaafe in Horden. Ein paar feiſte Schöpſe ſangen ihr Morgenlied in artikulirten Tönen. Krell bedauerte, daß die Keulen derſelben nicht gebraten vor ihm lägen — und mich ſucht' er gar zur Stehlung eines Schöpſes zu bereden. Der böſe Menſch! Indeſſen mußten wir uns mit dem Wunſch begnügen.

Endlich erreichten wir das längſt erwünſchte Otternberg. Sobald wir die erſtern Häuſer des Dörfchens umgangen hatten, begegnete uns der Nachtwächter, der, mit vollen Bausbäcken, in ſein krummes Horn ſtieß. Es war grade zwey Uhr, und eine kühle Luft fächelte durch die ſchlafende Natur. Wir waren ſo herzlich müde, daß wir den Nachtwächter fragten, ob hier im Gaſthofe eine Erquik-

kung für unsere matten Füße zu hoffen sey? „O! ja! antwortete der ehrliche Mann! gehen sie nur da zum Dorfe hinunter, das große weiße Haus ist der Gasthof. Sie dürfen nur an die Laden pochen, und der Hausknecht wird keinen Augenblick säumen, ihnen aufzumachen!"

Das war Sphärenklang in unsern Ohren.

Wir drückten dem ehrlichen Nachtwächter die Hand, und steuerten muthig auf die Schenke los. Indem wir eben so miteinander giengen, sagte Krell: Es wäre doch besser gewesen, wenn wir dem Nachtwächter, der uns so anspruchlos zurechte wies, mit uns genommen, und ihm ein Glas Pomeranzen hätten einschenken lassen. Der Gedanke gefiel mir, ich pfiff nach ihm, und der Nachtwächter fragte: Was zu unserm Diensten sey?

„Will er ein Gläschen Schnaps mit uns trinken? fragte Krull.“

Ey! warum denn nicht? rief der Nachtwächter. Das kann ich mir schon gefallen lassen. Er kam, und wir giengen mit ihm. Unterwegs entspann sich folgendes Gespräch:.

Krell. Hat er dies Aemtchen schon lange?

Nachtwächter. Einige zwanzig Jahr.

Krell. Und wo war er vorher?

Nachtwächter.. Unter dem Volke. Ich habe unserm gnädigen Landsherrn dreißig Jahr gedient. Ja ja sehen sie mich nur an, ich bin ein alter Knabe. Ich habe beynahe den ganzen siebenjährigen Krieg mitgemacht, und weiß mit unter ein Liedchen zu singen.

Doch ich bin nun im Trocknen, und mit meinem Schicksale zufrieden.

Ich. Aber wenn er die ganze Nacht wachen, und des Tages über arbeiten muß — wenn schläft er denn da?

Nachtwächter. Ich habe keine bestimmte Zeit. Hier und da zwack' ich den Nachmittagsstunden ein paar Minuten ab, und werfe mich je zuweilen einmal auf die Ofenbank. Und — sie wissen das wohl von selbst, lieber Herr! ein so alter Knasterbarth wie ich, schläft nicht lang. In unserm Alter ist man mit wenigen zufrieden.

Krell. Lebt denn hier im Dorfe ein Edelmann?

Nachtwächter. Je wohl gar eine Prinzessin. Dort weiter unten steht ihr Schloß. Der Prinz, ihr Gemahl, starb vor einigen Jahren, nun

lebt sie in Ruhe, nur von wenig Menschen aus Plissa besucht, mit einer einzigen Prinzessin auf dem Guthe. Sie ist eine herzensgute Frau, und thut den Armen viel Gutes. Aus ihrem Schlosse kommt sie selten, nur wenn Besuch da ist. Sie liebt die Einsamkeit.

Ich. Ich dächte der Pfarrer des Ortes hieße Molwitz?

Nachtwächter. Needer ist todt. — Er starb vor zwey Jahren an der Schwindsucht. S' war ein rechte guter Mann, fromm und rechtschaffen. Er beleidigte kein Kind. Die Prinzessin verschrieb sich nun selbst einen Kandidaten aus ihrer Heimath, der aber nicht so gut prediget, wie der selige Herr Pfarrer. Doch ist er auch kein übler Mann, und wir lieben ihn alle herzlich. Nur der alte Pfarrer — ja der konnte einem Gotteswort so

recht ans Herz legen. Man mußte besser werden, man mochte wollen, oder nicht. Seine Kirche war immer so gestopft voll, daß kein Apfel zur Erde konnte — nun da ist der Gasthof.

Der Nachtwächter klopfte an den Fensterladen. Allein niemand wollte antworten. Wir verzweifelten schon an den glücklichen Erfolg, als eine rauhe Stimme in der Stube mit: „Nun was ist denn? hervorbrach.“ „Mache doch 'mal auf, Hausknecht! sagte der Nachtwächter bittend. 'S sind ein paar Herren aus Plissa hier, die um ein Nachtlager und ein paar Gläser Schnaps bitten.“

„Na! ich komme gleich, entgegnete der Hausknecht.“

Wir müssen lange warten, ehe er die Thür öffnete. Endlich traten wir ein. Der Hausknecht war ein freundlicher, ko-

miſcher Kauz, mit dem ſichs recht gut ſprechen ließ. Er machte viel Worte, deſto weniger aber war an Lebensmitteln von ihm zu erpreſſen. Da war weder Bier, noch Brodt, noch Branntewein.

„Nun iſt denn das kein Gaſthof? ſagten ich und Krell in einem Tone.“

Nun freilich, was denn ſonſt? erwiederte der Hausknecht.

„Nun ſo iſts ja Schuldigkeit eines jeden Gaſtwirthes, ſeine Gäſte bey Tage und bey Nacht zu ſpeiſen und zu tränken.“

Ja! das iſt wahr, aber — die Frau ſchläft, und hat die Schlüſſel. Ich darf ſie nicht wecken.

„Das iſt eine ſaubere Wirthin. Alſo ihrer Bequemlichkeit wegen müſſen wir hungrig und durſtig von dann ziehen. Wenn nun Equipage vorfährt — oder

(wenn das etwa in diesem Quirliquitzsch nicht zu hoffen wäre) Fuhrleute kommen." —

Hausknecht. Ja dann ists was anders. Dann muß ich sie freilich wekken.

Krell. So? das ist scharmant! Also sind wir nicht so gut, wie die Fuhrleute?

Hausknecht. Je nun das wohl nicht. Nur ist das zwischen den Fuhrleuten und ihnen, meine lieben Herren der Unterschied, daß jene weit mehr verzehren, und immer wieder kommen, indessen sie vielleicht das erste und letztemal hier sind.

Ich. Mithin geht der Eigennutz alle Abende mit seiner Frau Wirthin zu Bette. — Wenn wir nur wenigstens dem ehrlichen Manne dort (auf den Nacht-

wächter zeigend) ein Glas könnten einschenken lassen. — Bring er uns ein Glas Wasser.

Wir gaben, indeß der Hausknecht das Wasser holte, dem Nachtwächter ein paar Groschen zum Frühstück, und er gieng wieder auf seine Wacht zurück. Sobald wir das Wasser getrunken hatten, streckte sich Krell auf eine Bank, die vor dem Tische stand, und ich baucte mir von hölzernen Stühlen eine Art Kanapee. Mein Reiserock war das Bett, und Krells Mantel diente seinem Herrn zum Pfühl. So lagen wir bis gegen vier Uhr. Es war hell um uns, als wir die Augen aufschlugen. Der Hausknecht, der sich hinter den Ofen ein Lager bereitet hatte, war verschwunden, und wir mußten lange auf ihn warten, ehe er wieder zum Vorschein kam. Für das Glas Wasser, welches er

uns gespendet hatte, drückt' ich ihm einen Batzen in die Hand, und er — schmunzelte.

Die Thurmspitze von Lauterfeld blitzte in der Morgensonne. Wir hätten aber nicht lange die Wonne, sie mit unsern freundlichen Blicken zu begrüßen, denn ein finstrer, dicker Nebel breitete sich über den Erdboden aus. Dennoch war die Sonne mächtiger, als der Nebel. Nach Verlauf einer halben Stunde war er verschwunden. Wir giengen in einer duftenden Aue, und zogen mit unsern Plissäer Nasen die Wohlgerüche des Morgens ein. Lauterfeld lag nun hinter unserm Rücken, und die Thürme von Lausa schimmerten in den Strahlen der Morgensonne.

In Krells Busen' erwachten Ideen der schönern Vergangenheit, die verschwommenen Zauberbilder verflossener Freu-

den, das milde Sommerlicht heiterer Stunden — doch was ſchreib ich da? Niemand wird mich wohl beſſer verſtehen, als Freund Krell. Für ihn nur ſind dieſe Zeilen geſchrieben, für keinen andern! Auch ich empfand ſo etwas im Herzen, was man angenehm nennt. Ich hoffte in Lauſa vergnügte Stunden zu genießen, und der ſchöne Morgen wirkte ſo hold und reizend auf mich, daß ich das Gegentheil nicht n'mal wohl denken konnte.

Wir traten ins Haus des biedern Doktor Ehrlichs. Ein paar Fremde ſaßen in dem Wohnzimmer, und Krell, der ſchon die Schliche des Hauſes kannte, gieng gerade in die Küche, und fand — wenigſtens glaubt ich mich nicht zu irren — dort, was er ſuchte. Ich ſtellte mich inzwiſchen, auf die Familie

des Hauses wartend, ans Klavier nahe beym Fenster, mit dem Gesichte gegen drey Thüren gekehrt, um die Ein- und Auspassirenden mit Späherblick zu beobachten. Ich durfte nicht lange warten. Die gute Frau Doktor Ehrlichen, nebst dem biedern Doktor kamen aus der Küche ins Wohnzimmer, und Krell war so artig, mich ihnen als einen Buchhändler aus Plissa, Rahmens Berger, aufzuführen.

Ich hatte diese Leutchen bis auf diese Stunde noch nicht gesehen — allein der ehrliche, natürliche Blick, der ihr Gesicht zu Madonnengesichtern umschmolz, erwarb sich bey mir so viel Hochachtung, daß ich in diesem Augenblicke alle Strapazen der Reise nicht nur, sondern sogar das Tischgebet der Bauern in Heide, das Blöken der Schöpse, das Tutti der

Hunde, den Schneider in Frömmerswalde, und sogar den Hausknecht in Ottenberg vergaß. Ich neigte mich tief gegen die beiden Lieber, und stotterte etwas von Kühnheit — Unbekanntschaft — beschwerlich fallen — und was weiß ichs? her. Die Frau Doktorn stopfte mir mit ihren freundlichen, herzerquickenden Blikken den Mund, und ich schwieg so gerne, denn zu was nützen die Worte, wenn das Herz denkt und fühlt? O! es ist herrlich, schön und göttlich, wenn man mitten unter guten Menschen steht, denen das Wohlwollen, und die Menschenliebe auf der Stirne lächelt. „Krell! sagte ich zu meinem Freunde, und ein paar kräftige Rippenstöße machten ihn aufmerksam, hier ists gut seyn, laß uns drey Hütten bauen, dir eine, mir eine, und — dem ehrlichen Nachtwächter in Ottenberg eine. Doch

eines Wächters bedürfen wir hier nicht. In diesen glücklichen Gefilden, unter diesem milden Himmelsstriche, wacht die Liebe.

Auf meinen Augen lag der Schlaf wie Bley. Dieß merkte die Frau Doktorn. „Sie sind wohl sehr müde von der Reise? Natürlich — wer die ganze Nacht gehen soll, und es nicht aus Gewohnheit thut — — der ist müde, fiel ich ihr ins Wort. Drum liebe Frau Doktorn! — sie verzeihen, daß ich ohne Umstände bin — wäre es besser, wenn ich ein paar Augenblicke schlummerte. Krell leistete mir Gesellschaft, und wir schliefen bis um eilf Uhr.

Ehe wir noch (sehen sie 'n mal, lieber Leser! so vergeßlich kann ein Autor seyn) ins Haus des ehrlichen Doktors traten, machten wir eine Morgenvisite bey dem Kaplan des Städtchens, der oben

am Ende der Reſidenz wohnte, einem ſehr humoriſchen Manne, der uns viel Freude, machte. Ich hatte ihn noch nie geſehen, aber ich freute mich ſchon vorher auf ſeine Bekanntſchaft, da ich ihn etwas aus Krells Schilderung kannte. Die Frau Magiſterin brachte Kaffee. Wir ließen es uns herrlich ſchmecken, und kein Tropfen blieb in der Kanne. Der Magiſter würzte den arabiſchen Trank mit luſtigen Späßchen aus den Jahren der akademiſchen Freiheit. Er hatte in Wittenberg und Grimma ſtudirt, und gerade auch ich hatte dort den Grund meines künftigen Glükkes gelegt. „Gleiche Brüder, gleiche Kappen, dachte der Magiſter, und freuete ſich, in mir einen fröhligen Menſchen zu finden, der in das Syſtem ſeiner Jovialität paßte. Und auch Krell war sein Mann!

Als wir ausgeschlafen hatten, rief man uns zu Tische. Und nun hatt' ich auch das Vergnügen, Malchen Ehrlich, meines Freundes Geliebte, kennen zu lernen. Krell frug mich um mein Urtheil über dieses Mädchen. Schon vorher hatt' er mir mancherley von ihr erzählt, was mich ganz für sie einnahm. Auch hatt' ich einige Briefe von ihr gelesen, die von ihrem guten, natürlichen Verstande, besonders aber von treuer Liebe zeigten. Jetzt nun sah ich das holde Kind von Angesicht zu Angesicht. Ich ließ dem Geschmacke meines Freundes Gerechtigkeit wiederfahren, und ermunterte ihn, dem Mädchen einst das zu seyn, was jeder Mann sein sollte. Es war augenscheinlich, daß sie mit fester Treue an ihm hieng, daher verdiente sie auch ein gutes, glückliches Loos, und wehe dem Manne,

der einem Mädchen trübe Stunden macht, wenn ers nicht nöthig hat. — Heil ihm hingegen, wenn er ihre Liebe lohnte wie jeder Rechtschaffene! Malchens Blicke erwarben sich meine ganze Verehrung. Sie trugen das Gepräge des Edelsinns, der unverkennbarsten Biederkeit. Sie war schlank, wie ein Reh gewachsen, und ungefehr zwanzig Jahr alt. Das Mädchen fand so viel hohes Interesse in meinen Augen, daß ich sie — dem närrischen Krell nicht einmal gönnte. Ey! hätt' er das gewußt, er wäre eifersüchtig geworden.

Jetzt fragte er mich um mein Urtheil. — Nun ich konnte nichts von ihr sagen, als alles Gute, was man von einem Mädchen sagen kann, welches man seit zwey Stunden kennt. Ihren Charakter konnt ich noch nicht schildern. Dann hätt er mich

mit ihr' allein lassen müssen, und das — hätt' er doch nicht gethan. Ich kenne den Kauz schon vor Alters her.

Der Doktor saß nicht mit zu Tische. Er besuchte einen auswärtigen Kranken, drey Stunden weit vom Ländlein Canaan. Wir ließen uns indessen, auch ohne seine Gegenwart, den fetten Schinken recht gut schmecken, den uns die liebe Frau Doktorin auf die Tafel setzte. Und bey dem Glase Wein, das sie uns kredenzte, dachten wir wahrhaftig nicht an den Erfinder Noah, sondern an den ehrlichen Doktor — natürlicherweise ihm zur Gesundheit! Krell mochte denken: Selber trinken macht fett!

Den Montag drauf war Jahrmarkt im Städtchen. Allein wir nahmen daran keinen Antheil. Wir hatten unsern Jahrmarkt im Zimmer, denn wir wurden

immer einheimischer. Ein leichter Schwank — Scherze, wie sie der Zirkel treuer Freunde giebt, die sich einander nichts übel nehmen, und hundert Anekdötchen, die meine Leser in den Portionen zur Erschütterung des Zwergfells, und in den Vademekum's Sammlungen finden können, glitten wie Butter, von unsern Lippen, und der Lohn dafür war — ein Beyfallsgelächter der Frau Doktorin, und Malchens. Auch der liebe Doktor Ehrlich lachte bisweilen (wenn ihn seine Geschäfte nicht fesselten) daß ihm die Unterkehle wackelte.

Der Jahrmarkt dauerte bis den Dienstag Abends. Wir würden von selbigem nichts gesehen haben, wenn nicht die mancherley Menschen, die unserer Wohnung vorüber wallten, uns davon überzeugt hätten. Besonders gab uns den kräftig-

sten Beweis ein dicker Pachter aus Gartenhopfen, der mit seiner Braut den Lausaer Jahrmarkt bereißte, um für seine Geliebte einige Neuigkeiten einzukaufen. Der Pachter war ein scharmanter Mann, treu, ehrlich und bieder, ohne Falsch, diker Leibeskonstitution, und die Gesundheit blitzte ihm aus den Augen. Seine Braut, war ein junges Bauermädchen, nicht weit von dem Städtlein Zorn, wo eine berühmte Schule ist, in den einfachen Sitten ihrer Vorältern erzogen, die einem Gotte, und einem Könige dienten, schlecht und recht einher giengen, und auf den Glauben ihrer Urmütter starben — nicht wie die heutigen, die den Tand der Modewelt höher schätzen, als die Evangelia, die dem Prediger seinen Dezem entziehen, weil in Frankreich keine Kirchen mehr existiren, und die auf die Einführung des

neuen Gesangbuches eben so bitter schimpfen, als — unsere Orthodoxen auf die gesunde Vernunft. — Schön war das Bauermädchen nicht, aber sie hatte ein gutes Herz. Der Pachter mochte sie auch wirklich lieb haben, denn seine Augen hiengen unaufhörlich an ihren rothgeklitschten Backen.

Sobald Dienstag Abends der Jahrmarkt vorüber war, begann das Fest der lausaischen Schützengesellschaft. Man hatte schon den ganzen Tag trommeln lassen, um uns anzuzeigen, was wir hier zu erwarten hätten. Und da in dem Hause des Doktors der Obristlieutenant des dasigen Regiments wohnte, so hielt es auch die Schützengesellschaft für Pflicht, dem Manne, als dem Kommendanten des Städtleins, die Honeurs zu machen. Sie zogen mit klingendem Spiele vors Haus,

und der Hauptmann, wenn ich nicht irre, ein ehrlicher Zeugmacher, kommandirte die Zunft. Sie präsentirten und schulterten, daß es eine Art hatte. Vorzüglich zeichnete sich der Fahnenjunker aus. Das war ein rüstiger Bäcker. Ich dachte damals in meinem Sinn: „Wenn unter dessen Hände des Nachbars Teig geräth, so ist der Kuchen schon halb gebacken, ehe er noch in den Ofen marschirt.“

Vor dem Thore der Stadt war der Schießplan. Wir giengen hinaus, und weideten uns an dem Gewühl des lustigen Völkchens, das dergleichen Feste für die hohe Summe eines Vergnügens nimmt, die um so erfreulicher auf sie wirkt, weil sie des Jahres nur einmal geschieht. Der Doktor war nicht bey uns — und da auch unsere übrigen Bekannten an diesem Tage nicht zahlreich waren, so kehrten wir bey

guter Zeit wieder nach Hause zurück. Am andern Tage hatten wir mehr Vergnügen. Einige Prager spielten in dem Zelte, und das war doch schon etwas mehr, als in der vorhergehenden Nacht. Gegen Abend speißten wir auch unter freiem Himmel, und Vater Ehrlich ließ Punsch auftragen, den er selbst nicht für gut befand. Ich konnte ihn weniger tadeln, denn ich habe von je her keine Punschnase gehabt.

Als wir eines Morgens am Fenster saßen, und Kaffee tranken, fuhr eine Karosse vorüber. Wir wunderten uns über die prächtige Equipage, und der Doktor Ehrlich lachte.

„Wissen sie denn, wer da drinnen sitzt?

Nein!

„Der Baron von Schaafkopf, der sich vor kurzem hier angekauft hat.

Schaafkopf? riefen ich und Krell in einem Athem? das ist ein verwetterter Nahme.

„Die Geschichte dieses seltsamen Mannes muß ich ihnen auf den Abend erzählen. Sie ist originell.

Wir hielten den ehrlichen Doktor beym Worte. Und da wir uns noch acht Tage in Laussa halten ließen, so gewannen wir Zeit, dieselbe recht ausführlich zu hören. Ich liefere meinen Lesern davon das nothwendigste, und es soll mich freuen, wenn sie insgesammt dem Ende begierig entgegen sehen, das ich, so Gott und die Muse will, künftige Michaelismesse liefere.

B**.

„Hohl mir den Pfarrer! sagte der Herr von Schaakorf eines Morgens, als sie sich aus dem Bette empor wanden, zu ihren getreuen Martin. Aber bald, ich bin sehr verlänglich, ihn zu sprechen.

Martin. So früh? der liebe Herr schläft noch, und es wäre besser, wenn —

Baron. Halts Maul! Hund! hab ich dir nicht schon hundertmal gesagt, du sollst mir nicht widersprechen?

Martin. Aber —

Baron. Und mit dem Pfarrer machst du mir immer viel Umstände. der Schwarzrock muß und soll mir gehorchen, wenn meine Befehle an ihn ergehen, oder ich quittire seine Dienste, und jage ihn zum Teufel.

Martin gieng murrend von dannen, und schüttelte den Staub von seinen Füßen. Hannchen, ein flinkes, munteres Mädchen von zwanzig Jahren hatte den

Wortwechsel gehört, und trat, um den schwerfälligen Martin abzulösen, mit ihrem Kaffeeservice freundlich ins Zimmer. Der gnädige Herr fuhren eben in die Beinkleider, und zwar so ungeschickt, daß Hannchen für Angst das Kaffeebret vor die Augen halten mußte, um die hohe Röthe ihres Gesichts zu verbergen.

Hannchen. Guten Morgen Herr Baron.

Baron (verdrüßlich) daß dich das Wetter! Mußt du denn gerade hereintreten, wenn ich an meiner Toilette sitze? (besänftigt) Guten Morgen Hannchen. Setz nur dorthin.

Hannchen (setzt das Geräthe auf den Tisch.)

Baron. Schon so früh ausgeschlafen?

Hannchen. Man muß wohl. Wir wollen heute waschen.

Baron. Ist denn auch das Wetter gut?

Hännchen. Wenns auch nicht wäre. Morgen ſcheint doch die Sonne.

Baron. (ärgerlich) Aber ſie ſoll heute ſcheinen.

Hannchen. Warum denn?

Baron. Dumme Frage! Hab ich dir nicht ſchon geſtern geſagt, daß ich heute Beſuch erhalte?

Hannchen. Davon weiß ich kein Sterbenswörtchen.

Baron. Nicht? Nun ſo hab ichs vergeſſen.

Hannchen. Wer kommt denn?

Baron. Zwey Edelleute.

Hannchen. Ey! das glaub ich, denn ſie ſprechen, außer mir und Martin das ganze Jahr mit keinem Bürgerlichen. Und ich glaube, wenn es nur halbwege möglich wäre, daß ſie adliche Bedienung haben könnten, ſo hätten wir ſchon lange unſer Bündel ſchnüren müſſen.

Baron. Du haſt Recht.

Hannchen (weinerlich). Aber es ist nicht Recht. Müssen sie uns deshalb verachten, weil wir von bürgerlichen Aeltern gebohren wurden? Mein Vater konnte auch ein Edelmann seyn, und —

Baron. War es nicht.

Hannchen. Und meine Mutter —

Baron. Hatte auch keine Ahnen. Sieh Hannchen alles das weiß ich schon, aber nie hab ich dirs vorgeworfen. Ich bitte dich, weine nur nicht, du weißt, ich kann das Geflenne nicht leiden. Ein heiteres Gesicht, wenn es auch nicht adlich ist, ist mir mehr werth, als die schönste Thräne aus deinen Augen. Jtzt geh, ich habe Geschäfte. Wenn ich klingle, kannst du wieder kommen.

Martin hatte sich unterdessen gesputet, und kam glücklich auf der Pfarre an. Der Pastor Klapps saß am Theetische, und seine zärtliche Ehehälfte neben ihm. Vor ihm

lag ein offenes Gebetbuch, und in seinem Munde hieng eine brennende Pfeife, deren blaue Wolken sich wirbelnd in die Höhe dehnten. Auf seinem Körper brustete sich ein durchlöcherter Schlafrock, an welchem der Zahn der Zeit gar weidlich genagt hatte, und an den Fußen trug er ein paar große, hölzerne Pantoffeln. Statt der Peruque zierte sein ehrwürdiges Haupt eine blaukalmankene Mütze. In einem ähnlichen Morgenneglige'e zeigte sich die Frau Pastorin. Sie hielt eine Tasse in der Hand, die in Rücksicht ihrer Farbe ins dunkelgraue spielte, und mit dem Kolorit ihrer Hände für Synonima genommen werden konnte. Ihre altfränkische Kontusche bedeckte mit ihrem ellenlangen Firlefanz den halben Stuhl, und küßte mit der halbdurchriebenen Falbel die Erde. Ihr Kopfzeug war nach ächt altdeutschem Schnitte, vermuthlich ein Erbstück der seeligen Urgroßmama. Es deckte fein säuberlich den kahlen Kopf, den man ohne die

Delikatesse des schönen Geschlechts zu beleidigen, der Wüste Arabien so ähnlich sahe, als ein Ey dem andern. Ueber ihrem halbverschrumpelten Busen dehnte sich ein faltenreiches Tuch, welches man für Schmutz kaum zu erkennen vermochte.

Das Zimmer des Pastors war übrigens ein wahres Quodlibet. Wäre Martin ein Mahler gewesen, kaum hätte er sich enthalten können, seinen Pinsel zu verewigen. Es wäre ein Meisterstück geworden.

An den Wänden hiengen alte Pistolen, ein halber Steinflachs, zwey Dreschflegel, denn der Pastor war ein großer Liebhaber der Landwirthschaft, und ein paar große Budelmützen, mit denen der Pastor abwechselte, wenn er aufs Filial fuhr. Auf den Dielen befand sich die Quintessenz seiner Wirthschaft, Harken, Spaten, halbe Pflüge, Redel, Schieneisen, Blechstauden, Peitschen, und eine Windklapper, die er in die Erbsen zu setzen pflegte, um die Sperlinge

zu verscheuchen. Hinter dem Ofen war die Nische mit einem hölzernen Gegitter verzogen, und in der Mitte derselben stand ein mäßiger Koben, an welchem sichs fünf junge Ferkel herrlich schmecken ließen. Ihr Geknatsche, und ein helles, durchdringendes Gequike, wenn eins dem andern zu nahe kam, füllten die großen Zwischenpausen, die durch das Stillschweigen des Pastors und seiner Gattin bisweilen erzeugt wurden.

Als Martin hereintrat, erhob sich die Pastorin vom Sessel, wackelte ihm, einen guten Morgen erwiedernd, entgegen, der Pastor lüftete seine kalmankene Mütze um einen Zoll höher, als es sonst seine Art war (denn Martin stand bey ihm in großen Gnaden, da er Bedienter seines gnädigen Herrn war).

„Was bringst du mir denn, ehrlicher Martin, rief er ihm zu, sendet dich dein Herr?

Märtin. Freylich. Weiß der Henker, was er so früh schon mit ihnen zu plaudern hat. Ich soll ihnen melden, daß sie höchstens in einer Virtelsstunde bey ihm auf dem Schlosse seyn müssen.

Pastor. In einer Virtelsstunde schon? (äußerst erschrocken) Ach! das Gott erbarm! Frau, und ich sitze noch da, wie ich mich gestern Abend ins Bett legte.

Frau. So muß ich wohl gleich laufen, und dir die neugepuderte Parugue holen.

Pastor. Geschwind, geschwind.

Die Frau Pastorin lief in die Kammer, und holte das Geforderte aus dem tiefen Schlunde einer Kleiderkiste. Auf den vier und zwanzig Locken der Azel saßen eben so viel Dutzend Federn, die sich durch ein großes Loch, das sich in der Thüre des Schranks befand, hierher verlohren hatten. Die Frau Pastorin erstaunte darüber zwar sehr, doch (dachte sie) der Puder sieht eben so weiß aus, als die Federn. Man wird den Unterschied nicht sonderlich be-

merken. Mit dem schwarzen Rocke, den der Pastor des Jahres nur dreymal, nämlich an den hohen Festtagen, anzuziehen pflegte, hatt' es eine gleiche Bewandtniß. Das schöne Kleid leuchtete wie des Himmels Glanz, und sah eher einer Tygerhaut ähnlich, als dem Ornate eines Geistlichen. Demohngeachtet schien er die Veränderung nicht zu bemerken, sondern steckte seine geistlichen Aeme geduldig in die Oeffnung. Daß er den Festtagsrock nahm, galt heute für eine Ausnahme, da der gewöhnliche Wochenhabit bey dem Dorfschneider zum Ausbessern lag.

Mit dem Schuhwerke sah es am allerunglücklichsten aus, denn da der Pastor nur des Sonntags sich deren bediente, so hatte man sich (es war eben Freytag) die ganze Woche nicht darum bekümmert. Aengstlich wurden sie nun von dem edlen Paare in allen vier Winkeln der Stube gesucht. Martin bot den Suchenden hülfreiche Hand, aber all' ihre Sorgfalt

war vergebens, ihre hellsehenden Augen konnten nichts erblicken, was einem Schuhe ähnlich sahe. Endlich war Mutter Anna (so nannte sich die Frau Pastorin) so glücklich, einen derselben in der Ofennische unter dem Koben zu erblicken. Mit einem Freudengeschrey hielt sie die ertappte Beute in die Höhe. Nur der Bruder des Gefundenen war über alle Berge.

Pastor. Je nun, mein Kind! sagte der Pfarrer, wo der eine stand, muß auch der andere zu finden seyn. Suche nur, übereile dich nicht. Ich erinnere mich nun deutlich, daß ich sie an dieser Stelle ausgezogen habe.

Anna (suchend) Ich sehe allenthalben nichts.

Pastor. Liegt er etwa unterm Ofen?

Anna. Nein!

Pastor. Oder in dem Koben?

Anna. Auch nicht.

Martin gab ihm endlich den Rath, den Schuh im Stiche zu lassen, und statt seiner einen Pantoffel anzuziehen. Der Pastor sah sich genöthigt, diesem Rathe zu folgen, und hinkte in die Kammer, um einen Pantoffel zu holen. Mit Mühe ward auch dieser herbeygeschafft, und der Pastor stand gerüstet da. Martin flog voraus, um ihn anzumelden.

Der Baron hatte sich aufs Sopha gestreckt, und las, eine Tasse Kaffee schlürfend, die asiatische Banise.

Martin trat keuchend herein.

„Kommt der Pfarrer? fragte der Freiherr.

Martin. Er ist schon auf dem Wege.

Freiherr. Sobald er im Vorzimmer angelangt seyn wird, führ ihn herein.

Hannchen trippelte über die Schwelle, und zeigte ihm die Gegenwart des Pfarrers an. Der Baron nickte mit dem Ko-

pfe, und Martin erfüllte seine Schuldigkeit. Mit Schweiß durchnäßt trat der Pfarrer ins Zimmer, und stellte sich demüthig vor seinen erlauchten Prinzipal hin. Hannchen und Martin entfernten sich auf dessen Wink, und der Schwarzrock mußte auf einem Sessel neben dem Sopha Platz nehmen.

„Hör er 'n mal, Pastor! sagte der Edelmann, und setzte die geleerte Tasse auf den Tisch nieder. Es ist mir gestern Abend, als ich ins Bette stieg, eine Grille durch den Kopf gefahren, die Goldes werth ist.

„Darf ich Ew. Gnaden in Unterthänigkeit zu vernehmen geben, entgegnete der Pfarrer, daß das keine Grille war —

Edelmann. Wie? keine Grille? Weiß er denn das so genau? Hm! schnakisch genug. Er weiß ja nicht einmal, was ich sagen wollte.

Paſtor. Ganz Recht, aber wenn die Grille Goldes werth war, ſo war es keine Grille, vielmehr —

Edelmann. Ach! das iſt was anders. So meint ers. Er kann Recht haben. Nun — wie wollt er denn da das Ding nennen, welches mir durch den Kopf gefahr iſt?

Paſtor. Einen herrlichen Einfall.

Edelmann. Hm! ja! er hat Recht. Aber dennoch gefällt es mir nicht, daß ich mich als Edelmann von einem Manne ſeiner Art ſoll tadeln laſſen. Alſo — Grille oder Einfall, beides ſcheint mir ganz einerley zu ſeyn. Und — wie denn nun? Wenn der Einfall nicht gut abläuft. Dann blieb er doch immer eine Grille?

Paſtor. Da haben Ew. Gnaden wieder Recht.

Edelmann. Sieht er! das wußt ich wohl. Alſo laß er kunftig das Beſſerswiſſen unterweges.

Pastor. Ich werde mich niemals wieder unterfangen, Ew. Gnaden hohe Einsichten zu korrigiren.

Edelmann. Meine Grille nun ist eigener Art. Ich war gestern drüben auf dem Schlosse des Herrn von Fellberg. Denk' er einmal, der Mann hat geheyrathet. Seine Frau ist ein allerliebstes Weib, jung und schön, und reich, und von altem Adel. Wenn er nach Hause kommt, so schlag er doch 'n mal den Rüxner nach. Sie ist eine gebohrne von Waldteufel.

Pastor. Ach Gott! sey mir gnädig und barmherzig!

Edelmann. Was giebts?

Pastor. Ich erstaune über die seltene Frechheit der Menschen, die sich einen so abscheulichen Nahmen geben konnten.

Edelmann. So?

Pastor. Oder wenn der häßliche Nahme durchaus bey der Familie bleiben sollte, wie leicht konnte man ihn in

eine fremde Sprache überſetzen, etwa diabolus ſylvae —

Edelmann. Paſtor! er iſt ein Narr mit ſeinen franzöſiſchen Brocken. Die Herren von Waldteufel waren tournirfähig, und hatten durch ganz Schwabenland Burgen und Schlöſſer. Und glaub er mir nur — ihre Kinder ſind ſo gut getauft worden, als er. Na! weiter im Texte. Schlag er n' mal im Rüxner nach, ob die Herren von Waldteufel mit auf dem Tournire bey Prag waren, wo der König Wladislaus in hoher eigener Perſon erſchien.

Paſtor. Ich habe doch den ganzen Rüxner zweymal ſchon durchgeleſen, allein daß ich mich entſinnen könnte, einen einzigen Waldteufel darin gefunden zu haben —

Edelmann. Müſſen durchaus drinnen ſtehen. Leſ' er das Buch nur noch n' mal recht andächtig durch.

Pastor. Und wenn ich den Nahmen finde. —

Edelmann. Ja! sieht er, das erfordert eine eigene Erzählung. Sie zu leisten, ist itzt mein Vorsatz. Er weiß, ich bin noch unvermählt, und sehne mich nach einer Gattin. Auf meinem alten Raubneste lebt, außer Hannchen und Martin, keine Seele, mit der ich mich standesmäßig unterhalten könnte. Es ist hier alles so todt, als wenn ich in einer Einöde lebte. Kein Mensch besucht mich, denn die Edelleute rings umher sind zerstreut. Der einzige Fellberg ist in der Nähe, aber doch immer noch zu weit, um sein Gebiet auf einem Spazierwege zu erreichen. So ist mir denn nach langen Hin- und Hersinnen das Heyrathen eingekommen. Wenn ich vermählt bin, so hab ich doch jemand, mit dem ich bisweilen ein vernünftiges Wort sprechen kann.

Pastor. Haben denn Ew. Gnaden schon eine Wahl getroffen?

Edelmann. Freilich hab ich das. Sieht er, Pastor, da war ich doch, wie ich ihn schon gesagt habe, bey dem Herrn von Fellberg. Seine Frau, die gebohrne von Waldteufel, hat eine Schwester bey sich, ein hübsches, junges, rasches Mädchen. Es gefällt mir. Es hat Geld, und ein rundes, apfelrothes Gesicht, nur entsteht um die verteufelte Frage: Wie soll ich mit ihr bekannt werden?

Pastor. Man muß drüber nachsinnen.

Edelmann. Ich habs schon hin und her überlegt. Aber immer noch nichts rechts finden können.

Pastor. Meine Noth wäre, sie wählten sich einen Freiersmann.

Edelmann. Alle Hagel! Pastor! das ist ein verdammt, schnalischer Beyfall. Einen Freiersmann! Hohl mich — bald hätt ich geflucht, und bey solchen ernsthaften Dingen muß man sich menagiren thun! Das will ich halten! auch

Will dem Frönle meinen Mann h'nüber senden, der mit ihm aus der Sache spricht. Nur entsteht wieder ein neues Uebel.

Pastor. Und was für eins?

Edelmann. Wen soll ich senden?

Pastor. Wenn Ew. Gnaden darüber in Zweifel sind, so könnt ich ihnen einen sehr wackern und gewiegten Mann vorschlagen, der alle Eigenschaften, die zu so einem Amte erforderlich sind, besitzt.

Edelmann. Hier im Dorfe weiß ich Niemand.

Pastor. Mich!

Edelmann. Pastor! ist er ein Narr? Träumt er? Hat er den Satan im Leibe? Er will Freiersmann werden? Je da müssen ja alle Hagel —

Pastor. Ich wundere mich, daß Ew. Gnaden darüber betreten sind.

Edelmann. Nun sag er mir nur, Pastor! was er denkt, daß er sich zum Freiersmann aufwirft? Wenn er es nun hundert, und tausendmal zu seyn wünscht,

so geht es ja durchaus nicht. Er ist ja nicht von Adel.

Pastor. Ah! das ist was anders.

Edelmann. Sieht er, so kann man sich teuschen.

Pastor. Freilich. Errare humanum e —

Edelmann. Halt ers Maul mit seinem französischen Wetterzeuge. Kann so was nicht leiden. Mit seinem bürgerlichen Freiersmann bin ich ganz von meinem Texte abgekommen. Wo war ich denn? — Ja! eben besinn ich mich. Es fiel mir ein Mann ein, den ich recht gut brauchen kann. Es ist der Herr von Stutzbock, der mit seinem Schwager, dem Baron von Futtersack heute auf mein Schloß kommt. Beides sind komische Kauze. Was der Erste vergißt, holt der letztere noch.

Pastor. Das geht an. Aber eine unmaßgebliche Meinung muß ich ihnen —

Edelmann. Nun was giebts denn?

Pastor. Wenn die beiden Herren nach Fellberg reisen, so wär es doch nicht ganz unschicklich, wenn ich sie begleitete. Ich habe das Meinige gelernt, und die Brodsamen der Beredtsamkeit gehen mir besser vom Munde, als solchen, die nicht studierten.

Edelmann. Er hat Recht. Das kann er thun. Der Baron macht bisweilen ein Gläschen. Sollt' er also ein Wörtchen zu viel, oder zu wenig sprechen, so kann er ihm nachhelfen.

Gegen die Mittagszeit fuhr ein Wagen in den Hof. Er enthielt die geladenen Gäste, für welche Hannchen ihre Küche gespickt hatte. Ein wohlgemästetes Häslein drehete sich am Spieße, und in der Röhre standen ein paar fettgespickte Kapaunen.

tin hatte die Festtagsliverey anges
und stolperte herbey, um den Her
Wagenthür zu öffnen. Ein paar
Jindgestallten wälzten sich heraus,
mmten den Arm auf die Achs
unter seiner Last eben nicht
en Bedienten. Der Baron von
opf' stand oben im Saalfenster,
ie ihnen ein schmetterndes Prosit
. Bis auf die halbe Treppe
einen Gästen entgegen, und ums
te sie, um ihre Lippen mit den sei
versiegeln, als ob er sie erdrücken
Endlich führt er sie in den Spei
o Hannchen so eben die Tafel

bock kniff dem niedlichen Hann
ie Backen, und lachte behäglich,
geschehen ließ. Das war sonst
nicht. Sie biß, und warf um sich,
leines Ungeheuer, wenn ihr ies
nahe kam. Besonders konnte sie
Herren nicht leiden. Sie wa

ren ihr ein Dorn im Auge. Daher wunderte sich Futtersack sehr, als er ihre Geduld sahe.

Sobald sie hinaus war, gab Futtersack den Baron seine Verwunderung zu erkennen. „Ich weiß nicht, woher es kommt, sagte dieser. Ich wundere mich selbst. S' ist sonst ein grimmiges Mädchen!" Als sie wieder in den Speisesaal trat, wollte auch Futtersack sein Heil versuchen. Allein der kam schön an.

„Was wollen sie, Herr Baron? sagte sie mit zornigem Blicke, denken sie denn, daß sie ein gemeines Mädchen vor sich haben? Eine Familiarität der Art muß ich mir künftig verbitten." Mit diesen Worten gieng sie aus dem Saale, und warf die Thür so heftig hinter sich zu, daß die Fenster klirrten!

Futtersack. Was Henker! will das Mädchen? Kann sie mich denn nicht leiden?

Baron. Muß seinen Haken haben.

tersack. Schwager, ich glaube
haſt bey dem Mädchen einen Stein
te. Richtig iſts nicht.
tzbock. Hm!
on. Hat ers errathen?
tzbock. Ich bin rein, wie die
am Himmel.
t ſetzte ſich endlich zu Tiſche, und
en ward bey den vollen Weinhum-
nach ächt deutſcher Ritterſitte auf
el geſetzt wurden, vergeſſen. Stutz-
eß zwar einigemal ihre Geſundheit
in da Futterſack nichts darauf er-
wollte, ſo miſchte ſich endlich auch
ron ins Spiel, und meinte, daß
nicht gezieme, eine Geſundheit auf
gerliches Mädchen auszubringen.
Tiſche gieng Stutzbock in die Kü-
pannchen ſtand am Feuer, und koch-
Kaffee. Das Backenkneipen ward
tzt. „Gnädiger Herr! ſagte Hann-
ch habe etwas großes auf meinem
. Wenn ſie ruhig hören, und mich

nicht verrathen wollen, will ich ihnen ein Geheimniß anvertrauen.

„Ein Geheimniß? — Laß doch hören.

Hannchen. Sie müssen mir vor allen Dingen versprechen, daß sie es keinem Menschen. —

„Nicht doch! Ich schwöre dir's.

Hannchen. Unser Herr wird heirathen.

„Wie? — Das ist nicht wahr.

Hannchen. Wenn ich es ihnen betheure —

„Aber woher? —

Hannchen. Das weiß ich. Lassen sie sich dienen. Heute ließ er durch Martin mit dem Frühesten den Pastor kommen. Das schon machte mich aufmerksam. Als dieser kam, schlich ich mich an die Thüre, um beide zu behorchen, und da hört' ich, denn allerliebste Dinge. Neulich ist er in Fellberg gewesen, und gestern auch. Dort hat er eine Strunze kennen lernen, an der nicht ein Pfifferling seyn soll. Mar-

tin sagts. Er meinte ich säbe tausendmal besser aus, und unser Martin ist gewiß ein geschenter Mensch.

„Das Fräulein von Waldteufel will er heirathen? Tausendsappermeut!

Hannchen. Das ist so gewiß, als ich vor ihnen stehe. Sie hat, glaub' ich, etwas Geld. Reich ist sie, aber häßlich wie der Satan! Drum heißt sie auch Waldteufel. — Auf alle Fälle muß man die Heyrath zu hintertreiben suchen, für unsern Herrn ist eine solche Parthie ein Unglück. Was will er mit dem Weibe machen? Warum will er sich ein so ganz abscheuliches Ungeheuer ankuppeln lassen? Kann er nicht ein junges, artiges Mädchen heyrathen? (weinend) Und überdieß, Herr von Stutzbock, sollte er doch bedenken, was er mir schuldig ist? Ich habe ihn nun acht Jahre lang mit Liebe und Sorgfalt gepflegt. Er sollte doch auch bedenken, daß ich von Fleisch und Blut

zusammengesetzt, und warlich nicht in Willens bin, als eine Jungfer zu sterben.

Stutzbock sah nun auf einmal den Grund ein, warum Hannchen seinen Vakkenkniff mit Stillschweigen aufgenommen hatte. „Es ist also Eigennutz!“ murmelte er, als er ins Zimmer zurück gieng, wo er den Herrn von Schaafkopf mit dem Baron in einem tiefen Gespräche verwikkelt fand.

„Gut, daß du kommst! rief ihm der Freyherr entgegen. Da hab' ich alleweile ein Wörtchen mit deinem Schwager gesprochen, das auch dich mit angeht.

Futtersack. Was glaubst du wohl daß das seyn könnte? — Denke dir einmal die tollen Streiche. Der Baron will heyrathen!

„Je nun, da seh' ich nichts tolles. Wer ein Sohn Adams ist, will auch heyrathen, entgegnete Stutzbock.

Freiherr. Das ist recht.

Stutzbock. Und dem Baron beſonders wollt' ich es verdenken, wenn er eine Stunde länger ledig bleiben wollte. Hat da ſo 'n hübſches Mädel in Hauſe.

Futterſack. Ha ha ha!

Freiherr. Nein! Freund! ſo wars nicht gemeint. Eine Mariage der Art wäre allenfalls für die linke Hand. Sonſt iſt Hannchen ein hübſches, rundes Mädchen! Aber für mein hochadliches Ehebett — ne! Kinder! das wär all' nichts. Muß eine Fröle heirathen, die Geld und Muth, d. h. Ahnen hat. Mit einer Bürgerlichen werde ich meinen Stamm nie beſchimpfen!

Stutzbock. Das iſt was anders. Haſt du denn ſchon gewählt?

Freiherr. Allerdings.

Futterſack. Denke nur, den Waldteufel will er heirathen.

Stutzbock (lachend) Was? das alte Fräulein in Fellberg drüben?

Freiherr (verdrüßlich.) Hm! alt! alt! Wer wird nun gleich mit dem Alter anfangen! Frage lieber ob ſie im Stande iſt, in den angeſehendſten Familienzirkeln eine Rolle zu ſpielen?

Futterſack. Oh! Das kann ſie nicht!

Stutzbock. Sie iſt ja ſchon aus dem Vierzigen, und hat ein Geſicht, wie ein Murmelthier.

Freiherr. Nun Spaß bey Seite, ihr Herren! ich heyrathe ſie, und nun kein Wort weiter. Euch beide hab' ich zu meine Freywerber beſtimmt, denn der Pfarrer meint, es wäre ſo Sitte, daß man einen voraus ſendete, um das Lied, was man ſo par exemple hernach mit der Braut ſelbſt anſtimmen will, ein Bischen zu intoniren. Da ihr aber vielleicht mit dem Mundwerke nicht ſo recht beſchlagen ſeyd, ſo hat ſich der Pfarrer entboten, mit euch zu gehen. Seid ihr das alles zufrieden?

Beide beantworteten seine Frage mit Zufriedenheit, und die Sache schien dem Freiherrn nun so gut, als richtig.

Ehe ich nun noch in meiner Geschichte fortfahre, so muß ich mich vor allen Dingen einer Pflicht entledigen, die ich gleich anfänglich hätte befriedigen sollen. Nämlich alle meine Leser werden fragen: Wer war Freiherr von Schaafkopf? Wer waren seine beiden Freunde, Stutzbock und Futtersack? Darauf dient folgendes zur Antwort:

Seit hundert und dreißig Jahren besaßen die Herren von Rüdersheim eine alte mit Dornen und Disteln besäete Bergfeste, im Thüringerwalde. Sie lag hoch auf einem steilen Felsen, der nur auf einer einzigen Seite gangbar war. Ein schmales Bretterthor, vorn mit einer Zugbrücke bewaffnet, belagerte den Eingang, und in die Burg selbst führte ein enger

Hof, der mit einem Viereck von Gebäuden, die so alt zu seyn schienen, als Methusalem, rings umher bezirkt war. In dem Schlosse selbst gab es nur wenige Zimmer, die dem Geschmacke des achtzehnten Jahrhunderts angemessen waren. Säle, nach alt gothischer Bauart geformt, nahmen die Hälfte des Raumes ein, und die übrig gebliebenen Winkelchen wurden von dem Erbauer zu Kammern und Kornbehältern bestimmt. Bloß die vordere Gallerie trug einige bewohnbare Zimmer, die aber eben so geschmacklos zubereitet waren, als die Säle.

Im 1720sten Jahre starb der letzte Rüdersheim. Das Erbtheil fiel an den Fürsten, und dieser verkaufte es endlich wieder an einen Herrn von Klingsberg, der ein reicher Landedelmann aus Pommern war, und sich nach Thüringen wandte, weil seine Vorältern hier vegetirt hatten. Klingsberg war, wie jedermännlich wußte, ein großer Freund der

Ritterbücher. Er las, wie Donquixotte Tag und Nacht, und belustigte sich an den Schwänken der fahrenden Ritterschaft. Einst hatte ihm der Schulmeister ein solches Werk in die Hände geliefert. Voller Entzücken fiel er daruber her, und verschlang mit Heißhunger den Inhalt. In diesem Produckte des Unsinns kam ein Riese, Purdusulamithonedespipisi genannt, vor, der einen so großen Schild hatte, daß er damit zwey Häuser füglich bedekken konnte. In dem blauen Felde des Schildes stand ein Schaafkopf, der rund herum mit zischenden Schlangen eingefaßt war. Unglaubliche Dinge verrichtete der Riese mit diesem Schilde, und Klingsberg, der sich in dieses Mährchen bis über die Ohren verliebt hatte, legte von Stund' an seinen schönklingenden Nahmen ab, und nannte sich — Schaafkopf. Seine Familie war damit freilich nicht zufrieden, denn wo sie hinkam, lachte man über den seltsamen Nahmen, auch sagten

einige Witzlinge öffentlich, daß Herr von Klingsberg mit der Wahrheit seines neuen Nahmens wirklich verwandt sey, allein Klingsberg ließ sich dadurch nicht abschrecken, und nannte sich frisch weg — Schaafkopf.

Er starb endlich mit dem Amadis von Gallien in der Hand, und sein Sohn erbte mit dem neuen Nahmen zugleich das ganze freiherrliche Gebiete. Er war der letzte in der Reihe der Schaafköpfe, und hatte, als er die väterliche Erbschaft antrat, weder Weib noch Kind, noch Familie, noch sonst jemand. Er stand allein da, und die Langeweile quälte ihn weidlich, denn Jagen und Reiten konnt' er doch nicht immer, und sonst hatt' er leider! nichts gelernt. Bisweilen blätterte er im Kalender, und in einem alten Ritterbuche, das ihm der seelige Papa hinterlassen hatte, nach und nach aber wollte ihm auch die Lectüre nicht mehr behagen.

In seinem Schlosse war alles öd' und leer. Nun Hannchen, seine Haushälterin, ein Mädchen von Kraft und Geist, machte bisweilen ein bischen Leben auf dem Hofe, wenn sie im aufwallenden Zorne ein paar Mägde ausschendirte, das war aber auch alles. Und hätt' er die Haushälterin entbehren können, so wäre auch diese weggefallen, denn Baron von Schaafskopf konnte das bürgerliche Geschmeiß durchaus nicht vertragen.

Einst war er auf der Jagd. Ein Haase kam ihm in den Wurf, er setzte ihm nach, und verlor sich unvermerkt auf seines Nachbars Gebiet, den er in seinem Leben noch nicht gesehen hatte. Dieser Nachbar war eben der Stutzbock, den meine Leser bey ihm gesehen haben. Der Baron traf ihn eben an einem Bache sitzend, als er zurück auf sein Schloß schlenderte. Stutzbock war ein Mann nach seinem Schnitte, nur nicht ganz so stolz, wie er. Sie wurden bald bekannt, und Freunde,

und das hatte Stutzbock schon lange gewünscht, denn er wußte, daß Schaafkopf ein reicher Mann sey, und daß ihm (nämlich Stutzbocken) kein Ziegel auf dem Dache gehöre. „Hehé! dacht er dann bey sich selbst, hier giebts was zu schmausen! Glückauf, Stutzbock! die Backen geladen, und marsch! Stutzbock hatte einen eben so verarmten Schwager, der bey ihm sich als Hungerleider einquartirt hatte. Beide machten auf jede Fete, die in der Runde herumgegeben ward, Jagd, und weil es bey ihnen lediglich um den Magen zu thun war, so ließen sie sich um ein Spottgeld, oft um einen Braten dingen, allerhand Stückchen auszuführen, die niemand unternehmen wollte. Das war dem Baron schon Recht. Er konnte sie zu seinen Nutzen verbrauchen, und eben machte er dazu Anstalt, als sie ihm von selbst die Hände boten.

Den Baron kannte man durchgängig als einen reichen Mann, und in der That,

ars, nur hielt ihn öfters etwas Geiz ab,
Werk der Wohlthätigkeit zu üben. Er
e kein böses Herz, er gab viel und
cherley, wenn es die Nothwendigkeit
derte, nur durfte der Forderer kein
gerlicher seyn. Alles was sich mit
n VOR schrieb, war bey ihm wohl
ten. Der adliche Bettler, in dessen
e ein Scheffel Heckerling wohnte,
ihm willkommen, und der Minister
nem Sterne auf der Brust, bürgerli-
Abkunft (er mogte so gescheid seyn
r wollte) sah er mit verächtlichem
e an. Seine Domestiken behandelte
ht grausam, aber auch nicht mild.
n daß er sie eines Wortes würdig-
Man mochte bey ihm noch so höf-
eyn, er warf dennoch mit scheelen
ltern und Dummhüten um sich.
o geizig er war, so opferte er doch
n Adelstolze den letzten Heller auf. Ein
für ihn, daß er noch nie die Welt
n hatte. Denn wenn er nur einen

deutschen Hof bereist wäre, so hält' er gewiß alles nachgeahmt. Einst kam der Graf von S* in seine Gegend. Er war gerade auf der Jagd, als er am Walde vorüber rollte. Der Wagen war simpel, und die Pferde nicht sonderlich, auch würden beide ihn nicht im mindesten aufmerksam gemacht haben, wenn er nicht noch Zeit genug die wahre Beschaffenheit vom Inhalte des Wagens durch den Pfarrer erfahren hätte. „Wie? rief er voll Erstaunen, der Graf S* aus Pissa? Vor dem Wagen paradirten Schweißfüchse. Ein paar solche Gaule muß ich auch haben. Und nun stellte er allenthalben so lange auf, bis er sie hatte, er mußte sie ziemlich theuer bezahlen. Und wie oft stillte er seine Eitelkeit, um sich mit einem Manne zu messen, der höher war als er, auf Kosten seiner Börse.

Hannchen stand zwar in sehr großen Gnaden, allein ihre Gesellschaft ward ihm dennoch lästig, und er konnte sie nicht

leichterer los werden, als wenn er ihren Platz mit einer Gattin vertauschte. Diese Idee fuhr ihm eines Morgens durch den Kopf. Den ganzen Tag über lag er wie in einem Schlummer. Er überlegte die Sache hin und her, und sie gedieh endlich so weit, daß er seinen Entschluß auszuführen streng gelobte. Nun entstand hier eine kritische Frage: Wer soll die Geliebte seyn? Schaafkopf rieb sich vier Wochen lang die Stirne. Nichts wollte heraus, er blieb in einer quälenden Ungewißheit. „Ach! sagte er endlich, will hinüber nach Fellberg. Da soll, wie mir neulich Futterfack sagte, eine reiche Frölen wohnen. Muß sie halter! beschauen. Und wenn sie dir gefällt, Balthasar! so mußt du sie nehmen.“ Gesagt, gethan. Schaafkopf kommandirte den Kutscher, und die Reise gieng vorwärts.

Fellberg war ein Mann von einfachen Grundsätzen, und ganz das Gegentheil von dem Baron. Daher machte er mit

seinem Gaste nicht viel Umstände, und ließ ihm sehr deutlich merken, wie wenig seine Gegenwärt ihn scharmire. Der Baron hatte von Natur zu wenig Kenntniß vom menschlichen Herzen, als daß er die Kälte seines Wirthes hätte beurtheilen können, er ließ sich also den Wein, den ihn Fräulein Waldteufel kredenzte, trefflich schmekken, und trank ihre Gesundheit.

Fräulein von Waldteufel war eine viersigerin, und ein Oran-Utanggesicht der ersten Größe. Auf ihren Schultern ragte ein dickverschwollener Kopf hervor, dessen oberer Theil mit ein paar triefigten Augen geschmückt war, die in transparenten Linien auf einen weitgespreitzten Mund hernieder sahen, der mit einer Reihe Zähne verzäunt da stand, die man leicht für Kinder der Nacht halten konnte, so schwarz waren sie gepeizt. Das Kinn war von der Natur keilartig zugespitzt, und auf dem Grübchen, welches den Stil desselben krönte, saß eine ungeheure Warze, auf die

Fräulein Margarethe ziemlich stolz zu seyn schien. Ihr Wuchs war schlank, und regelmäßig, und ihr Busen mit einem aschgrauen Teppich überzogen, auf dem man auch nicht einen einzigen Liebesgott erblickte. Ihre Hände trugen einen Theil ihres Reichthums, denn sie waren dicht mit Ringen übersäet, ihr Gang war pfauenartig, und ihre Sprache ein Ausfluß von unregelmäßigen Tönen, die das Ohr beleidigten. Ihr Karakter hatte viel Haltung, aber er war nicht eine Haselnuß werth. Kein ehrlicher Gedanke wälzte sich in ihrem Kopfe. Hochmuth und Haß gegen alles, was gut und schön hieß, und ein unauswegbarer Adelsdünkel waren die Seiten ihres Herzens, die unaufhörlich tönten, wenn man sie berührte. Und dennoch vergaffte sich Baron Schaafkopf in dieses liebliche Bild. Kaum hatt' er zwey Stunden neben ihr gesessen, und sie mit Jagdgesprächen, und andern dergleichen Dingen unterhalten, als auch schon der Entschluß:

das muß dein Weib werden, feurig vor seiner Seele stand. Daß sie Geld hatte — davon war er überzeugt. Er nahm also den Fellberg auf die Seite, und ließ ihm ein wenig in die Karte kuken. Der ehrliche Mann lächelte, und schnell wandte sich seine üble Laune. „Gott gebe seinen Segen, dacht' er im Herzen, vielleicht räumt das Ungeheuer dein Haus! „Mit goldenen Rosen der Hoffnung kehrte Baron Schaafkopf, auf seine Burg zurück.

Meine Leser wissen nun, woran sie sind. Leider! wußte das Schaafkopf noch nicht, denn seine Pläne waren kaum in Thätigkeit gesetzt. Hannchen war darüber über alle Maaßen entrüstet. Sie drohete dem Pfarrer die Augen auszukratzen, wenn er frech und kühn genug seyn sollte, dem Baron zu diesem unglücklichen Spiele die Hand zu bieten.

Der arme Pfarrer erſchrak, und machte ihr die gegründeſten Vorſtellungen. „Halten ſie das Maul, ſchrie Hannchen erbittert, das verſtehen ſie nicht. Ich muß das beſſer wiſſen. Ich führe dem Herrn lange genug die Wirthſchaft, um zu wiſſen, wie ich mit ihm ſtehe? Seine Vertraulichkeit, die er mit mir geflogen hat, ſoll die ganze Welt erfahren, ich will ihn zu ſchanden machen, ſo wahr ich Johanna heiße. Sagen Sie ihm das. In vier Wochen ſprechen wir mehr davon.“ Dieſer Zank entſpann ſich in der Küche. Vermuthlich war er aus Abſicht angelegt, denn der Baron lag eben auf ſeinem Sopha, und wie leicht konnt' er jedes Wort hören? Hannchen hatte das erwartet. Der Baron ließ ſie, ſobald der Pfarrer ſich entfernt hatte, ins Zimmer kommen.

Er. Sage mir doch, was führteſt du vorhin in der Küche mit dem Pfarrer für ein ſeltſames Geſpräch?

Sie. Das können Sie auch noch fragen?

Er. Ja! Ungeschliffene! das kann ich. Vergißt du wieder einmal ganz wer ich bin? Hab ich dir nicht schon hundert und tausendmal gesagt —

Sie. Daß sie der Baron von Schaafkopf sind. O! das hab ich an ein Schnürchen gelernt. Wer sollte das auch bey ihnen vergessen? Man hört den ganzen Tag nichts aus ihrem Munde, als —

Er. Was hört man?

Sie. Daß sie ein Baron sind. — Gott behüte! fahren sie mir doch auf den Hals, als wenn ich nur so eine wäre — so — doch ich sehe wohl, Undank ist der Welt Lohn. Aber es ist gut. Ich will alles vergessen. Ich will nicht mehr daran denken. Aber alle Leute im Dorfe sollen erfahren, welch' ein Zeisig sie sind!

Er. Mädchen! Hast du den Teufel im Leibe?

Sie. Ich nicht, aber sie. Das darf auch Niemand wundern, da sie einen Teufel heyrathen wollen.

Er. Gemach, oder —

Sie. Nein! ich lasse mir das Maul durchaus nicht mehr verbieten. Und auch sie sollen es empfinden. Sie — Sie —

Er. (drohend) Du!

Sie. Ist das mein Lohn? Hab' ich ihnen so lange Haus gehalten, daß ich nun beschimpft von ihnen gehen soll? (weinend) Hab' ich um deswillen meinen guten Nahmen in die Schanze geschlagen, daß ich mich nun von einer andern verdrängt wissen soll? He? Aber es ist schon gut — ich gehe ins Consistorium, und zeige an, daß ich —

Er. (erblassend) Was?

Sie. Daß ich schwanger bin. Mit diesen Worten warf sie die Thüre zu.

Er (in den Sessel zurück fallend). Alle Hagel!

Sobald Stutzbock und Futtersack wieder auf des Barons Burg anlangten, so ward der Plan, die Heyrath betreffend, von neuem aufs Tapet gebracht.

Baron. Nu! wenn wollt ihr abreisen?

Stutzbock. Wenn du willst.

Futtersack. Morgen.

Baron. Wollt ihr den Pastor mitnehmen?

Futtersack. Was soll uns der Schwarzrock?

Stutzbock. Je nun, wir können ihn ja mit anflicken. Nim ihn nur mit. Der Mann hat eine geistliche Beredtsamkeit, die öfters nicht zu verachten ist.

Baron. Das dächt' ich auch, denn ein Mann, wie mein Pastor, hat die Zunge so in seiner Gewalt, daß es um ihn herum stiebt, wie warme Semmel.

Die Herren waren bald einerley Meinung, und da der alte Klapps kurz darauf selbst hereintrat, so kam man darüber

ein, daß man den dritten Tag geschmückt und mit schön klingenden Floskeln ausgerüstet, in Fellberg eintreffen wollte. Der Baron konnte kaum für süßen Wonnegefühlen schlafen, seine zärtliche Waldteufel hüpfte ihm unaufhörlich vor den Augen herum. Da aber vollends die Herren in den Wagen stiegen, und Klapps im geistlichen Kleide, mit einer neugepuderten Perucke auf dem Haupte, den Sitz linker Hand einnahm, so fiel der Hammer seines verliebten Herzens auf und nieder, wie in einem Eisenwerke.

Sobald der Wagen aus dem Thore rollte, stürzte Hannchen in Schaafkopfs Zimmer. Ihre Haare rollten wild um ihren Nacken, in ihrem Gesichte stand die Verzweiflung in grellen Bildern, und aus ihren Augen blitzte wilde Wuth. Sie gieng wie eine Furie auf den Baron los, und wies ihm die Zähne. Der Baron flüchtete sich in einen Winkel des Zimmers, und verschanzte halb außer sich selbst, sein

theures Ich, mit einem stammhaften Sessel. „Wie? schrie sie erbittert, so weit ist es mit uns gekommen? Nun sie mich unglücklich, höchst elend gemacht haben, nun wollen sie mich verstoßen? Ist das recht? ist das edelmännisch gehandelt? Sie denken wohl, daß, weil ich eine Bürgerliche bin, sie sich meiner zu schämen brauchen? O! sie elender Mensch!"

Baron. Aber, sag mir nur, was hast du denn gethan, oder was —

Hannchen. Wie? mit einer so frechen Mine können sie mir vors Gesicht treten? — Was ich gethan habe? Hab ich ihnen nicht schon gestern gesagt, daß ich — schwanger bin?

Baron. Das hab ich leider! gehört, aber —

Hannchen. Bleiben sie mir mit ihrem Aber vom Halse, oder ich bringe in ihrem alten Raubneste alles in Jährung. Sie kennen mich noch nicht.

Baron. Aber —

Hannchen. Itzt red' ich. Die Reihe kommt an sie, wenn ich schweige. Hier gelten nur zwey Auswege. Entweder sie finden sich mit mir auf eine Art ab, die mich das Unglück leichter zu vergessen lehrt, als wenn ich mit Schimpf und Schande von ihnen ziehe, oder sie — heyrathen mich.

Dem Baron blieb der Mund offen stehen. Die Stuhllehne sank ihm aus der Hand, seine Augen hiengen festgewurzelt an Hannchens Munde, die ganze Maschine ähnelte mehr einer leblosen Statue, als einer lebendigen Kreatur, und — die Haushälterin lag mit halbübergebogenem Körper auf dem Tische, der neben dem holländischen Kamine stand, und erwartete stillschweigend Antwort und Befriedigung.

„Wie? rief endlich der Freiherr. Wie kannst du es wagen Freche! mir eine sol-

che Zumuthung entgegen zu stellen? Was? ich sollte eine Bürgerliche heirathen, ich, der Baron von Schaafkopf — ich — ein Mann, der mehr als 40 Ahnen zählt? dessen Vorfahren das heilige Grab eroberten, dessen Urahn bey der Affäre zu Jericho war, als die Mauern einstürzten? Kanaille — sogleich packe dich aus dem Zimmer, oder ich lasse dich mit Hunden vom Hofe hetzen. Uff! hab ich mich doch geärgert, daß mir der helle Angstschweiß auf der Stirne steht.

Hannchen lachte, und blieb.

„Ich gehe, fuhr sie fort, wenn mirs beliebt. Nicht, wenn sie es befehlen. Mit dem Heyrathen, hör ich wohl, wirds nicht gehen, denn sie ließen sich wohl eher todt schlagen. Hab' auch in der That nicht Lust, mich mit einem so theuren Manne zu verplempern, dessen Ahnen Juden waren. Aber daß sie so davon kommen sollten, als sey zwischen uns nichts vorgefallen — das, mein schöner Herr!

lassen sie sich vergehen. Sie sollen bluten, daß ihnen die Augen übergehen.“

Sie gieng zum Gerichtshalter, und erzählte ihm das Geschehene. Herr Morfing, so nannte sich dieser, wunderte sich sehr, als er seine Klientin also sprechen hörte, und rieth ihr, den Prozeß unterweges zu lassen, weil bey Dingen der Art nicht viel kluges herauszukommen pflege. Aber Hannchen ließ sich nicht abweisen. Sie drang mit Ungestüm auf eine weitere Entwickelung, und stellte dem Gerichtshalter vor, daß es seine Pflicht sey, der Unschuld beyzustehen.

„Unschuld! flüsterte der Gerichtshalter schalkhaft, ich denke, Jungfer Hannchen wird bald in die Wochen kommen?“

Das will ich, entgegnete sie, dennoch aber bin ich ein unschuldiges Mädchen, und es geht sie nichts an, Herr Gerichtshalter! wenn ich mir den Titel zueigne. Ihre Sache ists vielmehr, daß sie mir beystehen. Und thun Sies nicht, so geh ich

in die Stadt, und melde es im Consistorium. Dort wird der Baron blamirt, und seine Braut wird sich wahrlich nicht nach einer Verbindung mit ihm sehnen.

„Sie hat Recht, man muß dem Dinge eine andere Gestalt zu geben suchen. Also — wenn ich zum Herrn gehe, und mit ihm aus der Sache spreche —

Und er, setzte Hannchen hinzu, sich geneigt finden läßt, mir in einer Woche (denn länger geb ich ihm nicht Zeit) eine Summe von acht hundert Thalern zu bezahlen, so will ich bey der Geburt des Kindes seinen hochadlichen Nahmen verschweigen, und einen andern als Vater angeben.

„Aber bedenke sie, 800 Rthlr. —

Das geht sie weiter nichts an, Herr Gerichtshalter. Und wenn ich 8000 forderte, so wär es ihre Pflicht, es dem Herrn Baron zu sagen. Geht er den Vorschlag ein, so räum' ich sogleich das Schloß.

Der Gerichtshalter sträubte sich noch lange, endlich gab er nach, und ergriff

Hut und Stock, um in den sauren Apfel zu beißen.

Indessen hatte sich der Herr von Schaafkopf auch erholt. Er griff wohl zehnmal in die tompackne Dose, und stopfte eine Prise nach der andern in die hoch freiherliche Nase, ehe es dem ahnenreichen Kopfe gelang, einen gescheuten Gedanken zu fassen. Voller Verwirrung schritt er in dem Zimmer auf und nieder, und sann nach. „Ja! das muß gehen, so soll es werden, sagte er endlich, und legte den Zeigefinger der rechten Hand nachdenkend an die Stirne, ich will den Gerichtshalter um Rath fragen. Er warf schnell den Schlafpelz ab, zog seinen Hauskaftan über, und wackelte der Thür entgegen, die in den Schloßhof führte. Sobald er sie öffnete, trat der Gerichtshalter herein.

„Eben dacht' ich an ihn, sagte der Baron.

Also lupus in fabula —

„Ach! bleib er mir mit seinem Französischen vom Leibe. Ich verstehe das Zeug nicht.

Lupus heißt der Wolf, gnädiger Herr.

„Nun bin ich denn ein Wolf? Er mag mir wohl ein Schlingel seyn.

„Ey! ey! gnädiger Herr! ihre Propositionen sind etwas handgreiflich. Ich bin ein notarius publicus caesareus immatriculatus —

Was? hohl ihn der Henker mit seinem Schnickschnack. Mein Gerichtshalter ist er, und weiter nichts. Wenn er von Adel wäre, so könnt' er allenfalls ein Charius migecralatus seyn, aber so — ist er ein Narr. Komm' er mit mir ins Schloß, ich habe wichtige Dinge mit ihm zu sprechen.

Der Gerichtshalter neigte sich demuthsvoll, und sagte. Als sie ins Zimmer an-

langten, zog der Baron den Kaftan wieder aus, und hieng die Pudelmütze an die Wand. Er warf ſich aufs Soſa, und der Gerichtshalter nahm am Kamin Poſto.

Baron. Hör er n'mal, Gerichtshalter! ich habe da n' dummen Streich gemacht.

Gerichtshalter. Iſt mir lieb.

Baron. Hohl ihn der Kukuk, wenn das ſein Ernſt iſt. Mich wurmt das mehr, als wenn mir ein Bürgerlicher einen Haaſen weggekapert hätte.

Gerichtshalter. Halten zu Gnaden, Herr Baron! Es iſt mir in ſo fern lieb, daß ſie einen dummen Streich gemacht —

Baron. Wenn ich ſage dumm, ſo darf ers nicht auch ſo nennen. Das Nachbeten gewöhn, er ſich halter! ab, es gezieut ihm nicht, meine Streiche dumm zu nennen. Wenn ich dumm bin, ſo bin ich dumm für mich, nicht für ihn. Sieht er, da ſteckts.

Gerichtshalter. O! Ew. Gnaden, ich weiß das. Eine adeliche Dummheit ist mehr werth, als eine bürgerliche.

Baron. Nicht wahr? Ja die Edelleute — das sind fickermentsche Kerls. Selbst in der Dummheit stehen sie ihren Mann. Doch — damit wir die Hauptsache nicht vergessen. Ich wollte ihm sagen, daß — daß — hm! s' ist schnakisch genug, daß ich mich vor ihm schäme. Mit einem Worte, meine Haushälterin ist von mir in gesegneten Umständen.

Gerichtshalter. Das wissen wir schon lange.

Baron (verblüfft). Wer?

Gerichtshalter. Ich.

Baron. Von wem?

Gerichtshalter. Von Hannchen selbst.

Baron. Das ist ein Blitzmädel! Ist sie schon bey ihm gewesen?

Gerichtshalter. Vor einer halben Stunde. Sie kann kaum zurück seyn.

Baron. Was hat sie ihm gesagt?

Gerichtshalter. Mancherlei! Aber ängstigen sich Ew. Gnaden deshalb nicht. Alles bleibt inter nos. Den C su n hab' ich schon oft in terminis gehabt, und ich denke, wir wollen das malum ex stercore auswetzen.

Baron. Mit seinem elementschen Französischen. Versteh' von dem Krame nicht einen Buchstaben. Schalum e mercreme Was heist nun das? Red' er doch wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Nun, was giebt er für einen Rath?

Gerichtshalter. Wollen sich Ew. Gnaden vor allen Dingen in ein kleines tentamen einlassen?

Baron. Was ist das?

Gerichtshalter. Das heist, wollen sie ein geringes examen bestehen?

Baron. Examen! examen! bin ich denn ein Schuljunge? Und gesetzt, wenn ich das thäte, was kann mir das helfen?

Gerichtshalter. Viel, sehr viel. Wir würden dadurch den wahren Status rei kennen lernen. Erstlich also haben sich Ew. Gnaden mit der tugendbelobten Anna Johanna. Reizenbergerinn wirklich in ein näheres Verständniß eingelassen? Haben —

Baron. Ich merke wohl, Gerichtshalter! wenn er seine Fragen alle so weitläuftig einrichtet, daß wir vor dem neuen Jahre nicht fertig werden. Ich habs ihm schon gesagt, das Mädel hat ein Kind von mir. Ich kanns nicht leugnen.

Gerichtshalter. Freilich rebus circumstantibus stehts übel mit ihnen. Sie werden zahlen müssen.

Baron. Ei! das weiß ich. Aber wie viel? da liegt der Hund begraben!

Gerichtshalter. Die meretrix fordert 800 Thaler.

Baron (mit offenem Munde ihn anstierend). Wie? Was? Acht —

Gerichtshalter (ruhig). Hundert —

Baron (wie oben). Thaler?

Gerichtshalter. Nun Pfennige doch nicht?

Baron. Alle Hagel!

Gerichtshalter. Einen einzigen Ausweg kenn' ich noch. Wenn sie den nicht einschlagen, so müssen sie zahlen.

Baron. Nun? und der wäre?

Gerichtshalter. Daß sie den Bettel abschwören.

Baron. Absch —

Gerichtshalter. Abschwören!

Baron. Geht denn das?

Gerichtshalter. Warum denn nicht? Auch den Casum hab ich oft in terminis gehabt. In Paderborn schwor ein Kapuziner vier Heirathen ab.

Baron. Ein Kappenziemer? Was ist das für ein Kerl?

Gerichtshalter. In Schwaben nennt man die Grafen so —

Baron. Seh' er doch! Ich will es dem Kappeziemer nach thun. Lade er

morgen die Schöppen in die Gerichtsstube, und auch die Hanne. Ich will selbst kommen, und dann — ja! dann frägt er mich, ob sie von mir schwanger — er versteht mich schon.

Der Gerichtshalter nickte mit dem Kopfe und versprach zu gehorsamen. Der Baron legte sich ruhig schlafen.

Hannchen wartete in der Küche auf den Gerichtshalter. Nun, wie stehts? rief sie ihm entgegen.

Sie soll gleich Antwort haben, so bald ich nach Hause komme, versetzte der Justitiarius.

Nun warum denn nicht gleich?

Die res privata hat sich in eine rem publicam verwandelt. Ich werde ihr den Frohn senden. Aus dem ore hujus viri wird sie ihren Bescheid hören.

„So? den Gerichtsfrohn. Das ist noch besser. Vermuthlich will sich der Herr ganz und gar blamiren?“

Blamiren hin, blamiren her! Res lic agitur. Der Baron hat den Kopf in die Schlinge gesteckt, er mag nun sehen, wie er wieder heraus kommt.

„Ach sie Herzensmann! Dafür muß ich sie küssen. (Sie fliegt an seinen Hals.)

Ah! osculum placet mihi! puella! Na, na! wir wollen sehen, was in der Sache zu thun ist.

Er ging, und Hannchen trat getröstet an den Feuerheerd.

Inzwischen waren die Herren von Stutzbock und Futtersack mit ihrem getreuen Klapps ebenfalls nach Fellberg gekommen. Fräulein von Waldteufel stand oben am Saalfenster, und machte gewaltig große Augen, als sie die Ritter von der traurigen Gestalt aus dem Wagen steigen sah. Sie sprang zugleich in das Kabinet ihres Schwagers, und meldete ihm den Vorfall. Fellberg ahnete die Dinge, die da

kommen sollten, und unterrichtete seine schöne Schwägerin von den Absichten, die der Baron im Schilde führte. Die zärtliche Waldteufel machte einen fröhlichen Hoppas nach dem andern und rannte spornstreichs die Treppe hinunter um das Kleeblatt der Freywerber zu empfangen. Man präsentirte sich als den Ausbund des alten Adels. Pastor Klapps stand im Hintergrunde, und legte schnell ein Blatt in den Hut, auf dem seine Rede stand, die er an das Fräulein im Nahmen der Gesellschaft zu halten gedachte. Er hatte zu wenig Muße gehabt, sie seiner geistlichen Memorie einzuverleiben, daher kam die Eselsbrücke, in die er seinen Hut verwandelte. Fräulein von Waldteufel bekomplimentirte ihren Besuch nach Herzenslust, und führte die Herren ins Gästgemach. Oben an der Treppe stand auch der Herr von Fellberg, und seine Gemahlin, ein sehr vernünftiges Paar, das den Character eines biedern und ehrlichen Mannes viel höher

ſchätzte, als die ſchöne Maske der Heucheley, unter welcher oft die Bosheit lauscht.

Sobald die Herren der irrenden Ritterschaft im Zimmer Posto gefaßt hatten, räusperte sich der Pfarrer, um seinen Sermon anzuheben. Fellberg setzte sich, und Fräulein Waldteufel spitzte die Ohren.

Der Pfarrer sah in den Hut, und begann:

Hochwohlgebohrne,
Insonders hochzuverehrende,
Gnädige Herren und Fräulein!

„Als einst der Herr, so zu sagen, den ersten Wind in das Kaos bließ, so schuf er nach seinem unwandelbaren Willen, ein Männlein und ein Fräulein. Aus diesen Worten erhellet deutlich, daß Adam und Eva von ächtem Adel war, (denn im Grundtexte steht ausdrücklich das Wort נְקֵבָה, und das bedeutet eine hochadeliche Mademoiselle). Alle Nach-

folger Adams wären mithin von Adel, wenn nicht unvorhergesehene Zufälle dem Menschengeschlechte einen feindseligen Streich versetzt hätten, denn zur Zeit Abrahams wag'e es der haarige Esau, der mit dem vollen Nahmen Hans Gotthelf von Esau sich schrieb, sein Diplom, das in Gestalt einer Linse verfertiget war, (daher kommt die Sage, als habe der obengenannte Herr von Esau seine Erstgeburth um ein Linsengericht verkauft) an seinen jüngern Herrn Bruder, den von Jakob überließ. Darüber ergrimmte die damals lebende Ritterschaft dermassen, daß sie Esaus Wappen verbrannte, und ihn ausschloß von jedem Tournier."

„Dieß alles sag' ich ihnen, Hochwohlgebohrnes Fräulein! nicht ohne Zweck. Wir sind hier versammelt, um ein Wörtchen zum Besten des Freiherrn von Schafkopf, meines gnädigen Principals und Oberhaupts der Gemeinden zu Wurstfeld und Bitterdünnesladenbach, des Ritters

zum heiligen Schaafkopf, et caetera et caetera, zu sprechen. Dieser hochadeliche und Hochgebohrne Herr stammen unmittelbar aus dem Gebiete der Patriarchen. Sein Urahne war nicht, wie er meint, bey den Mauern zu Jericho, sondern noch weit älter. Er war Jakob von Abraham selbst, dessen Weib einstmals hinter der Küchenthür lächelte. Diesem alten Stamme zufolge können Ew. Gnaden ihm willig ihre Hand reichen, und sie zu diesen Willen zu vermögen sind wie hier. Der Herr Baron sind ein Mann von vielen körperlichen und geistigen Gaben, und es wäre ewig Schade, wenn sein ehrenreiches und wohlhochmüthiges, mit dem Stein der Aepasia und den Reizen der Tugenden und Schönheiten der Welt geziertes Geschlecht ein Raub der Zeit werden, d. h. aussterben sollte. Sein Gebiet ist ansehnlich, und er selbst sehr reich. Was können daher das Hochwohlgeborne, und insonders

hochgeehrteste Fräulein von ihrem künftigen Herrn und Gemahl förder verlangen? Antwort: nichts, als Liebe, Treue und Gehorsam, und das werden Ew. Gnaden, unser liebwerthetester Herr gewiß nicht unterlassen. Dixi!“

Fellberg konnte kaum das Lachen unterdrücken, das Fräulein aber blieb standhaft, und nahm eine sehr seriöse Miene an. Sobald der Pastor geendet hatte, ergriffen die andern beiden Herrn den Faden der Rede und stellten die Annehmlichkeiten ihres Freundes in ein noch helleres Licht.

Fräulein. Ich danke ihnen, meine Herren! für dero für mich so ehrenvolle Botschaft, ich finde mich deshalb ungemein scharmirt, denn der Herr Baron von Schaafkopf sind wirklich ein Mann von hohen Verdiensten, von hinten zu! und es würde manchem Fräulein an meiner Statt nicht schwer werden, den Baron sogleich zu heirathen, von

hinten zu! aber ich muß sie ersuchen, mir einige Tage zur Bedenkzeit zu geben, weil ich mir doch die Sache überlegen muß.

Dem Pastor gefiel die Ausrede nicht übel, auch den übrigen Herren schien das mehr als billig zu seyn, da sich eine Heirathslustige Person troz aller Aussicht, einen schönen Mann zu bekommen, nicht sogleich entschließen kann. Sie sagten ihr die zwei Tage zu, speiseten an Fellsbergs wohlbesezter Tafel, und reiseten gegen Abend wohlgemuth wieder nach Hause. Fräulein von Waldteufel ließ ihrem Geliebten eine Million Komplimente sagen, und — lud ihn zu sich ein.

Des andern Tages war Gerichtstag. Die Schöppen und Richter kamen in ihren Sonntagskleidern in Hannchens Gesellschaft, und Herr von Schaafkopf saß an der Spitze der Justiz. Der Gerichts-

halter ordnete seine Akten, und hub an: „Anna Johanna Reizenbergerin ist vorgeladen, um die Anklage contra Herrn Baron von Schaafkopf, ein Stuprum betreffend, zu beweisen.

Ach! was da! rief der Freiherr ungeduldig. Wenn wir so weit ausholen wollen, so kommen wir nimmer zum Zweck. Faß er sich kürzer, Gerichtshalter.

„Aber gnädiger Herr, versetzte der Justitiar, „solcher Formeln muß ich mich secundum legum normas bedienen, denn wenn —

Wenn ich aber dabey sitze, so braucht er den Krimskrams nicht zu machen. Das ist all' nichts (zu Hannchen). Du weißt, warum du hier stehst? Du hast mich angeklagt, als hätt' ich dir deine Unschuld geraubt. Hast du diese Anklage reiflich überlegt?

„Ich hab' es, antwortete Hannchen voller Verdruß, und hoffe, daß sie es nicht

leugnen werden. Sie werden sich erinnern, daß ich funfzehnmal —

St! St! schrie der Gerichtshalter! so weit sind wir noch nicht. Eher müssen wir überlegen, ob —

„O! ja so weit sind wir, versetzte Hannchen.

Silentium! Silentium!

Nu! sagte der Baron. Was soll das Geträtsche? Wir sind über den Punkt einig, daß Hannchen wirklich mit Gründen belegen kann, ich sey der Vater ihres Kindes, und da ich es kaum leugnen kann, weil die Umstände wider mich zeugen, so wollen wir kurzen Prozeß machen — ich schwöre den Bettel ab.

Hannchen, der Gerichtshalter und die Schöppen brachen in ein wüthendes Gelächter aus. „Nun das ist schön, rief Hannchen, und klopfte in die Hände, nun ist ja auf einmal die Wahrheit da. Herr Gerichtshalter registriren sie.

Baron. Warum lacht ihr denn?

Gerichtshalter. Ei! ei, gnädger Herr! sie haben sich ein wenig verpuft. Tausendsasa — sind das die Folgen meiner Lehren? Grade dadurch; daß sie die Sache abschwören wollen, verdammen sie sich selbst.

Baron. Alle Hagel! Gerichtshalter! ist er ein Esel? hat er mir gestern nicht selbst den Rath gegeben —

Gerichtshalter. Ei! me perverse intellexisti —

Baron. Halt ers Maul mit dem Französischen.

Gerichthalter. Sie werden nun die Kosten und das Kränzchen bezahlen müssen.

Wüthend warf der Baron den Stuhl zurück, und gieng knirschend von dannen. Hannchen ließ über den Vorfall schnell eine Schrift aufsetzen, und noch an diesem Tage zahlte der Baron 800 Thlr. in Cremnitzer Dukaten in Hannchens Schürze. Sie wanderte noch an diesem Tage

aus dem Schlosse, und in vier Wochen hies sie die Frau eines Mannes, dessen Bettgenossin sie schon längst gewesen war. Der Baron sah' sich geprellt, und kein Hahn krähte.

Die Gesandtschaft aus Fellberg fuhr grade über die Zugbrücke, als der Baron einen jungen Hengst auf dem Schloßhofe herumtummelte. Er bäumte sich gewaltig, als er die Schimmel gewahrte, und machte einen Hoppas nach den andern. Der Baron sprang schnell herab, und eilte der Kutsche entgegen. Stutzbock und Futtersack sprangen wohlgemuth heraus, an des Barons Nacken, und der Pfarrer, watschelte hinterdrein.

„Na! ihr Herren? rief der Baron in froher Ungeduld, wie ists abgelaufen? Kommt ihr mit leeren oder mit geladenen Büchsen?

„Mit geladenen, sagten beide, wir bringen dir herrliche Nachrichten. Baron! Du bist ein glücklicher Mann.

Inzwischen waren sie in dem Saal angelangt.

„Das ist wahr, fuhr Stutzbock fort, der Pfarrer hat ein Meisterstück gemacht. Höre Baron! das ist ein Man, der einem die Wahrheiten so recht ans Herz legen kann. Kannst du dirs vorstellen — er hat deiner Braut aus der Schrift bewiesen, daß alle Menschen Edelleute wären, wenn Esau der Haarige nicht gewesen wäre, und daß du — (das hast du wohl selbst noch nicht gewußt) — vom Jakob abstammst.

Baron. Alle Hagel! wenn das wahr wäre?

Pfarrer. Das ist gewiß und wahrhaftig wahr. Ich habe einen lateinischen Rüxner, darinnen steht, mit dürren klaren Worten: Magni Schaalkopfii ex stemmate Iacobi filii Abrahami orti sunt,

et in pugna apud Pragam unus ex illis mille hominum interfecit.

Baron. Was heißt denn das? Pastor!

Pfarrer. Das heißt in unsrer deutschen Sprache: Die großen Schaafköpfe stammen von Jakob, dem Sohn des Abrahams her, und einer von ihnen hat einst mit eigner Hand in der Schlacht bey Prag tausend Soldaten getödtet.

Stutzbock. Das ist viel.

Baron. Das war ganz gewiß mein Urahne, der in der Affäre bey Jericho blieb. War ein ganzer Kerl. Man nannte ihn nur den Rothbarth. Soll so im Rüxner stehen, sagt der Schulmeister. — Nun? das hat er dem Fräulein alles Haarklein gesagt?

Pfarrer. Ja! Sie hat für ihren Stamm, Ew. Gnaden! ungemeine Ehrfurcht erhalten.

Baron. Und was sagte sie?

Futtersack. Sie bat sich zwar Bedenkzeit auf vier Tage aus, ich denke aber, das hat nichts zu bedeuten, weil ihr das Verlangen nach deinen Besitz aus den Augen blitzte.

Stutzbock. Zugleich ladet sie dich auf einen Besuch zu sich ein.

Baron. Das wäre? da muß ich wohl kommen?

Futtersack. Freilich, und ich würde dir rathen, in Gesellschaft eines Ringes zu reisen, weil ich vermuthe, daß die Verlobung sogleich vor sich gehen wird.

Baron. Das ist scharmant. Ich freue mich darauf. Nun ihr Herren nehmt Platz. Setz' er sich auch, Klapps. Wir wollen heut n'mal vergessen, daß er kein Edelmann ist, weil er seine Sachen so gut gemacht hat. Soll auch ein Stück Geld davon tragen, so soll er! Man setzte sich, der Tisch ward gedeckt, und die neue Hausmutter (eine Frau aus dem Dorfe) servirte mit Martin die Tafel. Die Gäste

machten groſse Augen, als ſie Hannchens Stelle ſo ekelhaft beſetzt ſahen. Der Baron ſparte keine Mühe, ihnen den Staar zu ſtechen, und trank über Tiſche die Geſundheit der 800 Thlr. und des neuen Weltbürgers.

„Einen Sprachfehler hat deine Braut, ſagte Stutzbock, als er mit Heiſshunger einen Kapaunenflügel hinunter ſchlang, den du ihr abgewöhnen muſst.

Baron. (Die Gabel niederlegend). So?

Futterſack. Richtig, eben fällt er mir auch bey.

Baron. Aber ihr Herren! eure Bemerkung iſt höchſt unrichtig. Ihr nennt das, was ihr von dem Fräulein gehört habt, einen Fehler. Habt ihr denn vergeſſen, was ich euch neulich ſagte, daſs kein Edelmann in der Welt Fehler hat?

Pfarrer. (den Wein koſtend) Das iſt wahr.

Baron. Und daſs man an einem Bürgerlichen tauſend Flecken finden kann, ehe

es uns gelingt, an einem Edelmanne ein einziges —

Futterſack. Herr Bruder, das iſt arg.

Baron. Doch zugegeben, ſie hätte deren, ſo ſind ſie gewiß von einem guten Caliber.

Stutzbock. Denke nur, ſie ſpricht zu allem, „von hinten zu!“

Baron. (verwundert) Von hinten zu?

Futterſack. Und das ſehr oft.

Baron. Alle Hagel, das gefällt mir! Hört ihr Herren! ich muß euch ſagen, daß ſo etwas der Rede einen ſtärkern Nachdruck giebt. Geſetzt, es wäre eine Angewohnheit von mir, wie herrlich müßte das klingen, wenn ich bey einem Beſuche zum Fräulein ſagte: Meine Gnädige, ich liebe ſie unausſprechlich von hinten zu! Scharmant!

Pfarrer. (trinkend) Allerliebſt.

Stutzbock und Futterſack. Ha ha ha!

Baron. Aber hab ichs euch nicht gesagt, daß ihr euch irrt? Das Fräulein ist klug, es hat keinen Fehler. Und ich muß euch sagen, daß ich mir bey der ersten Gelegenheit auch so eine Redensart zulegen werde. Man zeichnet sich aus. Ueberhaupt ists gut, wenn die Edelleute Eigenthümlichkeiten haben. Man sieht doch gleich, wes Standes sie sind. Sollt' ich 'n mal auf Reisen gehen, (wie denn das schon lange mein Wunsch gewesen ist) so werd' ich alles nachahmen, was Leute meines Standes thun (nachsinnend). Wenn ich nur wüßte, was ich mir für 'n Wörtchen angewöhnte. Hört, ihr Herren! denkt darüber nach, und er Pastor! schlag er 'n mal in den Ritterbüchern nach, ob er von solchen Dingen darin nichts findet?

Der Pfarrer versprachs, und wackelte getrost mit einem Dukaten in der Tasche nach Hause.

Des andern Morgens, ehe noch die Sonne aufgieng, tournirte der Baron schon im ganzen Hause umher, weil er den hohen Entschluß gefaßt hatte, seiner schönen Braut einen Besuch zu geben. Um zehn Uhr sollte die Reise vor sich gehen. Martin hatte Ordre, sich auf jeden Fall bereit zu halten, er striegelte also seine Schimmel, daß die Haare umher stoben, und die erste Jungemagd wusch den Staatswagen, und überpinselte mit frischem Firniß das hochadliche Wappen an den Thüren, in welchem ein blökender Schaafkopf mit Hörnern brillirte. Um neun Uhr erschien der Pastor.

Baron. Nun Pastor, wie stehts? Hat er im Rüxner und in den Ritterbüchern nachgelesen?

Pastor. Ja, Ew. Gnaden! und ich denke, Sie werden mit mir zufrieden seyn.

Baron. Nun setz' er sich, und heb' er seinen Spruch an. Soll sein Schade nicht seyn, so solls!

Pastor. Im Nürner hab' ich von solchen Dingen nichts gefunden, wohl aber in den Ritterbüchern. Der unvergleichliche Ritter Amadis von Gallien pflegte bey seinen Abentheuern sich gewöhnlich der Worte zu bedienen: „Grad aus, und krumm gehauen!"

Baron. (voller Verwunderung) Grad aus, und krumm gehauen? Sehe er doch! S' waren doch ganze Kerls, die Ritter!

Pastor. Der mannhafte Ritter Donquixotte von Mancha sagte, wenn er seinem Fräulein der unvergleichlichen Dulzinen von Toboso die Hand küßte: „Potz Kachelofen."

Baron. (verwundert) Nun seh' er nur 'n mal. Närrisch genug ist das Potz Kachelofen!

Pastor. Der gestrenge Ritter von Buxbaum, dessen Leben ich ihnen 'n mal

vor zwey Jahren vorlas, pflegte zu sagen: „Was aber nicht wahr ist.“

Baron. Hör' er, Pastor! weil er da eben von dem Herrn von Buxbaum krätscht, das war doch ein ganzer Mann, und ich besinne mich recht deutlich, daß er das Wörtchen zu allem sagte. Will mirs auch angewöhnen.

Pastor. Sie haben Recht, Ew. Gnaden! es klingt nicht uneben. Wenn sie aber dem gehörnten Siegfried folgen wollen —

Baron. Nee! nee! ich bleibe bey dem Buxbaum. Alle Hagel! wird die Frölen Augen machen, wenn ich ihrem von Hintenzu „ein was aber nicht wahr ist,“ entgegen setze.

Der Pfarrer freute sich, daß er dem Edelmanne eine neue Lüge aufgebunden hatte, und schritt wohlgemuth nach Hause. Er setzte sich durch dergleichen Gefälligkeiten, die ihm weiter keine Anstren-

gung kosteten, in die Gunst des Freiherrn immer fester.

Der Wagen fuhr vor, und Martin hieb in die galoppirenden Schimmel. So bald der Baron im Wagen saß, bekukte er sein hochadliches Wappen mit inniger Freude, und memorirte an einem rechtartigen Komplimente, mit welchem er den Gaum seines Fräuleins zu regaliren gedachte. Kurz vorher hatt' er einen Bothen abgesendet, um seine Ankunft zu melden.

Fellbergs hohe Thurmwarte blitzte in den Strahlen der Sonne, als der Baron einfuhr. Ein paar große Bullenbeisser sprangen den Pferden vor, und verkündigten die hohe Ankunft des Gastes mit einem lärmenden Gebelle. Fellberg fuhr ans Fenster, und rief hurtig seine schöne Schwägerin herbey, als der Freiherr aus dem Wagen stieg. Fräulein Margarethe bat ihre Schwester, den Bräutigam zu empfangen, weil die

Schaam ihr nicht erlaube, dies selbst zu thun. Frau von Fellberg gieng also, und erfüllte ihren Wunsch. Sie empfieng den Baron an der Treppe, und bekomplimentirte ihn sehr anständig ins Gastgemach, bald leistete ihm auch der Herr von Fellberg Gesellschaft, und nach einer Pause schritt auch das Fräulein herbey.

Schaafkopf floh auf sie zu, und führte ihre Hand an seinen Mund. In seinem Auge lag eine schmachtende, zärtliche Ungeduld, und Margarethe konnte sich ebenfalls nicht enthalten, den Schleier ihres verliebten Herzens ein wenig zu lüften — und da sah denn der Baron Dinge, die ihm das Blut bis in die Fingerspitzen trieb.

Der Baron war bereits zwey Stunden in Fellberg, als der Bothe ankam, und der Familie die Ankunft seines Herrn meldete. Man lachte allgemein.

Margarethe. Wenn haben sie denn den Boten ausgesendet, Herr Baron?

Baron. Eine halbe Stunde, ehe ich abfuhr, was aber nicht wahr ist.

Fellberg. Nun also wenn denn?

Baron. Ich sags ihnen ia, was aber nicht wahr ist.

Margarethe. Man versteht sie unrecht, von hinten zu, Herr Baron!

Fellberg. Sonderbar!

Der Bote lachte über das drollige Gespräch, noch mehr aber über seine komische Gesandtschaft, und gieng nach Wurstfeld zurück.

Bald darauf setzte man sich zur Tafel. Fellberg traktirte seinen Gast aus Leibeskräften, um ihn anzuspornen, daß er seine Braut bald heim führen mögte. Der Baron ließ seine Lust dazu nicht undeutlich merken, und Fräulein Margarethe gab selbst oft Gelegenheit, ihn seinen Zweck näher zu bringen. Nach Tische zog der Baron den Herrn von Fellberg

auf die Seite, um ihn der Mitgift wegen zu befragen.

„Meine Schwägerinn hat keine liegende Haabe, versetzte Fellberg, ihr ganzes Vermögen bestehet in 5000 Dukaten, welche auf einem Gute stehen. Ist die *Heyrath vollzogen, so erhalten sie selbige* aus meiner Hand. Wollen sie sie aber auf sichere Hypothek stehen lassen, so verzinse ich ihnen solche mit 3 Prozent."

Baron. So? was aber nicht wahr ist.

Fellberg. Zweifeln sie an meiner Redlichkeit? Herr Baron sie beleidigen mich.

Baron. Ich beleidige keinen Edelmann, Herr von Fellberg! und sie sind ein Mann vom Stande. Was wollen sie —

Fellberg. Aber ihr seltsamer Zusatz brachte mich fast auf den Gedanken.

Baron. So haben sie mich sicher nicht verstanden. Ich spreche manchmal ein Wörtchen zu viel. Denken sie nicht

mehr daran. Genug, ich schätze sie, sie sind ein ädler, braver Mann, was aber nicht wahr ist.

Fellberg. Mein Herr sie werden bitter.

Der Baron wuste nicht was er denken sollte, und ging, den Fellberg die Hand auf den Mund legend, ins Gemach zurück. Der letztere verlohr bey dem abentheuerlichen Zusatze des Barons alle Lust, sich länger mit seinem Gaste zu unterhalten, und sprach nur wenig mit ihm. Endlich schlich er sich gar zurück in den Garten, und da die Frau von Fellberg einige kleine Geschäfte im Hause zu besorgen hatte, so war Margarethe mit ihrem Liebhaber bald allein im Zimmer.

Der Baron rückte näher, und machte seiner schönen Braut eine förmliche Liebeserklärung.

Margarethe. Herr Baron! der Antrag, den Sie mir da machen, ist in vielem Betracht schätzbar. Sie sind be-

sonders ein Mann von hinten zu! der ganz für mich passend ist, denn ihre Grundsätze sind ädel, wie die meinigen. Aber —

Baron. Gott! wär' es möglich, sollten sie Bedenken tragen — könnten sie Mistrauen — nein! das ist unmöglich.

Margarethe. Sie verstehen mich falsch, von hinten zu! Herr Baron! ich setze nicht den geringsten Zweifel in ihre Redlichkeit. Alle Welt schätzt sie — nur so viel sucht' ich zu erinnern, daß mir es nämlich nicht sogleich möglich ist, ihrer Forderung Genüge zu leisten.

Baron. Und warum nicht?

Margarethe. Theils weil ich sie noch nicht genau kenne. Und der Schritt der Ehe ist ja für das ganze Leben gethan, theils weil ich in ihren Augen gewiß viel verliehren würde, wenn ich mich in dem Punkte der Liebe so offen hingäbe —

Baron. Was das Letztere betrift, mein theures Frölen! so verbannen sie

alle falsche Schaam. Ich bin ein Mann, schon hoch in den Vierzigen, und nehme dergleichen Dinge nicht übel, sie sind ein junges, schönes, Mädchen, was aber nicht wahr ist —

Margarethe. Wie? mein Herr —

Baron (fortfahrend). — und noch unerfahren in der Welt. Ihnen verzeiht man so was gern. Also ohn' Umstände, reichen sie mir ihre Hand, sprechen sie das allerliebste Wörtchen „Ja" aus, und wir sind in vier Wochen Mann und Frau!

Margarethe. Sie überraschen mich, Herr Baron. So schnell —

Baron. Nicht wahr, ich bin ein Pfiffikus?

Margarethe. Und so denk' ich denn, wenn es Gottes Wille ist, so —

Baron. Nun?

Margarethe. Bin ich ihre Braut.

Baron. Was aber nicht war ist!

Margarethe (erschrocken). Wie?

Baron. Nun soll das Leben erst bei mir angehen. Frölen! sie sollen es bey mir gut haben, denn —

Margarethe. Aber sie sagten so eben, —

Baron. Mein altes Raubnest hat hundert Jahr öde gestanden. Nun soll sichs zum Paradiese umwandeln. Und — Frölen! ich habe einen Plan, der sie gewiß scharmiren soll.

Margarethe. Einen Plan? Und der wäre?

Baron. Hören sie nur, Frölen! ich bin ein wunderlicher Kauz, so zu sagen bin ich! hab schon lange einmal an den Muldauer Hof reisen, und mir die Welt ein bischen besehen wollen. Immer hat sichs nicht schicken wollen. Nun da sie bald meine Gemahlin seyn werden, kann der Plan eher ins Werk gestellt werden.

Margarethe. Vortreflich. In Muldau soll es wirklich hübsch seyn. Da nehmen sie mich mit, von hinten zu!

Baron. Wir werden dort viel Aufsehen machen. Meine Verfahren bekleideten die höchsten Ehrenstellen an diesem Hofe, und der Fürst Eduard ist ein ausserordentlicher Freund der Schaafköpfe.

Margarethe. Sehen sie doch!

Baron. Wenn er sie sieht—hehe! wird er sagen, mein lieber Getreuer! der Herr Baron von Schaafkopf ist doch ein ganzer Mann! Seine Vermählung macht seinem Geschmacke Ehre, was aber nicht wahr ist.

Margarethe. Herr Baron sie werden beleidigend!

Baron. Ich habe nicht den geringsten Gedanken von Beleidigung in meiner Seele. Was kann ich dafür, wenn der Fürst so und nicht anders spricht? Eduard ist kein Schmeichler!

Ich bin müde, das Gespräch dieser beiden Verliebten länger abzuschreiben, so wie damahls Doktor Ehrlich es war, uns dasselbe weiter zu erzählen. Nur muß

ich noch bemerken, daß die bekannten Redensarten die Braut so in den Harnisch brachten, daß sie mit dem Baron wirklich gebrochen haben würde, wenn sich seine Zunge nicht ins Mittel geschlagen, und ihr den Werth dieses Wörtleins näher aus einander gesetzt hätte.

Am andern Morgen fuhr der Baron wieder nach Hause. Die Braut begleitete ihn in einer offenen Chaise bis auf den Grenzstein des Fellbergischen Gebietes. Ihr beiderseitiger Abschied war so zärtlich, daß Martinen die Augen in Wasser standen. Unterweges knüpfte man folgendes Gespräch:

Martin. Gnädiger Herr! darf ich reden?

Baron. Rede!

Martin. Ew. Gnaden haben eine gar liebe Braut.

Baron. Du hast Recht.

Martin. Es wurde mir ganz weinerlich ums Herz, als sie Abschied von ihnen nahm.

Baron. Je!

Martin. Möcht' auch schon heirathen.

Baron. Thu's!

Martin. Ja — ich hab' noch nichts auf dem Rohre.

Baro. So!

Martin. Bin doch so n' passabler Kerl.

Baron. Was aber nicht wahr ist.

Martin. Haben sie was an mir auszusetzen?

Baron. Nichts!

Martin. Da ist die Anna Marie im Dorfe. Der bin ich schon lange nachgegangen. S' ist ein scharmantes Mädel, und keusch, wie Schnee.

Baron Was aber nicht wahr ist.

Das fuhr dem Martin wie ein gistiger Dolch ins Herz. Er hatte das Mädchen herzlich lieb, er hatte ihr schon viel von

Heirathen vorgeschwatzt, und die Mutter hatte ihm nicht undeutlich merken lassen, daß sie ihn als ihren Schwiegersohn wünsche. Jetzt sucht' er den Baron in Rücksicht seiner Meinung auszuholen, und nun bezweifelte er (wie wohl er nicht im mindesten daran dachte, denn er hörte nur mit halben Ohren) die Tugend des Mädchens. Martin verstand in solchen Punkten keinen Spaß, und grollte mit dem Schicksale. Sobald er seine Pferde ausgespannt hatte, gieng er zum Schöppen, dessen Tochter Anna Maria war. Mit finsterm Blicke trat er in die Stube, und Märten reichte ihm die Hand. Marie sprang auf ihn zu, und schüttelte ihm die Rechte. Eigensinnig stieß er sie von sich. Marie trat erschrocken zurück, und klagte es der Mutter.

Mutter. Martin! was hast du denn mit dem Mädel? Sieh' nur, sie weint.

Martin. Meinethalben mag sie flennen, daß sie genug hat.

Märten. Was fehlt dir denn?

Mutter. Was ficht dich denn an?

Martin. Mich gar nichts, aber die dort im Winkel.

Marie. Nun was hab' ich dir denn gethan?

Martin. Das wirst du wohl wissen.

Marie. Ich weis gar nichts, gar nichts weiß ich. Du bist ein grober Bengel.

Martin (zornig). Und du — du — du bist ein — du bist ein liederliches Weibsbild.

Marie / Mutter } beide. Was? ein liederliches Weibsbild? Kerl du! wie kannst du dich unterstehen —

Martin. Eine Hure sag' ich — ja! eine Hure —

Marie (lautweinend). Ach! das Gott erbarm!

Märten. Hör n' mal, Martin! das leid' ich nicht. Hier gilts Beweise, die —

Martin. Die ihr haben sollt, Vater Märten! Ich habe von Marien nichts Böses sagen können, aber der Baron, mein Herr! dem ich meine Bekanntschaft mit ihr erzählte, hat sie ein liederliches Weibsbild genannt. Und damit Holla! So einem Manne, wie ihm, kann und muß ich glauben.

Märten, Marie, Mutter } alle drei. Der Baron hats gesagt? Je da soll —

Märten zog hurtig seinen blauen Festtagsrock an mit den zwei Reihen Knöpfen, und schlenderte mit seiner Frau aufs Schloß. Der Baron hatte sich nach seiner gewöhnlichen Weise aufs Kanapee gestreckt, und brannte eben die Pfeife an, als das Pärchen hereintrat. Mit untergestemmten Armen stellte sich Märtens Frau mit ihrem Manne vors Sofa, um den Freiherrn eine Rede mit Bauernflosskeln durchschmückt, zu halten. Sie intonirten bereits, (und der Baron wuste

in der That nicht, wie er so unverhoft zu der Ehre eines so ganz bürgerlichen Besuches käme?) als Martin die Thüre aufriß, und die erzürnten Schwiegerältern zur Ruhe verwies.

„Ey! was da! was da! schrie Märtens Frau, das ist unser einem kein Spaß. Mit der Ehre meiner Tochter darf niemand Haschemann spielen, und der Baron grade am wenigsten, —

Baron. Was? ihr grobes Weib, ihr!

Frau. Meinetwegen nennen Sie mich grob, oder höflich, das ist mir einerley. Aber mein Kind sollen sie kein liederliches Mädchen nennen, das leid' ich nicht. Und sie mögen zehn- und hundertmal unser gebietender und gestrenger Herr seyn, so geh' ich demohngeachtet vors Gericht, und lasse sie schröpfen, daß ihnen der Magen wehe thut.

Baron. Aber sagt mir nur —

Märten. Frau! bist du toll? mäßige dich doch.

Frau. Nein! ich mäßige mich da nicht, wo die Unschuld meines einzigen Kindes auf dem Spiele steht? Wer hat ihr je was nachsagen können? Meine Tochter ist ein tugendsames Mädchen —

Baron. Was aber nicht wahr ist.

Märtens Frau mit ihrem Manne erschraken bey dieser bewußtlosen Versicherung des Barons dermaßen, daß ihnen der Mund für Schreck offen blieb. Sie konnten lange kein Wort sprechen, und Martin, der Anfangs Ruhe zu gebieten sich aus allen Kräften bestrebt hatte, trat jetzt ebenfalls auf die Seite seiner Schwiegeraltern, und machte dem Baron die entehrendsten Vorwürfe. Der Freiherr ward endlich unwillig, und warf ihnen den Tisch vor die Füße, bließ den Tobacksrauch armsdicke aus dem Munde, und warf mit Bauerkanaillen um sich. Märs

ten fluchte, seine Frau schrie, und Martin weinte für Angst. Die Domestiken im Schlosse, die den Spectakel hörten, rissen die Thüren auf, und gaben Zuschauer ab. Nach und nach besänftigten sich die Gemüther, und Märtens Frau schlug zum erstenmal wieder das Gleis der Humanität ein, um mit gelinden Worten dem Baron den Kopf zurecht zu rücken.

„Sie sind ein sonst so guter Herr, sagte sie —

Was aber nicht wahr ist, erwiederte der Baron.

Der Streit gieng von neuem los. Martin stimmte mit ein, Märten polterte und fluchte, und die Zuschauer lachten. Der vernünftigste unter ihnen schlug sich endlich ins Mittel, und sagte:

„Nicht nur sie, Frau Märten, sondern auch der Herr leben im Mißverständnisse. Der Herr Baron haben die Gewohnheit

zu allem zu sagen, was aber nicht wahr ist."

Baron. Du hast Recht.

„Er hat also nicht im geringsten die Absicht gehabt, ihre Tochter zu beleidigen. Er kennt sie vielleicht nicht n' mal.

Baron. Freilich, ich kenne sie gar nicht.

Die Familie sah ihren Irrthum ein, und bat den Baron fußfälligst um Verzeihung, die ausgeworfenen Schimpfreden nicht zu ahnen. Der Freiherr versprachs, und alle giengen nun getröstet nach Hause. Martin bat seiner Geliebten die angethanen Beleidigungen von Wort zu Wort ab, und in fünf Monaten darauf war sie seine Frau.

Weitläuftigkeiten zu ersparen, die wohl in meinen Schriften keiner meiner Leser gewohnt ist, geh' ich auf die Geschichte des Barons Schaafkopf gleich nach

seiner Hochzeit fort, die, wie uns der Doktor Ehrlich mit vielen Umschweifen erzählte, auf seinem Schlosse glücklich vollzogen ward. Es waren dabey zweyhundert Edelleute (die Weiber mit eingerechnet) geladen worden; es kamen aber nur zwey und vierzig, die ihr Scherflein brachten. Die Tafeln blieben ziemlich leer, und es hätte Noth gethan, der Freiherr hätte seine Knechte hinaus auf die Landstraßen und an die Zäune geschickt, um sie herein zu nöthigen, wenn er das von ein Liebhaber gewesen wäre.

Selbst der Herr von Fellberg kam nicht, sondern schrieb: „Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft, drum kann ich nicht kommen."

Der Baron rümpfte darüber freilich die Nase; aber was halfs? War doch seine zärtliche Waldteufel zugegen. Sie brachte ihm ein artiges Vermögen in klingender Münze zu, wie viel es aber gewe-

sen seyn mag, hab' ich bey aller angewandten Mühe nicht erfahren können.

Nach der Hochzeit machte man sogleich Anstalt, das alte Schloß in einen bessern Stand zu versetzen. Daß das viel Geld kostete, sah Margarethe zwar ein, allein es mußte und sollte gebauet werden, wenn man nicht den Einsturz des ganzen Raubnestes je eher je lieber befürchten wollte. Sie zog ihren Mann auf die Seite, um mit ihm die Baukosten zu überlegen. Der Baron sah sie an, und machte große Augen.

Baron. Ich weiß ja noch kein Wort, daß gebauet werden soll.

Margarethe. Aber ich. Und wenn ich sage, es soll gebauet werden, so muß es geschehen, von hinten zu!

Baron. Ey! meinetwegen von vorn, und in der mitten. Aber ich will nicht, ich —

Margarethe. Und es soll gebauet werden. Mit mir fangen sie nichts an,

mein Herr! ich bin von nun an gebietende Frau im Schlosse, und befehle, was ich will, nicht was sie wollen.

Baron. Gnädige Frau! sie —

Margarèthe. Gnädiger Herr! sie — Nun was solls? Ich merke, sie haben sich mit ihrer Gemahlin ein artiges Plänchen ausgedacht. Durch diesen Ring hab' ich ein Recht über sie, über ihren Verstand, und über ihr Herz erlangt. Sie sind mein Sklav, von hinten zu! und ich thue, was ich will.

Baron. (bitter) Was aber nicht wahr ist.

Margarethe. Ja! es ist wahr. Und damit sie sehen, daß ich mir nicht die Mühe nehme, mit einem solchen Krautjunker zu sprossen, so lasse ich noch heute die Zimmerleute und Maurer kommen, um andere Anstalten zu treffen.

Mit diesen Worten warf sie klirrend die Thüre zu. Der Baron sank halb wahnsinnig aufs Sopha nieder, und schlug

wüthend die Stirne. „Narr der ich war, das Murmelthier zu heyrathen! Esel ohne gleichen! Thor ohne Rahmen! ach! ich wollte, daß ich den Futtersack und den Stutzbock auf Millionen Bischen zerprügeln könnte. Wo ist dein Ansehen, deine Gewalt hin, Schaafkopf? Ein Gelächter deiner Domestiken bist du geworden. Indessen sie im ganzen Schlosse umher läuft, und Befehle giebt, sitzest du hier auf dem Sopha, und knirrst mit den Zähnen, wie ein Missethäter, der in die Stangen seines Käfigs beißt. Aber — auf Schaafkopf! ermanne dich. Zeige ihr, daß du aus edlem Blute entsprossen bist, was aber nicht wahr ist! Zeige ihr, daß —

Margarethe trat herein. Er sank aufs Sopha zurück.

„Ich hörte sprechen, sagte Margarethe, und komme, um nachzusehen, mit wem sie sich unterhalten? Aber das Zimmer ist leer —

So ist es! erwiederte der Baron kalt.

„Mithin unterhielten sie sich gewiß mit der Würde, oder mit ihren Ahnen?“

Mit den letztern.

„Darf man nicht wissen, was sie mit ihnen gesprochen haben? von hinten zu.“

Ich klagte ihnen meine Noth.

„Hm! — und, sollt ich errathen“—

„Ich klagte ihnen eben, daß man manches bedauern müßte. Ich hätte den dummsten Streich gemacht, als ich sie heyrathete.“

„Allerliebst. Dafür muß ich ihnen einen Kuß geben.

Margarethe umarmte ihren Gatten auf das liebreichste, und indem sie ihn küßte, trat Herr von Stutzbock herein.

„Das freuet mich! rief Stutzbock, wenn Eheleute auf so einem Fuße mit einander stehen. Kinder! ihr macht mir das Maul wäßrig. Wenn ich so könnte, wie ich wollte, hohl' mich der Teu-

sel! ich nehme mir heute noch eine Frau.“

Nur nicht nach meinem Modelle, rief Baron Schaafkopf! sonst kömmst du in die Pilze.

Stutzbock. So?

Margarethe. Herr Gemahl sie sind ein Grobian, von hinten zu! (ihm eine Ohrfeige gebend) Ein andermal mehr.

Sie gieng, und warf die Thür zu.

Baron. (ihr nachrufend) Was aber nicht wahr ist!

Stutzbock. Ey! ey!

Baron. Ach! Freund!

Stutzbock. Die schlägt sehr verliebt zu, merk ich.

Baron. Ich wollte, daß ich an dem Tage, als ich den tollen Einfall hatte, mich in das Schlaraffengesicht zu verlieben, den Hals gebrochen hätte. Wenn das so fort geht, so lieg' ich in vierzehn Tagen drey Ellen unter der Erde.

Stutzbock. Aber sag mir nur —

Baron. Alles tadelt sie, alles verwirft sie. Mit einem Worte — das ganze Schloß hat sie so unter der Fuchtel, als wenn sie 's hingesetzt hätte. Und — mich behandelt sie wie einen alten Kalender, den man mit dem Ende des Jahres in den Winkel wirft.

Stutzbock spannte die Saiten seiner Beredtsamkeit auf, und sprach ihm Muth ein. Schaafkopf harrte auf bessere Zeiten, allein keiner seiner Wünsche ward erfüllt, der Magen seiner Hoffnungen blieb leer, er sah jeden Tag so enden, als er begonnen hatte, und, um die Schläge des Schicksals mit Kaltsinn zu ertragen, waffnete er sich mit Geduld.

Die Maurer und Zimmerleute hatten schon ziemliche Fortschritte gemacht, und waren eben im Begriff, den vordern Flügel des Schlosses, in welchem das hochadliche Paar wohnte, in die Kur zu nehmen, als eines Abends, da Martin die Tafel servirte, die Klingel im Gemach der

gnädigen Frau ungewöhnlich ſtark lautete. Martin ſetzte ſchnell die Teller hin, und lief, als ob ihm der Kopf brannte.

„Gnädige Frau? —

Nun ihr Schlingel, wo ſteckt ihr denn? Iſt das eine Bedienung?

„Ich war ſo eben mit der Abendtafel beſchäftiget.

Wer iſt Herr der Abendtafel? Ich. Wenn ich klingle, ſo fliegt ihr herbey, und dann muß alles warten, was da warten kann. Verſtanden, von hinten zu?

„Ja! gnädige Frau.

Ruf mir den Baron.

Martin flog zurück ins Zimmer, wo der Baron Fliegen todt ſchlug, und annoncirte die Ordre.

„Daß dich alle Wetter? knurrte er, mit dem Finger ſchnippend, und gieng, dem Befehle ſeiner Gebieterin zu gehorchen."

„Vor allen Dingen, rief Margarethe ihrem Gemahle zu, schließen sie die Thüre zu.“

Baron. (gehorcht) Es ist geschehen.

Margarethe. (sich aufs Sopha werfend) Und nun thun sie ihre Pflicht. Wir werfen den Vorhang drüber.

Sobald dies geschehen war, umarmte die schöne Schaafkopf ihren Herzallerliebsten, und hub folgendermaßen zu sprechen an:

„Sie haben schon lange auf Reisen gehen wollen, mein Schatz. Ich erfülle ihren Wunsch, damit sie sehen, wie sehr ich sie liebe.“

— Aber die Suppe wird kalt, entgegnete der Baron.

„So mag sie kalt werden. — Wir sind jetzt beynahe genöthiget, das, was wir uns vorsetzten zu thun, denn die Bauleute werden morgen den rechten Flü-

gel anfangen, in welchem wir wohnen. Wo sollen wir hinziehen? Das beste also, was wir thun könnten, wäre, daß wir ein paar Monate nach Muldau in die Residenz reisten.

— Je nun, wenns denn so seyn soll, so muß ich mirs freilich gefallen lassen.

„Ich habe von hinten zu! alles besorgt. Wir nehmen den Martin, und Klaren mit. Die letztere brauch ich sehr nothwendig. Einen Bedienten aber können wir uns in Muldau nehmen.

— Was aber nicht wahr ist.

„Ich habe zweytausend, dreyhundert Thaler in der Schatulle. Das ist alles, was wir mitnehmen können. Das übrige baare Geld hab ich für den Bau bestimmt.

Dabey bleibts. Man machte Anstalten, den dritten Morgen darauf aus Wurstfeld auszufahren, um bey guter Zeit in Muldau einzutreffen. Margarethe hatte in der Residenz eine Schulfreun-

din, mit der sie aufgewachsen war. Ihr Mann war Obrister und Invalid, sie selbst eine Bethschwester. Die Baronin schrieb in aller Eil an sie, um sie zu ihrem Vorhaben vorzubereiten. Frau von Rohrbach, so nannte sie sich, war ehedem ein bildschönes Mädchen, und eine lustige Frau gewesen, allein ihre Verhältnisse wurden am Ende ihrer Sommertage so eingeschränkt, daß sie auf den abentheuerlichen Gedanken fiel, eine Bethschwester zu werden. Margarethe schrieb folgendes Billet an sie;

„Lüwes Jötgen! Schon näilig hab ich dir gemelted, das ich dän Hörn von Saafkopf gehäuraded hab, unt das ich 'ne rägt gligliche Ehe müd ihm fire. Da wür izo pauen lasen, so mösen wir unsre Zümer räumen, unt daher ist uns där Einfall gekommen, tich in der Rösetenz zu pesugen. Erwarde uns also lenchstens künftigen Tünsoag. Büle Emfähle

von mäunen Gämale. Dänne tich lü, pende

Margarede, Freim von Saafkopf.

Wurſtfeld, den 11. Auguſt 1792.

Die Frau Obriſten wunderte ſich gewaltig, als ſie dieſen Brief erhielt. Sie lief ſogleich damit zum Obriſten, der in ſeinem Kabinettchen ſaß, und in Nikolais Anekdoten Friedrich II. blätterte. „Es iſt mir recht fatal, rief ſie, daß ich mich noch mit ſolchen Weltkindern beſchäftigen ſoll. Da hab ich einen Brief von der Baronin erhalten. Lies nun ſelbſt, was ſie ſchreibt.“

Der Obriſte war ein alter Deutſcher, und nach dem Schnitte der Vorzeit geformt, nicht mürriſch, nicht ſatyriſch über das Neue, aber er war auch kein Achſelträger. Die Thorheiten ſeiner Frau ertrug er mit eiſerner Geduld, denn er ſah mit ſeiner geſunden, reinen Vernunft ein,

daß er sie nicht bessern würde. „Ich will lieber, pflegte er bisweilen zu sagen, einen Mohren weiß waschen, als eine Betschwester zur Vernunft zurück führen. Gellert tastete die Sünden der Menschen im allgemeinen an, aber die Sünden einer Betschwester verfolgte er bis ins innerste Detail."

„Je nun, sagte der Obriste, laß sie nur kommen. Hier werden sie nicht ewig bleiben."

Aber bedenke nur, wenn sie kommen, was daraus für mich entstehen soll? Gesetzt, sie bleiben nur einen Tag da, so behelliget mich das. Meine Betstunden kommen in Unordnung, ich werde gestöhrt, — ach! Gott wie soll das werden. Höre, Mann! ich wills ihnen lieber abschreiben.

„Weißt du nicht? wen Gott lieb hat, den züchtiget er?

Ach! ja! du hast Recht, Männchen. Der christlichen Geduld wegen darf ichs ihr

nen nicht abschreiben. Ja! ja! sie sollen kommen.

„Ferner: Segnet die euch fluchen, u. s. w.

Je! ja doch, ja doch! Ich wills ihnen nicht abschreiben. Ich will schon sehen, wie ich mein Gebet verrichte, wenn sie da sitzen. Noch eins, lieber Mann! Da sind ich eben in der Zeitung, daß bey dem Buchhändler ein neues Erbauungsbuch erschienen ist. Willst du es mir wohl holen lassen? Es soll sehr schön seyn.

„Wer sagt denn das?

Der Buchhändler.

„Den darfst du nicht allemal glauben. Weißt du den Satz nicht? Ein jeder Kaufmann lobt seine Waare?

Ach! die bösen Menschen. Ja! Mann, es sind abscheuliche Zeiten. — Jetzt will ich nun gehen, und den Brief schreiben. Dann will ich zu Tische klingeln lassen. Höre, Männchen! ich werde dich heute mit einem Gepäcke von mei-

ner Erfindung bey Tiſche überraſchen. Ich habe eine Brezel backen laſſen, die gerade ſo geſtaltet iſt, als der Schächer am Kreuze."

„Großer Gott! rief der Obriſt, die Hände faltend, als er allein war, wie kann ein Weib, wie dieſe war, auf ſolche Dinge fallen."

Der Bothe brachte Margarethen folgenden Brief zurück:

„Liebe Margarethe. Ich freue mich auf deine Ankunft, ſehr, denn ich liebe dich als eine durch das Verdienſt Jeſu erkaufte Chriſtin, auch wenn du nicht meine Kammerädin geweſen wäreſt. Mein lieber Mann ſehnt ſich nach deiner Umarmung, wie ein Hirte ſich freuet, der ein verlohrnes Schaaf vom Hauſe Iſrael wieder gefunden hat. Komm, und eile in die Arme deiner Freundin."

Margarethe ſchüttelte über die Heiligkeit dieſer Einladung ſehr bedenklich den Kopf, und wuſte anfangs nicht, was ſie von ihrer Freundin denken ſollte. Mit dem Briefe in der Hand, eilte ſie zu ihrem Gemahl in den Garten, der an einer Weinhecke ſtand, und mit ſtiller Aufmerkſamkeit die Trauben betrachtete.

„Da hab' ich ſo eben einen Brief aus der Reſidenz erhalten, rief die Baronin, wir können nun abfahren, wenns ihnen beliebt. Meiner Rechnung nach, kann das ſchon morgen geſchehen."

Baron. Sagen ſie's dem Kutſcher.

„Ich dächte, das wäre ihre Sache, Herr Gemahl! Am Ende werden ſie mich wohl noch in ihre Ställe ſchicken wollen, von hinten zu.

Der Baron muſte alſo ſelbſt Anſtalt treffen. Martin hörte die Abfarth mit grämlichem Geſicht an. Er ſollte ſein Liebchen in Stiche laſſen, das wurmte ihm nicht wenig. Endlich mußt' er ſich

doch zufrieden geben. Margarethe nahm zwei Kammerfrauen in ihren Sold, die sie auf vier Monate düngte, denn so lange sollte ihr Aufenthalt in der Stadt dauern. Zwei Kisten mit Kleidern, und eine mäßige Schatulle mit Geld, ward auf den Wagen gepackt, ein anderer mit den Kammerfrauen folgte diesem, und so gings den dritten Julius früh Morgens um 8 Uhr die Reise nach Muldau.

Die Isabellen des Barons flogen im gestreckten Schritt, und kein Abendtheuer ließ sich blicken, das etwa den Rädern in die Speichen gefallen wäre. Gegen den Mittag fuhr Martin in ein reinliches Dörfchen ein. Am Eingange des Schlages stand der Schulmeister mit einem großen Tubus in der Hand, um die Sterne zu besehen. Dem Baron fiel dies Instrument auf, und machte seine Gemahlin darauf aufmerksam. Er ermahnte Martinen, den Mann um die Ursache

seines Hierseyns zu befragen, und die Isabellen standen.

Martin. Holla he!

Schulmeister. Was giebts?

Martin. Meine gnädige Herrschaft will wissen, was er da in der Hand hat.

Schulmeister. (lächelnd). Ha ha! hier kommts auf die Frage an: Wer ist seine Herrschaft?

Martin. Der Freiherr von Schaafkopf. Er sitzt da drinnen in der Kutsche.

Schulmeister. Ha ha! — Nun so sag' er denn seinem Herrn, daß das Ding, was ich da in der Hand habe, ein Instrument ist, durch welches ich in den Himmel blicke, um dort die Grafen und Edelleute in Elisium zu besehen.

Baron. Alle Hagel! das muß ich sehen. He — Schulmeister.

Der Schulmeister, der den Baron schon von weiten kannte, schlug sich links um die Ecke des Dorfes, und verschwand in dem Gebüsche.

Margarethe sprach sich heischer, um den Baron zu berubizen, aber da war Hopfen und Malz verlohren. Er wollte durchaus das Instrument besitzen, und da Martin hier im Dorfe seine Pferde vorlegen wollte, so bat er diesen himmelhoch, er möchte ihm den Schulmeister herbeischaffen. Sie fuhren jetzt vors Wirthshaus, und die Wirthin, eine sehr kleine, aber eben so gesprächige Frau schob ihr Kappfensterchen auf, um die Einkehrenden zu beschnarchen. Sobald sie die beiden adeliche Maschinen hervorkuken sah, sprang sie schnell hinaus, und öfnete den Kutschenschlag.

Der Baron nahm eine sehr ernsthafte Miene an, als die Wirthin ihre Stimme erhob, und Margarethe steckte sich dichter in ihre Kapuze, um vornehmer zu scheinen, als sie wirklich war. Da kein Theil ein Wort sprach, und sich geduldig ins Zimmer bekomplimentiren ließ, so entbrannte die Neugierde der Wirthin,

die Abkunft und den Rang ihrer Gäste zu erfahren, so heftig, daß sie den Martin auf die Seite zog, um sich ein bischen zu erkundigen. Martin war weniger aufs Maul gefallen.

„Ist der Baron von Schaafkopf, und seine Gemahlin, sagte Martin, wir kommen von unserm Gute, und fahren nach Muldau.

Wirthin. Der Herr wird dort gewiß angestellt.

„Nee wir reisen nur zur Lust.

Wirthin. Ihr seyd wohl sehr reich?

„O, ja! grausam reich. Wir messen das Geld mit Scheffeln.

Wirthin. Ei!

„Unsere Stuben sind alle mit Silber ausgelegt, und unsere Geschirre sind von Gold.

„Lüg' du und der Teufel dachte die kopfschüttelnde Wirthin und führte die Herrschaften in ein oberes, besseres Gemach. Die Dorfküche war freilich sehr

ht bestellt, dennoch ließen sichs un-
Gäste recht wohl schmecken. Man
nur Landwein, der die Lippen und
nen bis ins X* erzog, so sauer war
und doch meinte Frau von Schaaf-
es sey ächter Champagner. Aus
guten Appetite, den die Wirthin
ächelnder Miene unten in der Stu-
kritisirte, ließ sichs schließen, daß
ch von dem Reichthum ihrer Gäste
keinen sonderlichen Begriff machte.
ndessen war Martin in der Schul-
rei gewesen, um den Tubus-Mann
n Gasthof zu laden, allein die Frau
agisterin meinte, daß dies nicht
ch sey, weil ihr Mann vor dem
o nicht zurückkäme. Der Baron
lte die Stirne, als er Martins Rap-
hörte, und kratzte sich hinter den
n: „Alle Hagel, sagten Ew. Gna-
da geht mir was grosses verlohren!
den Mann sprechen, wenn ich n'
ieder zurückkomme. Oder — sollte

es denn nicht auch solche Dinge in der Residenz geben? Muß's welche dort geben.

Um zwei Uhr fuhr man wieder aus. Zwar ward die Wirthin redlich bezahlt, allein die Aufwärter des Gasthofs musten alle mit einer langen Nase abziehen. S'ist ein filziger Kauz, der Baron Schaafkopf, murrte der Wirth in den Bart. Mit mag er nicht wieder kommen.

Am andern Morgen fuhren unsere Herrschaften in die Thore von Muldau ein. Der Baron war noch niemals hier gewesen. Seine Neugirde blieb also an mancherlei Dingen hängen, die seinen Augen vorüber schwebten. Margarethe ward mit Millionen Fragen bestürmt, von denen sie kaum Hundert beantwortete. Dies verdroß unsern Helden, und er machte sich nun eigene Erklärungen. An dem äußern Thore stand eine Plumpe von Stein. Der Baron wuste sich diese Erscheinung eben so wenig zu erklären, als

die Vorhergehenden. Mit dem halben Körper lehnte er sich zur Kutsche heraus, und wenn ihm die Gestrenge nicht an den Zipfel des Kleides fest gehalten hätte, so wär' er gewiß aus dem Wagen gepurzelt.

„Nun was haben sie denn schon wieder zu sehen?" rief Margarethe.

Baron. Sehen sie nur da? Man sollte nicht glauben, daß die Leute in der Stadt so verschwenderisch wären. Haben da meiner Six! einen Galgen hingebaut, der oben und unten vergoldet ist.

Margarethe sah die Plumpe vor sich stehen, und lachte.

„Wie? einen Galgen? — Herr Gemahl! sie wären werth, daß man sie dran hienge." Und nun erklärte sie ihm den neumodischen Galgen.

Die Plumpe war von Steinen die mit rothen, hellvergoldeten Punkten verziert waren, und da oben ein langes Armholz über die Oefnung lief, so glaubte der Baron, das Ganze stelle — einen Galgen vor.

Die Kutsche hielt nun vor der Pforte. Man zog den Schlagbaum herab. Der Thorschreiber war ein alter, grauer Mann, der Baum aber war noch älter. Das sah man aus einer sehr unglücklichen Vorbedeutung des schaafkopfischen Schicksals in Muldau. Denn als die Wache den Schlagbaum niederlassen wollte, brach der Schwungnagel, den dieser Querstrich die Polizey im Gleichgewicht hielt, und die ganze Last des Baums fiel seitwärts auf die Kutsche, daß der Deckel in Trümmern flog.

„Jesus Maria! schrie die Baronin. Ich bin des Todes!"

„Ach! hilf heiliger Jonas! ackompagnirte der Freiherr darauf. Mein Bein."

Alles was zwei gesunde Beine hatte, fuhr stürmend aus der Wachtstube, und dem Zimmer des Thorschreibers. Der Baum hatte einen unersetzlichen Schaden angerichtet, denn ein eisernes Band, das unter der ledernen Decke der Kutsche hin-

lef, um die Seiten mit dem Oberleder
eſtzuhalten, hatte ſich abgelöſt, und mit
er Spitze die hochfreiherrliche Naſe der
geſtrengen Baronin totaliter verletzt. Sie
atte das Eiſen im währenden Fluge ab-
uſchleudern geſucht. In dieſer Arbeit
errückte ſie ihre Lage um ein großes.
hre Füße zogen ſich in die Höhe, und
a unten über den Flaſchenfutter ein mä-
iger Kaſten ſtund, der auf einer Seiten-
eiſte ruhete, ſo ſtieß die Baronin mit
hren Fuße dermaßen an dieſe Laſt, daß
e aus ihrem Ruhepunkt gleiteten, und
em Baron wie ein Centner aufs Schien-
ein fiel.

Das größte Unglück dabey war, daß
an die hohen Herrſchaften dem Gewicht
es Balkens nicht entziehen konnte.

Zwei Mann der Wache eilten an den
Wagen, und holten den Thorſchreiber
nd ſeine Frau, um den Unglücklichen
eizuſtehen.

„Sind sie verwundet?“ rief ein handfester Grenadier.

Margarethe. Ach ja wohl! — das kostet mir das Leben.

Baron. Und mich bringt der Unfall zwei Jahr eher dem Grabe zu.

Grenadier. Na frisch angegriffen! Kammerad, wenn wir nur erst den Balken h'runter haben. Dies glückte ihnen endlich. Die Kutsche war all' ihrer Last entbunden, aber die hochfreiherrliche Nase blutete heftig. Die Grenadier fragten abermals fast in einem Tone: Ob Ew. Gnaden einen Schaden genommen hätten?

Margarethe. Ja! wohl von hinten zu!

Der Grenadier fuhr, wie ein Windsbraus in die Kutsche und legte die Gestrenge über sein rechtes Knie, um hinten das 'Mirakulum in Augenschein zu nehmen.

Margarrthe. Ach er tödtet mich!

Grenadier. Aber man muß doch dem Schaden noch spühren?

Margarethe. O! weh, o weh!

Grenadier. Freilich wenn man ein Unglück nimmt, so thut es weh.

Margarethe. Was will er aber? Laß er mich doch nur loß, von hinten zu.

Grenadier. Nu da sitzt ja eben der Schaden.

Baron. Ach! was aber nicht wahr ist.

Grenadier. Nicht? — Nun was klagt sie denn da, Matztasche?

Der Grenadier stieg mit finsterm Blick aus dem Wagen, und rief dem Thorschreiber zu, er sollte die Leute ein bisgen examiniren, sie schienen nicht richtig im Kopfe zu seyn.

Margarethe. Je er Grobian.

Grenadier. Haha! nur Geduld. Sie soll bald anders pfeifen lernen. Denkt die Madam, ich bin ihr Narr?

Margarethe. Ach! über das Pöbelvolk. Sollte man da nicht in zwanzig Ohnmachten fallen?

Thorschreiber. Das thun Sie nachher. Itzt beantworten Sie mir eine Frage.

Grenadier. Fast schreiet sie, ach! ich bin verwundet, ich bin zerschellt von hinten zu, und nun will er das wieder nicht Wort haben. Die Leute sind am lebendigen Leibe toll.

Der Thorschreiber stieg auf die Kutschentreppe, und benutzte den Bleistift, um die Nahmen und Würden der Fremden ins Pergamenttäfelchen zu tragen.

Margarethe. Ich bin die Baronin von Schaafkopf, und —

Thorschreiber. (schreibend) Und lächelnd, Schaaf —

Margarethe. (unwillig) Kopf.

Thorschreiber.. Kopf, und —

Margarethe. Und aus Wurstfeld, welches mein Guth ist.

Thorſchreiber. (ſchreibend) Gut. Und der da —

Margarethe. Der Herr da ſind mein Gemahl.

Thorſchreiber. Aha! — die Echarge —

Baron. Bin ein Edelmann —

Thorſchreiber. Das hab ich ſchon gehört —

Margarethe. Und Beſitzer dreier Rittergüter —

Baron. Was aber nicht wahr iſt.

Thorſchreiber. (die Brille aufſteckend, und ihn anſehend) wie? — Gnädige Frau, ſie haben mich alſo zu belügen geruhet.

Margarethe. Nein, nicht im geringſten. Mein Gemahl haben ſich eine Redensart angewöhnt, daß —

Thorſchreiber. (lächelnd) Aha! verſteh ſie all' ſchon. Alſo (ſchreibend) Beſitzer dreier Rittergüter (fragend) Ja? —

Margarethe. Muldaniſchen.

Thorschreiber. So, so, also Landeskinder (schreibend) in Muldanischen. (lachend) Hm! was aber nicht wahr ist! Werden Sie hier bleiben?

Baron. Vier Monate.

Margarethe. Von hinten zu?

Thorschreiber. Da wohnen Sie gewiß?

Margarethe. Wir? — Wir wohnen bey dem Obristen von —

Thorschreiber. Mag das weiter nicht wissen. Sie wohnen in der Bodaslinenstraße, die man schlecht weg von hinten zu nennt. Versteh all'.

Margarethe. Wie ich höre, haben sie mich mißverstanden. Das „von hinten zu, ist auch nur eine Redensart.

„Je! potz Redensart Redensart und der Teufel! murmelte der Thorschreiber, indem er seine Schreibtafel wieder in die Tasche steckte. Ich glaube am Ende die beiden Menschen sind auch ein paar Redensarten. Man wird nur nicht klug

aus den Leuten. (laut) Fahren Sie in Gottes Nahmen. Der Wagen rollte fort.

Ehe sie noch nach Muldau kamen, bestorte sich der Himmel mit schwarzen Regenwolken. Als sie ietzt aus den Thor fuhren, regnete es ziemlich dicht nieder. Die Gestrenge ärgerte sich darüber nicht wenig, denn die Tropfen fielen durch das zerrissene—Leder der Kutsche so hart auf die freiherrliche Nase, daß ein rother Tropfen nach dem andern auf das seidne Busentuch herniederrieselte. Sie rief Martin mit gebietender Stimme zu, er möchte die Pferde rasch antreiben, damit er sie recht bald in den Hafen der Ruhe einseegeln könnte, und dieß geschah. Die Gaule flogen über das Steinpflaster dahin, als wenn sie das Ende der Welt erreichen wollten, der Wagen rollte nach. Aber welch ein Unglück. Schon sahen sie das Haus des Obersten vor sich liegen, schon

winkte ihnen die Betschwester aus ihren Stübchen freundlich entgegen, was sonst ihre Sache nicht war. (Allein das mal galt es eine Ausnahme, denn da sie die schönen reich bepanzerten Isabellen erblickte, so schloß sie auch ziemlich natürlich auf den Reichthum ihrer Besitzer) und — in einem Nu sprang die Deichsel aus ihren Ketten, die Gaule flogen damit wiehernd durch die Straße, und, als die Kutsche oben über einen Eckstein rollte, so verlor sie das Gleichgewicht, und Herr und Frau von Schaafkopf flogen aus dem Wagen gegen eine Marktbude, daß die Röcke hoch in die Höhe flatterten. Da lag das sonst schöne Fräulein Margarethe in iuris naturalibus. So gefährlich die Situation war, so trug die Scene dennoch so viel Lächerliches, daß sie eine Menge Zuschauer herbey zog, die nicht wenig lachten. Wäre der Autor des Anthypochondriakus hier gewesen, er hätte (ich wette tausend um eins) über diese

Attitüde eine eignen Portion ausgearbeitet. Ich, als der Autor dieser wahrhaften Geschichte, stelle mir diese Form so ächt seltsam, und komisch-tragisch vor, daß ich sie schon in Kupfer gestochen, begucken möchte. Ich bat daher meinen Herrn Verleger, einen mannhaften und ehrwürdigen Meister der Buchhändlerzunft, daß er den Grabstichel eines Chodowiecky oder Jury damit verewigen möchte, allein er replizirte mir schnell und kurz, daß die Zeiten und die Milderung der Sitten so etwas nicht gut zuließen. Und da er ein großer Freund von Pulver und Bley ist (denn er schlendert gar zu gern auf die Jagd, um den Haasen eins hinter die Ohren zu versetzen,) so gab er mir den Vorschlag, lieber ein Speer stechen zu lassen, worauf brav geschossen wurde, dies ist denn auch geschehen. Wie es geschehen konnte, darüber werd ich mich weiter unten erklären.

Der Baron lag wie der Siebenschläfer in der nächsten Pfütze, und rührte kein Glied. Martin stand ängstlich an Wagen, und sah, wo sie flogen. Die Pferde liefen durch zwey lange Straßen, und rissen sechs Kinder um, die, ohne eine kleine Kontusion am Kopfe so ziemlich gut wegkamen. Der Baron mußte in der Folge 30 Thlr. Schmerzengeld bezahlen. Aus diesem Vermögen zu zahlen, sehen meine Leser zugleich, daß er nicht auf immer in der Pfütze liegen blieb, sondern wieder ins Leben erwachte. Die Betschwester hatte das gräßliche Unglück mit angesehen. Sie warf den Kubach, Arndts wahres Christenthum, Mudrigs Betglöcklein, die Himmelsleiter, und mehr dergleichen Seelenschmäuße, welches die Frommen und Gläubigen, ihre andächtigen Herzen zu füttern pflegen, von Tische und rannte wie besessen ins Gewehrzimmer des Obersten, um ihn zur Rettung herbey zu rufen.

Der Oberste flog wie ein Pfeil herbey, und trug die theure Margarethe in sein Haus. Jetzt lag sie wirklich in der schönsten Ohnmacht, die sie sonst so oft blos erheuchelte. Der Baron ward bald auch nachgeholt, und ehe noch zwey Stunden ins Land strichen, waren sie wieder ganz hergestellt.

„Nun das ist mir recht lieb, sagte die Betschwester, daß sie nur keinen Schaden genommen haben. Denn sonst wär' ihnen die Reise ziemlich theuer angerechnet worden.

Ja! wohl, erwiederte die Baronin

„Mir thut der Kopf gewaltig weh — und das Schienbein — entgegnete der Freiherr.

Sein sie froh, versetzte der gutherzige Obriste, daß sie so davon gekommen sind. Es ist kein Spaß, wenn man so ohne Trompeten und Pauken aus der Kutsche gegen die Wand fliegt.

„Aber meine Nase, fuhr die Freyin fort. Sehen sie nur n'mal her, Herr Obrister, das Nasenbein muß entzwey seyn.

Der Obriste untersuchte, und die Obristen gieng in ihr geheimes Apothekgen, um ungrisches Pflaster und Spiritus herbey zu schaffen, die Nase war ziemlich hart beschellert, allein dennoch hat es nicht viel zu bedeuten. Wider ihren Willen mußte es dennoch die Baronin zulassen, daß die Obristen die Nase mit einem großen schwarzen Pflaster bezog, daß sie darin ziemlich possirlich aussah, kann man sich leicht denken.

„Nun ich freue mich, fuhr die Obristen abermals fort, daß sie keinen Arm, oder ein Bein gebrochen haben, das wäre schlimmer als schlimm. Ich glaube, sie haben das meinem Gebete zu danken. Ich las, ehe sie noch gefahren kamen, aber eine Stelle in der Schrift, wo Kain seinen Bruder Abel todt schlägt. Da betete ich denn so in —

Ach! Mann! sagte der Obriſte, jetzt laß Abeln Abel, und Kain Kain seyn. Deine Gebetbücher gehören iezt nicht in unsern Kram.

„Ja leider! weiß ich, daß du nicht viel von Gottes Wort hältst. Aber es wird dir noch zu Hause und zu Hofe kommen, du Gottes- und Ehrvergessener Mann du, du!

Brumme nur, ich weiß schon, du meinst es so gar böse nicht mit mir.

Man setzte sich zu Tische. Die Tafel war ziemlich kärglich eingerichtet, und der Gerichte nur zwey. Sie bestanden in einem Teige, mit jungen Tauben durchspickt. Den die Frau Obriſten die Leiter Jakobs nannte. Der Obriſte lachte, und meinte, er sehe hier auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit jener Jakobsleiter.

Die Unterhaltung war eben so einförmig, als die Speisen. Unermüdet schien

die Obriſten in Betrachtung geiſtlicher Dinge zu ſeyn. Sie ſprach von den letzten Zeiten, von der Sulamith, von dem Berge Zion, von den linken Schächer, und endlich von den Predigern und den Kirchen in Muldau. Ihr Beichtvater füllte die übrigen Pauſen aus. Margarethe ekelte endlich vor dieſer loſen Speiſe, ſie ſpann ein anderes Geſpräch an, und dazu ließ ſich der Obriſte ſogleich willig finden. Das war denn nun freilich der Betſchweſter nicht gelegen. Um ihre Augen auszuſprudeln, ſchlich ſie ſich aus dem Zimmer, und verſchloß ſich, alle nur mögliche Flüche gegen die Gotteslängner (für die ſie unſre Pläne im engſten Sinne des Worts hielt,) ausſtoßend, in ihr geheimes Betgemach.

Margarethe vermißte ſie nicht. Sie frug den Obriſten um die Vertheilung ſeiner Zeit, ſie frug beynahe ängſtlich nach den vornehmſten Luſtbarkeiten der Stadt, nach den Konzerten, nach den Schauſpie-

len, nach den Kardinal's Promenaden von Muldau, und der Oberste beantwortete die Summe ihrer Fragen mit aller Zufriedenheit.

Von diesen Gesprächen schwang sich die Konversation bald auf eine andere Materie. Man nahm das eheliche Leben, welches zwischen dem Obristen und seiner Frau obwaltete, zum Vorwurf. — Ach! sagte der ehrliche Mann, ich würde meine Tage weit glücklicher verleben können, wenn nicht meine Frau die kleinsten meiner Wünsche mit der Scheere der Bigotterie zu beschneiden pflegte. Alles, was nicht nach den Kubach riecht, ist in ihren Augen ein Greuel, und mehr als einmal des Tages spricht sie über meine unsterbliche Seele das Anathema aus. Sie hätten das Weib kennen sollen, als ich sie heyrathete.

„Hab' sie ja wohl gekannt, entgegnete Margarethe. Sie war ein Mädchen zum

Entzücken, jung, schön, belesen, voller Welt —

Und das alles ist rein aus. Sie hängt seit zwölf Jahren mit Leib und Seele an einer andächtigen Empfindeley, die die schönsten Farben ihres Geistes verunstaltet. Den ganzen Tag sitzt sie in ihrem Zimmer, und betet, und dann schreyt sie so laut, daß die Leute auf der Straße stehen bleiben.

„Es ist abscheulich, von hinten zu! doch mögte das alles noch gehen, wenn sie ihnen sonst nur nicht alle Freuden verbitterte. Sie werden wohl nur selten das Schauspiel, oder das Konzert besuchen dürfen.

Je nun, gnädige Frau! wenn ich das auch wollte, so könnt ich es aus Finanzgründen nicht. Ich bin arm, und lebe von meiner Pension. Einige Wohlthaten —

Die Baronin rümpfte die Nase, und unterbrach ihn. „Ei! lieber Obriste, sags

te sie aufstehend, da wäre es Sünd und Schande, wenn wir sie mit unserm Besuche länger behelligten."

Der Obriste, sonst ein sehr artiger Weltmann, wollte dagegen Einwendungen machen, und ihren Entschluß, ein öffentliches Haus in Muldau zu beziehen, von Grund aus zerstöhren, allein Margarethe blieb bey ihrem Vorsatze und miethete noch an diesem Tage das Palais de Mousdrine, in welchem die erste Etage leer stand. Der Obriste erhielt den Auftrag, sie täglich zweymal zu besuchen und ihren Cicerone zu machen. Der ehrliche Alte versprach das, und hielt Wort.

In ganz Muldau erschall bald das Gerücht, der Baron Schaafkopf sey aus Wurstfeld mit seiner Gemahlin hier angelangt, und logiere im Palais de Mousdrine. Doch wagt' es kein Cavalier ihm die Aufwartung zu machen, weil die Frey-

in keine Venus war. Dennoch machte der Baron gewaltiges Aufsehen. Denn sobald er zwey Tage hier war, gieng er nie ohne Begleitung von fünf ellenlangen Kerlen aus, die er seine Bedienung nannte. Einer von ihnen trug die Spitze seines Degens, ein anderer den Hut, der dritte einen Beutel mit Scheidemünze, der von jedem Bettler geöffnet ward, und die beiden letztern hatten auch Funktionen. Der Freiherr würde das nicht gethan haben, allein damals lebte in Muldau ein gewisser Graf von Stüber. Dieser hatte die seltsame Gewohnheit, einen solchen Aufzug zu beginnen, wenn er durch die Straßen gieng. Sobald der Baron das hörte, erwachte sein Neid, und sogleich wurde das Plänchen, sein Licht vor den Leuten leuchten zu lassen, nachgeahmt. Die Baronin behalf sich mit ihren Kammerweibern, und gieng allemal funfzig Schritt voraus. Man kann leicht denken, wie sehr dieser Zug den Ein-

wohnern zu Muldau auffallen mußte, denn Narren der Art hatte man noch niemals gesehen. Ihre Kleider strotzten von Gold und Silber, und sie ähnelten eher ein paar aus Stein gehauenen Figuren, zumal wenn sie still standen, als ein paar lebendigen Menschen.

Gegen Abend kam der Obriste.

„Meine Frau, begann er, als er in ihr Zimmer trat, hat es für Beleidigung aufgenommen, daß sie mein Haus ohne Abschied, und so schnell verlassen haben. Wie soll ich das nun wieder gut machen?"

Margarethe beruhigte ihn darüber, und lud ihn Abends zum Souper ein.

Sie. Was wird heute gespielt?

Er. Die Zauberflöte.

Sie. Ist das eine Oper?

Er. Ey wohl, und zwar eine von der seltnere Art. Mozart hat sie komponirt. Es ist ein Meisterstück, das seines Gleichen sucht.

Sie. Die muß ich sehen. (zu ihrem Gatten) Haben sie meinen Entschluß gehört?

Baron. Ja! — Bin neugierig, hab' noch keine Komödie gesehen. Muß gewiß recht schnakisch seyn.

Sie. Wollten sie uns wohl eine Loge lösen, Herr Obrister? Sie werden mich sehr verbinden. Hier sind zwey Dukaten.

Der Obriste gieng, und brachte die Billets. Kaum daß unsre Herrschaften die Stunde des Schauspiels erwarten konnten. Endlich brummte der Seiger auf der St. Magdalenenkirche sechs Uhr, und — Margarethe legte ihre Hand in des Obristen Arm. Der Vorplatz des Schauspielhauses war mit mancherley Subjekten besetzt, die durch Lorgnetten und mit gesunden Augen dies herannahende Kleeblatt beguckten. Der Baron fiel allen auf, noch weit mehr aber die Frau von Schaafkopf. Doch ließ man sie noch ziemlich gut durch, weil man

das alte ehrwürdige Haupt des Obriſten ehrte.

Sobald der Baron in die Loge trat, machte er ziemlich große Augen.

„Alle Hagel! ſagte er, das ſieht hier ja aus, wie in unſere Kirche in Wurſtfeld. Das ſind Chöre, und da unten ſind die Weiberſtühle.

Sie machen einen recht artigen Vergleich, verſetzte die Baronin! aber ſo ganz unrecht haben ſie nicht.

„Sagen Sie mir doch, Metchen! wird hier auch geſungen und gepredigt?

Geprediget wohl nicht, entgegnete ſie mit einem faſt lauten Gelächter, deſtomehr aber wird geſungen. (ernſt) Baron! fragen ſie mich nicht mehr ſo dumm!

Der Freiherr ärgerte ſich, daß er ſeiner Neugierde nicht mehr den Zügel konnte ſchießen laſſen, und unterdrückte ein paar Dutzend Fragen. Die Baronin unterhielt ſich mit dem Obriſten, und ſchlief

endlich darüber ein. Das war dem Herrn von Schaafkopf eben Recht, er fragte den Obriſten nun, ob denn die da unten alle mitſpielten?

O. Behüte Gott! das ſind lauter Zuſchauer, wie wir.

B. Haha! verſteh all! Schon recht! Die ſehen alle zu, wie ich. — Aber ſagen Sie mir, was iſt das für ein gemahltes Dings, das da runter bummelt?

O. Das iſt der Vorhang, der das Theater bedeckt.

B. Was iſt das für 'n Dings, das Triakel?

O. Das Theater, oder die Bühne —

B. Ach nee! Bühne heißt das Dings auch? Reelſch genug? Summats denn auch?

O. (lächelnd) Bisweilen. Das Theater alſo iſt ein weiter Raum, auf dem die Schauſpieler treten, um ihre Rolle zu ſpielen. Sobald es dahinten klingelt, fliegt der Vorhang in die Höhe, und das

Spiel nimmt seinen Anfang. Das Stück, das heute gegeben wird, ist eine Oper.

B. Oper? Was ist das wieder für 'n Dings?

O. Eine Oper ist ein Zweygespräch, d. h. es reden ein paar Personen mit einander, manchmal aber auch mehrere. S'ist gerade so, wie im Schauspiel, nur mit dem Unterschied, daß bisweilen ein paar Liederchen gesungen werden. Geschieht dieß, so akkompagnirt die Musik dazu.

B. So? Aber ich sehe ja keine Musik.

Eben stimmte das Orchester die Instrumente und der Baron ward aufmerksam.

O. Hören sie wohl? Da unten vor dem Vorhang sitzen die Herren, die man das Orchester nennt.

B. Ja ja! kenn' schon so e' Dings, ein Tornister.

O. Hören sie wohl, man gab eben das Zeichen zum Anfang. Jetzt wachte

auch die Baronin aus ihrem Schlummer auf, und spitzte die Ohren. Die Ouvertire begann, und der Baron verwandte kein Auge von der Scene. Alles war Ohr. Der Freiherr wollte einigemal seinem Entzücken Worte geben, denn eine Musik der Art war ihm noch niemals vorgekommen. Sein Erstaunen wuchs aber in einem sehr hohen Grade, als der Vorhang in die Höhe flog. Jetzt konnte er seine Zunge nicht länger zähmen.

„Alle Hagel! rief er laut, daß alle Köpfe im Parterr und in den Logen sich gegen ihn wandten — ist das nicht eine Schlange, als wär es ein Drache?

„Ruhe! Ruhe!" schrie alles, was einen Ohren hatte. Der Baron kroch beschämt zurück, und die Freiin, so ungeduldig sie war, die Narrheiten ihres Mannes auf frischer That zu bestrafen, mußte doch herzlich lachen. Der Obriste selbst bat ihn in etwas verweisenden Ausdrücken, daß er hier ruhig seyn, und das

Stück erst abwarten mögte, wenn er durchaus seine Anmerkungen zu machen gedächte. Die Baronin weidete sich an dem vortrefflichen Spiele der Aktrizen, noch mehr aber an der herrlichen Musik des Künstlers. Troz des Verbotes aus dem Parterre herauf, konnt' es der Baron dennoch nicht übers Herz bringen, bisweilen, besonders bey Papagenos Auftritten, in ein lautes Gelächter auszubrechen. Der Fürst von Muldau, der ihm gegenüber in der Loge saß, schüttelte einigemal den Kopf, und fixirte ihn durch die Lorgnette. Als es ihm aber zu arg ward, sandte er einen Kammerherrn hinüber, um sich näher nach dem Schreyer zu erkundigen. Der Kammerherr ließ sich die Loge öffnen, und, da er den Obristen erkannte, rief er diesen auf die Seite, um sich bey diesem zu erkundigen, wer der Ehrenmann sey?

Der Obriste sagte alles, was er von ihm wußte. „Da Ew. Durchlaucht ein

Freund der Narren sind, die es bei ihnen auf Belustigungen anlegen, so dürft ich diesen dem Herrn beynahe empfehlen. Es ist ein wunderlicher Kauz, und Ew. Durchlaucht würden tausend Spaß mit ihm haben." Der Kammerherr rapportirte dieß alles haarklein wieder. Der Fürst lachte schon über den seltsamen Nasmen, und befahl dem Kammerherrn augenblicklich, den Baron auf den morgenden Tag, nebst seiner Gemahlin zur Tafel zu laden."

Diesen ganzen Abend sprach der Freiherr von nichts, als von der Komödie. Nach einigen Verweisen, die ihm Margarethe, seines einfältigen Betragens wegen, gab, stimmte sie ebenfalls in den Bewunderungsseufz mit ein.

„Sagen Sie mir doch, Metchen! replicirte der Baron, wem gehört denn das Triakel?

Theater wollen sie sagen, versetzte Margarethe, dieß gehört so viel ich weiß, den Fürsten. Er ist Entrepreneur davon.

„So 'n Unterbeschöner möcht' ich auch seyn. Wollen in Wurstfeld auch 'n Triakel bauen lassen.

Das kann wohl geschehen, denn es bringt Ehre. Lassen Sie uns morgen mit dem Obristen davon sprechen.

Gegen Morgen kam der Obriste, und erzählte ihnen den Vorfall mit dem Kammerherrn.

„Alle Hagel! schrie der Baron, Ew. Durchlaucht wissen meinen Namen."

Margarethe. Das ist viel Gnade für uns.

Indem sie sich noch so mit einander besprachen, und das Glück herausstrichen, mit welchem sie das Schicksal beehrte, ließ sich der Kammerherr von Eisenstuck melden. Man nahm ihn ziemlich artig auf, und die Baronin trug ihm ein Glas Eckt entgegen.

„Ich beneide sie um ihr penetrantes Glück, lispelte der Kammerherr in einem quickenden Tone, Sie haben Ew. Durchlaucht Augen auf sich gezogen, und ich komme iezt, sie zur Tafel einzuladen.“

Margarethe fiel aus den Wolken, und der Freiherr stand am Tische mit offenem Munde. Der Kammerherr weidete sich an diesem Anblicke, und fuhr fort: „Sie können sich auch wirklich gratuliren, denn so penetrant ist noch kein Fremdling in ganz Muldau geehrt worden.

Als das Personale wieder zur Vernunft kam, dankte iedes für die Ehre in gemessenen Ausdrücken, der Kammerherr empfahl sich, und das Pärchen stellte sich um 3 Uhr auf dem Schlosse ein.

Man kann leicht denken, daß die Baronin allen nur ersinnlichen Putz aufwandte, um von Ew. Durchlaucht standesmäßig zu erscheinen. Auch der Freiherr ließ es an Pomp nicht fehlen.

Je näher sie aber dem Schlosse kamen, desto ängstlicher fiengen ihre Herzen an zu klopfen. Der Baronin war es nur um ihre Nase zu thun. Sie machte in dem Pflaster, das der Obriste fast bis über die Stirne hinaufgezogen hatte, eben keine sonderliche Figur. Jetzt standen sie an dem Schloßthor. Der Fürst stand oben auf dem Altane, und sah sie kommen. Er schlug ein helles Gelächter auf, als er die bepflasterte Nase der Baronin erblickte. Sie hörte das Gelächter, und sah den Fürsten, beides hielt sie für eine unerwartete Gnade. „Sehen sie nur, wie freundlich Ew. Durchlaucht aussehen, sagte sie zum Manne, wir werden gewiß honett aufgenommen. Wenn das meine Schwester in Fellberg erfahren wird, so seh' ich nicht hin. Sie berstet vor Neid, und vollends mein Schwager —

Ich dächte, wir grüßten Ew. Durchlaucht, versetzte der Baron.

„Ja wahrhaftig. So kann er zugleich sehen, daß ich tanzen gelernt habe.

Sie trat drei Schritte zurück, und machte einen Knix nach den andern. Der Fürst lachte, daß ihm der Bauch wackelte, und um die Szene noch lsbhafter zu machen, so warf er eine Kußhand nach der andern auf das liebe Pärchen herab.

Parblen! schrie die Baronin so heftig, daß das Pflaster auf der Nase sich verzog, ich glaube gar, Ew. Durchlaucht haben sich in mich verliebt?

Mit dieser Freude im Herzen gelangten sie an die Treppe. Ein Schwarm von Kammerdienern und Läufern, die von dem Fürsten bereits unterrichtet waren, umfloß die Eintretenden, hundert Zungen schnatterten auf sie zu, und Millionen Komplimente und Galanterien bestürmten die Freiin. Der Baron wußte sich kaum zu retten, und das Gesicht der Baronin, welches sie fast mit Schminke überladen hatte, weil dieß am Hofe gewöhnlich war,

glühete wie ein Backofen. Ehe sie noch die Antichambre erreichte, wischte sie sich einigemal mit der flachen Hand den Schweiß von der Stirne. Die Hand färbte sich, und das Gesicht sah aus, wie eine Landkarte. Ueberdieß hatte sich noch das Pflaster verschoben, und ein großer Fetzen davon hieng quer über den Mund herab. In der Angst ihres Herzens merkte sie das nicht, sie trat also in diesem Schmucke ins Gemach des Fürsten, den eine Menge Hofdamen und Kammerherrn umgaben. Als der Fürst die Baronin erblickte, verstärkte sich das Gelächter, einige davon fielen vor lauter Lachen in Ohnmacht, und die Kammerherren rannten wie besessen mit einem kreischenden Geschrey aus einem Winkel in den andern. Die Fürstin, welche neben ihrem Gemahle saß, kickerte ins Schnupftuch, und ermahnte diesen, das ehrenveste Paar zu entfernen, um das Ersticken zu vermeiden.

Sobald der Baron seinen Kratzfuß gemacht, und die Freiin ihre Komplimente, die hohe Gnade Ew. Durchlaucht betreffend, hervorgestottert hatte, so führte man sie zur Tafel. Die Trompeten schmetterten bei ihrem Einzuge, die Tische bogen sich, von den darauf stehenden Speisen und Getränken, und man setzte sich endlich. Nach und nach gewöhnte sich Eduard (so hies der Prinz von Muldau) an den Anblicke seiner Gäste, er stellte das Lachen ein, und zwang auch die übrigen durch Blicke und Winke zum Ernst.

Eduard. Seit wie lang sind sie in der Stadt? Herr Baron!

Baron. Seit drei Tagen.

Eduard. Gefällt's ihnen bey uns?

Baron. O! ganz scharmant, Ew. Durchlaucht, was aber nicht wahr ist.

Eduard. Das wundert mich.

Baron. Was aber nicht wahr ist.

Eduard. Haben meine Worte bey ihnen so wenig Glauben?

Fürstin. Was haben sie denn für einen Unfall gehabt, Baronesse?

Margarethe. Ein fataler Zufall im Thore, als wir einfuhren, hat mir beinahe das ganze Nasenbein zerschmettert.

Fürstin. Haben sie unsern Leibarzt um Rath gefragt?

Margarethe. Nein — ach nein! die Obristin von Rohrbach hat mir ungrisches Pflaster aufgelegt.

Fürstin. Wird das den Schaden heilen?

Margarethe. O! ja, von hinten zu.

Fürstin. Wie?

Meinen Lesern würde ich Langeweile verursachen, wenn ich dieses sonderbare Gespräch, wo ein Dutzend „von hinten zu" und „was aber nicht wahr ist" den Sermon krönten, noch weiter fortführen wollte. Die fürstliche Tafel wußte anfänglich nicht, was sie davon denken sollte, denn die Fragen Eduards und der

Fürstin wurden öfters mit so ganz seltsamen Antworten beehrt, daß sie immer von neuem wieder in das vorige Gelächter ausbrachen.

Nach der Tafel ritt der Fürst spatzieren, seine Gemahlin begleitete ihn, und nun waren der Baron mit seiner Gemahlin dem Hofgesinde überlassen. Beym Abschiede sagte ihnen Eduard noch einige Verbindlichkeiten, und lud sie auf einem der kommenden Tage zum Spiel ein.

Berauscht von den mancherley Vergnügungen, kam unser Paar nach Hause. Der Baron fiel dem Obristen wonnevoll um den Hals, und verkündigte ihm sein neues, nie erwartetes Glück. Die Baronesse zollte ebenfalls ihr Scherflein und unter lauter Lobpreisungen gegen den Fürsten und sein fürtreffliche Gemahlin ward dieser Tag beschlossen.

Martin hatte alles gethan, um den zerrissenen Wagen wieder herzustellen.

e Baronin wollte sich, vermittelst ihren
bellen sehen lassen, und fuhr mit ih-
n Manne durch die vornehmsten Stra-
Muldaus. Muldaus Einwohner be-
en eine ziemliche Portion Neugierde.
es was fremdartig war, und schien,
rde, von ihnen besehen, belacht und be-
telt. Von dieser Sucht zur Kritik blieb
h die Baronesse nicht verschont. Sie
sirte die Revüe, wo sie nur hinschielte.
wenn man jemand ansehen will, so
ß man doch die Augen auf ihn wenden.
s geschah auch hier. Allein die Ba-
esse nahm dieses Beantlitzen aus einer
z andren Hinsicht auf, als es die Ein-
ner berücksichtigten.

„Sehen Sie nur, Balthasarchen! lis-
e sie freundlich zu ihren Mann, wie
die Leute ansehen, wie sie sich wun-
, wie sie die Mäuler aufreissen" —
S ist schnakisch genug, entgegnete
thasar, aber ein Wunder seh, ich nicht
n. Wir sind alte Edelleute von alt-

adlichem Stamme. So was sieht man in Muldau nicht alle Tage.

„Der Fürst erkundigte sich auch nach unserm Stamme, und als ich ihm erzählte von hinten zu! daß unsere Vorfahren bey der Erhöhung des Kreuzes gegenwärtig gewesen wären, so schien er noch 'nmal so viel Hochachtung gegen uns zu gewinnen.

Die Lustfahrt war geendiget, und sie fanden, als sie ins Zimmer traten, den Obristen vor.

„Wenn es ihnen gefällig wär, meine Gnädige! hub der Obriste an, unserm Konzerte in St. Aubois beyzuwohnen, so würde ich ihnen meinen Arm bieten.“

Das ist scharmant, lieber Obrister! entgegnete die Baronesse, ich bin von der Parthy. Sie kommen doch auch mit, Herr Gemahl?

Der Baron nahm es beynahe übel, daß Margarethe ein so schlechtes Vertrauen in seinen Gehorsam setzte. Er antwortete mit

finstern Blicken, und bestellte bey Martin die Pferde, denn in solchen Fällen gieng er lieber selbst, als daß er einem Bedienten die Ordre gegeben hätte.

Um die Pause, die ihnen bis zum Konzerte übrig blieb, gehörig auszufüllen, gerieth der Obriste auf den Einfall, eine Promenade um die Stadt zu machen. Die Sonne lächelte so heiter, und kühlende Zephire spielten durch die duftende Natur. Die Promenade vor der Stadt war mit Lustwandlern besäet, ein frohes, affektloses Gewühl wälzte sich auf und nieder. Es war eine Wonne, das alles so mit anzusehen.

Der Obriste reichte seiner schönen Begleiterin die Hand, und die Reise gieng vorwärts. Als sie auf die Promenade traten, bemerkten sie einen Trippel Menschen, der sich in einen dichten Kreis zusammen zog. Der Baron war neugierig genug, einen Zuschauer abzugeben, allein Margarethe hielt ihn mit den Wor-

ten zurück, daß es sich für einen Edelmann nicht schicke.

„Je nun, sagte der Obriste, so genau dürfen es Ew. Gnaden hier nicht nehmen, wie ich sehe, steht der Graf von Feldheim dort mitten inne.

So? rief die Baronin. Nun, wenn das ist, so können wir schon hingehen.

Der Baron ließ das Paar folgen, und lief eine Strecke voraus. Als sie auf dem Platze ankamen, hörten sie eine Leier spielen. Sie hatten nur einen einzigen Bedienten bey sich, diesen trug man die Pflicht auf, für drey Personen Platz zu machen. Es gelang ihm auch in so weit, daß er mit den Spitzen seiner Ellenbogen manchen Spießbürger auf die Seite schob, um seiner Herrschaft einen Weg zu bahnen.

„Hoho! schrie ein betagter Mann, der in Muldau das Amt eines Straßenbereuters bekleidete. Hübsch höflich, Grobian!

Bed. Kann nicht helfen. Meine hohe Herschaft will sehen, was es hier giebt.

Straßenb. Das geht mich nichts an, du Schaafkopf! Ein andermal —

Baron. Kennt er mich, mein Freund?

Strßenb. Kenne den Herrn nicht?

Baron. Er nannte mich ja so eben bey meinen Nahmen.

Straßenb. So? Er heißt also Grobian? — Danke dem Herrn für die Zurechtweisung. Mit diesen Worten verließ der Straßenbereuter seinen Platz, und die Baronin besetzte mit Aerger den leeren Raum.

„Was giebts denn da? rief der Baron die Pille verschluckend.“

Sehen sies denn nicht, antwortete der Obriste! ein Bär tanzt.

„Alle Hagel! ein Bär! den muß ich beschauen —

Ein Mann, der neben ihm stand, war gutmüthig genug, dem Baron zu erlauben, daß er ihm über die Achsel sehen durfte. „Wissen sie, wo der Bärbesitzer ist? sagte der Mann.

Baron. Nee, ich weiß es nicht.

Mann. Sie sehen doch, daß der Mann sehr galant gekleidet ist?

Baron. Ganz recht.

Mann. Es ist der Herr von Luttersweil.

Baron. Wie? Ein Edelmann?

Mann. Ein Edelmann.

Baron. Und läßt einen Bär tanzen? Je da müssen ja alle Hagel —

Mann. Es ist so sein Vergnügen, besonders sucht er iede Gelegenheit auf, die schöne Welt in Muldau zu unterhalten. Er hat Geld genug, und an keine Geschäfte bindet er sich nicht. Was soll er also thun? Er läßt Bäre tanzen.

Dem Baron gefiel dieß Spielchen, und er konnte sich gar nicht satt sehen. An-

änglich glaubte er dem Manne, der sei-
ien Ausspruch mit vielen Betheurungen
eeidete, nicht ein Wort, als ihm aber
er Obriste das nämliche sagte, so rief er
oller Entzücken: „Alle Hagel, muß auch
o 'n Bär haben. Wie werden die Wurst-
elder kuken.“

Der Bärenführer eilte mit seinem Ver-
nügungsbarometer nach Hause, und die
uschauer trennten sich auf verschiedenen
Seiten der Promenade. Auch unser Held
hritt mit seiner theuern Margarethe vor-
ärts.

Sie umgiengen die halbe Stadt, und
r Auge ergötzte sich an dem mannigfal-
gen Farbenspiel, das ihnen hier die Mode
pferte. An der Seite des Kandiderthores
and die prächtige Kirche der Katholiken,
ie Verehrer dieses Glaubens feierten
eute ein Fest, das mehrere Zuschauer her-
y rief, die, wie es so gewöhnlich war,
der Kirche auf und niederwallten. Der
briste machte seine Gesellschaft darauf

aufmerksam, und als er dieser Aufmerksamkeit noch einige Winke, die die Schönheit dieses herrlichen Gebäudes betrafen, folgen ließ, so giengen sie ohne Anstand in den Tempel. Sie stießen auf ein dichtes Menschengewühl, durch welches sie sich kaum zu drängen vermochten. Der Bediente eilte vorwärts, und machte den Folgenden Platz. So drangen sie bis an den Hochaltar, den eine Menge knieender Menschen umlagerten, die sich zu Ehren des heiligen Vinzents hier niedergelassen hatten.

Ein sanftes Adagio ertönte vom Chore herab. Margarethe weidete sich an den sanften Tönen der Kastraten, und da die letztern besonders den Beifall des Barons erhielten, so meinte er, daß er sogleich ein paar Kastraten aus der Residenz mitnehmen würde, so bald die Rückreise beschlossen wäre. So bald die Musik verstummte, drehete sich der Pater auf dem Altare, unter einem anhaltenden Gellin-

gel gegen die Menge, und jeder stürzte auf die Kniee nieder. Dieß kam dem Baron so seltsam vor, daß er laut aufschrie! „Alle Hagel! was giebts da?“ Daß dieß Geschrei die Andacht allgemein störte, und die Köpfe der Frommen auf den Schreier drehete, läßt sich leicht denken. Man hatte dergleichen noch nie gehört. Aber wie erschrak der Baron, als zwey große lange Kerls, mit noch größern spanischen Röhren, die oben mit silbern Knöpfen bewafnet waren, auf ihn zu kamen, und ihn über Hals und Kopf zur Kirchthüre hinausführten. Der Freiherr wollte das durchaus nicht zugeben, und suchte den Leuten begreiflich zu machen, daß er ein Baron, und Herr von Schaafkopf sey, doch die Herren ließen sich nicht stöhren.

„Lumpengesindel! rief der Baron endlich, handirt man mit einem Freiherrn hier zu Lande so?

Das geht uns nichts an, entgegnete der eine, Freiherr hin, Freiherr her! Schrey

er 'n andermal nicht, wie ein Bootsknecht.

Der Auflauf ward immer heftiger, der Baron stämmte sich mit aller Kraft gegen die beiden Ehrenmänner. Der Obriste, der ein größeres Unglück zu verhüten suchte, besann sich schnell auf eine List, durch die der Baron allein aus der Kirche verdrängt werden konnte. Er lief nämlich schnell auf ihn zu, und flüsterte ihm in die Ohren: „Betragen Sie sich doch anständiger, Herr Baron! die Herren sind aus dem Hause Florenz in Italien, und gebohrne Fürsten. Sehen Sie denn das nicht an ihren silbern Knöpfen?"

Sobald der Baron das hörte, zog er gelindere Saiten auf. Er bog sich fast auf die Erde, und sagte: „O meine Herren verzeihen Sie meine Unbescheidenheit. Hätt' ich das im Anfange gewußt, was ich nun weiß, ich würde keinen Augenblick gesäumt haben, ihnen aus dem Wege zu gehen, was aber nicht wahr ist."

Mit diesen Worten trollt' er sich schnell aus der Kirche. Margarethe und der Obriste folgte ihnen nach.

„Muß mir auch so 'n silberner Knopf anschaffen, wenn ich nach Wurstfeld komme, sagte der Baron, als er seine Frau ansichtig ward.

Margarethe schoß auf ihn einen wütenden Blick. „Sie machen mir überall Schande, Herr Gemahl! sagte sie, sogar in der Kirche zeigen sie Blösen. Was soll am Ende daraus werden? Ich werde sie künftig zu Hause lassen, denn es ist mit ihnen gar nichts anzufangen." Der Baron bat um Verzeihung und gelobte Besserung.

Nun ists wohl bald Zeit ins Konzert zu gehen? sagte die Baronin.

Der Obriste bejahete es, und nahm seinen Weg wieder durchs Thor, und von da durch die Promenade in den Konzertsaal. Fast hätten sie keinen Platz gefunden, denn da sich heute eine Virtuosin

auf der Harmonika hören ließ, so waren alle Zimmer so sehr mit Menschen angefüllt, daß Margarethe mit einer schmalen Bank vorlieb nehmen mußte. Der Oberiste trat mit dem Baron hinter die Bank. Aller Augen wandten sich auf die Baronin, denn das Pflaster auf der Nase hatte sie schon in ganz Muldau verschrieen. Zu dem kam noch, daß die Hofleute, in deren Köpfen es seit dem Tage ihrer Erscheinung brannte, alle ihre Kräfte anstrengten, um das lobenswürdige Paar lächerlich zu machen.

„Das ist sie! das ist sie! „rief man von allen Seiten. Die Baronin, so klug sie sonst scheinen wollte, schoß jetzt wieder einmal fehl, denn, ohngeachtet alle Gesichter mit dem Stempel der Persiflage bedrückt waren, so hielt sie diese satirischen Blicke dennoch für Ausdrücke des Beyfalls, den man ihr unbedingt zolle.

„Und der dahinten steht, endete das Geflüstre, das ist ihr — Schaafkopf.

Aber ſagen ſie mir nur, liſpelte eine andere Stimme, wie der Obriſte in dieſe ſaubere Geſellſchaft kommt?

„Das weiß ich nicht, entgegnete die Nachbarin. Er iſt vielleicht mit ihr verwandt.

Nun muſterte jedes Weiber- und Mädchenauge die kleinſte Falte an dem Kleide der Baronin. Zum Unglück hatte der Wurſtfelder Schneider das Journal des Luxus und der Moden nicht geleſen, nicht 'nmal Lindemanns Skarteke, betitelt: Muſarion, war ihm zu Händen gekommen. Wo ſollte alſo der Geſchmack herkommen? Die alten Matronen ſeufzten, daß ihnen die Augen übergiengen, und die jungen Herren, die ſich hinter die jüngern Damen poſirt hatten, belorgnettirten die Wurſtfelderin, daß ſie am Ende nicht mehr wußte, wo ſie hinſehen ſollte?

Die Künſtlerin rief die Töne ihrer harmoniſchen Freundin hervor. Nun hätte man denken ſollen, das Geflüſtere, das

Gequike und das Besatirisire würde aufs hören. Basta — Fräulein Margarethe fiel noch tiefer in die persiflirende Presse der Muldauer Schönheiten. Die Damen horchten wohl auf das Urtheil ihrer Nachbarinnen, und belächelten es beyfallssüchtig, aber auf die Harmonika hörten sie nicht. Sie studierten, so zu sagen, mit Absicht auf einen Verstoß gegen ihre eigene Bescheidenheit, weil es die Mode so mit sich brachte. Die weiblichen Närrinnen in Muldau gehen nie ins Konzert, um der musikalischen Göttin einen Tribut zu reichen, oder was mehr sagen will, ihr Herz und ihr Gefühl durch die sanften Akkorde der Tonkunst zu verfeinern — sondern um sich und ihr Kleid öffentlich zu Markte zu tragen. Nie putzt sich wohl eine Muldauer Dame ängstlicher, als wenn sie ins Konzert fährt. Und es ist sicher, daß sie ihren Brautstaat, mit dem sie (wehe solchen Grundsätzen) das Herz ihres Mannes zu

erringen, mithin das Gebäude ihres Glücks zu unterstützen sucht, weit nachläſſiger behandelte, als der Flittertand ihres Körpers, mit welchem sie die wollüstigen Augen einer solchen Konzertgesellschaft füttert.

Es ist himmelschreiend, wie solche Kreaturen ohne Sinn und Geschmack da sizzen können? Das rührendste Adagio, die rauschendste Sinfonie macht auf sie nicht den mindesten Eindruck. Wie die Bildsäulen kleben sie auf ihren Sesseln, und wenn sie ja 'nmal den Mund bewegen, so beantworten sie mit scurilischem Gelächter die fein überzuckerte Zote, die der gehirnlose Kaufmannsdiener, der seinem Herrn das Geld aus den Kasten stiehlt, um das Billet seiner Dulzinee zu bezahlen, auf das Zwergfell seiner Schönen abdrückte. So stand es wenigstens mit dem guten Geschmacke in Muldau, als wir noch 1799. schrieben. Wird die

Welt sich in dem neuen Jahrhundert gedrehet haben? Ich glaube kaum!

Das Konzert litt eine Pause. Die jungen Diener der Galanterie hüpften aus dem Saale ins Vorzimmer, wo eine gütige Fee ihren Zaubertisch aufgeschlagen hatte, um die Gaumen der Konzertbesucher zu kitzeln. Da waren Raritäten in Menge zu sehen. Früchte und Getränke aller Art. Der Obriste hinkte auch herbey, und bezahlte zwey Tassen Chokolate nebst einem Glase Gefrornen. Mit dieser Beute eilte er in den Saal zurück. Die Baronin griff begierig nach der Chokolate, und verschluckte sie in einem Zuge. Der Obriste mußte noch einmal fort, um Hülfstruppen zu holen. Der Baron hielt sich an das Gefrorne. „Sagen Sie mir doch, Herr Obrister! rief er, als er in das Glas sah, was ist das für Zeugs? Sieht ja so weiß aus, wie Schnee, und so — schmierig."

O. Das ist gefrornes.

V. Alſo Eis?

O. Richtig.

V. Aber wo kriegen ſie denn jetzt das Eis her? S' iſt ja Auguſt?

O. In Muldau kann man für Geld alles erhalten.

V. Nun ich muß 'n mal koſten (eſſend) Je nun s' ſchmeckt nicht ganz übel. Alle Hagel! s' ſchmeckt gut.

O. Hab' ichs ihnen nicht geſagt? (nach einer Pauſe) Wollen ſie noch ein Glas?

V. Wenn's da iſt, ich ſchnablire noch ein halbes Dutzend aus. Das Zeug kältet zwar beſtialiſch im Magen, aber dennoch ſchmeckt's ſo gut, als wenn es Schnepfendreck wäre.

Die Baronin war noch nicht geſättiget. Der Obriſte holte noch vier Taſſen. Aber nun war für dieſen Abend auch ſeine ganze Börſe erſchöpft, denn leider! koſtete auf dem Conzertſaal in Muldau die Taſſe Chokolate vier baare Groſchen. Die wohlthätige Fee dachte in dem Punkte

sehr geizig, und die Muldauer Polizey sagte zu dieser Schelmerey kein Wort, ohngeachtet man es mit Recht von ihr sonst rühmen kann, daß sie auf Ordnung und Billigkeit sieht.

Das Konzert war zu Ende. Die Damen standen auf, die Männer eilten herbey, um ihren Schönen den Arm zu reichen, und der Obriste gieng einen Schritt vorwärts, die Baronin vor dem Gedränge zu bewahren. Das Gewühl verminderte sich, und sie erhielten nun einen freien Paß.

„Der Abend ist so schön, sagte der Obriste, ich dächte, gnädige Frau! wir besuchten den Möldnerischen Garten noch ein wenig. Wenn ich nicht irre, finden wir dort eine ansehnliche Gesellschaft. Der Mond scheint so hell und freundlich, der Abend ist so einladend. Lassen sie uns eilen.

Die Baronin war von der Parthie, und legte ihren Arm in den seinigen. Der Freiherr, der wie gewöhnlich, die Avantgarde machte, fuhr auch dießmal in dem alten Gleise.

Sie giengen durch eine der Hauptstraßen Muldaus, und der Fürst fuhr vorüber. Schnell riß der Baron seinen Hut ab, um Eduard seine Achtung zu bezeigen Ew. Durchlaucht waren gerade nicht aufgelegt zum Danken, und rollten schweigend vorüber. Den Baron verdroß dieß Betragen, daher sprach er wenig.

Man gelangte endlich in den Garten. Allein der Obriste hatte sich in seiner Meinung betrogen. Beynahe der ganze Garten war leer und öde. Nur auf den Rasenbänken saßen einige junge Herren aus Muldau, und betrachteten den Mond, als den Beschützer der Liebe.

Sie giengen schweigend vorüber, und, als sie über eine indische Brücke traten, hörten sie von weitem einen Schuß. Der

Baron fuhr zusammen, und der Obriſte der, wenn er ſchießen hörte, auf ſeinem Steckenpferde ſaß, eilte, ſeine zärtliche Baronin nachziehend, weiter ins Gebüſch. Der Baron lief in aller Angſt nach. Sie ſahen in der Ferne vier Menſchen, von denen ſich zwey duellirten. Eben fiel ein neuer Schuß, als der zweyte in die Arme eines kleinen Mannes zurück ſank. Der Baron erkannte in ihm ſeinen Freund Stutzbock.

„Alle Hagel! rief er, der Baron, im Duell, und rannte ſpornſtreichs dem Platze zu.

Je! ſo bleiben ſie doch, von hinten zu! ſekundirte die Freyin! ſind ſie denn raſend?

Der Baron ließ ſich nicht halten.

Auf einmal faßte eine nervigte Hand die Baronin beym Kragen. Sie ſah ſich um, ſchauderte zurück, und — der Obriſte lief mit einem — —

Da kommt eben mein Verleger zur Thür herein, und ermahnt mich, daß es

nun Zeit ſey, den erſten Band zu beſchließen. Ich konnte dem ehrlichen Manne nicht Unrecht geben, weil ich ſeine Gründe ſchätze, und da bei der mündlichen Erzählung Vater Ehrlich in Lauſſa hier ebenfalls einen Ruhepunkt machte, ſo wird mir die Leſewelt nicht verargen, wenn ich die Worte herdrucken laſſe:

Ende des erſten Bändchens.

Um jedoch ihre Hoffnung auf die Zukunft zu ſtärken, ſo verſprech' ich ihnen den Beſchluß ſobald als möglich. Das heißt doch alles verſprechen, was ein ehrlicher Mann nur immer verſprechen kann!

Nöthige Bemerkung.

Nicht die Schuld des Herrn Setzers, sondern die Unachtsamkeit des zu flüchtigen Herrn Korrektors hat öfters Fehler stehen lassen, die den Sinn des Zusammenhanges entstellen. Ich habe davon die vornehmsten bemerkt. Die weniger wichtigen überlasse ich dem Leser zur Verbesserung:

Seite	17	Zeile	6	Thralich	lies Ehrlich.
—	28	—	20	Hüllenbewohner	lies Hüttenbewohner.
—	39	—	9	Reeder	lies nee! der
—	47	—	4	Lieber	— Lieben.
—	74	—	11	denll	— denn
—	74	—	13	Fellbeng	— Fellberg
—	75	—	2	Oaſter	— Paſtor.
—	75	—	19	Beyfall	— Einfall.
—	76	—	1	Frönle	— Frölen
—	86	—	14	beümmt	— beſtimmt
—	110	—	20	ſaäie	— folgte
—	135	—	16	Dulzinen	— Dulzinea
—	157	—	18	ſproſſen	— ſpaßen.
—	159	—	2	Würde	— Wänden
—	175	—	4	Æ erzog	— ll verzog
—	181	—	2	noch	— nach
—	182	—	6	Faſt	— vorher.
—	182	—	12	Benutzte	— benetzte.
—	133	—	16	und lächelnd muß eingeklammert da stehen ( )	
—	183	—	21	Ja	— lies In.
—	187	—	18	ein Speer	lies eine Szene.

Unter mehrern

Verlags-Artikeln

hab' ich auch noch folgende verlegt;

Abhandlungen über einige der wichtigsten Gegenstände aus der Land- und Hauswirthschaft, nebst einigen beygefügten, am häufigsten vorkommenden Krankheiten der Pferde, des Rindviehes und der Schaafe, gr. 8. 12 gr.

Wir können dieses Handbuch jedem Oekonomen mit Recht empfehlen, er wird darinnen manche sehr wichtige Aufschlüsse und Erfahrungen finden. Besonders sind die auf dem Titel angegebenen Krankheiten der Pferde, des Rindviehes und der Schaafe mit so vielem Scharfsinn bearbeitet, daß jeder Leser dasselbe gewiß nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen wird.

Aufgaben zur Uebung im Französischen, für solche, denen die Meidingerschen Aufgaben zu läppisch sind. Eine Beylage zur Meidingerschen Grammatik. 8. 16 gr.

Wer die Seichtheit der Meidingerschen Grammatik nur im entferntesten Sinne des Wortes kennt, der wird diese Aufgaben gewiß willkommen heißen, da sie in sich alles ver-

einen, was man von Uebungen der Art nur immer erwarten kann. Die Erlangische Literatur-Zeitung hat dies Urtheil bestätiget, und wir können dies Werkchen um so sicherer empfehlen, weil es jedem Anfänger der französischen Sprache zu statten kommt, nicht nur in theoretischer, sondern auch in praktischer Hinsicht.

Angelo, Marquis, von Mazzini, oder das verliebte Kind. Nach dem Französischen. Von dem Verf. der Abentheuer des Hrn. von Lümmel. 1 Thlr.

Leben und Thaten des Freiherrn von Schaafkopf. Eine satirisch-komische Geschichte, vom Verf. der Abentheuer des Hrn. von Lümmel. 8. 20 Gr.

In diesen beiden Werkchen blickt die Laune des Verfassers, der sich bereits der Lesewelt auf das beste empfohlen hat, unverkennbar hervor. Die Schreibart ist fließend, die Szenen sind überraschend, und das Ganze hat die Zufriedenheit des Publikums zur Absicht.

Moß William, praktische Abhandlung über die physische Erziehung, Nahrung und Krankheiten neugeborner Kinder, Schwangerer und Kindbettertinnen. Nebst einem Zusatze über die Behandlung und Krankheiten alterer Kinder, nach der zweiten engl. Ausgabe übersetzt, und mit eingestreuten bericht. und prakt. Bemerk. versehen. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die physische Erziehung der Kinder hat schon die besten Federn unserer Aerzte beschäftiget. Einen nicht geringen Ruhm hat sich der berühmte Engländer William Moß in diesem Fache erworben. Der deutsche Uebersetzer hat ebenfalls das Seinige zur Verschönerung dieses Werkes beygetragen. Die darüber erschienen Rezensionen fallen sehr vortheilhaft für ihn aus.

Niron, der edle, und seine Gefährten. Eine wahre und sehr interessante Szene aus dem letzten nordamerikanischen Kriege. 8. 20 gr.

Eine blühende Schreibart, eine acht romantische Haltung in den verschiedenen Charaktern machen dies Produkt zu eine der angenehmsten Belustigungen der deutschen Lesewelt. Wir wissen es aus Erfahrung, daß manche unserer gefühlvollen Leserinnen eine Thräne der Freude über diese Lektüre vergossen hat.

Maria, oder das Unglück Weib zu seyn; ein Gegenstück zur Elisa u. s. w. Nach dem Engl. der Miß Wollstonecraft aus dem Französ. übersetzt, vom Verf. des schwarzbraunen Mädchen, vom Schreckhorn. Mit Marias Portrait. 8. 1 Thlr.

Wer Elisas stille Ergebung in ihr eisernes Verhängniß, das sie an die unsanften Banden einer unglücklichen Ehe kettete, bewunderte, der wird in diesem Buche die schönsten Gegengemählde zu der oben benannten Schrift finden. Wer auch nicht

die fliessende Schreibart einer Wollstonekraft kennte, und mit den Reizen ihrer Feder vertraut wäre, der wird uns gewiß den herzlichsten Dank zollen, wenn er über diese interessante Lektüre geräth. Wie manches Mädchen, wie manches unterdrückte Weib wird hier Stoff zur Beruh'gung finden.

Gerhards, D. Paul, Worte des Trostes für Weiber, welche schlechte Männer haben, in moralischen Vorlesungen. 1r. Th. 8. 12 gr.

Ein vortreffliches Werk ganz zur Beruhigung unglücklicher Weiber geschrieben. Der Verfasser, der die dünnen Fäden des weiblichen Elends kannte, hat die vielfachen Seiten einer solchen Lektüre auf das schönste gefaßt, und die Summe von Thränen durch Trostgründe zu lindern gesucht, die schon so oft Männern geweiht wurden, die nicht werth waren, die Schuhriemen ihrer Frauen zu lösen. Wer Augen zu lesen hat, der lese!

Hezels grammatische Aetiologie der französischen Sprache, als Beylage zu allen alten und neuen franz. Sprachlehren. gr. 8. 8 gr.

Sprachlehrer, allgemeiner französischer, für Deutsche jedes Alters und Geschlechts, 12 Hefte, Jahrgang, gr. 8. Subskription war 3 Thlr. 6 gr. Ladenpreis 4 Thl. 6 gr.

Herr Geheimerath Hezel ist Verfasser dieser beiden Schriften, und wer seine Verdienste um die französische Literatur kennt, wird diesen beiden Büchern nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Wir enthalten uns

aller andern Urtheile, weil Weitläuftigkeit ein Verstoß gegen die Bescheidenheit des Verfassers wäre.

Müllers Denkwürdigkeiten aus der Oekonomie. Ein nützliches Lesebuch für den Bürger und Landmann. 11. Theil 8. 8 gr.

Dieses Büchelchen ist eine sehr nützliche Lektüre für den Bürger und Landmann. Manches bewährte Mittel, welches der Verfasser aus seiner eigenen Erfahrung hier mittheilt, wird die kurze Anzeige entschuldigen, die wir liefern, sie würde dem Ganzen eher schaden, als nützen. Jeder lese, jeder prüfe selbst, und sein Resultat dann wird dem Verleger nicht beeinträchtigen.

Zur Ostermesse 1800 werden fertig.

Blumenlese aus den vorzüglichsten Prosaikern und Dichtern Frankreichs. Für gebildetere junge Leute, welche eine vertraute Bekanntschaft mit der französischen Sprache und Litteratur zu erhalten wünschen, 8.

Gespräche eines Vaters mit seinen Kindern, über die Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, einiger amerikanischer Völker. 8.

La victoire de l'amour, et a pour pour amour, deux contes, de Monsieur Auguste Lafontaine, traduits en francais. 8

Lauckhard, Leben und Thaten des Markis von Vitacon, eines französischen Emigranten, 2 Theile. 8.

Mädchen, das wunderbare, Vom Verfasser des Schwarzbraunen. 8.

Platonis de legibus Libri; Graece et latine, Curavit C. D. Beck. Vol. I.

Nachschrift des Verfassers an die Herren Buchhändler.

Von alle den Resten, die die Karl Günther'sche Buchhandlung in Leipzig noch nicht abgeliefert hat, sind bis jetzt noch zwey übrig geblieben, nämlich: „Biographien der Kindermörder „und" Ferdinand von Karlsberg, oder das menschliche Elend in der Ehe" die ich gewiß längst der Presse übergeben haben würde, wenn mich nicht ausserordentliche Arbeiten, und eine Krankheit davon abgehalten hätte. Indessen verlieren die Leser dabey nicht das mindeste, weil die Verspätigung mehr Einfluß auf die Vervollkommnung dieser Werke hat, als man vielleicht glaubt. Man messe es dem Herrn Verleger also gar nicht bey, daß er mehr versprach, als er leistete.

B.

6911.

77.
57.
8.
17.
66.
455.

87.
61
223

Lyon 1764

8673.

Biographien

der

Bahnreihe

oder

Ehestands-Chroniken.

---

ne Morgenlectüre für geplagte Männer
deren Weiber gern ein X für ein U
machen.

Vom Verfasser
er Abentheuer des Hrn. v. Lümmel.

Leipzig.

BIBL.
VNIVERS.
LVGS.

Vorrede.

Bloß um der lieben Mode willen hab ich statt: „Biographien dreier Hahnreie" „Biographien der Hahnreie" gesetzt. Diese Bemerkung für

den Rezensenten der Spiesischen Biographien der Wahnsinnigen! Wenigstens sieht er daraus, daß ich seinen Tadel ahne.

Was meine Biographien selbst betrift, so hab ich dabei kein Wort zu erinnern. Ich wünsche ihnen bloß eine gute Aufnahme im Publikum, und daran soll 's Ihnen, denk ich, nicht fehlen, weil mancher unter meinen Lesern ein gekröntes Haupt, **nota bene**, im moralischen Verstande, sein wird. Sollte mein Buch sie trösten

können — so soll mich das sehr freuen, vielleicht bin ich mit ihnen bald in einerlei Lage, denn als Jungeselle zu sterben, ist weder mein Wunsch, noch mein Wille. Sollte mich nun das Schicksaal dazu auserlesen haben, so werde ich in Demuth die Ruthe küssen, die mich schlägt, und sobald als möglich, eine neue vermehrte Auflage von diesem Büchelchen veranstalten lassen, welches mein Verleger von Herzen wünscht. Am Ende widme ich dieses Traktätlein meinem geehrten Freunde

Ludwig Wendler,

und unterzeichne mich im Angesichte des Publikums als seinen aufrichtigen Collegen.

Ernst B.

Leipzig, den 26. November 1799.

I.

Bärbchen.

Bärbchen.

Herr Joachim Friedrich Balthasar Brum-
mer lebte seit dem Jahre 1788 in der be-
rühmten Kauf- und Handelsstadt ....

Das klingt ja wie ein Lebenslauf?

„Nun? mein liebes Hanschen, die
sie mit einer so bedächtigen Miene fragen,
ist denn eine Biographie etwas anders,
als ein Lebenslauf? Hier könnt ich ihnen,
wenn sie ein gelehrtes Frauenzimmer wä-

ren, und ihnen daran etwas gelegen wäre, ein langes und breites erzählen, was „Biographie" heist, aus welcher Sprache dies Wort entlehnt sey, und was es auf gut deutsch bedeute? ich könnte ihnen darüber einen ganzen Schatz griechischer Brokken ausschütten, um ihnen zu zeigen, was für ein entsetzlicher gelehrter Mann ich bin .. aber dafür behüte mich der Himmel, und .. Bärbchen. An solchen Schnurpfeifereien liegt ihnen wenig, oder gar nichts, das weiß ich im voraus. Also lassen sie mich lieber erzählen, und unterbrechen sie mich nicht zwieder, sonst leg ich sogleich die Feder weg, und wir .. sind geschiedene Leute. Die Autoren verstehen nicht den mindesten Spaß, und ich am allerwenigsten.

Also .. Herr Brummer lebte in Plissa seit 1788 als ein berühmter Mäckler. Er führte ein großes Haus, besaß prächtige

Meublen, schöne Kleider, und das Geld — schneiete zum Fenster seines Komptoirs hinein. Jedermann hielt ihn für den reichsten Mann in einen Umkreiß von Hundert ... nein! das war zu arg. Ich will nur sagen ... von vierzig Meilen. Und das ist schon viel gesagt. Es giebt ja hier und da noch manches Städtlein, wo ein reicher Knauser lebt, und mancher Rittergutsherr, von dem die Leute sagen, er messe das Geld mit Vierteln. Mithin wollen wir 's dasmahl bei der Zahl 40 bewenden lassen.

Herr Brummer war alt, und zwar recht alt, denn viele seiner Bekanntinnen ...

Warum nicht Bekannte?

„Ei! das weiß ich nicht. Vermuthlich war er ein Verehrer des schönen Ge-

schlechtes, und weil das schöne Geschlecht dies wußte (denn Verehrung schmeichelt nur allzusehr) so wurden auch viele zärtliche Blicke, und viele prüfende Beobachtungen auf ihn, und — seinen Beutel abgeschickt.

... Bekanntinnen machten die Bemerkung, daß sein Kopf so kahl sey, wie die Spitze des Kaukasus. Aber Herr Brummer war verliebt, und zwar so verliebt, daß er, wenn seine Füße langsam auf den Strassen ab- und nieder schritten, er jedem Mädchen schalkhaft ins Gesicht blinzelte. Oefters lachten ihn die Mädchen aus, die meisten aber dachten im Herzen: Wenn du mir doch das Schnupftuch zuwürfest! ..

Ei! da würden sie auch was rechts gehabt haben.

„Das sagen sie nicht mit Ueberzeugung, mein schönes Kind! An dem Schnupftuche selbst würde ihnen zwar wenig gelegen haben, allein .. sollten sie denn die Sitte des Morgenlandes nicht wissen, wo die Zuwerfung eines seidenen Schupftuches sehr viel bedeutete? Wenn man einmahl das Schnupftuch hat, so dauerts mit der — Brautnacht nicht allzulange. Und nicht wahr, schönes Kind! die Brautnacht ... sehen sie nur in den Spiegel, wie roth sie werden. Still! Still! ich will kein Wörtchen mehr sprechen. Sie haben ganz Recht, man muß niemahls aus der Schule schwatzen!

Einstmahls kam Herr Trummer aus der Kirche. Weilend blieb .. an der Kirchthür stehen, und blickte jedem Frauenzimmergesicht, das ihm vorüber gleitete, nach seiner gewöhnlichen Art, ins Auge. Beinahe alle gefielen sie ihm, ein paar

alte Weiber ausgenommen, die mit ihren triefigten Augen, und knöchern Händen, welche kaum das Gesangbuch zu tragen vermochten, seinen ganzen Ekel in Bewegung setzten. Unter andern flog schnell, wie ein Reh, ein junges, schönes, artiges Kind von siebzehn Jahren vorüber, mit Augen, in denen ein blitzendes Feuer strahlte, mit einem rosenrothen Munde, ganz zum Kuß gebildet, mit ein paar Füßchen, so nett und klein, und mit zarten, alabastern Händchen, daß .. daß .. daß Vater Brümmer nicht wußte, ob er vor der Kirchthüre stehe, oder liege. Der alte Kerl war so verliebt ...

Ja! wenn ich da einen rechten Kernausdruck hersetzen könnte. Die deutsche Sprache ist doch eine recht arme Sprache. Sie kann ihnen, mein liebes Röschen! nicht n' mahl sagen, wie 's Herrn Brummer eigentlich ums Herz war? Und ich

s auch nicht. Verliebt war er, denn
olgte dem holden Mädchen so schnell
zu erfahren, wo sie wohne, daß er
zehn Schritte gegangen seyn konnte,
er schon stillstehen, und ausruhen
e. „Das verteufelte Mädel! brummte
rdrüßlich in den Barth, mußte sie denn
schwind laufen? Ich hätte doch gar zu
gewußt, wer sie wäre? Nun, nun,
icht gelingt mirs auf den Sonntag
." Mit diesen Worten des Trostes
helte er langsam nach Hause.

Unter den vielen Briefen, die seit seiner
andächtigen Abwesenheit eingelaufen
n, vergaß er die Liebe auf eine kurze
Allein der kleine Junge ließ ihn
lange in Ruhe. Seine Pfeile war
auf sein antikes Herz gespitzt, und so
die Briefe gelesen in den Burreau
, so — stand auch das schöne Kind
er vor ihm. Das Mittagsessen schmeck-

te ihm diesmahl herzlich schlecht. Er beguk-te die Schüssel, in welcher ein sehr kleines Fischlein lag, denn Herr Brummer war ein großer Freund von Fischen ....

Je nun! das brauchen wir ja nicht zu wissen?

„Ei! warum denn nicht. In einer Biographie, wenn sie den Namen Biogra-phie wirklich verdienen soll, darf auch nicht ein Jota fehlen, also auch der Fisch nicht, den Herr Brummer so eben ver-zehrte, und was kann ich denn dafür, daß der gute Mann die Fische gern ißt? Ich wills ihnen nur sagen, mein liebes Vien-chen! was es für n' Fisch war, es war ein Hecht. Und erinnern sie sich nun der Gellertischen Fabel mit dem Hechte, den der Mann durchaus nicht für blau halten wollte? Wie nun, wenn in Brummers künftiger Ehe auch einmahl ein solcher

Hecht mit unterlaufen sollte? Dann hätt ich ihnen ja zu sagen vergessen, daß Herr Brummer ein Freund von Hechten gewesen wäre?

Nach aufgehobener Tafel wurde ein Spaziergang um die Stadt gemacht. Da gabs der schönen Mädchen mancherley. Die Promenade war beinahe damit besäet, denn überall blickte ihn ein freundliches Gesichtchen mit Grübchen in den Wangen an. Viele grüßten ihn auch . . .

So? wie heist denn die Stadt, wo es solche Dirnen giebt, die einen alten Mann grüßen, den sie nicht kennen?

„Hm! Dirnen! . . Wie können sie nun gleich so spöttisch seyn? Dirnen! einen alten Mann grüßen! Nicht kennen! Wissen sie denn das so gewiß? Sie konnten ihn ja wirklich kennen. Und polito,

das wäre der Fall nicht gewesen! konnten denn die grüßenden Gesichter nicht mit unserm Helden verwandt seyn? Reiche Leute haben gar viele Anverwandten, lesen sie nur n' mahl Gottets Erbschleicher. Da werden sie meinen Glauben bestätigt finden.

Aber keines von allen diesen Gesichtern gefiel dem Herrn Brummer.

„Keines? Das ist zu arg. Ich dächte doch, unter so! vielen Frauenzimmern müßte wenigstens eines gewesen seyn, von dem man hätte sagen können, es war hübsch, ich will nicht sagen, schön? Oder .. ich weiß auch gar nicht, warum ich mich mit ihnen herumzanke. Einem alten Manne zu gefallen ... oder einem alten Manne häßlich vorzukommen ... die Sünde ist so groß nicht.

Wiſſen ſie, was ſie ſind, holdes Nanettchen? Sie ſind ein eitles . . Närrchen. Sie ärgern ſich gewiß, daß ſie dieſen Sonntag nicht auf der Promenade waren? daß ſie nicht Herrn Brummer ins Auge fielen? daß er ſich nicht in ſie verliebte? daß . . .

„O! ſchweigen ſie ſtill. An einem ſo alten Narren liegt mir ganz und gar nichts. Und wiſſen ſie denn nicht, daß ich verheirathet bin?

Ach! das iſt was anders, da ſollen ſie nun auch ſehen, daß ich ihnen Satisfaktion geben kann. Alſo — hier lieg ich vor ihnen, reizendes Nanettchen! auf meinen Knieen, und beſchwöre ſie bey allen Liebesgöttern, verzeihen ſie mir!

„Nun ſtehen ſie nur auf. Es ſoll ihnen verziehen ſeyn. Sehen ſie nur, wie

unwillig meine Schwestern auf sie sind, daß sie sich so oft selbst unterbrechen. Aber sie sind ja ...

„Still, kein Wort weiter. Erzählen sie! ich befehl es ihnen.

Kaum hatte Herr Brummer die Stadt halb umgangen, als ihm das schöne Mädchen mit den feurigen Augen, mit dem rosenrothen Munde, mit den netten Füßchen, mit den zarten Händchen .. sie wissen ja, wen ich meyne.

„Doch die heut morgen vor der Kirchthüre.

Ja! ich glaube sie sind eine Hexenmeisterinn?

„Also die kam ... ?

Richtig, dieſe kam, und nota bene! an der Hand einer alten, gebukten, langſam ſchleichenden, ſchwindſüchtigen Matrone ...

Herrn Brummers Geſicht färbte ſich, als er das holde Geſchöpf daher ſchreiten ſah. Sein Buſenſtreif fiel auf und nieder, wie der Hammer in meines Nachbars Schmiede. Seine Hände zitterten, und der Stock wackelte in der Rechten. Die Peruque ...

Wie? eine Peruque trug er? Nun das muß ein altes Regiſter geweſen ſeyn? Fi donc! Herr Autor, die Biographie eines ſo alten, häßlichen Narren hätten ſie ſollen in ihrem Pulte liegen laſſen? Sie glauben uns damit ein Geſchenk zu machen, und geben uns eine Satire zum Beſten! Sie ſind ein ſehr ungalanter Autor.

„Und sie ein — naseweises Mädchen, das eine Sache beurtheilen will, ohne sie zu verstehen. Wer hat ihnen denn gesagt, daß ich Herrn Brummers Leben beschreiben will? Lesen sie doch die Ueberschrift des Buches? Da steht mit grossen, klaren Worten gedruckt: „Bärbchen!“ mithin kann mein Buch nicht Brummers, sondern Bärbchens Geschichte abhandeln. Und nun bitt ich mirs aus, daß sie mich, ohne Ursache, nicht wieder unterbrechen.

Also bei der Peruque blieben wir stehen! Die Peruque bebte von süssen Wonnegefühlen auf seinem ehrwürdigen Haupte. Kaum war er fähig, sich auf den Beinen zu erhalten. Eine röthende Fieberhitze — vermuthlich war es das Liebesfieber — überflog sein Gesicht, und die Zähne schlugen knackend auf einander. Er blieb stehen, um die Vorübergehenden desto sicherer zu beobachten, und in ihren

Augen etwas zu leſen, was . . . was . . . der Liebhaber ſo gern lieſet. Allein das ſchöne Mädchen ſchien ihn gar nicht zu bemerken, und die — Matrone noch weit weniger. Das war auch ganz natürlich, denn Pliſſas Matronen ſahen auf ſo was gar nicht. Warum ſollten ſie das auch? Es lohnt ja nicht der Mühe, da die Betſchweſtern mit ganz andern Gedanken ſich zu beſchäftigen pflegen, als mit ſolchen Weltſünden, die nur vor den Richterſtuhl ſchöner Mädchen und Weiber gehören. Und die alte Matrone war ja nichts weniger, als ſchön?!

Herr Brummer räuſperte ſich, um die Vorüberwallende auf ſich aufmerkſam zu machen. Allein .... mon dieu! auch nicht einen Blick. Und das iſt denn doch zu arg! Auch nicht eine Miene? Das Mädchen verſteht keine Lebensart, keine Welt, keine Sitte, ſie iſt auch nicht ein

bischen polirt, sie ist ganz ungalant, sie ist ... sie ist ...

„Nun was ist sie denn?

Ja! das sollten sie wissen.

Ich? wie komm ich denn zu der Ehre?

„Nun, sind sie nicht ein Frauenzimmer?

Richtig!

„Und noch unverheirathet?

Auch das!

„Nun, und wenn ich ihnen nun sage, daß dies Mädchen, welches Herrn Brummers Herz (und das war ein sehr reiches, mit lauter neuen Kremnitzer Dukaten be-

ſetztes Herz) gleich beym erſten Blicke rühr-
te, auch einſt ſeine Gattinn wird? das
dies eben Bärbchen ...

Wie? Seine Gattinn? Ha! wie! ſie
haben Recht, die kann unmöglich hübſch
ſeyn. Feurige Augen hatte ſie? Die Kaz-
zenaugen blitzen auch. Einen roſenrothen
Mund ... vermuthlich ſah ſie aus, wie
eine Bauernmagd. Ein paar nette Füß-
chen ... vermuthlich war die ganze Perſon
klein und ungeſtaltet. Zarte, alabaſterne
Hände ... vermuthlich hatte ſie auch die
Hände geſchminkt. Pfui! das war ein
garſtiges Ding, eine häßliche Kreatur,
ein abſcheuliches, ekelhaftes Geſicht.

Hahaha! hab ichs doch geſagt, daß
ſie wiſſen würden, was ſie iſt. Man gebe
ſolche Nüſſe, die keine Mannsperſon knak-
ken kann, den Frauenzimmern zum Auf-

heißen, selbst das unerklärbarste Phänomen können sie lösen.

En fin wir wissen nun, daß Bärbchen, trotz den siebzehn Jahren, trotz den blitzenden Augen, trotz dem rosenrothen Munde, und trotz der netten Füßchen und den alabasternen Händchen, ein ganz — unleidliches Geschöpf war, denn Hanchen, Muthgen, Röschen, Nanettchen, und Malchen haben 's gesagt. Wer das nun nicht glauben will, der mach es mit Hanchen, Muthgen, Röschen, Nanettchen und Mahlchen aus. Ich wasche meine Hände in Unschuld, wie Pilatus.

Brummer mußte dem Mädchen in der Ferne folgen, das half nichts. Sie gieng itzt bey weitem nicht so schnell, als heute morgen, denn die alte Matrone keuchte, wie der Wind im Rohre.

O! weh, Herr Autor, das war ein ſchiefes Beyſpiel. Keucht denn der Wind im Rohre? Wenn ſie noch geſagt hätten, er pfeift. So ließ ichs gelten.

„Nun gut. Alſo ſie pfiff .... das ſie doch immer was an mir zu tadeln haben.“

Als ſie .. nämlich Bärbchen und die Matrone ans nächſte Thor kamen, entfernten ſie ſich von der Promenade, und giengen in die Stadt. Natürlich gieng Brummer hinterdrein, denn nun mußte er doch ihre Wohnung erfahren. Er wäre auch der allergrößte Narr geweſen, wenn er das nicht gethan hätte. Kaum waren ſie durch ein enges Gäschen geſchlichen, als ſie am Ende deſſelben vor einem niedern, ſehr ſchlechten Häuschen ſtill ſtanden, das ehr einer Bauernhütte, als einem Hauſe in der Stadt ... und was noch

mehr sagen will, einem Hause in Plissa ... ähnlich sahe. Brummer blieb in einer kleinen Entfernung zurück. Die Alte sprach noch einige Worte, die Herr Brummer aber leider! nicht verstehen konnte, mit dem niedlichen Bärbchen, und dann giengen sie Hand in Hand ins Haus. Brummer hinkte nach. „Hm! sagt er zu sich selbst. Schlecht wohnt sie, und zwar sehr schlecht. Hier in dem Neste hätt' ich sie mein Lebtage nicht aufgesucht. Sie muß arm, und zwar recht arm seyn. Auch war ihr Anzug nicht glänzend. Und die Alte gieng ja wahrhaftig gekleidet, wie ... wie der arme Lazarus. Ob ich auch hinauf gehe? ... Was will ich oben? Ich weiß ja nicht n' mahl, wer sie sind? Ja! wenn ich das wüßte! Halt! Brummer! Da hättest du bald einen dummen Streich gemacht. Vorher recognoscirt, und dann — geschossen. So erforderts die Klugheit eines gescheuten Generals.

Er lief geschwind nach Hause . . . er lief? Nun das wohl nicht, denn sechzigjährige Beine laufen nicht mehr. So in den zwanzigen kann man allenfalls einen kleinen Galopp machen. Aber mit einem grauen Kopfe! Ja! wer die grauen Köpfe nicht kennte! Also — er gieng nach Hause. Neben ihm wohnte ein gewisser Benning, der in der ganzen Stadt als ein Erzdurchtriebener Schelm, und als ein sogenannter Eheprokurator bekannt war. Dieser mußte sogleich zum Herrn Brummer. Benning kam. Mit vielen Kratzfüßen trat er ein, und frug, was zu seinen Diensten stehe? Brummer schmunzelte, und rückte dem Eheprokurator einen Sessel. Der Besitzer des Sessels räusperte sich, und begann nun folgendermaaßen also:

„Mein lieber Herr Benning. Nachdem und alldieweiln ich mich mit Gott

entschlossen habe, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, so ....

O! weh, Herr Autor! das klingt fade.

„Fade? ich möchte wissen, was in einer so ächt juristischen Anrede fades liegen sollte! Oder ist etwa der stilus curiae auch fade? das will ich mir ausbitten! Ich bin ein Jurist, und nehme dergleichen Injurien übel. Doch was hilft mir mein Uebelnehmen? Die Weiber gehören vor kein Forum, und die Mädchen vermuthlich auch nicht, denn am Ende werden sie doch auch Weiber!

.... so wollt ich sie hiermit ersuchen, mir in einer gewissen Sache Licht zu geben, die mit meinem künftigen Glücke zusammenhängt, wie Leib und Seele.

Benning. Und die Sache, in der ich ihnen Licht geben soll?

Brummer. Betrift ein Mädchen .. o! ein Mädchen, Herr! wie es gar kein Mädchen mehr in der Welt giebt. Ich muß ihnen sagen, daß ich mich sterblich in sie verliebt habe. Sie sollten sie nur sehen ... sie wissen doch, daß die alten Griechen, und die neuen Deutschen so viel Wesens von der medizeischen Venus machten .. ah! das ist nichts gegen diese.

Benning. Nun, wer ist sie denn?

Brummer. Eine Schönheit der ersten Größe ...

Benning. Ei! das glaub ich ihnen ungeschworen, aber, wie sie heißt?

Brummer. Ja! das weiß ich nicht.

Benning. Das ist schlimm. Wissen auch nicht wo sie wohnt?

Brummer. Das weiß ich.

Benning. Dann ists gut. Also das Mädchen ist schön? Und sie wollen es heyrathen? Was krieg ich, wenn ich die Mariage stifte?

Brummer. Herr! sie sind verdammt hitzig. Ein solcher Springinsfeld bin ich nicht. Alte Leute (und ich schäme mich meines Alters nicht) gehen gerne bedächtig. Vor allen Dingen also muß ich wissen:

1) wie heißt das Mädchen?

2) wie sind ihre Umstände?

3) Ist sie honett und tugendhaft?

4) Liebt sie Wirthlichkeit und Einsamkeit?

5) Hat sie Vermögen? und endlich

6) würde sie sich entschliessen, einen alten Mann zu lieben, wie einen Jungen? Nota bene, sie müßten mit meinen sechzigen nicht gerade herausplatzen. Sie könnten mich ja zu einem Vierziger machen. Beantworten Sie mir alle diese Punkte mit Zufriedenheit, und kommt, wenn sie beantwortet sind, die Mariage zu Stande, so erhalten sie ...

Benning. Nun, so erhalt ich?

Brummer. Aus meiner Hand hundert Dukaten.

Benning. Topp! der Handel ist richtig! Sie kriegens Mädel, oder ich will nicht Benning heissen.

Benning erfuhr nun auch die Wohnung des Mädchens, und rieth sogleich auf Bärbchen, denn ein solcher Spührhund, wie Benning, mußte ja in allen Winkeln der Stadt zu Hause seyn. Voller Freuden hinkte Herr Brummer in sein Komptoir, und zählte einstweilen die versprochenen hundert Dukaten ab.

...

Bärbchen empfieng den freundlichen Benning mit einem finstern Blicke ...

Nun da haben wirs. Hab ichs nicht gesagt, daß das Mädel auch nicht ein Fünkchen Lebensart besitzt? Und so ein Gelbschnabel, so ein Gänschen, so ein einfältiges, dummes Ding will auf einen so reichen Kautz Anspruch machen. Herr Autor! das dürfen sie — nein! bey Gott! das dürfen sie nicht zulassen. Oder ich kündige ihnen den Krieg des ganzen weiblichen Geschlechts an.

„Gott bewahre mich! Luischen! so bitterbös hab ich sie noch nie gesehen! Was kann ich armer Teufel dafür? Bin ich denn Schuld, daß Herr Brummer an der Kirchthüre stehen blieb, und das dumme, einfältige, unartige Bärbchen in der Allee wieder fand? Das alles geht ja ganz natürlich zu! Daß sie sich nun über den Zufall ärgern, dafür kann ich wieder nicht, sondern der Zufall. Und daß sie Benning unfreundlich aufnahm, dafür kann ich wieder nicht, sondern die Unart, die Bärbchen begieng, daß aber ....

O! still! Herr Autor! Erschöpfen sie sich nicht an Beweggründen. Darüber brauchen sie sich nicht müde zu schreiben.

„Das ist mir eben recht. Also . . :"

Bärbchen empfieng ihn mit einem finstern Blicke.

„Das haben wir ja schon gehört.“

Nu nu, nur gnädig. Man weiß ja nicht, ob sie sich noch des Zusammenhangs erinnern.

.... finsterm Blicke, und fragte, was zu seinen Diensten sey? Zugleich schob sie ihm einen Sessel entgegen, und legte wohlbedächtig das Nähzeug aus der Hand, an welchem sie arbeitete.

Benning musterte das Mädchen, machte anfangs Entschuldigungen seines Besuches halber, und rückte endlich mit seinem Plane so weit näher, daß sie (wenn sie nicht ganz dumm war) merken konnte, wie hoch der Zeiger an ihres Liebhabers Uhr stehe? Und dumm war sie nicht, sie mögen nun auch sagen, was sie wollen, mein schönes Bienchen! Und wenn ich auch gelogen hätte, so ists meine Pflicht, mich

meiner Heldinn endlich n' mahl anzuneh-
men. Das arme Kind ſieht mich ſo weh-
müthig an, und dem mitleidigen Vater
ſtehen die hellen Thränen im Auge. Alſo
... mit einem Worte: Bärbchen war nicht
dumm, und errieth Bennings Abſicht,
ehe er noch damit zu Ende war.

„Der Antrag, mein Herr! den ich von
ihrem Freunde durch ſie erhalte, iſt ſo über-
raſchend für mich, daß ....

Nun wer ſagt denn das? Herr Autor.
Sie müſſen auch hübſch bey der Stange
bleiben. Warum ſchreiben ſie denn den
Nahmen nicht mit bey. Schauen ſie, ich
wills ihnen einmal zeigen. Ihr Autoren!
ihr ſeyd doch ſo dumm, daß ihr einen
dauert.

Benning.

Bärbchen, u. s. w.
so müssen die Nahmen abgesetzt werden, und man weiß sogleich, woran man ist.

„Ei! wie klug sind sie, liebes Suschen. In Wahrheit, von ihrer Hand mögt ich schon einen Roman lesen. Sie lieben das Dramatisiren, merk ich. Aber zu voreilig hätten sie auch nicht seyn sollen, denn wenn sie nur noch ein bisgen warteten, so würden sie das „sagte Bärbchen" mit großen Worten gelesen haben. Zum Beweise, daß ich ihre Augen liebe, will ich die vermißten Worte mit großen Buchstaben abdrucken lassen.

„Der Antrag, mein Herr! den ich von ihrem Freunde durch sie erhalte, ist so überraschend für mich, daß ich in diesem Augenblicke ihnen darauf nicht antworten kann,

sagte Bärbchen....

Iſts ſo Recht?

„Hm! ſo kann mans freylich recht gut leſen: doch dieſe Zurechtweiſung, mein weiſer Herr! hätten ſie ſich füglich erſpahren können. Wir ſind hier zu Lande nicht blind.“

.....auch muß ich meine Mutter darüber um Rath fragen. „Man ſprach nun von ganz gleichgültigen Dingen, welche Benning indeſſen ſo geſchickt zu drehen wußte, daß Bärbchen ſelbſt den Stoff dazu hergeben muſte, um wieder die Heyrath aufs Tapet zu bringen. Sie muſte endlich nachgeben, und ließ ſich den Spaß gefallen. Benning ſtrich Brummers Eigenſchaften aus allen Prädicamenten heraus, lobte ſeinen feſten Körperbau, ſein männliches Anſehen, ſeine Würde, ſeine Familie, ſein Hauß, ſeine Geſchäfte, ſeine Kleider, und ultimo ... ſeine vollen Geldli-

sten. Bey dem letztern Worte schien sich Bärbchens Miene zu ändern. Ihre schönen Augen fielen auf Bennings Lippen, ihr Ohr stutzte, ihre ganze Seele gewann eine andere Gestalt . . .

Wie machte sie denn das, Herr Autor. Ich denke immer, die Seele bleibt, wie sie ist. Pfui! da haben sie gegen die Psychologie gestrauchelt. Streichen sie den Ausdruck weg. Sie mögten sich sonst ein wenig blamiren.

„Warum? das seh ich nicht. Die Seele kann sich eben so gut verändern, als ein Kleid, d. h. durch die allmächtige Hand des Schneiders. Ich setze den ehrlichen Mann hierher, damit sie mich nicht etwa wieder missverstehen. Z. B. wenn ich traurig bin, so ist meine Seele traurig. Bin ich heiter, so ist meine Seele heiter. Mithin kann meine Seele sich ändern, und

sobald sich eine Sache ändert, so nimmt sie eine andere Gestalt an. Wer hat nun Recht. Sie oder ich? .. Ich!

Bärbchen mogten die vollen Geldkisten gefallen. Sie ließ ihrem Liebhaber also ein wenig tief in die Karte gucken, d. h. sie erlaubte ihm ein Rendesvous. Benning sah die Hochzeit schon im Geiste, und rechnete eben die Anwendung seiner hundert Dukaten aus, als die alte Matrone, in einer sehr zerlöcherten, übrigens aber saubern Hauskleidung ins Zimmer trat. Da Bärbchen ihren Freywerber winkte, so fieng dieser seinen Spruch von vorn an. Die Alte hatte über die goldene Aussicht in die Zukunft eine herzliche Freude. „Je nun

„sagte sie

nämlich die Alte . . .

Können sie das lesen? Ich dächte das wäre deutlich genug. Wären sie nun ein

altes Mütterchen, so könnten sie füglich die Brille wegwerfen, es würde — kein Hahn darnach krähen.

„Je nun, sagte sie, wenn es Gottes Wille ist, so hab ich nichts dagegen. Wer ist denn der Herr, der so viele gute Absichten gegen meine Tochter hegt?

Benning. Ein ehrlicher Mann, der es mit der Mamsel sehr gut meynt, ja was noch mehr als alles sagen will, ein sehr reicher Mann.

Bärbchen ward roth, bis ans Ohrläppchen, und die alte Schabelle spitzte den Mund .. etwa zum Kusse? Gott bewahre! Dafür hätte Benning wenigstens nicht den geringsten Appetit in promptu gehabt. Sie spitzte den Mund — zum Lächeln. Ah! das laß ich gelten. Ja! ja! das Mundspitzen ist zweyerley Art. Sie, Mal-

chen! werden es oft in praxi gehabt haben.

„Nu schreyen sie nur nicht so. Ich gebe mich ihnen ja gefangen.

O! ich bin stumm, wie der Hahn auf ihrem Dache, wenn der Wind nicht geht.

Die Alte steckte die Augen ihres Geistes auf, um . . .

Halt! Herr Autor! Kann man das sagen? Die Augen des Geistes . . was sind das für Dinge?

Ey! werde ich mich doch mit ihnen in eine philosophische Abhandlung verwickeln. Wenn sie es nicht selbst errathen, was mein Ausdruck zu bedeuten hat, so muß ich sie in dem Geheimnisse sitzen lassen, ich mag wollen, oder nicht?

Die Alte steckte also die Augen ihres Geistes auf, um im Geiste . . .

„Schon wieder der Geist? Wenn nun die Alte zu dumm war, ihren Geist gehörig zu benutzen, oder noch besser, wenn sie nie keinen gehabt hätte?

Richtig, mein kluges Rosettchen! da bringen sie mich unvermerkt auf eine neue herrliche Idee. Nachdem, was ich schon in der Welt erfahren habe, mag ihre Bemerkung nicht ganz unrichtig seyn. „Wie wenn sie keinen gehabt hätte?" Vortrefflich! Schon oft kam ich in die Verlegenheit, einen Frauenzimmerkopf anders zu beurtheilen, als es eigentlich die Galanterie erlaubte. Ich kenne Damen, die mich drey und mehrere Stunden zwischen vier Wänden presten, und mich dort mit einem Schwall voll Galanterien und Worten quälten, daß ich nun . . . Gott! ich ent-

decke Land. Richtig! ich habs! bey dem Barth des Erfinders Kolumbus, ich habs! Alle dieſe Damen hatten — keinen Geiſt. Und was iſt Geiſt? nämlich der Geiſt den ich meyne? Mein Rektor ſagte immer: Ein Geiſt iſt ein Weſen, das weder Fleiſch noch Bein hat. Und der Geiſt vieler unſerer Frauenzimmer iſt ein Weſen, dem jene Eigenſchaften fehlen. Wenn wir doch daraus ein Unding hervorſtudiren könnten. Wenigſtens hatten die Damen, die mich ſo beſtürmten, einen ſo langweiligen Geiſt, daß ich ... um Vergebung, Roſettchen, ich muß ihrem Geſchlechte durchaus eine kleine Schlappe anhängen, ... darüber einſchlief.

Zum dritten und letztenmale alſo: Die Alte ſteckte die Augen ihres Geiſtes auf, um im Geiſte die ſchweren Geldkiſten zu beaugapfeln, die ihr künftiger Herr Schwiegerſohn beſaß.

Ach! Gott sey Dank; daß ich den Periodeu heraus habe. Es ist mir ganz leicht darnach geworden. Kaum kann ein Kind seiner Gebährerin so schwer fallen, als mir der verhaste Periode. Aber daran war der Geist schuld. „Mit dem Geiste ist nicht gut spaßen. In unserm Jahrhunderte sind die Geister auch selten. Man disputirt sie ja allenthalben weg, und ihre Abwesenheit findet man in allen — Musenallmanachen.

Bennin; nannte endlich den Nahmen seines Gebieters. Die Alte glotzte die Augen ziemlich weit auf, und Bärbchen . . .

„Nun? und Bärbchen. Das Närrchen sagte doch nicht etwa Nein?

Bärbchen schnappte nach Luft.

„Nach Luft? Warum denn? doch nicht aus Angſt, an dem großen Glücke zu erſticken?

Je nun! meine vortrefliche Leſerinn! man kann nicht wiſſen. Ein möglicher Fall wär's! Die Freude, in der Welt ein Glück zu machen, das man nie zu hoffen berechtigt war, kann allenfalls ausſchweifen. Es hat ja Leute gegeben, die augenblicklich des Todes waren, als ſie hörten, daß ſie das große Loos gewonnen hätten. Und Bärbchen . . . je nun, Bärbchen zog denn auch itzt keine Niete in der Eheſtandslotterie, ſondern das große Loos. War es Wunder, wenn ſie vom Stuhle purzelte, und . . . in die ſchönſte Ohnmacht fiel? Mich ſollte das wenigſtens gar nicht wundern. Aber nein, um ihnen die Freude zu verderben. Sie ſoll durchaus ſitzen bleiben, durchaus!

„Er ist zwar schon in den Jahren, sagte Benning, allein sie werden sich darüber, als ein gebildetes Frauenzimmer wegsetzen können, das bin ich überzeugt. Herr Brummer ist ein Mann, der alle Hochachtung verdient, und auf dessen Hand und Vermögen eine Fürstinn, ohne sich zu schämen, Anspruch machen könnte."

Der letztere Zusatz schlug den Faß vollends den Boden aus. Die Matrone lief, wie rasend in die Küche, und brachte dem Lieblingsboten, ihrem größten Lebensevangelisten ein plat Semmeln zum Imbiß, und eine Bouteille Wein zur Erquickung, die sie von einem Gevatterschmauß noch aufbewahrt hatte. Sie erzählte nun Benningen mit geläufiger Zunge alle guten Eigenschaften vor, die ihr Bärbchen besäße, sie strich ihr gutes scharmantes Herz, ihr leutseeliges Betragen, ihre Abgeschiedenheit von der Welt, ihre Häuslichkeit, ihr schönes

Geſicht, ihren ſchlanken Wuchs, und was weiß ichs? alles heraus, daß der Freywerber am Ende nicht wußte, ob er hören, oder eſſen ſollte? Die Unterredung endigte ſich mit einem Erguſſe von tauſend Dankeserhebungen, die der alten Matrone aus dem Munde flogen, wie die Tauben und Rebhühner, als Noah die Arche öffnete. Sie begleitete ihn bis an die Hausthüre, und Benning flog nach Hauſe, um zu referiren. Als ſie wieder ins Zimmer zurück kam, ſaß Bärbchen, den Kopf in der hohlen Hand wiegend, am Tiſche, und — weinte . . .

Vermuthlich für Freuden?

„Ja! dasmahl haben ſie ſich ſtark geirrt. Für Freuden? Ich wünſchte itzt auf der Welt weiter nichts, als daß ſie in dieſem Augenblicke vor dem weinenden Bärbchen ſtehen, und durch das offene

Saalfenſter ihres Herzens gucken könnten. Da würden ſie nichts ſehen, als . . . nun was meynen ſie wohl?

„Als Sonnenſchein?"

„als Regen und Schneegeſtöber.

„Nicht möglich? Wie geht das zu?

Wenn ſie noch gefragt hätten, wo geht das zu? So würde ich ihnen geantwortet haben: in Brummers Haus. Denn eine Heyrath mit Brummern, aus deſſen Beſchreibung ſie ſchon Ekel und Verdruß bekam, kam ihr ſehr ungelegen, war ihr in den Tod zuwieder. Vermuthlich werden ſie mich wieder fragen, War . . .

„Warum?

Richtig! ich habe das Wort kaum halb ausgesprochen, so stehen sie schon wieder mit dem Warum? vor mir. Horchen sie ... Kommen sie her in die Ecke, und sie sollen alles erfahren. Nu nu, sie brauchen sich nicht zu schämen, mit einer Mannsperson allein in eine Ecke zu gehen. Es bleibt alles (selbst das Gesagte) in den Grenzen der Ehrbarkeit. Also machen sie die kleinen niedlichen Ohren weit auf ... ah! was sind das für ein paar scharmante Ohren? Bey Gott! so ὑπερ schön, ach! was will das sagen, so göttlich, so unübertreflich, so bezaubernd, so entzückend, so unmenschlich schön hab ich noch keine Ohren gesehen. Also diese göttlichen, diese unübertreflichen, diese bezaubernden, diese entzückenden, diese unmenschlich schönen Ohren machen sie auf, und nun ... was werde ich nun thun? .. nun werde ich ihnen da hinein lispeln: „Bärbchen hatte schon einen Liebhaber!“

„Einen Liebhaber?

Bärbchen?

„Das dumme Ding?

Das naseweise Gänschen?

„Die einfältige Närrin?

Die Superkluge?

„Die Einsamkeits-Dame?

Hahaha! meine Damen, schreyen sie nur nicht so? Mein Gehör ist in Gefahr. Kann ich denn etwas dafür, daß Bärbchen einen Liebhaber hat? Und ist denn das was so ganz seltsames? Ich dächte nicht? Die Mädchen unsers Zeitalters, wenn sie nur halbwege ein hübsches Lärvchen zum Aushängeschild haben . . . par-

bleu! ſie findet zehn Männer für einen. Und Bärbchen .... ſie mögen mirs nun glauben, oder nicht, hatte einen ſo ganz allerliebſten Jungen zum Liebhaber, daß ſie ſich gewiß in ihn verlieben würden, wenn ſie ihn ſehen ſollten.

„Und wer war denn der Liebhaber?

Ein Student, der ...

„Ein Student? Hm! alſo ein Student!

Fällt ihnen das auf? Oder haben ſie auch einen Studenten zum Liebhaber?

„Und wenn ich auch einen hätte, ſo gienge ſie das nichts an. Alſo .. ſilentium! War er hübſch?

Ey! das können sie denken. Er sah aus, wie Milch und Blut, war stark, wie Herkules, war nett und schön, wie Apollo, und verständig wie Minerva. Das ist doch alles mögliche, was man von einer Mannsperson verlangen kann.

Als die alte Matrone die Thränen ihres schönen Töchterchens blinken sah, fuhr sie, wie von einem Blitzstrahle, zusammen. Voller Verwunderung erkundigte sie sich nach der Ursache, und Bärbchen war nicht grausam genug, sie lange darauf warten zu lassen. Schluchzend warf sie sich an ihrer Mutter Hals, und beschwur sie bey dem heiligen Andenken ihres Vaters, sie nicht aufzuopfern.

Was sprichst du vom Opfer? kreischte die Alte mit untergestämmten Armen. Wer will dich opfern? Ist das weibliche Ziererey, oder ... ich will doch nicht hof-

ſen, daß du das große Glück, welches ein dummes Gänschen, wie du, kaum im Traume erwarten durfte, mit gleichgültigen Augen betrachten wirſt. Mädel! wenn ich das wüßte, ich drehte dir den Hals auf den Rücken.

Bärbchen weinte heftiger.

„Nun warum weinſt du denn? Was haſt du denn? ſchrie die Alte, Antwort fordernd.

O! Mutter! liebe Mutter! entgegnete Bärbchen! ich darf — ich kann den Mann nicht heyrathen.

Matrone. Wie? du darfſt, du kannſt nicht? Warum kannſt, warum darfſt du nicht.

Bärbchen. Ach Gott!

Matrone. Das ist nichts gesagt! Rede ... oder ich werde ein Wörtchen mit dir sprechen, daß dir die Ohren gellen sollen. Glaubst du denn, daß ich nicht einsehe, wo dich der Schuh drückt. O! ich kenne die Romanengrillen, ich weiß ...! doch still! sprich selbst, was hast du an dem Manne auszusetzen?

Bärbchen. Nichts, gar nichts, allein meine Pflicht gebeut mir, ihn nimmermehr — meinen Mann zu nennen.

Matrone. Pflicht? Was hast du denn für Pflichten. Bis itzt liegt keine dir zur Erfüllung ob, als die Pflicht der Erhaltung, die du mir und dir schuldig bist. Was haben wir? Gar nichts. Dein Vater hat uns nichts als Schulden hinterlassen. Aermlich genug hast du mich und dich mit Nähen und Sticken ernähren müssen. Trockues Brodt und Wasser ist mir

zum Ekel geworden.... Hier ſtehen dir goldene Ausſichten in die Ferne offen. Und du Gänschen, du eingebildetes Ding, du ... willſt itzt dieſe Ausſichten mit Füſſen treten. Es iſt abſcheulich, es iſt gottlos. Ich rathe dirs, thu, was ich dir befehle, oder ich ... du kennſt mich!

Ach! leider kannte Bärbchen ihre Mutter nur allzu gut. Sie warf ſich, als ſie brummend von dannen gieng, aufs Bett nieder, und hüllte ſich ſchluchzend ins Kiſſen. „O! Ferdinand! mein Ferdinand! mein armer, guter Ferdinand! rief ſie einmahl übers andere, ich muß meine Eyde brechen! ich muß dir untreu werden!

Alſo Ferdinand hieß der Seelenfreund?

„Nun ichs ihnen geſagt habe, iſts keine Kunſt, den Nahmen zu rathen. Ja! Ferdinand heißt er! Iſt 's nicht ein ſchar-

manter Nahme? Schon in den bloſſen Nahmen könnte man ſich verlieben. Ach! und Bärbchen liebte nicht bloß den Nahmen, ſondern auch den Mann, ſo weit er warm war. Er war gar zu ſchön — ſchön wie ein Engel, wie der Gott der Liebe ſelbſt. Haben ſie den geſehen? Mienchen? Wenigſtens im Bilde müſſen ſie ihn geſehen haben. Geben ſie n' mahl Acht, ich wills verſuchen, ihn nach der Kopie, die ſie da in Händen haben, zu ſchildern. Und wenn ſie dann noch ſagen, Ferdinand iſt nicht ſchön, ſo will ich die Wette verlohren haben. Itzt kommts darauf an, wie die Schilderung ausfallen ſoll? Soll ich in Proſa, oder in Verſen reden?

„Sie haben bis itzt in Proſa geſprochen. Itzt laſſen ſie auch n' mahl ſehen, ob ſie ein Poet ſind? aber die Verſe müſſen Hände und Füſſe haben, ſonſt lachen und pfeifen wir ſie aus.

Alſo in Verſen? Himmel! da wirds ein paar Kannen Schweiß ſetzen. Nun, wie Gott und Freund — Pegaſus will. Ich will mich muthig auf den letztern ſchwingen. Vor allen Dingen aber muß ich mich einmahl räuſpern.

Hm! Hm! Hm! Hm! Ha! Hm!

Und nun muthig darauf los galopirt! — Oben ſäß ich — wenn ich auch nun ſchon wieder herunter wäre. Aber — das bitt ich mir aus. Die Verſe mögen nun ausfallen, wie ſie wollen — nicht gelacht, nicht geſchnickert, nicht gepfiffen!

Ein ſchöner Jüngling, reizender, als keiner,
Auroras Schooß entloſſen, paradieſiſch reiner
Als Heſperus, wenn er balſamiſch haucht!
In Aetherglath die Glieder eingetaucht,
Die Haare ſeiden weich und ſäuſelnd aufgehoben;
Den Schwanenhals in Lockennacht verſchoben;

Das reizendſte Gemiſch von Finſterniß und Licht,
Elyſium ſein Blick; ſein ſchimmernd Angeſicht
Mit Roſenroth purpuriſch durchgewoben.
Voll Ernſt ſein Gang, und majeſtätiſch, wie
Hyperions, wenn Köcher, Pfeil und Bogen
Die Schultern niederſchwirren, wie
Vom Ozean ſich heben Silberwogen,
Auf Mayenlüften hintennach geflogen
Sein Lichtgewand, die Stimme Melodie,
Ein Ohrenmahl, wie Sphärenharmenie,
Wie Silberklang aus flieſſenden Kryſtallen,
Entzückender als Orpheus Saiten ſchallen;
Ein Zauberlied, wie noch vor keinem Auge
ſchwamm,
Das Statuen belebt, und Lebende verſteinert
Dies tauſendfach erhöht, und tauſendfach ver-
feinert,
Erreicht den Schatten nicht, von Bärbchens
Bräutigam.

Brn! ſteh! Männchen ſteh! Nota bene! meine Damens, das ſag ich zum Pegaſus. Das gehört nicht mit in den Vers... Ach! (indem ich herabſteige) Gott ſey Lob! nun bin ich mit Ehren wieder auf der Erde.

„Das ſteht noch dahin! denn, ich
muß ihnen geſtehen, mein lieber Herr Au-
or! die Verſe haben ſie geſtohlen, die
ind nicht aus ihrem Kopfe.

Wie? ſie unterſtehen ſich . . .

„Ja! und das mit Fug und Recht.
ich ſags noch n' mahl, die Verſe haben
e geſtohlen. Wenn ich nicht irre, ſo ſind
e von Wieland. —

Von Wieland? Hurtig ſchreiben ſie
ach Weimar, es iſt nicht wahr!

Nun, ſo ſind ſie von Hölty!

„Gelogen!“

Von Bürger.

„Behüte Gott!

Von Alxinger!

„Nein!

Von Mathisson!

„Mit nichten!

Von Blumauer!

„Durchaus nicht!

Von Göthe!

„Schlecht gerathen!

Von — von — von —

„Nun haperts. Weiter haben sie keinen Dichter gelesen? O! weh! gerade den gewiegtesten haben sie vergessen.

Nun so sind sie von Ratzschky . . .

„Weit gefehlt.

Von Pfeffel?

„Bewahre Gott!

Nun, so müssen sie wenigstens von dem Herausgeber des . . . Triumphes des Witzes . . . seyn.

„Von diesem gerade am aller wenigsten.

Hm! das ist doch sonderbar. Halt! nun hab ichs. Sie sind von — Schiller!

„O! weh, ich bin verlohren. Sehen sie nur, sie schalkhaftes Fikchen! welch ein O Jemines-Gesicht ich mache. Müssen sie 's denn nun gerade noch errathen.

Freylich — Schiller war meine — Eselsbrücke! Ich bin gefangen. Machen sie mit mir, was sie wollen.

Ihre Strafe soll seyn, daß sie sogleich ohne Anstand weiter erzählen.

„Von Herzen gern! Horchen sie mir nur recht andächtig zu.

Sobald Bärbchen Zeit gewann, schrieb sie an ihren Ferdinand, welch eine trübe Wolke sich an dem Horizont ihrer Liebe blicken lasse. Sie schilderte darinn ihren Jammer mit den lebhaftesten Farben, und beschwor ihn, alles aufzubieten, um sie aus dem Abgrunde zu retten! Ferdinand stutzte, als er die Nachricht las. Er lief sogleich in das belobte Gäschen, rannte, wie ein Besessener in das niedere Häuschen, trat, die Hand nach dem Schlosse ausstreckend, gegen Bärbchens Stuben-

thür (vermuthlich in der Absicht, um sie zu trösten) die Alte trat heraus, und — warf ihm die Thür vor der Nase zu. Da stand er, wie Petrus — vor dem Kohlfeuer.

„Ob wir ihn auch da stehen lassen? Was meynen sie, lieben Leser? Verdient hätt' ers, denn warum mußte es denn einem so schönen Narren einfallen, sich in ein so dummes Gänschen zu verlieben? Allein was hilft es uns, wenn wir ihn stehen lassen. Es ist besser, wir lassen ihn lieber wieder nach Hause gehen. Richtig — er gieng also wieder nach Hause.

Was er da machen wird?

Ja! das weiß ich nicht. Wir wollen ihm nachgehen, so können wirs am besten erfahren. Sehen sie nur, dort geht er. Schon ist er durch das Gäschen. Er

schlägt sich, mit der geballten Faust vor die Stirn, er murmelt abgebrochene Töne, er spuckt sogar, wie ein Advokat, wenn er den Prozeß verlohren hat. Itzt sieht er am Eingang der Straße. Noch einmahl sendet er einen verliebten Blick ins Gäschen zurück. Ach! Das war ein Blick! Nun geht er in sein Haus hinein! Langsam steckt er den Schlüssel ins Schloß seiner Zimmerthür, mit thränenden Augen reißt er die Pistole von der Wand, besieht sie mit einem fürchterlichen . . Ach! „ sinkt damit aufs Bett, drückt die Augen fest zu, und — entschläft.

O! weh, das hätten wir nicht gedacht!

„Ja! ich auch nicht, und doch ist dem also. Allein mein Held handelt wie ein Philosoph, er sieht ein, daß geschehene Dinge nicht zu ändern sind, statt sich todt

zu schließen, oder sich aus Liebe wenigstens zu Tode zu grämen, erwählt er ein Drittes besseres, und — entschlummert. Wenn es Werther auch so gemacht hätte, so würde Weigand in Leipzig um einige hundert Thaler ärmer seyn. Das alles ist natürlich. Hätte Werther sich nicht todt geschossen, und wäre Siegwart leben geblieben, so gäb es weit weniger Narren in der Welt, als es deren wirklich giebt.

Wir wollen ihn einstweilen liegen lassen, und nun einen Gang in Brummers Haus machen.

Ah! da sitzt der alte ehrliche Papa, mit der silbernen Brille auf der Nase, und wühlt in seinen Rechnungsbüchern. Ein stattliches Herein stellte Herrn Benning seinen Augen dar. Hurtig sprang er vom Sessel auf, und gieng ihm freundlich entgegen.

„Nun, mein Lieber! was bringen sie mir für Nachrichten? Gute, oder Böse.

Benning. Ich bin nie gewohnt gewesen, jemand mit bösen Dingen zu behelligen. Was ich bringe, ist allemahl gut. Auch ihnen bring ich was gutes.

Brummer. (voller Entzücken) O! so lassen sie sich umarmen.

Benning. Na! umarmt hätten sie mich. Nun hören sie auch. — Aber haben sie auch die hundert Dukaten parat gelegt?

Brummer. Dort liegen sie in meiner Schublade. Sie harren ihrer Erlösung entgegen. Doch itzt referiren sie.

Benning. Das Mädchen, welches sie lieb gewonnen haben, ist eine vaterlose

Waiſe, und lebt bey der Mutter von Nähen und Sticken. Sie iſt ſchön, ſehr ſchön, aber ihr vortreffliches Herz, ihre Talente, ihr ausgebildeter Charakter ſind noch weit ſchöner. Vermögen hat ſie etwas, allein zu viel kann es nicht ſeyn, ohngeachtet die Alte, als ſie den Kommodenkaſten aufzog, ihre Schäfgen ins Trokkene gebracht zu haben ſcheint. Sie heißt Barbara Kitzinn, und iſt ſiebzehn Sommer alt.

Brummer. Und das haben ſie in den paar Augenblicken alles ſchon erfahren?

Benning. Je nun das wohl nicht. Oder glauben ſie nicht, daß ich von allen Mädchen in der Stadt ein genaues, ſyſtematiſches Regiſter führe. Bärbchen Kitzinn nimmt darinnen die 3810 Nummer ein. Daß ich, ehe ich ihnen dies

sagte, zu ihr gieng, geschah nur deshalb, um recht sicher und gewiß zu gehen.

Brummer dankte seinem Freunde auf das verbindlichste, und gab ihm hundert Thaler auf Abschlag. Des andern Tages putzte er sich fein säuberlich, stülpte seine beste Perucque auf, und zog den blausamtenen Sonntagsrock an. Auch nahm er den mit einem Porzellainknopf bepanzerten Stock, auf dem ein Sphinx lag, in die rechte Hand, und wanderte getrost in das enge Gäschen, um bey seiner Schönen einen Morgenbesuch abzulegen. Benning flog voraus, und meldete seinen Gebieter.

Die Matrone nahm den Herrn Schwiegersohn mit aller spanischen Grandezza auf, und präsentirte ihm einen Stuhl, nach ächt patriarchalischer Form. Bärbchen stand von ferne, und machte einen Knix über den andern, nach den Wilien der

strengen Mutter, um fein artig zu scheinen. Benning brachte die Sache in Vorschlag, und sobald seine Zunge die Bahn gebrochen hatte, hinkte auch Herrn Brummers Zunge hinterdrein. Madame Kitzens Zunge machte den Beschluß, und — Bärbchens Zunge mußte den Beschluß krönen, sie mogte wollen, oder nicht.

„Je Potz! Zungen, und der Henker!

Variatio delectat, pflegen wir Lateiner zu sagen, mein liebes Jettchen! Wenn sie Latein verstünden, so wüßten sie schon, woran sie wären. Aber ihnen zum Possen (weil sie sich über die vier Zungen mokirten) mag Variatio delectat einstweilen unübersetzt bleiben!

Bärbchen wollte durchaus ihr Patschgen nicht hergeben — und Herr Brummer sehnte sich doch so herzlich darnach. Das

dame schnitt tausend heroische Gesichter, und weil die Gesichter nichts mehr helfen wollten, so lösten sich die finstern Blicke in Worte auf: Barbe, schrie sie ergrimmt, wirst du gehorchen, und augenblicklich legte sie ihr Pätzschgen in Herrn Brummers Patzsche.

„Ach! stöhnte der Gott der Liebe, und verdrehete die Augen.

Herr Brummer fackelte bey solchen Gelegenheiten nicht lange. Er schritt stante pede zur Verlobung, denn so forderte es die Sitte seiner Väter.

„Und wo blieb Ferdinand? Itzt muß er doch wohl ausgeschlafen haben?

Ausgeschlafen hat er, allein sein Geist war mit sich selbst uneins geworden. Er hatte das Zuwerfen der Thüre in seines

Liebchens Hause zu hoch angerechnet. Er glaubte, Bärbchen habe das selbst, und mit Willen gethan, und seine Eifersucht ersann tausend närrische Entschuldigungen, seine erkaltende Liebe zu bemänteln. Ferdinand war ein feuriger, junger Mann, aber eben dies Feuer konnte durch einen einzigen Tropfen Kaltsinn getilgt werden. Und wer ist in der Welt wohl leichter zu beleidigen, als ein Verliebter? Bey Ferdinand wenigstens wars der Fall.

Bärbchen wartete mit Schmerzen auf seine baldige Erscheinung, denn das Billet, welches sie ihm geschrieben hatte, war ganz dazu gemacht, ihn in Feuer zu setzen. Nur ewig Schade ist es, daß ich es nicht habe erhalten können. Wie manches arme verliebte Mädchen hätt ich damit aus der Noth reissen können? Es ist aber auch von unserm Schriftstellerheere nicht halb Recht, daß nicht einmahl einer

von ihnen auf den Gedanken geräth, einen Briefsteller für Verliebte herauszugeben. Wie gemeinnützig würde ein solches Werk für die verliebte Welt werden. Ich muß mich nur n' mahl selber darüber machen. Alle Verliebte über und unter dem Monde werden mirs danken, das weiß ich gewiß. *)

Da nun Bärbchen glaubte (und das konnte sie mit allem Rechte) für Ferdinand dürfe sie kein Herz mehr haben, so entschloß sie sich, Herrn Brummer ihre Hand zu geben. Herr Brummer küßte sie mit innigem Entzücken, und nannte sie sein

*) Ein solches Werk liegt bereits zur Hälfte fertig in meinem Pulte. Es wird in Ernst Bornscheins Verlage zu Leipzig, unter dem Titel herauskommen: Allgemeiner Briefsteller für Verliebte. Ich nehme darauf weder Pränumeration, noch Subskription, aber wohl den guten Vorsatz an, es hernach, wenn es fertig ist, recht oft zu kaufen.

engliſches, liebes, ſcharmantes Bärbchen. Gegen den Mittag ſchied er mit einem zärtlichen Kuſſe, und beſtellte noch am ſelbigen Abend das Aufgebot.

„Eine Hochzeit wird er wohl auch geben? Vermuthlich auch einen Ball, und . . .

Eine Redoute. Nicht wahr? daß dich . . . ! Muß es denn nun immer gehochzeitet, geballt, und geredoutet ſeyn? Ja! wenn die Mädchen nicht tanzen, und zum Schmauſe . . . faſt mögt ich ſagen, zur Freſſerey rennen können, ſo iſts überall nicht recht. Nehmen ſie doch lieber den Strickſtrumpf, oder ein gutes Buch in die Hand. Das wird ihnen nützlicher ſeyn, als Ball und Redoute. Ich ärgere mich allemahl ganz entſetzlich, wenn ich das Wort Tanz nur ſchreibe, geſchweige denn, wenn ich ein Mädchen ſelbſt tanzen

sehe! Das Tanzen ist doch eine unleidliche Sache . . . pfui! wenn ich einmahl eine Tochter kriege, die soll mir auch nicht aus dem Hause gehen. Und wenn sie ja einmahl tanzen will, so werde ich ihr nichts als höchstens eine Menuette und eine Polognese erlauben.

„Da möchte ich ihre Tochter nicht seyn. Walzen und lendern muß ich. Wissen sie denn das Liedchen nicht? „Ein Walzer befeuert, beseeligt das Blut. „Wenn ich nicht lendern und walzen kann, so mag ich gar nicht leben!

So? sie sind auf einem guten Wege. Sie mögen nicht meine Tochter, und ich mag ihr Vater nicht seyn! Ich würde mit ihnen doch nur Schande einlegen. Damit sie aber sehen, daß es hier und da noch Mädchen giebt, die mich zum Vater wählen . . . und zwar mit Freuden wählen

würden, so sag ich ihnen: Bärbchen hoßte den Tanz, wie die Sünde, wie die — Uebertretung des — sechsten Gebotes.

Die Hochzeit kam endlich. Ferdinand hatte alles erfahren, und verreiste grade an dem Tage, als das neue Ehepaar getrauet wurde. Er mogte davon nichts hören, und nichts sehen. Herr Brummer griff sich an, und bat alle seine Freunde und Bekannte zu einem stattlichen Soupée, wo es gar Hoch hergieng. Der alte Narr war wie verjüngt. Er gukte nur wenig auf die vollen, aufgehäuften Schusseln, immer und ewig, beantlitzte er seine schöne Braut, die um und neben sich so viele Neiderinnen hatte, als der — türkische Sultan Weiber!

Alle Welt sprach von Brummers Hochzeit, und es verlohnte sich auch wirklich der Mühe, daß man davon sprach, denn

Herr Brummer ließ sich einmahl sehen, er spaarte keine Kosten, das Mahl so glänzend, als möglich zu machen, und vollends den Tanz — ach! den Tanz! so was hatte man in Plissa noch gar nicht erlebt.

„Also ward doch getanzt?

Freylich ... und zwar derb ward getanzt. Um sie, mein allerliebstes Lisettchen! ganz zu befriedigen, muß ich ihnen sagen, daß von 8 Uhr des Abends bis gegen 6 Uhr des Morgens getanzt ward. Um zwölf des Nachts ... mein Gott! das ist ja die Gespensterstunde?

Freylich ist sie das. Aber was kann ich dafür, daß es gerade zu der Zeit geschah.

„Nun was geschah denn? doch nicht ein Unglück?

Das weiß ich ſelbſt noch nicht. Die Folge meiner Geſchichte wirds lehren. In der zwölften Stunde alſo (der Regen ſtröhmte vom Dache, die Uhuhs heulten, die Raben und Eulen krächzten, und ein ferner Donner hallte) ... vermiſte man ...

Nun wen denn? Mein Gott! ſie machen einen ganz angſt. Wen vermiſte man denn?

„Braut und Bräutigam.

„Wo ſind ſie denn geblieben? Iſt ihnen denn ein Unglück begegnet?

Ja! das weiß ich wieder nicht! Am beſten iſts, wir durchſtöbern das ganze Brummerſche Haus, wir müſſen ſie dann doch finden. Alſo friſch, Jettchen! nehmen ſie da die Wachskerze, ich will die Schlüſſel nehmen. Fort, allons! durchs

ganze Haus. Sie, Hannchen! können zur Nothwehr ein Bankbein ergreifen, wer weiß, was uns auf dem Wege begegnen könnte. Besser, man versorgt sich in Zeiten mit etwas fühlbaren, als daß man dann, wenn die Noth am größesten ist, wie Butter an der Sonne da sitzt, und das Maul aufsperrt.

Vor allen Dingen wollen wir Herrn Brummers Schlafgemach aufsuchen, vielleicht finden wir ihn hier. . . . Schön! da wären wir. Gehen sie nur hinein, mein holdes Jettchen!

„Ach!"

„O!"

Nun, was schreyen sie denn? Sehen sie denn einen Geist? — Ach! Braut und Bräutigam im Bette! Mein Gott! war-

um ſchreyen ſie denn deshalb? Haben ſie denn das in ihrem Leben noch niemahls mit angeſehen? Sehen ſie nur, wie ſo ſanft die lieben Kinderchen ſchlummern! Herr Brummer ſieht in der neugewaſchenen Zipfelmütze wie ein Engel aus. Man mögte ſich in ihn verlieben. Aber ... mein Himmel! was fehlt Bärbchen? Die Wangen ſtrahlen von einem matten Feuer, und die Augen ſtehen voller Thränen. Kommen ſie, Jettchen! fliehen ſie Hannchen! hier iſts nicht richtig. Das prophezeit keine gute Ehe!

Geſagt, geſchehen ...? Ey bewahre. Niemand in der Welt führte ein glücklicheres Leben, als Herr Brummer mit ſeinem Bärbchen. Und wer an häuslicher Ruhe und Zufriedenheit ſich wenigſtens ein paar Augenblicke weyden will, der gehe zu Brummers, und ſein Anſchauen wird nicht unbelohnt bleiben. Was Herr Brummer

seinem runden, allerliebsten, niedlichen Weiblein an den Augen absehen konnte, das that er mit vielem Vergnügen, und sie opferte alles auf, um seine Wünsche zu befriedigen. Liebes Bärbchen, sagte er, und guter Joachim, sie. Da war Bärbchen hinten, da war Joachim vorne. Das war den ganzen Tag ein „gebärbel, und ein „gejochahime" daß dem Gesinde Hören und Sehen vergieng. Herr Brummer, der sonst auf dem Komptoire Tageslang saß, wie angenagelt, kam itzt kaum zwey Stunden des Tages dahin, sondern überließ seinem Diener die Geschäfte, lieber tändelte er mit Bärbchen. Die Mäkeley der Liebe machte ihm ungleich mehr Spaß, als die Abzählung goldener Summen, denn das muß man ihm zum Ruhme nachsagen, Geiz war sein Fehler nicht. Dies bewies er besonders gegen Bärbchen.

Bärbchen verlangte ein neues Kleid ...

Augenblicklich mußte der Schneider kommen.

Bärbchen wünschte eine Kammerfrau.

Da war ſie!

Bärbchen verlangte vier austapezierte Putzzimmer.

Und ſogleich mußten ſie eingerichtet werden.

Bärbchen hat eine Aſſamblee!

Der Herr Gemahl ſagte kein Mücksgen.

Bärbchen hatte ſich in den Poſtzug des Baron von Manteufel verliebt.

Der Herr Gemahl kaufte den Postzug.

Bärbchen wünschte nach Karlsbad zu gehen.

Da standen die Isabellen bereit.

Bärbchen jähnte . . .

Herr Brummer ließ sie allein.

Bärbchen wollte unterhalten seyn,

Herr Brummer kam, bückte sich, und sprach.

Wenn das keine glückliche, zufriedene Ehe heißt, so weiß ich nicht, was ich denken soll. Ach! du lieber Gott! wenn ich ein so liebes Weib am Halse hätte, ich spränge Deckenhoch, indessen ich itzt kaum die Erde berühre.

Es war ein ſchöner Herbſt-Morgen, als Bärbchen allein in dem bekannten Nelkenthale ſpazieren gieng .... kennen ſie das Nelkenthal, mein allerliebſtes Louischen?

Je! warum denn nicht. Dort hab ich die ſenſibleſten Stunden meines Lebens genoſſen. Ach! wenn ich daran denke, ſo läuft mir das Waſſer im Munde zuſammen. Ja! ja! „Die Zeiten, Schweſtern! ſind nicht mehr, da Lieb' und Küſſe galten. Itzt ſind die Männer glatt und leer, itzt muß die Lieb' erkalten!"

Freylich! wenn man in' die Jahre kommt, ſo ...

„Was? in die Jahre? Mein Herr, Sie werden am Ende gar noch grob. Das will ich mir ausbitten. In drey Jahren

erſt bin ich zwey und dreißig ... mithin blüh ich noch im Lenze des Lebens.

Ich ſage ihnen, eben Bärbchen gieng im Herbſte ſpazieren. Horchen ſie nur, was da geſchah. Sie hatte ihre weich ſeidenen Arme feſt in einander verſchlungen, das Köpfchen lag voller Grillen herabgebogen auf den wildſtürmenden Buſen (denn mancherley Gefühle durchkreuzten ſich im ſelbigen) die Augen hefteten ſich ſtarr und finſter auf den Boden, und ſelbſt der Gräshalm, der unter ihrem ſchleichenden Fuſſe ſich krümmte, ſeufzte weinend der holden Luſtwandlerinn entgegen. Die ganze Natur ſchwieg, nur einige ſchalkhafte Zephire ſpielten wollüſtig mit ihren braunen Locken, die Kehlen der Vögel waren wie verriegelt, die Wipfel der Bäume knarrten in einzelnen Akkorden, und die ferne Mühle tönte majeſtätiſch

in die wehmüthigen Seufzer des holden Bärbchens.

Plötzlich stand sie still wie vor einem Zauberbilde. Eine unbekannte Macht ergriff ihre Hand, sie blickte in die Höhe, und . . . wer schildert Bärbchens Erstaunen. Groß muß es gewesen seyn, denn sie sank staute pede in Ohnmacht.

Nun was gabs denn?

„Rathen sie n' mahl . . .

Erschien ihr denn ein böser Geist?

„Warum denn nun grade ein Geist? daß doch die Mädchen sich immer mit den Geistern herumbalgen. Ich bin kein Freund von Geistern, ich halt es lieber mit den — Menschen. Also ein Mensch war es.

Und wer denn?

Je! das sollen sie ja eben rathen! . . Aber ich seh es schon, sie werdens nicht rathen, weil . . .

„Nun wars denn etwa ja Ferdinand?

Blitz und der Ha . . . bald hätt ich geflucht. Gott verzeih mir die schwere Sünde. Da hat sie's doch noch gerathen. Freylich, wars Ferdinand, wie er leibte und lebte, so groß und lang er war, mit Leib und Seele.

„Wo aber in aller Welt kommt denn der itzt her?

Wunderliche Frage; aus Plissa, wo er studierte. Seine Reise war eben zu Ende, als Bärbchens Hochzeit zu Ende gieng. Und itzt war sie ja schon ein gan-

zes halbes Jahr verheyrathet ... das ist ja eine völlige Ewigkeit für ein paar Verliebte.

Als Bärbchen die Augen aufschlug, kniete Ferdinand im Sande vor ihr. Er bat der Ueberraschung wegen um Verzeihung ... und wie bat er? Einen Stein in der Erde hätte dieses Umverzeihungbitten rühren müßen. Und Bärbchen war ja kein Stein, ach! sie hatte ein so weiches, himmlisches Herz, daß sie ihm schon längst vergeben hatte, ehe sie noch ihre schönen Lippen öffnete; Ferdinand war außer sich, als sich die finstere, hartherzige Miene, die sie anfänglich blikken ließ, in ein wehmüthiges Lächeln umschmolz.

Endlich fand sich auch die Sprache wieder.

Ferdinand hörte alle die Vorwürfe, die ihm Bärbchen seines Ausbleibens wegen, machte, mit derjenigen Aufmerksamkeit an, die man der Geliebten willig darbringt, wenn selbst Vorwürfe aus dem zauberischen Munde der Innigverehrten schön klingen. Er entschuldigte sich so gut als ers vermogte. Bärbchen glaubte seinen Worten, als ein Evangelium, und drückte den noch unentweihten Lippen ....

„Das mag auch wahr seyn. Eine Mannsperson und unentweihte Lippen, das reimt sich zusammen, wie Tod und Leben. Man müßte die Studenten nicht kennen. Gerade die haben 's pretzdick hinter den Ohren."

Hm! wie voreilig urtheilen sie da n' mahl wieder — ganz ohne Zuthün des Köpfchens. Wissen sie denn auch, daß

sie mich mit solchen Ausfällen beleidigen? Auch ich bin Student gewesen ....

Nun, und auch sie trugen 's pretzdick hintern Ohren. Das ist ja weltbekannt.

Mamsel, sie reden sich um ihre Ehre. Entweder sie widerrufen sogleich das, was sie gesagt haben, oder ich sage itzt laut, daß Herr R *, mit dem sie neulich in dem nämlichen Nelkenthale, unter dem Eichbaume ....

„Richtig! Herr Autor! sie sind die Ausnahme von der Regel. Einen so eingezogenen, soliden und frommen Studenten kriegt die Akademie in Plissa in Ewigkeit nicht wieder, als sie waren. Das muß selbst der Neid gestehen! Itzt erzählen sie weiter!

Das will ich. Aber ihr Glück wars, daß sie widerriefen.

Bärbchen also glaubte seinen Worten, und drückte den noch unentweihten Lippen des Jünglings ein paar zärtliche Küsse auf. Zugleich erzählten sie sich ihre Schicksaale, klagten und weinten, wie ein paar girrende Tauben (zuweilen lachten sie auch, und wenn ich nicht irre, besonders dann, wenn der Nahme Brummer genannt wurde) und giengen dann Arm in Arm im Nelkenthale lustwandeln. Zwey Stunden verstrichen wie ein paar Sekunden. Ferdinand hatte sein Collegium rein darüber vergessen. „Ach! dacht' er, hohl der Henker den Professor, bey Bärbchen weht eine süssere Luft."

Endlich trennten sie sich mit Versicherungen ewiger Liebe, und mit tausend Schock Millionen Küssen, die sie sich gaben, und, als sie schon weit von einander waren, wechselseitig zuwarfen. Zugleich giengen sie mit der Verabredung, sich zu

gewiſſen Stunden des Tages, wozu einſtweilen die Morgenſtunden beſtimmt wurden, hier zu treffen. Alles gieng vortreflich. Niemand bemerkte ſie, niemand ahnete etwas Böſes, wenn Bärbchen ins Nelkenthal ſchlich . . . und Ferdinand war in Pliſſa eine zu unwichtige Perſon, als daß man ſich um ihn hätte bekümmern ſollen.

Nach und nach aber hatten die bloſſen Küſſe den Reiz nicht mehr für ſie, den ſie vorher gehabt hatten. Man ſehnte ſich nach einer vollwichtigern Koſt — nach einer Koſt, die Herr Brummer allein zu verzehren pflegte. Jedoch an allen fünf Fingern läßt ſich abzählen, daß Bärbchen die Tafel, wenn ihr Herr Gemahl mit dran ſaß, bey weitem nicht ſo wohlſchmekkend fand, als wenn er ſeine Rolle mit einem blühendern Geſichte vertauſcht hätte. Ferdinand ſchlug einen zweyten Ort vor,

wo man sich treffen wollte, allein verschiedene lustige Zungen, die dort zugegen waren, konnten sehr leicht ein falsches Gerücht von Bärbchens Lebensart verbreiten, und Brummer durfte durchaus nicht hinter ihre Schliche kommen. „Weißt du was wir thun wollen, Ferdinand! sagte Bärbchen, du kommst in unser Haus, in meine Stube, in ...

Nun doch nicht gar in ihr Schlafgemach?

„Was hätte denn das zu bedeuten gehabt? Hoho! in Plissa giebts tausend Weiber, und Millionen Mädchen, die....

Was reden sie da? Herr Autor. Wahrhaftig sie plaudern oft ins Zeug hinein, daß sie am Ende wohl selbst nicht wissen, was sie gesprochen haben? Millionen Mädchen ... und wenn Plissa so groß wie

Kairo und Conſtantinopel wäre, ſo gäb es nicht Millionen Mädchen dort. Alſo bleiben ſie hübſch bey der Wahrheit!

.... Millionen Mädchen, die noch weit ärger ſind, als Bärbchen. Die Sünde alſo, den Geliebten ins Schlafgemach mitzunehmen, wäre ſehr verzeihlich. Ich habe einmahl in einem alten Buche geleſen ... wo? das weiß der liebe himmliſche Vater, ich nicht ... wahrhaftig, ich weiß es nicht! ... daß es ſogar eine Tugend wäre, wenn eine Frau ihren vorigen Geliebten mit zu Bett nähme. Und das Buch war gedruckt!.. Beym Himmel! es war gedruckt. Und ich glaube noch obendrein mit Schwabacher Lettern. Didottiſche waren es nicht, das weiß ich gewiß. Auch Ungerſche nicht ....

„Mein Gott! was liegt uns denn daran?“

Ich muß ihnen doch zeigen, daß ich im Buchdruckerfache ebenfalls nicht unbewandert bin. Warten sie nur — sie sollen mich und meine stupende Gelehrsamkeit noch von allen Seiten kennen lernen. Itzt zur Geschichte zurück.

Ferdinand zitterte anfänglich vor den Gedanken einer solchen Einladung.

Zittre nicht, lieber Ferdinand! sagte Bärbchen! Niemand soll von der Sache nur ein Wort erfahren. Am allerwenigsten mein Mann. Mein Kammermädchen ist ein sehr treues Geschöpf, durch sie sollst du allemahl erfahren, wenn der Weg sicher ist. Am allerbequemsten kannst du mich Nachmittags um drey Uhr sprechen, denn da trinkt mein Mann seinen Kaffee im Komptoir. Das hat er schon seit vielen Jahren so gehalten. Niemand darf ihn stöhren! und ich selbst wag es kaum. Auch

zu mir kommt er nicht . . . und kommt er ja (was aber noch niemals geschehen ist) so hab ich tausend Gründe in Bereitschaft, warum ich allein seyn will? Du glaubst nicht, wie ich den alten Affen am Gängelbande habe? Meinen Launen opfert er blindlings, und es ist wohl schwerlich in der Welt eine närrische Grille noch zu finden, die er nicht schon befriedigt hätte. Ja! wenn ein so alter, verliebter Narr ein junges rasches Weib bey Laune erhalten will, so muß er auch tanzen, wie sie pfeift.

„Ich seh es schon, Bärbchen bessert sich. So sollten's alle Weiber machen.“

So? sie sind mir ein allerliebstes Püppchen! . . . . alle Weiber machen!! Was würde und sollte denn da aus der Welt werden? Ein Heydentempel? Pfui! Caroline! solcher Grundsätze sollten sie sich

schämen. Ein gutes Weib ist die Zierde eines Mannes! Wissen sie das noch nicht.

„Das weiß ich. Aber wenn die Weiber sich einmahl anderswo lustig machen, wo ihre Männer nicht sind, so wundert das mich ganz und gar nicht. Denn grade die Männer sind öfters die Ursache ihrer Ausschweifungen. Wenn es die Männer besser mit ihren Weibern machten, so würde aller Streit und Zank wegfallen. Aber die Männer! die Männer!

„Ja! die Männer! die Männer! schreyen sie nur über die Männer! da treffen sie 's bey mir! Wie nun? wenn ich schrie, ach! die Weiber! die Weiber! da würde es in allen Ecken brennen. Ich würde es auch wirklich thun, wenn ich mich nicht vors letzte Wort fürchtete, denn das müßten sie am Ende doch haben. Ich schrie mich müde und heisser, und

ſie — lachten mich endlich gar noch für meinen guten Willen aus.

Ferdinand gieng nun faſt täglich zu ſeinem lieben Bärbchen, und niemand ahnte die Hörner, mit welchen er den ehrlichen Herrn Brummer krönte. Aber der Krug geht ſo lange zum Born, bis er zerbricht. Die leidige Wahrheit dieſes Sprichwortes gieng auch an unſerm Ferdinand in Erfüllung.

Herr Brummer gieng eines Abends ſpazieren. Zwey Wittmänner ....

Warum denn nun gerade zwey Wittmänner?

„Kathrinchen! ſie fragen immer komiſcher. Wie ſoll ich denn das wiſſen? Kurz, es waren ein paar Wittmänner, die dem ehrlichen Herrn Brummer auf dem

Spazierwege begegneten. Man sprach anfänglich von ganz gleichgültigen Dingen, z. B. vom Wetter, von den Zeitungen, von dem neuen Biere, von . . . von . . . von . . . ach! was weiß ichs, von was allem sie sprachen. Endlich kam man auch auf Brummers Ehestand. Seine Zunge ergoß sich in einen Schwall von Lobeserhebungen gegen Bärbchen. Einer der Wittmänner stieß den andern in die Seite, dieser lachte, und am Ende lachten beyde. Brummer stutzte, und sah sie an.

„Nun warum lacht ihr denn? sagt er,

„Ueber dein eingebildetes Glück, entgegneten die Wittmänner. Du sprichst da ein langes und breites von den Tugenden deines Weibes, und . . . sie ist keine Haselnuß werth.

„Was? . . . das sollt ihr mir beweisen.

Das bedarf keines Beweiſes. Kurz, du biſt ein förmlicher Hahnrey. Wenn du Luſt haſt, dich ſelbſt von deinem Schmucke zu überzeugen, ſo geh um drey Uhr aus deinem Komptoir, und du kannſt den Marder in deinem Hühnerſtalle ſo recht nach Belieben fangen.

Brummer ward bald blaß, bald roth. Um aber den leidigen Tröſtern nicht Recht zu geben, erheuchelte er eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit, und eine Kälte, die auch der unerfahrendſte Beobachter für affektirt halten mußte. Sobald er nach Hauſe kam, dacht' er dem Geſagten weiter nach. Die Idee, „dein Weib iſt eine Ungetreue," ließ ihn die ganze Nacht nicht ſchlafen. Er warf ſich unruhig im Bett herum, und tauſend wunderliche Vorſätze giengen ihm durch den Kopf.

Er beſchloß endlich, ſeine Frau zu überraſchen. Kaum konnt' er den Schlag drey erwarten . . .

„Nun? und ließ sie sich denn fangen?

Wollen sie die Güte haben, und ein wenig verziehen, mein schönes Bärbchen. Sie werden ihr Nahmensschwesterchen noch Zeit genug in der Klemme sitzen sehen.

„Die Klemme wird so arg nicht werden, denk ich wohl, Bärbchen, meine Nahmensschwester wird sich schon herauswickeln können.

Sobald es Nachmittags drey Uhr schlug, und Bärbchen den Kaffee abgesandt hatte, verfügte sie sich mit ihrem Vielgetreuen ins Schlafgemach, und auch hier harrte der Kaffee auf seine Erlösung. Allein Herr Brummer ließ Kaffee, Kaffee seyn, und schlich über die Strasse nach seinem Hause, um . . . die Sage der beyden Witmänner näher zu beleuchten. Bärbchens Kammerkätzchen stand zur Vorsicht

am offenen Saalfenſter, und bemerkte ihren Herrn, ſo ſehr er ſich auch unter der Dachrinne wegdukte, nur allzubald. Sie ſprang hurtig ins Kabinet, und verkündigte ihrer Gebieterinn die unglückliche Bothſchaft.

Sie können leicht denken, meine lieben Leſer und Leſerinnen, daß ihr dieſe Nachricht nicht ganz gleichgültig ſeyn konnte. Dennoch aber verlohr ſie nicht im geringſten ihre Geiſtesgegenwart. Sie ſchob ihren Ferdinand hurtig ins allgemeine Wohnzimmer; denn ihn auf die Straße hinaus zu transportiren, war ihr ohnmöglich, ohne ſich ein dementi zu geben, da ſie ihren allerliebſten Ehegemahl ſchon auf der Treppe hörte. Ferdinand zitterte an allen Gliedern. Was war zu thun? Dem Alten war nicht mehr auszuweichen, und eine Nebenthür wollte ſich auch nicht finden. Ach Gott! winſelte das Kammermädchen, was für n' entſetz-

liches Donnerwetter wird da losgehen, und flüchtete sich vor aller Angst in die Küch-.

„Tritt her mitten ins Zimmer, Ferdinand! sagte das sich immer noch gleich bleibende Bärbchen.

Aber hier sieht er mich ja am allererstien, entgegnete der zitternde Liebhaber. Wenn du mich lieber in einem Kleiderschranke verbergen wolltest.

„Tritt her, sag ich dir.

Mit diesen Worten stellte sie ihn mitten ins Zimmer. Nun gieng sie schnell an den Waschtisch, nahm die Wasserlaase, und goß sie ihn über den Kopf aus, daß er wie ein Pudel triefte.

Mein Gott! was machst du, du verdirbst mir ja das ganze Kleid.

„Lieber das Kleid verdorben, als deine und meine Ehre.

Eben so schnell zog sie die Schublade aus, nahm eine reine Serviette, und fieng aus Leibeskräften an den nassen Ferdinand zu bewischen.

Indem öfnete Herr Brummer ganz sacht die Thüre. Er blieb voller Verwunderung stehen, und sah dem Schauspiele zu. Bärbchen that nicht, als ob sie ihn bemerke, sondern fuhr zu reiben und zu wischen fort. Zugleich perorirte sie folgendes: O! mein guter Herr! nehmen sie es nur ja nicht übel, daß meine Leute so unvorsichtig waren. Sobald mein Männchen nach-Hause kommt, soll die Unart gerügt werden. Nehmen sie es ja nicht übel!"

Nun trat auch Herr Brummer vor.

Brummer. Bärbchen! was iſt denn das?

Bärbchen. Ach! biſt du da, lieber Mann!? Sieh nur, was für grobes Pöbelvolk in unſerm Hauſe wohnt. Dieſer fremde Herr geht da untern Fenſter weg, und von oben herab gießt jemand eine ganze Schaale Waſſer aus, und dieſem Herrn grade aufs Kleid. Er kam, um ſich darüber bey dem Wirthe des Hauſes zu beſchweren. . . . Noch einmahl, lieber Herr! nehmen ſie es ja nicht übel.

Ferdinand. O! Madame! machen ſie keine Umſtände. Ein Glas Waſſer wird nicht viel ſchaden.

Bärbchen. Ja! ein Glas . . . . ! es war ein ganzes Waſchbecken voll!

Herrn Brummer kam der Vorfall ſo höchſt wahrſcheinlich, und die Sage der

beyden Wittmänner so durchaus lügenhaft vor, daß er sonder Anstand den Fremden ebenfalls um Verzeihung bat. Ferdinand kam aufs neue in Verlegenheit, allein sie war ihm schon bey weitem nicht so lästig, als die erste, als er den schwerfälligen Tritt des armen Hahnreyes auf der Treppe hörte.

Man machte nun gegenseitig Bekanntschaft. Herr Brummer war so artig, seinen Adjunkt zum Abendessen einzuladen, und Ferdinand ließ sich nicht lange nöthigen...

Ja! das glaub ich selbst... Indessen freu ich mich, daß sich Bärbchen so schamant aus dem Netze zu winden wußte. Es blieb doch in alle Ewigkeit wahr: Weiberlist geht über alles.

Richtig! und wenn der Teufel einen Schelmstreich machen will, so muß er

einem listigen Weibe die Entwerfung des Plans überlassen.

„Warum nun grade der Teufel?

Weil nach dem Teufel niemand klüger ist, als das Weib.

Aber giebts denn einen Teufel? Unsere Philosophen wollen ihn ja durchaus aus der Welt disputiren. Nein! es giebt gewiß keinen!

„Nun wenn es auch grade keinen Teufel mit Hörnern und Klauen giebt, so giebts doch wenigstens einen . . . Ehetenfel.

Ferdinand ließ sich das Abendessen an der Seite seines Bärbchens recht wohl schmecken. Er wußte durch angenehme, die Speisen würzende Scherze, und zeitverkürzende Späschen die Zufriedenheit

seines Wirthes so zu gewinnen, daß er von nun an zum Hausfreund erkohren ward. Bärbchen machte ihrem Alten darüber ein sehr verdrüßliches Gesicht, und lispelte ihm in die Ohren, daß sie den Menschen nicht wohl leiden könnte. Allein der Alte lispelte zurück: Laß das nur gut seyn, Bärbchen! es wird sich schon geben. Aus Höflichkeit können wir unser Haus ihm nicht versagen. Sollte sichs in Zukunft finden, daß du seine Gesellschaft nicht ertragen könntest ... je nun, so stehts uns ja dann immer noch frey, ihm die Thüre zu zeigen. Ich kann nun einmahl nicht so seyn!

Und Herr Brummer hatte Recht. Es gab sich, wie das Griechische. Bärbchen lernte sich immer besser in Ferdinand schikken. Er gieng nun aus und ein, und ... sehen sie ihn dort um die Ecke schleichen? Itzt war er wieder bey ihr. Auch hatte

Bärbchen nicht mehr nöthig, sein schönes Kleid zu verderben. Das Wasser blieb unberührt auf dem Tische stehen, wenn Brummer sie vis a vis traf.

Was meynen sie zu der Geschichte, Lottchen?

„Ich? Je nun, daß ichs auch n' mahl so machen werde.

Nutz-Anwendung.

Probatum est!!!

II.

Der Wechsel.

Der Wechsel.

Erstes Kapitel.

Worinnen der geneigte Leser erfährt, daß es nicht allemahl gut gethan ist, wenn die Väter den Söhnen zu viel Geld schicken.

Der junge Moorfeld . . . .

„Wie? Moorfeld? Den sollt ich kennen.

Ey! das kann wohl seyn! Wen sollten sie denn nicht alles kennen. Sie sähen

ren ja ein ganzes Schönheits-Register über alle junge Leute der Plissäer Akademie. Und Moorfeld, als der Held dieser merkwürdigen Historia steht oben an. Denn —, das muß der Neid selbst gestehen, Moorfeld war ein Junge zum Anbeissen. Doch das wissen sie ja wohl am besten.

„Ja! sie haben Recht. Schön ist er wie Apollo! Oft hab ich gewünscht, ihn nur ein einziges mahl küssen zu können. Aber lieber Gott! da waren hundert andere, die mir den Bissen vor der Nasse . . ja! ja! grade vor der Nase wegschnappten!

Das ist traurig. Hätten sie ihn denn nicht drumm bitten können? Ein schöner Mann ist nicht ohne Gefühl. Und in der Zauberflöte sind sie gewiß einmahl gewesen. Da drinnen steht mit dürren, kla-

ren Worten: Bey Männern welche Liebe fühlen, fehlt auch ein gutes Herze nicht. „Moorfeld würde also keinen Augenblick gesäumt haben, ihnen sein Herze entgegen zu bringen.

„Herr Autor! sie sind ....

Still! Still! verschonen sie mich mit solchen Komplimenten. Ich will zur Strafe gern weiter erzählen.

„Sie haben ja noch gar nicht angefangen.

Ja! wahrhaftig. Nun dann solls auch gleich geschehen. Also —

Der junge Moorfeld, der seit zwey Jahren seinem Vater gegen zwey tausend baare Thaler auf der Akademie zu Plissa, wo er die Medizin studirte, gekostet hatte,

erhielt eben seinen vierteljährigen Wechsel von hundert Thalern, als er von einem Spaziergange durch das St. Paulusthor in die Stadt zurückgieng. Am Thore nun war es, wo ihn der Briefträger ansichtig ward. Er gab ihm Brief und Geld, und bat ihn, sogleich mit ihm in das nächste Materialgewölbe zu gehen, um ihm dort zu quittiren, weil seine Wohnung zu weit von der Straße abgelegen war, in der sie sich itzt befanden.

Moorfeld drückte dem gelben Evangelisten einen halben Gulden in die Hand, und gieng mit ihm ins Gewölbe. Sein Freund, der ihn auf den Spaziergange begleitet hatte, blieb vor der Gewölbethüre stehen, um hier seines Freundes Zurückkunft zu erwarten, und besah sich einstweilen ein paar Frauenzimmerköpfe, die gegenüber, doch in zwey verschiedenen Häusern aus dem Fenster guckten. Einer dieser Köpfe nun

war ein ganz allerliebster Kopf — ein Kopf, wie der ihrige nimmermehr ist, mein schönes Ulrikchen! Ich muß ihnen das gerade ins Gesicht sagen, sie mögen 's nun übel nehmen, oder nicht. Aber was wahr ist, muß wahr bleiben! Ich bin nun einmahl kein Heuchler. Doch wenn sie mirs nicht glauben wollen, so sehen sie das scharmante Köpfchen nur selbst n'mahl an. Welch ein Teint ist das! Wie wogen die schwarzen Haare so majestätisch auf dem blanken, seidenen Nacken nieder . . und das Auge da . . puh! das brennt ja meiner Seel! wie Feuer. Man könnte sich dran wärmen! Und nun sehen sie vollends den kleinen niedlichen Mund an . . ach! was red ich denn vom Munde . . die weißpolirten, glänzenden Zähne, das angenehme Stutznäschen. . . .

„Stutznäschen? Hm! in einem Stutznäschen seh ich nun aber nicht viel schönes.

Vermuthlich haben sie keins. Lassen sie sich doch einmahl näher besehen. Richtig . . eine Habichtsnase! da kann ich ihnen nun freylich nicht helfen. Das Stutznäschen hab ich einmahl gelobt, und es muß nun gelobt stehen bleiben. Sollte sich die Gelegenheit wieder n'mahl ereignen, daß ich eine Habichtsnase loben könnte, so soll die ihrige nicht vergessen werden.

Moorfeld kam aus dem Gewölbe zurück, und stellte sich neben seinem Freund hin.

Sieh nur, sagte dieser, welch' ein göttliches Weib ist das!

Moorfeld sah, und staunte. Er konnte sich an dem bezaubernden Anblicke gar nicht satt sehen. Das schöne Weib merkte seine geheimen Wünsche, und freuete sich

im Herzen über die glänzende Eroberung, die sie so eben, ohne daß sie es drauf anlegte, gemacht hatte.

„Bey meiner Seele! rief Moorfeld so laut, daß es der schöne Kopf hörte, wenn ich da einmahl genießen könnte . . . meinen Wechsel wollt ich drumm geben. Die schöne Frau erröthete, warf das Fenster zu, und — die beiden Freunde trennten sich auf verschiedenen Wegen.

Zweites Kapitel.

Der Autor erzählt, wie sich das schöne Weib in den schönen Mann verlieben, und der Erfüllung seines Wunsches auf halben Wege entgegenkommen thät.

„Herr Autor! das ist nicht wahr, das ist erstunken, und erlogen, das darf durchaus nicht geschehen seyn. Ich kenne die

Plissäer Damen zu gut. So eine Bosheitssünde gegen ihren Mann begehen sie in Ewigkeit nicht!"

Glauben sie mirs sicher, mein holdes Mariechen! daß ich alles anwenden würde, um sie nicht zur Lügnerinn zu machen, wenn es nur halbwege in meiner Macht stände. Allein dazu bin ich zu schwach. Die Ehestands-Akten liegen vor mir . . . und denen muß ich folgen. Meine Berichte .. wich ich von der Wahrheit ab . . könnten dem Friedenskongreß zu Rastadt zur Prüfung vorgelegt werden, und dann wär' ich verlohren. Ich kann ihnen also nicht helfen, ich muß hier sagen, wie Pilatus: Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben. Der schöne Kopf verliebte sich in Moorfeld.

„Und wie hieß die Besitzerinn des schönen Kopfs? denn das Kind muß doch einen Nahmen haben.

Eigentlich ſollt ich ihnen das nicht ſagen, aber es wär mein eigener Schade, wenn ichs verſchwiege. Ich müßte das liebe Weibchen immer und ewig den ſchönen Kopf nennen und das klingt doch nicht recht hübſch. Alſo . . ſie hies Laurette.

„Ja! da heißt ſie ja, wie ich.

Iſt das ein Unglück?

„Ein Unglück eben nicht, aber man weiß ja nicht, wie dieſe Laurette beſchaffen war. Ich bin ein ſehr tugendhaftes, treues Weib, hange an meinem Manne, wie die Klette am Kleide, und ich würde mich ſehr ärgern, wenn ich hier etwas leſen ſollte, was mit meinen Grundſätzen nicht zuſammentrift. Sagen ſie mir alſo lieber vorher, ob ſie gut oder böſe iſt? Wird ſie ihrem Manne ungetreu, ſo werf ich ihr Buch weg.

Das lassen sie nur fein bleiben. Lesen sie in Gottesnahmen weiter. Und stoßen sie ja einmahl auf eine Stelle, die mit der Ehrbarkeit ihres Nahmens nicht zu fest verknüpft ist, so greifen sie hurtig nach ihrem Fächer, und fächeln sie sich die Röthe von den Wangen. Es hilft gewiß. Oder sollte das nichts helfen, und die Leute fragen: Warum sehen sie so erhitzt aus, so sagen sie nur kurz und gut: Ach! mein Gott! es ist heut ein entsetzlich heißer Tag. Wir werden ein kleines Donnerwetter kriegen.„

Kaum hatte sich Moorfeld um die Paulusecke gedreht, als er ein schwaches Pst! Pst! hinter sich erschallen hörte. Daß dieß Pst! ihm galt, hätt er kaum im Traume vermuthet. Denn noch niemahls hatt' er ein solches Pst! Pst! auf seine Rechnung geschrieben. Er blieb stehen, und sah eine freundliche Junge-

Magd *) auf ſich zu ſchreiten. Sie winkte ihm eine: gehorſame Dienerinn! entgegen, und ließ, indem ſie das rechte Patſchgen ausſtreckte, ein kleines, in einander verſchlungenes Billet doux in den Hut fallen, den Moorfeld abnahm, um das Kompliment zu erwiedern. Sobald das Billet im Hute lag, entfernte ſie ſich noch ſchneller, als ſie gekommen war, und Moorfeld ſtand da, wie einer, der nicht weiß, woran er iſt.

„Nun was ſtand denn in dem Billette?

Alles gutes!

„Wollen ſie es uns nicht vorleſen?

*) Jungemägde in Pliſſa ſind eben das, was in andern Städten, Kammerkätzchen, Stubenmädchen, u. ſ. w. ſind. Ein Mittelding von Rohheit und Feinheit. Von vielen etwas.

Wenn ich könnte — ja! ja von Herzen gern.

Warum können sie denn nicht.

„Ja sie sehen ja wohl, daß Moorfeld den Rücken gegen eine Bude gekehrt hat. Und grade vor ihn hinzutreten, das geht doch auch nicht. Was gutes muß es seyn, denn er lächelt, er sieht heiter aus, er verdreht vor lauter Entzücken die Augen. Tausendsapp . . . Gott! bewahre! bald hätt ich geflucht! Wenn man nur hinein gucken könnte; nur mit einem halben Auge. Ach! nur mit einem viertels Auge. Halt Victoria! itzt dreht er sich. Geschwind gelesen, was gelesen werden kann.

„Mein Herr!"

„Wenn das ihr Ernst war, was sie vor wenig Augenblicken, ihren Wunsch

und Wechsel betreffend, sagten, so erwar-
tet sie morgen früh um 9 Uhr ihre
Dienerinn Laurette!"

„Das ist entsetzlich! ruft Malchen,

Das ist abscheulich! schreit Bienchen.

„Das ist gottlos! schnattert Gretchen.

„Das ist rasend! sagt Klärchen.

Und Moorfeld, lispelte: das ist — scharmant!

Was wird der Congreß zu Rastadt dazu sagen?

Drittes Kapitel.

Herr Moorfeld schlägt an seine Brust, und spricht: Gott sey mir Sünder gnädig!

„Nun warum denn?

Das werden wir Zeit genug erfahren. Besonders in theologischen Dingen muß eine Frauenzimmerzunge sich zu mäßigen wissen. Ich frage sie ja auch nicht, wie der Blaumantel heißt, der alle Abende, die Gott läßt werden, mit ihnen im Mondenscheine spazieren geht. Man lasse doch jedem seine Geheimnisse, und warte, bis sie sich von selbst enthüllen. Kommt Zeit, kommt Rath.

Moorfeld gieng mit sonderbaren Gedanken nach Hause. Doch schwieg er

weißlich gegen seinen Stubenburschen, der überhaupt die Bücher höher schätzte, als die Weiber. Und daran that er sehr wohl, denn aus den Büchern soll mehr kommen als aus — den Weibern.

„Das ist nicht wahr!

Warum ists nicht wahr?

„Sie behaupten den Satz: Aus den Büchern kommt mehr, als aus den Weibern. Gut! Wer schreibt die Bücher? Menschen. Woher kommen diese Menschen? Antwort: Aus .... So antworten sie doch.

Daß ich ein Narr wär! Gefangen haben sie mich einmahl, warum soll ich meine Schande noch lange laut bekennen! Sie haben Recht . . sie haben doppelt Recht . . sie haben tausendmahl Recht.

Besser kann ichs nicht mit ihnen machen.

Moorfeld konnte kaum den andern Morgen erwarten. Ich würde noch hinzufügen: er that die ganze Nacht kein Auge zu„ wenn sich das nicht von selbst verstünde. Wer sollte auch mit einem solchen Billette in der Tasche, von solchen Händen geschrieben, schlafen können. Das kann nur ein Engel, oder ein Teufel. Und Moorfeld war keiner von beyden, er war nur ein Mensch. Und was für ein Mensch? Ein gelbes sinnlicher Mensch, dem in der Welt der Genuß eines schönen Weibes weit angenehmer war, als — ein ganzes Fuder Champagner-Wein.

Sobald die Glocke neun Uhr brummte, marschirte er mit freudigen Beben in die Paulusstraße, wo eine der süßesten Schäferstunden seiner harrte. Schon lag

das geliebte Haus vor ihm . . . und es dünkte ihm, als sähe er auch eine weibliche Figur hinter den Vorhängen lauschen.

Mit einem innern Wohlgefühl, das er sich selbst nicht recht erklären konnte, (denn hundert Thaler waren doch kein Spaaß) stieg er die Treppe hinauf. Das bekannte Mädchen, welches ihm die Schäferstunde schriftlich gebracht hatte, stand, wie ein deus ex machina auf dem Saale, und knixte ihm freundlich entgegen, als er vortrat.

Moorfeld öfnete die Lippen, und frug das Mädchen, ob es mit dem Billette seine Richtigkeit hätte?

Mädchen. Ja! sobald sie nur selbst wollen.

Moorfeld. Und ist Madame zugegen?

Mädchen. Sie werden erwartet.

Moorfeld. Wo treff ich sie?

Mädchen. Hier, indem sie eine mittlere Thür öfnete. Moorfeld trat in die Pforten des Paradieses, aber er sah weder den Baum des Erkenntnisses, noch den flammenden Cherub mit dem Schwerdte. Er sah bloß ein nettes geschmackvolles, leeres Zimmer. Da war auch keine menschliche Seele zu schauen. Das Mädchen schloß die Thür vest zu, als er ins Zimmer trat, und Moorfeld stand wie auf tausend Million Nadeln, so sonderbahr war ihm zu Muthe. Gesezt nun, Laurette kam (und kommen mußte sie) was sollt' er ihr sagen. Moorfeld hatte dergleichen Situationen in Dutzenden erlebt,

er hatte Romane und Schauspiele gelesen, und ganze Harangnen memorirt, die auf seine jetzige Lage pasten, und doch konnte er kaum eine Anrede finden, um nicht ganz gegen Laurette über zu stehen, wie ein Schuljunge, dem der Hund das Butterbrodt genommen hat.

Lange stand er an der Thür, und ließ seine Augen unbeschäftiget im Zimmer flankiren. Endlich öfnete sich eine Tapetenthüre, und ....

Nun, und?

„Hm! wie ihnen die Neugierde aus den Augen blitzt. Im Grunde sollt ich sie ein bisgen zappeln lassen, denn es ist für mich in der Welt nichts süsseres, als die Schadenfreude.

Eine schöne Tugend ...

„Die immer besser ist, als das Laster der Neugierde. Puh! das ist ein häßliches Laster. Dies ὡς ἐν παροδῳ . . . Ich muß auch einmahl ein paar griechische Worte anbringen, damit sie sehen, wie gelehrt ich bin.

Also (damit ich nur einmahl in meiner Erzählung fortfahre) die Tapetenthüre öffnete sich, und die schöne Laurette trat hervor, wie die Sonne unter den übrigen Planeten. Wie denken Sie wohl, daß sie gekleidet war?

„Gewiß prächtig und geschmackvoll?

Wider den Geschmack hab ich nichts. Aber prächtig? Ja! da haben sie weit links geschossen. Sie war in ein leichtes Deshabillies gekleidet, ihre Haare flossen in kunstlosen, von der Natur gebogenen Locken auf das halbverschobene Busentuch

nieder. Durch den wollüstigen Ausschnitt desselben blitzten die weissen Milchhügel, und ließen die Seeligkeit ahnen, die Moorfeld im Geiste schon doppelt genossen hatte. Noch lag die kleine schneeweiße Hand auf dem Schlosse der Tapetenthüre. Das Nachtkleid war kurz und gefaltet, ein niedlicher Fuß, umschlossen von einem spitzigen Pantoffel, gukte schälkhaft aus seinem Schlupfwinkel hervor, und ach! wär es dem glücklichen Moorfeld vergönnt gewesen, den neidischen Vorhang, welcher alle diese Seeligkeiten deckte, in diesem überseeligen Moment, hinweg zu heben, o! — und abermahls o! und zum drittenmahl o! ich hätte kein anderer Mensch seyn und heissen mögen, als — Moorfeld.

Da stand sie vor ihm wie die Göttinn des Lebens, wie eine Grazie, und ... wäre Venus nicht aus dem Meere gestiegen ... ich würde sagen, wie die Mutter

der Venus. Ihre rosenrothen Lippen, die Gluth ihrer Wangen beschämten die aufgehende Sonne. Ihr Auge, wie das blühende Veilchen, lächelte dem schönen Moorfeld entgegen. In der That, Laurette war ein schönes Weib, ohne Tadel, ohne Gebrechen. Itzt öfneten sich zwey Lippen .. so öfnen sich zwey Krystallschaalen, aus denen ein lieblicher Ton entquillt. Die reinste Harmonika ist gegen den Ton, den diese schönen Lippen von sich gaben, eine Disharmonie. Und wie heißt der Ton?

„Willkommen im Gemach der Liebe, Moorfeld!"

Moorfeld flog auf sie zu, und kniete wie vor einer Heiligen.

Laurette! sagte er, hier ist das Plätzchen der Liebe, auf dem ich meine Seele verlüssen will.

Sie hob ihn auf. . . . .

„Nun sie wird ihn doch nicht liegen lassen?

Je nun, mein theures Mienchen! das wäre nicht der erste Fall, den wir in unsrer sublunarischen Welt erlebt hätten. Es giebt hier und da noch Weiber, die . . . einen noch weit schönern Jüngling liegen ließen.

„So waren die Weiber sehr ungalant, sie waren sogar unbescheiden, unhöflich, gro . . .

Halt! sprechen sie das Wort nicht aus. Ungalant konnten sie seyn, das geb ich zu. Aber unbescheiden, unhöflich, nein! beym Himmel! das waren sie nicht.

„Nun was waren sie denn?

Ihren Männern treu!

„Hm!“

Ja! nun sie nicht weiter können, nun müssen sie sich mit einem erbärmlichen Ha! behelfen.

Moorfeld stotterte ein kurzes Kompliment, um gegen die schöne Laurette nicht das Gleichgewicht zu verliehren. Aber hätt' er es auch verlohren, der Schade würde so groß nicht gewesen seyn, da sie in dem Punkte sehr großmüthig dachte.

Man nahm am Tische Platz, und Laurette zog die Glocke. Die getreue Hebe kam, und servirte die Tafel mit einem sehr delikaten Weine, und einem Teller Gebakkenen. Morrfeld ließ sich nicht lange nöthigen, sondern langte wacker zu. „Du kannst, dacht' er, wenn die Sache ernst,

lich wird, mit deinen hundert Thalern nichts wohlfeileres erhalten. Sobald Laurette die Thür wieder verriegelt hatte, kam sie mit gezogenem Schritt auf die Absicht von Moorfelds Besuche. Moorfeld glühete im Gesichte, wie der Wein in seinem Glase, und Laurette glühete zum Spaaße mit. Auch ließ sie sein Versprechen, den Wechsel betreffend, nicht unberührt.

Moorfeld wiederhohlte das Versprechen, und zählte die hundert Thaler auf.

„Im Ernste?

Nun ich würde es doch nicht erzählen, wenn es nicht wahr wäre.

„In der That! die versteht den Comment. Das hätt' ich ihr doch nicht zugetraut.

„Ich auch nicht . . . doch ja! ich habs ihr zugetraut, denn den Weibern, zumahl den schönen Weibern muß man alles in der Welt zutrauen.

„So? Herr das ist eine Injuria.

Wie? eine Injurie? Das begreif ich nicht.

Aber wir! Was trauen sie allen schönen Weibern zu?

Alles gute. Was sonst?

„Es ist ihr Glück, daß sie widerrufen!

Sobald Moorfeld das Geld aufgezählt hatte, strich es die kleine seidene Hand vom Tische in ein Fach ihres Büreaus. Das Kabinetchen der Liebe öfnete sich, und

. . . . . doch von Dingen, die man nicht verſteht, ſoll man nicht ſprechen. So viel aber weiß ich, daß Moorfeld ſehr vergnügt über das, was er geſehen und gethan hatte, ſich von ſeiner ſchönen Liebhaberinn trennte. Sie entließ ihn mit einem faftigen Kuſſe, und brachte ihn bis auf den Vorſaal. Schnell aber beſann ſie ſich wieder, und rief ihn noch einmahl ins Zimmer zurück.

„Was befehlen ſie? ſchöne Frau! fragte Moorfeld?

Faſt hätt ich das nothwendigſte vergeſſen, entgegnete Laurette. Sie ſind ein Mann, und verſchwiegen, das iſt mir bekannt. Allein ſie ſtehen in ſo mannigfachen Verhältniſſen, daß es doch wohl möglich wäre, von dieſer Stunde, die durchaus unter uns beyden bleiben muß . . .

Ihren Männern treu!

„Hm!“

Ja! nun sie nicht weiter können, nun müssen sie sich mit einem erbärmlichen Ha! behelfen.

Moorfeld stotterte ein kurzes Kompliment, um gegen die schöne Laurette nicht das Gleichgewicht zu verliehren. Aber hätt' er es auch verlohren, der Schade würde so groß nicht gewesen seyn, da sie in dem Punkte sehr großmüthig dachte.

Man nahm am Tische Platz, und Laurette zog die Glocke. Die getreue Hebe kam, und servirte die Tafel mit einem sehr delikaten Weine, und einem Teller Gebakkenen. Morrfeld ließ sich nicht lange nöthigen, sondern langte wacker zu. „Du kannst, dacht' er, wenn die Sache ernst,

lich wird, mit deinen hundert Thalern nichts wohlfeileres erhalten. Sobald Laurette die Thür wieder verriegelt hatte, kam sie mit gezogenem Schritt auf die Absicht von Moorfelds Besuche. Moorfeld glühete im Gesichte, wie der Wein in seinem Glase, und Laurette glühete zum Spaaße mit. Auch ließ sie sein Versprechen, den Wechsel betreffend, nicht unberührt.

Moorfeld wiederhohlte das Versprechen, und zählte die hundert Thaler auf.

„Im Ernste?

Nun ich würde es doch nicht erzählen, wenn es nicht wahr wäre.

„In der That! die versteht den Comment. Das hätt' ich ihr doch nicht zugetraut.

Ich auch nicht . . . doch ja! ich habs ihr zugetraut, denn den Weibern, zumahl den schönen Weibern muß man alles in der Welt zutrauen.

„So? Herr das ist eine Injuria.

Wie? eine Injurie? Das begreif ich nicht.

Aber wir! Was trauen sie allen schönen Weibern zu?

Alles gute. Was sonst?

„Es ist ihr Glück, daß sie widerrufen!

Sobald Moorfeld das Geld aufgezählt hatte, strich es die kleine seidene Hand vom Tische in ein Fach ihres Büreaus. Das Kabinetchen der Liebe öfnete sich, und

.... doch von Dingen, die man nicht versteht, soll man nicht sprechen. So viel aber weiß ich, daß Moorfeld sehr vergnügt über das, was er gesehen und gethan hatte, sich von seiner schönen Liebhaberinn trennte. Sie entließ ihn mit einem festen gen Kusse, und brachte ihn bis auf den Vorsaal. Schnell aber besann sie sich wieder, und rief ihn noch einmahl ins Zimmer zurück.

„Was befehlen sie? schöne Frau! fragte Moorfeld?

Fast hätt ich das nothwendigste vergessen, entgegnete Laurette. Sie sind ein Mann, und verschwiegen, das ist mir bekannt. Allein sie stehen in so mannigfachen Verhältnissen, daß es doch wohl möglich wäre, von dieser Stunde, die durchaus unter uns beyden bleiben muß ...

„Ich weiß, was sie sagen wollen. Allein fürchten sie nichts. Ich kenne ihre Pflichten, und ehre sie — stets werden sie mir heilig seyn. Sie haben einen Gemahl?

Ja! und was für einen Gemahl? Er ist ein Mann, dem man körperliche Schönheit nicht absprechen kann, dem die Natur alles gab, was die feurigsten Erwartungen eines Weibes befriedigen kann; allein er besitzt ein so ganz unauflösliches Phlegma, daß er mehr über seinen Büchern und in seinem Komptoir sitzt, als bey seiner jungen, Genuß fordernden Frau. Es ist wahr . . . und es wäre Sünd' und Schande, es zu verleugnen . . . er läßt nichts fehlen, um mir Freude und Vergnügen zu machen, aber was hilft mir das alles, wenn mir das höchste Gut des irrdischen Lebens fehlt?

Moorfeld nahm den innigsten Antheil an diesen Klagen, und bot alle seine Beredtsamkeit auf, ihr weinendes Herz zu beruhigen.

„O! wie weit glücklicher seyd ihr Männer! fuhr sie fort. Euch stehen die Pforten der Freyheit offen. Ihr könnt euer Vergnügen wählen, wie und wo ihr wollt, indeß wir armen, gepeinigten Kreaturen dem Geize und der Etikette aufgeopfert werden. Da liegen wir dann an der Quelle des Lebens, um — zu verdursten. Moorfeld! Sie sind ein Mann, den ich auf den ersten Augenblicke liebte. Sie sind ein Mann, dem von heut an, die leisesten meiner Wünsche entgegen fliegen. Ich will es als einen Beweiß ihrer Liebe annehmen, wenn sie mich künftig wieder besuchen. Auch will ich dann dafür sorgen, daß sie das, was sie heute mir schenkten, doppelt wieder erhalten. Ich

habe ihnen nicht meine Liebe ... nicht mein Herz hab ich ihnen verkauft. Ich will das Gold als ein Andenken aufbewahren!

Morgen kommt mein Mann zurück. In 8 Tagen verreißt er wieder, und dann ... sehen wir uns wieder.

Moorfeld drückte noch einen Kuß auf die saftige Lippe seiner Phryne, und gieng. Auf dem Saale empfieng ihn Hebe.

„Werden Sie uns bald wieder besuchen?

Bald! geantwortete Moorfeld, und drückte seinen letzten Gulden in ihre gekrümmte Hand. Sie führte ihn die Treppe hinunter, und beyde trennten sich in der Hausflur.

Bis hierher hatte Moorfelds Gewiſſen kein Wörtchen geſagt, allein ſobald er ſich im Freyen fühlte, erwachte es. „Biſt du nicht ein Narr geweſen, ſagt' er, für eine ſo erbärmliche Stunde hundert Thaler zu geben. Thor der du biſt! Unglücklicher Menſch! Von was willſt du leben? Schulden machen? Tröſtliche Ausſichten! Geſtern noch warſt du ein reicher Mann, und heute biſt du ein Bettler. Wie ſoll das morgen werden? Du haſt den Friſeur, den Schneider, den Schuhmacher, den Barbier, den Uhrmacher, den Verleiher, den Pferdephiliſter, den Antiquär, die Wäſcherinn beſtellt — hier heiſts: „Aller Augen warten auf dich, und von was bezahlen? Gott ſey mir Sünder gnädig!"

Viertes Kapitel.

Herr Moorfeld borgt, und ertränkt seinen Grimm in einer Punschterine.

„Da hat er einen sehr gescheuten Streich gemacht.

Daß er borgte? Ich dächte, daß wär ein sehr dummer Streich gewesen.

„Von Borgen red ich ja nicht. Ich spreche von der Punschterine.

Aber wo kam die Punschterine her? Von Borgen. Und wenn der närrische Kauz die hundert Thaler nicht verschleudert hätte, so braucht er nicht zu borgen. Das alles ist sehr natürlich.

„Aber sagen sie mir, was hilft alles philosophiren, wenn es zu spät ist? So macht ihrs immer, ihr Männer. Wenn der Karren im Miste steht, dann schreyt ihr, dann lärmt ihr, daß es so und nicht anders ist. Sorgt lieber dafür, daß er wieder herausgezogen wird, oder besser, nehmt euch in Acht, daß er nicht hineingeräth. — Bey alle dem war ihr Held, mein schöner Herr Autor . . .

Halt! woher wissen sie denn, daß ich schön bin, sie Spaasvögelchen?

„Schön? Wer hat sie denn schön genennt?

Nun sie, in diesem Augenblicke. Sie sagten (erinnern Sie sich nur) mein schöner Herr Autor.

„Das meynen sie? Dies ist nur so n' Redensart. Es war nicht so ernstlich gemeynt. Indessen hab ich gegen ihre Schönheit ganz und gar nichts. Auch kann ich mich in sie ohnmöglich verlieben, da mein Herz bereits versprochen ist. Wollen sie aber auf den Todt meines Geliebten warten, und können sie mich versichern, daß sie sich Jahr aus Jahr ein einige Tausende erschreiben, so sollen sie das erste jus hypothecarium auf meine Hand haben.“ Itzt erzählen sie weiter.

„Von Herzen gern, denn ich muß ihnen nur sagen, daß ich von dem letzten Sermon kein Wort verstanden habe.

Moorfeld kam zerstreut nach Hause, und blätterte vor aller Angst in Sprengels Pathologie, die er in einem Vierteljahre nicht angesehen hatte. Darüber wunderte sich sein Freund, der mit ihm

die Wohnung theilte, gewaltig. Er sah ihn mit großen Augen an, und schüttelte bedenklich den Kopf. Allein die Freude dauerte nicht lang. Der Sprengel ward bald durch den Frank abgelöst, und der Frank durch ein paar Schock Uebersetzungen von Michaelis, endlich flogen sie alle in einen Winkel, daß die Wände schutterten.

Kleinloch, so hieß sein Freund, sprang von seinem Pulte auf, und fühlte ihm bedenklich an den Puls.

Was willst du? schrie Moorfeld wild und böse.

„Sag mir nur, was dir fehlt?

Geld!

„Ich glaube du schwärmst. Du hast ja nur gestern erst deinen Wechsel erhalten?

Das weiß ich!

„Nun?

Dein verdammtes Nun. Der Wechsel ist zum Teufel, ist verspielt.

„Verspielt? Mensch bist du rasend? Hundert Thaler zu verspielen. Wie viele nützliche Bücher hättest du dafür kaufen können.

Richtig, daran hab ich nicht gedacht. Auch bin ich blos in der Absicht nach Haus gekommen, um diese Moral aus deinem philosophischen Munde zu hören, du elender, langweiliger Schwätzer! Gieb mir lieber Geld . . .

„Nein! Auch nicht einen Thaler.

So viel fordre ich auch nicht. Nur einen Gulden gieb her!

„Keinen halben.

Einen halben giebſt du mir doch!

„Auf wie lange?

Narr! wie kannſt du das noch fragen? Bis der neue Wechſel wieder ankommt.

„Das iſt ſehr lange. . . Doch! was will ich machen. Hier iſt er.

Moorfeld gieng damit aufs Kaffeehaus . . .

„Auf welches?

Ach! das weiß ich nicht. Genug, er gieng auf ein Kaffeehaus.

„War es ein frequentes?

Auch das weiß ich nicht. Nur so viel hab ich erfahren können, daß es heute sehr voll war. Daher es denn auch Moorfelden so wohl dort gefiel, daß er noch zwey halbe Gulden von seinem Freunde lehnen mußte.

Er blieb bis gegen die Dämmerung sitzen, und hieng seinen Grillen nach. Viele seiner Bekannten giengen ab und zu, grüßten ihn, und sprachen auch bisweilen ein paar Worte, allein seine anhaltende Migraine litt durchaus keine vernünftige Unterhaltung.

„Und das alles wegen der hundert Thaler?

Ja! alles wegen der hundert Thaler. Sie müßen wiſſen, mein ſcharmantes Fickchen! daß Moorfeld ſonſt ein ſehr ordentlicher, vernünftiger Menſch war, der zwar Luſtigkeit und eine kleine Sünde gegen das ſechſte Gebot für keine Sünde wider den heiligen Geiſt hielt, welcher aber eine Verſchwendung, und einen dummen Streich der Art, wie er heute begangen hatte, durchaus nicht leiden konnte. Können ſie ſich ſein Betragen nun erklären?

Ein Kaufmann aus Pliſſa, ungefähr ein hoher Dreyßiger, mit einer einnehmenden Geſichtsbildung, hatte den finſtern, tief in ſich verlohrnen Moorfeld mit Augen der Verwunderung betrachtet. Er ſann ſeit einer Stunde auf eine ſchickliche Gelegenheit ihn anzureden; allein nichts wollte ſich finden. Er hatte nicht einmahl Herz genug, die Gelegenheit (ſo wie

man im Sprichworte zu sagen pflegt) vom Zaune zu brechen, denn die melankolischen Blicke, die Moorfeld von Zeit zu Zeit in die geleerte Punschterine warf, erdrückten das Wort auf der Zunge.

Ein Ungefähr brachte beyde näher. Moorfeld war ein großer Verehrer des Tabaks. Er nahm also auch itzt, wo er grade am aufgelegtesten zu seyn schien, seine Grillen in die Luft zu blasen, die Pfeiffe aus der Tasche, um sie zu füllen. Aber zum Unglück hatt' er den Tabak zu Hause liegen lassen.

„So wollt ich denn, daß das Donnerwetter in die Wirthschaft schlüge, hab ich den verdammten Beutel wieder vergessen, murmelte er langsam vor sich in den Barth, und Schulz, so nannte sich der Kaufmann, hörte das. Schnell griff er in die Tasche, und präsentirte dem ver-

drüßlichen Musensohn seine silberne Tabatiere.

Auf einmahl erheiterte sich Moorfelds Blick.

„Es ist entsetzlich. Was eine Pfeiffe Tabak thun kann. Die Männer sind doch wunderliche Geschöpfe!

Sie haben Recht! mein liebes Christelchen! Der Tabak thut bey den Mannern ausserordentlich viel. Eine Pfeiffe Tabak hat schon oft Feind und Widersacher versöhnt. Durch eine Pfeiffe Tabak sind Familien glücklich und unglücklich geworden, und bey einer Pfeiffe Tabak wurden schon Land und Leute regiert, und Reiche zerstöhrt. Es ist abscheulich, was die Menschen ben einer Pfeiffe Tabak nicht alles zu thun im Stande sind.

Aber selbst bey dem schönen Geschlechte ist der Tabak wohlgelitten. Das hab ich mehr als hundertmahl von schönen Lippen gehört. Meine eigene Mutter — sie heißt mit den Vornahmen, wie sie, Lorchen! — ist ein Beyspiel davon. Als ich von der Schule nach Hause kam, nahm ich auch die Pfeiffe in den Mund. „Junge, bist du rasend? rief meine Mutter. Wart ich will dich rauchen lehren. Ja! liebe Mutter! entgegnete ich schnell! das werden sie mir in Ewigkeit nicht abgewöhnen. Rauchen muß ich. Das hab ich schon auf der Schule gelernt. Je nun! sagte sie nachgebend. Wenn ich mir auch das Rauchen gefallen lasse, so darfst du mir wenigstens keinen Tabak schnupfen.“ Dieß versprach ich ihr von Herzen gern, und ich habe auch wirklich Wort gehalten. Nach einiger Zeit werd mir der Tabak zum Ekel. Ich warf alle meine Pfeiffen ins Feuer. Meiner Mutter fiel das auf.

„Warum rauchst du denn nicht mehr?“ frug sie mich. „Hm! erwiederte ich trokken. Mir ist die Lust dazu vergangen. Ich sehe nicht ein, was das Auspolasen des Tabakdampfes für Nutzen haben soll. „Je! nun, antwortete sie zurechtweisend, Nutzen hat es nun wohl nicht. Dennoch aber sieht es recht hübsch aus, wenn eine Mannsperson Tabak raucht. Und dir steht die Pfeiffe besonders recht gut.

Von Stund an raucht ich wieder Tabak.

Ob nun meine Mutter recht oder unrecht gehabt hat, das sollen Sie entscheiden, Christelchen! Geben Sie Acht, alleweile will ich mir eine Pfeiffe stopfen. Nun guken sie. Wie steht mir die Pfeiffe?

„Nicht übel. Sie sehen recht majestätisch darinn aus.

Das sagen sie mir nicht zum erstenmahl. Ich liebt' einmahl ein Mädchen . . ach! ein Mädchen, das mein ganzes Herz besaß. Dieß Mädchen lebte in Dreßden bey einer alten, grämlichen Tante. Wir hatten den Bund unsrer Herzen in meiner Vaterstadt geschlossen und, weil wir drey-zehn Meilen von einander getrennt waren, so verabredeten wir, daß ich des Jahres einigemahl nach Dreßden reisen, und die Königinn meines Herzens besuchen wollte.

Bey Meissen kam sie mir allemahl entgegen. Ach! was waren das für süsse, göttliche, entzückende Augenblicke für mich. Das erste, was sie denn that, um sich ein freundliches Lächeln von meinem Munde zu verdienen, war, daß sie mir die Pfeiffe stopfte, sie anbrannte, und mir entgegen trug. Wenn wir dann nach Dreßden kamen, und die Pfeiffe stand im

Fenster, so sagte sie: „Wie froh bin ich, daß die Pfeiffe wieder da ist!“

Und dieses Mädchen hieß, wie sie, mein liebes Christelchen! sie war aber auch so gut, wie Sie.

„Nun? und ist sie es denn nicht mehr?

Nein! sie ist es nicht mehr, doch, für mich. Verhältnisse rissen unsere Herzen von einander. Das meinige wird ewig bluten.

„Sie armer Mann! ich bedaure sie.

Was nützt mir ihr Mitleid? Bedauern Sie mich lieber nicht. Denn wenn ich vest überzeugt bin, daß es in der Welt noch jemand giebt, der an meinem unglücklichen Schicksaale Antheil nimmt, so bin

ich um so bedauernswerther. Dann erst fühl ich die Schmerzen meiner Wunde, die mir die Liebe schlug.

Aus allen diesen, meine Schönen! sehen sie, daß man selbst über den Tabak viel schönes sagen kann.

Moorfeld nahm das Anerbieten seines allzufreundlichen Nachbahrs mit vielem Danke an, und stopfte seine Pfeiffe. Dies gab dem Gaste Gelegenheit, sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen.

Fünftes Kapitel.

Per varios casus, per tot discrimina rerum,
Tendimus in Latium!

Was das heißt?

„Das weiß ich selber nicht. Aber was kümmert mich das? Wenn es nur da steht. Es ist nun einmahl Sitte der Autoren, ein paar lateinische, oder griechische Verschen in die Manuskripte mit einzuweben, wenn sie auch nicht dazu passen. Der Sinn mag nun 'raus kommen, oder nicht, darum bekümmern sich die Genies nicht. Oefters geschieht so was auch aus Spekulation. Denn jemehr man Verschen in die Manuskripte setzt, desto voller werden die Bogen. Und je voller die Bogen werden, destomehr muß der Verleger

zahlen. Das ist freylich ein tüchtiges Prello ... aber was macht sich der Schriftsteller daraus? Der Buchhändler mag sehen, wie er zurecht kommt. Herr Cramer in Meinungen z. B. weiß die Verschen aus dem Horatz trefflich zu nützen. Und nun, da er den Horatz ganz ausgeschmiert hat, schmiedet er selbst Verse, die drey, vier, und mehrere Seiten anfüllen, damit nur das Buch bald voll wird. Manche Leute sagen zwar, daß es eine Sünde und Schande sey, das Publikum so schändlich ums Geld zu prellen, aber die Leute würden das Maul halten, wenn sie wüßten, daß Herr Cramer nicht in der Absicht schreibt, um die Welt zu bessern, oder die Thorheiten der Menschen zu züchtigen, sondern um .... zu schreiben, damit er Geld verdient. Oft mögen die Leute recht haben, zumahl wenn Herr Cramer solche Verse über seine Kapitel schreibt, als dieser ist:

Mit dürren klaren Worten ſtehts,
Geſchrieben im Gehirn . .
Und tiktak tiktak tiktak gehts
Im kniſternden Gehirn!“

Meine alte Großmutter ſagte, in dem Verſe wäre auch nicht ein Fünkchen Menſchenverſtand. Die einfältige Frau! Das iſt ja eben der Spaaß. Denn je gelehrter heut zu Tage die Sachen ſind, deſto unverſtändlicher ſind ſie! „Das weiß Herr Cramer am allerbeſten! denn er verſteht ſeine Verſe ſelbſt nicht!

Alſo per varios casus . . . . war Herr Moorfeld aufs Kaffeehaus gekommen. Per tot discrimina rerum ſaß er bey der leeren Punſchterine, und tendit in Lutium, d. h. in den Tabaksbeutel des Herrn Nachbahr Schulz. Nun ſage noch jemand, daß ich meinen Virgil nicht verſtehe. Das iſt doch noch eine Ueberſetzung, oder noch beſſer, eine geſunde Anreihung der Ideen, die ſich gewaſchen hat.

Herr Schulz sprach viel von dem Kaffeehause, und meinte, daß es sich hier recht gut trinken lasse.

„O! ja! entgegnete Moorfeld seufzend, und sah auf die leere Terine. Zugleich dachte er auch an seinen schwindsüchtigen . . . Großvater? bewahre Gott! an den schwindsüchtigen Geldbeutel.

Schulz ermunterte ihn zum Trinken. Moorfeld entschuldigte sich damit, daß er zu wenig Geld eingesteckt habe, um eine neue Pole zu bezahlen. „Hätt' ich gewußt, daß ich einen so braven Mann hier finden würde, so . . . stotterte Moorfeld.

Schulz verneigte sich dankend, und nöthigte ihn, mit ihm zu trinken. Das kam Moorfelden gelegen. Er ließ sich so was nicht zweymahl sagen, sondern langte

ſo fleißig zu, bis kein Tropfen mehr in der Flaſche war. Schulz, ein Mann, der gern alle Menſchen vergnügt und luſtig ſah, freuete ſich herzlich über den Appetit ſeines Freundes, und ließ neue Hülfstruppen anmarſchiren. Er zahlte das Geld mit Freuden, um einen ſo wackern Mann zu erquicken, der ihm (Moorfeld erheiterte ſich immer mehr und mehr) einen der langweiligſten Abende — verſchwatzt hatte.

Sie trennten ſich mit dem Verſprechen, ſich Morgen Abend wiederzufinden. Jeder ſchied, ohne des andern Nahmen zu wiſſen. Bey Freundſchaften der Art, wo das Herz mehr gilt, als der Nahme, bedarf es auch des leidigen Titels nicht, um ſich an eine Seele feſter zu knüpfen. Die Freundſchaft, ſagt Grekourt, gilt ſelbſt noch mehr, als die Liebe. Und das will denn doch viel ſagen.

Schulz erzählte daheim seinem jungen Weibe die neue Bekanntschaft, die er gemacht hatte. Sie freuete sich darüber. Ach! hätte sie doch an das per tot discrimina ... gedacht. Schulz wenigstens dachte damahls nicht dran, und Moorfeld noch weniger. Er kam ziemlich heiter nach Hause, und besprach sich noch mit seinem Freunde im Bette über die Annehmlichkeiten des verflossenen Tages, und seine neue Akquisition, die er an den Kaufmann gemacht hatte. Sein Freund, der in allen neuen Bekanntschaften ein Haar fand, warnte ihn aufs neue auch für diese, denn sagte er, man kann nicht wissen, welch' einen verdeckten Plan der Mann angelegt hat, um dich zu fangen.

Du bist ein Narr! entgegnete Moorfeld auffahrend. Mit was soll er mich denn fangen? Der Mann hat ein so ehrliches Gesicht ...

„Eben weil er das hat. Ehrlichen Gesichtern darf man heut zu Tage am allerwenigsten trauen.

Hast du etwa auch eins? — Kleinjoch! du solltest dich schämen, über einen Mann so scheelsüchtig zu urtheilen, den du in deinem Leben nie gesehen hast. Schämen solltest du dich ...

„Daß du einem fremden Gesichte mehr zutrauſt, als deinem Freunde.

Moorfeld schwieg, und hieng seinen Gedanken nach. Kleinjoch schwieg auch ...

Mithin schwiegen sie wohl beide?

„Sie haben's errathen, Liſettchen! Keiner sprach ein Sterbenswörtchen, und ehe vier Minuten ins Land giengen, schnarchten beide wie die Ratzen.

Itzt, meine Theuren, folgen sie mir ein Gängelchen ins Haus unsrer Freundinn Laurette. Wie? es brennt schon kein Licht mehr in ihrem Zimmer. Halt! da steht ja noch Hebe, in einem zärtlichen Rendesvous unter der Hausthüre, begriffen. Hui! das ist ein lustiger Liebhaber. Wie der von dannen fliegt. Die Gicht hat er wenigstens nicht. Itzt will auch sie fliehen. Das wäre wider die Abrede.

Pst! Pst! Hebchen!

„Nun? wer ruft mich.

Ein Autor!

„Was ist das für ein Ding?

Ein Mensch, der eine so gewaltige Wünschelruthe in der Hand trägt, die sie

augenblicklich zum Stehen, und zum Sprechen bringt.

„Das wäre! Für so n' Ding muß man sich ja fürchten. Doch was soll ich denn sprechen?

Die Wahrheit.

„O! ja, wenn ich kann, von Herzen gern.

Vor allen Dingen, und erstens . . .

„Hoho! ihre Fragen lassen sich in Zahlen eintheilen? Wenn werden wir da fertig? Morgen früh? Es ist schon halb zwölf Uhr . . die Abendluft ist etwas rauh . . mithin expediren sie sich geschwind.

So geschwind, als es sich thun läßt.

1) Also, ist ihre Madam schon zur Ruhe?

„Seit einer halben Stunde. Sie ist krank?

Krank? Sie erschrecken mich. Was fehlt ihr?

„Alles!“

Das ist viel? War nicht heut Morgen ein gewisser Herr Mopsfeld bey ihnen?

„Um des Himmelswillen, ja! Woher wissen sie das.

Ich wollte ihnen nur zeigen, daß die Autores nützen und schaden können, und daß sie mannigmahl ein wenig — allwissend sind. Die Wünschelruthe . . . die Wünschelruthe . . . doch fürchten sie sich

nicht, mein schönes Kind! Die Autoren können auch verschwiegen seyn. Von mir erfährt kein Mensch ein Wort.

„Topp! es bleibt dabey . . . Madam ist sehr unruhig, sie hat vor einer Stunde noch ein paar Tassen Thee getrunken, um die Wallungen des Blutes zu dämpfen, allein Hopfen und Malz ist verlohren. Ihre Wangen glühen wie Feuer! Ihr Athem brennt fiebrisch, die Augen wälzen sich hohl im Kopfe. Ich glaube gar, es ist ein Fiebrichen unter Wegen.

„Hm! die Arzney von heute wirkt. Wird schon besser werden. Hm! dacht' ich, per varios casus . . . doch was ich noch 2tens fragen wollte: Ist der Herr nach Hause gekommen?

Ja! Vermuthlich ist die Ankunft des Herrn die Ursache von Madams Uebelseit,

denn er sollte erst morgen Abend wieder-kommen, und er kam schon heute Mittag.

Itzt wußt ich, was ich wissen wollte. Ich drückte Heben dankbahrlichst die Hand, und gieng von dannen! Sie schied lächelnd, und warf die Thüre zu. „Ha! dacht' ich, in solchen Händen stehen die Geheimnisse unserer Damen! Solche Geschöpfe machen sie zu ihren Vertrauten! Wenn denn ein Narr, oder ein Witzling kommt, dem lieben Mädchen in die Backen kneift, und ihr ein paar Dutzend Schmeicheleyen an den Kopf wirft, so gehen die schönen Lippen, wie eine Breche, selbst ein armer Autor kann die Herzenskammer erforschen, daß auch kein Winkelchen leer bleibt. Ei! ei! meine Damen hüten sie sich vor dergleichen Wahrheiten, und lassen sie ihre Vertrauten Abends nicht so lange unter den Thüren stehen. Sonst sind sie übel dran! Dieß nebenbey gesagt,

ich meins gut, recht gut mit ihnen. Wäre Laurettens Dienerinn um eine Unze verschwiegener gewesen, die Geschichte N. 2. in meinen Biographien hieße gewiß nicht: „Der Wechsel!“

Also Madam war krank. Das ist schlimm, sehr schlimm. Ich kann mir nicht helfen, ich muß abermahls sagen: per varios casus, per tot discrimina rerum, und mit der Abänderung domina vexatur morbo.

Sechstes Kapitel.

Herr Schulz nimmt sich seines Freundes thätig an, und mischt die Karten zu einem Kartlichen Thombre, welches aber im 6ten Kapitel kein Mensch verstehen wird. Salome sagt: Alles hat seine Zeit. Also auch die Erklärung des Thombre.

Das ist eine etwas lange Ueberschrift!

„Ja wohl. Aber ich konnte sie kaum kürzer fassen, wenn ich darinn alles das sagen wollte, was mir auf dem Herzen lag. Daß ich den Meister Salome mit hinein mischte, werden mir die Schönen mildthätiglich verzeihen. Es geschah ungern. Allein ich mußte mich auf seine Auctorität berufen, um nicht zu Schanden zu werden.

Moorfeld hatte, wie wir wissen, keinen Kreuzer Geld in der Tasche, und

Kleinfisch nicht so viel, um seine dürstenden Wünsche zu befriedigen, denn sie waren bey solchen Gelegenheiten immer zu durstig. Mithin wurde die Zeit in sehr schmale Bissen getheilt, d. h. er blieb den ganzen Tag auf der Stube sitzen, um den Mänichäern aus dem Wege zu gehen.

„Aber kamen sie denn nicht aufs Zimmer?"

Das mußten sie wohl bleiben lassen, weil Herr Moorfeld gescheut genug war, das Zimmer zu verriegeln! Den ganzen Tag über wurde zwey und dreyßigmahl geklinkt, und Moorfeld lachte zwey und dreyßigmahl. Das drey und dreyßigstemahl entschloß er sich, aufzuriegeln, und das war sein Glück, denn hätt' er das nicht gethan, so hätte er des Abends nicht aufs Kaffeehaus gehen können.

Also — er riegelte auf, und der Versetzer trat herein. Solche Leute sieht man außerordentlich gern. Denn sie kommen nie mit leeren Händen. Moorfeld nannte ihn einmahl übers andere seinen Herzensfreund, und er hatte nicht Unrecht, denn er allein war in diesem Augenblicke sein größter Freund — er brachte ihm für Uhr, goldene Dose, silberne Schnallen, und den besten Rock mit goldenen Epaulettes ein rundes Sümmchen von hundert Thalern . . . .

„Das ist verdammt wenig, zumahl wenn die Dose von ächtem Golde war.

Ja! er hatte sie aber auch nur versetzt . . . Und hundert Thaler sind für einen Studenten auch kein Pappenstil. Ueberhaupt, mein liebes Muthgen! sollten sie sich nicht darüber wundern, daß Herr Moorfeld für die goldene Dose so und so

viel erhielt, sondern vielmehr darüber, daß er eine goldene Dose hatte, denn ein Student und eine goldene Dose klingt gar zu sonderbahr, zu unnatürlich, zu . . zu . . zu unwahrscheinlich. Doch freu ich mich, daß Herr Moorfeld eine Ausnahme unter seinen Glaubensbrüdern machte.

Sobald er das Geld in Händen hatte, wurden die dringensten Schulden bezahlt, und da der Abend eben mit schnellen Schritten anmarschirt kam, aufs Kaffeehaus gegangen. Herr Schulz war noch nicht da, mithin hatte Herr Moorfeld Zeit, einige Minuten lang dem Billarde zuzusehen. Dasmahl hatt er mehr Geduld dazu, auch war er etwas heiterer. Ganz aber konnte er seinen Unmuth nicht bezwingen.

Schulz trat ein, und seine Augen suchten den jungen Musensohn. Dieser

ließ sich nicht lange suchen, er drückte seinem biedern Freunde die Hand, und freuete sich herzlich, ihn so wohl zu sehen.

Schulz. Je nun! was das Wohlseyn betrift, so mag das noch schleichen. Ich war gestern Abend, als ich hier war, weit zufriedener, als heute.

Moorfeld. Wie so? Ist ihnen ein Unglück begegnet?

Schulz. Wie mans nimmt, wenigstens ists kein Glück.

Moorfeld. Nun?

Schulz. Ich bin seit zwey Jahren mit einer schönen Frau verheyrathet, die ich zärtlich liebe. Ich kam gestern von ei

ner Reise zurück, und finde sie krank. Das hat mich die ganze Nacht nicht schlafen lassen. Der Arzt befürchtet ein hitziges Fieber. Ach! Gott! wenn es nur nicht zum Ausbruch kömmt . . . und sollte vollends mein innigstgeliebtes Weib sterben, so bin ich ohne Trost.

Moorfeld bot all' seine Beredtsamkeit auf, um ihn zu beruhigen. Und es gelang ihm wenigstens halb. Die Punschterinen wurden gefüllt, und nach und nach stellte sich die alte Heiterkeit wieder ein. Was doch ein so süßes Getränk für Wirkungen hervorbringen kann. Selbst die Krankheit eines geliebten Weibes kann man dabey vergessen. Gesegnet sey der Mann, der den Punsch . . .

„Wie? der den Punsch erfand? Ich bitte um Verzeihung, Herr Autor! den er-

Moorfeld nahm das Glas und trank. „Mir fehlt nichts, gar nichts! sagte er, als er es wieder niedersetzte. Was sollte mir auch fehlen? In ihrer Gesellschaft ist einem so wohl, daß zu anderweitigen Wünschen kein Jota übrig bleibt.

Schulz glaubte der Versicherung, und beide verlebten abermahls einen fröhlichen Abend. So gieng es alle Tage. Ihre Freundschaft gedeihete immer besser. Und Moorfeld befand sich recht wohl dabey. Es ist doch in der Welt nichts erquickender, als die wahre Freundschaft, dachte Moorfeld. Unter allen deinen Bekannten hast du noch keinen wahren Freund gefunden, der für dich und dein Herz gepaßt hätte. In diesem Manne allein findest du das, was du suchtest. Es ist sicher wahr, was Jean Paul sagt: „Auf dieser Erde schlägt keine erhabenere und seeligere Stunde, als die, wo ein Mensch sich aufrichtet erho-

ben von der Tugend, erweicht von der Liebe, und alle Gefahren verschmäht, und einem Freunde zeigt, wie sein Herz ist. Dieses Leben, dieses Erheben ist köstlicher als der Kitzel der Eitelkeit, sich in unnütze Freyheiten zu verstecken. Aber die vollendete Aufrichtigkeit sieht nur der Tugend an: der Mensch, in dem Argwohn und Finsterniß ist, leg' immer seinem Busen Nachtschrauben und Nachtriegel an, der Böse verschon uns mit seiner Leichenöffnung, und wer keine Himmelsthür an sich zu öfnen hat, lasse das Höllenthor zu!

Und wie gern ließ Moorfeld das zu! Aber er hatte auch eine Himmelsthür, die . . zwar von der seidenen Hand Lauretens sprangelweit aufgerissen worden war, daß der Wind schnurgerade in das böse Gewissen hineinwehete; die Purpurröthe kam von Osten her, und brachte in seinem Kopfe einen so gräßlichen Wirbelwind her-

vor, daß beyde Flügelthüren sich von selbst wieder schlossen. Und das Gewissen war wieder ruhig!

Als Moorfeld den fünften Abend aufs Kaffeehaus kam, fand er seinen Schulz über den Zeitungen. Die Franzosen waren darinnen haarscharf mitgenommen, daher kam diesmahl ein politisches Gespräch aufs Tapeet.

„Ja! ja! sagte Moorfeld, die Franzosen sind gewaltige Leute. Sollten sie n'mahl nach Plissa kommen, so würde ich sie selbst bitten, hier und da ein wenig Sauerteig auszufegen, wo er knüppeldicke sitzt.

Schulz. Wie so? Warum grade in Plissa?

Moorfeld. Je nun! weil wir grade in Plissa wohnen.

Schulz. Giebt es denn bey uns so viel Sauerteig? Ich dächte andere Städte litten daran auch keinen Mangel.

Moorfeld. Dagegen hab ich nichts. Aber in Plissa würde besonders viel Unkraut auszujäten seyn, z. B. die bösen Weiber.

Schulz. Die bösen Weiber? Wie kommen sie denn grade auf die?

Moorfeld. Auf die natürlichste Weise von der Welt. Ich habe diese Woche ein höchst seltsames Abentheuer erlebt, das ich ihnen erzählen würde, wenn es mir nicht Schande machte.

Schulz. O! so erzählen sie doch. Was von der Schande daran hängt, lassen sie meinetwegen weg.

Moorfeld. Nun so hören sie denn. Es werden nun sechs Tage seyn, als ich mit einem Freunde von einem Spaziergange durch das Paulusthor in die Stadt zurückkomme. Nicht weit vom Thore begegnete mir der Briefträger, und giebt mir meinen gewöhnlichen Vierteljahres-Wechsel von hundert Thaler, zugleich bat er mich, ich mögte ihm das Geld in dem ersten besten Gewölbe quittiren. Als dieß geschehen war, und ich aus dem Gewölbe heraustrete, um mit meinem Freunde die Straße zu verlassen, erblick ich querüber ein sehr schönes Frauenzimmer, welches, vermuthlich um frische Luft zu schöpfen, am Fenster stand. Eine so blendende Schönheit war mir lange nicht vorgekommen, meine Augen konnten sich kaum sättigen, ich hieng mit Sehnsucht an ihrem schönen Munde. Ja meine verwegenen Wünsche schweiften so weit aus, daß ich ein paar Worte ziemlich laut aussprach,

für welche ich einen Cirkumflex auf den Kopf verdient hätte. Die Dame mogte meinen Wunsch gehört haben, und sandte mir ihr Cammermädchen nach, um mir die Erfüllung desselben zuzusichern.

Schulz. Ich bin begierig!

Moorfeld. Im Rausche der Sinnlichkeit . . . denn zu welch' einen tollen Streich kann uns die Liebe nicht verführen . . . versprach ich damals, eine einzige glückliche Stunde in ihren Armen mit meinem eben angekommenen Wechsel zu bezahlen.

Schulz. Nun?

Moorfeld. Das Cammermädchen brachte mir ein Billet, in welchem sie aus meinem Versprechen Ernst machte.

Schulz (lachend). Und was stand in dem Zettel.

Moorfeld. Was sie selbst lesen können. Ich werde glücklicherweise den Zettel noch in der Tasche haben. Er zog ihn hervor, und gab selbigen dem Kaufmanne. Schulz öfnete den Zettel, und . . wie von einem Blitzstrahle getroffen, fuhr er zurück. Seine Augen verdunkelten sich, seine Hände zitterten, seine Lippen erblaßten, es war keine Täuschung, Laurettens Hand war . . . seines eigenen Weibes Hand. Nur Moorfeld, dessen Seele nicht in der Erzählung, sondern im Punschglase steckte, mithin über alle die Bewegungen hinweggleitete, die itzt seines Freundes Seele füllten, mußte ihm gegenüber sitzen, um . . . nichts davon zu bemerken.

Nach einigen Minuten gab ihm Schulz das Billet zurück.

„Nun? sagte dieser gleichgültig scheinend, nahmen sie den Vorschlag an?

Moorfeld. Natürlich, ich gieng hin, und ward wohl, sehr wohl aufgenommen. In Wahrheit! ich fand ein allerliebstes Weib, das die Entbehrung eines Wechsels werth war.

Schulz. Und sie nahm auch wirklich den Wechsel?

Moorfeld. Sie nahm ihn. Freylich genereux dachte sie nicht. Wie leicht hätte sie mir das Geld zurückzahlen können? Allein daran war nicht zu denken. Mit einem Worte . . ich schwelgte in den Schätzen ihrer Reize, und gieng um hundert Reichsthaler ärmer in meine Wohnung. Können sie sich nun meinen Unmuth erklären, mit welchem ich ihnen am

ersten Tage unserer Bekanntschaft so lästig fiel.?

Schulz stürzte ein Glas nach dem andern aus, um seinen verlohrnen lustigen Humor wieder zurückzurufen, allein es gelang ihm nur halb. Seines Weibes Untreue fraß ihm das Herz ab. Für solche Wunden hilft kein Punsch. Auf solche Schmerzen muß man ein Glas Lethe trinken, probatum est . . .

Der arme Mann!

„Ja wohl, der arme Mann! Aber solcher armen Männer giebts viel in Plissa. Man sieht ganze Heerden auf den Strassen herumlaufen. Einer mögte dem andern laut entgegen schreyen: „Gott grüß dich, Bruder Hahnrey! Trink ein Glas Punsch, und versauf die Grillen. Mit Güte änderst du dein Weib doch nicht!“

Die Freunde trennten sich ziemlich früh, denn Schulz war nicht im Stande, länger in der Gesellschaft eines Menschen zu bleiben, der sein und seines Weibes Ehre mit Füssen getreten hatte. Wild und stürmisch lief er nach Hause, und warf sich, mit geballter Faust die Stirne schlagend, in einen Sessel.

„Also das ist mein Lohn! rief er wehmüthig weinend, für die Fülle der Liebe, die ich an Sie — verschwendete. Das ist endlich mein Lohn! O! Laurette! Laurette! hättest du mir alles — hättest du mir mein ganzes Vermögen genommen, lachend wollt ich an deinen Hals sinken, und sagen: Hab ich doch noch Laurettens Liebe! Aber ... Ha! es ist gräßlich, wie die Tugend fallen kann, wenn sie einmahl fällt! Um schnödes, elendes Geld ... Menschen! hört es, und euer Eingeweide muß sich bey der Nachricht um

wälzen . . . die Frau, die einen Ueberfluß an elendem Metalle besitzt, verkauft ihre Tugend um . . . hundert Thaler!"

Wie gefällt ihnen dieser Monolog? meine Herren, die sie Handwerk von Schriftstellerey machen? (denn ich muß mich nun auch einmahl an Sie wenden).

„Je! nun, der Monolog ist nicht übel.

Ei! das meyn ich auch. Er hat mir auch viel Schweiß gekostet, und fünf Federn hab ich darüber zerkäuet. Fünf Federn!.. bedenken Sie nur, meine Herren! fünf Federn. Das ist eigentlich eine heilige Zahl, mithin muß auch mein Monolog heilig seyn. Verpflanzen Sie nun diese Heiligkeit in eines der ersten ihrer dramatischen Werke über, und überschrei-

ben Sie das Stück: Der Hahnrey. Die Welt wird darüber erstaunen!

Laurette hörte den Gang ihres Gemahls auf der Treppe. Sie hörte ihn die Thür so vest zuschlagen, daß sich die Carabinen vor ihren Fenstern bewegten. Schnell sprang sie in sein Zimmer, um die Ursachen seines Zorns zu erforschen. Gewiß wär sie nicht gegangen, wenn sie geahnt hätte, daß sie die Ursache sey.

Schulz empfieng sie kalt und höflich. Sie setzte sich auf seinen Schooß, und fragte theilnehmend nach der Ursache seines stürmischen Benehmens.

Schulz. Ich bin nicht aufgelegt genug, dir darauf, und, itzt zu antworten.

Laurette. Schulz! ich bin dein Weib . . .

Schulz. (zweydeutig lachend) Ja Gott weis, es, das bist du.

Laurette. Und deine Vertraute . .

Schulz. Hast du mich aber auch zu deinen Vertrauten gemacht?

Laurette. Kein Geheimniß lag vor dir je unentschleyert. Ich liebe dich so unaussprechlich . . .

Schulz. (wie vorher) Das ist mir bekannt.

Laurette. Was forderst du also . . . .

Schulz. O! Gott! ich fordre ja auf der Welt von dir nichts. Ich gab dir alles . . . oder kann ich das zurücknehmen, was ich dir gab?

Laurette. Du sprichst heute sehr seltsam . . .

Schulz. Das fühl ich selbst. Ich bin heute überhaupt ein sehr seltsames Mensch.

Laurette. Und warum . . ?

Schulz. Soll man es nicht seyn, wenn man Banquerott gemacht hat?

Laurette. (erblassend) Banquerott . . Jesus!

Schulz. Oh ich meyne den Banquerott nicht, den man um elendes Geld des willen leidet. Meine Seele hat Banquerott gemacht. Dein und mein Herz stehen als Gläubiger auf. Doch du bist ein Weib . . und du wirst ausgeschlossen vom Konkurse.

Laurette. Mann! sollte dein Verstand ...

Schulz. Du hast Recht! Laurette, über dergleichen Dinge kann man den Verstand verliehren.

Laurette. Du bist krank, ich will nach den Arzt schicken.

Schulz. O! du bist weit kränker, als ich ... Laß dir den Arzt holen, ich bedarf seiner nicht. (aufstehend, und sie sanft von sich stossend) Geh auf dein Zimmer. Ich werde dir bald folgen, oder ... nein! ich will heute Nacht arbeiten. Es sind verschiedene Briefe an mich eingelaufen, die ich noch heute beantworten muß! Geh nur, liebe Laura! ich habe fast unerträgliche Kopfschmerzen. Ich könnte ja überdem nicht schlafen. Gute Nacht!

Er küßte sie, und Laurette entfernte sich mit dem Kopf schüttelnd.

„Und sie merkte nichts? von alle dem, was in ihres Mannes Seele vorgieng?

Kein Wörtchen. Wie konnte auch nur Laurette davon etwas merken, das Weib mit dem eisernen Gewissen. Alles was sie ihm da sagte, war Verstellung, alle ihre Freuden, die sie mit ihm theilte, alles Leid, das sie mit ihm trug, waren leere Worte und Silben, von denen ihr Herz nichts verstand. Ihre Seele hieng seit des schönen Mannes Eroberung allein an Moorfeld!

Laurette warf sich in den Flaum, ohne die geringste Ahnung auf eine Entdeckung ihres Mannes, und, des andern Morgens trat sie heiter wie ein Frühlingstag, unbefangen und fröhlich in sein Kabinett,

um mit ihm den Kaffee zu trinken. Schulz hatte sich in der Nacht wieder gesammelt. Anfänglich wollte er ihr die Schande, die sie seiner Ehre zugefügt hatte, trocken unter die Augen stellen, und sie als Mann und Gatte bestrafen. Aber bald besann er sich anders. Er sah ein, daß eine Strafe der Art sie nicht bessern, vielleicht aber verschlimmern dürfte. „Mit Verachtung, mit tödtender Schaam will ich sie züchtigen, dacht' er bey sich selbst, das wird ihr mehr nützen, als — Ehescheidung. Sie soll empfinden, was es heißt, seinen ehrlichen Mann zu Grunde zu richten. „Moorfeld selbst sollte ihm dazu die Hand bieten, ohne es zu wollen."

Mit diesen Gedanken gieng er aufs Kaffeehaus. Moorfeld wartete schon auf ihn. Heiter und fröhlich empfiengen sie sich beyderseitig. Pfeiffen und Gläser wurden gefüllt, und, wie immer, als

auch itzt, entspann sich ein muntres Gespräch.

Siebentes Kapitel.

Das l'hombre nimmt seinen Anfang.

Schulz wußte das Gespräch so zu drehen und zu wenden, daß Moorfeld seine hundert Thaler von neuem in Erwähnung brächte.

„Ja! sagte der Musensohn! wir Männer sind oft wahre Thoren. Für eine solche Stunde geben wir den väterlichen Schweiß weg, als wär es eine Prise Schnupftabak. Sollte man das an den Armen, an den Nothleidenden thun, wir

lieſſen das Geld ſicher in der Taſche ſtecken. Glauben ſie mir aber, lieber Freund! ich würde nie ſo thörigt gehandelt haben, wenn ich im Verweigerungsfall nicht meine Ehre kompromittirt hätte.

Schulz. Ihre Ehre? Das ſeh ich nicht ein. Wenn ſie lieber ſagen wollten: des Mannes Ehre, deſſen Weib ſie verführten.

Moorfeld. Nein! nein, ich rede von meiner Ehre. Als ich vor dem Gewölbe ſtand, verſprach ich als Mann von Wort, für eine Schäferſtunde mit dem ſchönen Weibe meinen Wechſel hinzugeben. Wie nun? wenn ich nicht Wort gehalten hätte . . .

Schulz. So würden die Muſen nicht geweint haben!

Moorfeld. Aber Laurette würde mich für einen zähhaften, für einen elenden Kerl, für einen Großsprecher gehalten haben.

Schulz. Sie ... aber nicht ihr Mann. Der hätte sie für einen sehr braven Jüngling gehalten. ... Doch still! Freund! was geht uns der Narr an. Wenn er seine Frau allein haben will, mag er sie künftig besser bewahren. Itzt noch ein paar Worte über den verlohrnen Wechsel. Sie sind durch seine Entbehrung in Mangel und Verlegenheit versetzt worden. Das thut mir als ihrem wärmsten Freunde weh. Ich habe gestern eine halb verlohrne Schuldpost erhalten. Und da ich Geld genug habe, kann ich die Hälfte leicht entbehren. Erhalten Sie mithin aus meiner Hand hundert Thaler. Ich gebe sie ihnen ohne Interessen, und,

wenn sie mich nicht wieder bezahlen können, als Geschenk auf Zeitlebens.

Moorfeld hatte Ehre und Ambition. Lange weigerte er sich hartnäckig, das Geld anzunehmen. Ja! er schlug es nach reiflichem Ueberlegen endlich ganz aus.

Schulz. Nun so nehmen sie es mit Interessen. Ich werde das Lumpengeld ja wohl lieber ihnen, als einem andern borgen. Seyn Sie von der Güte, und speisen sie morgen bey mir. Meine Frau, mit der ich viel von ihnen gesprochen habe, wünscht sie kennen zu lernen. Sie werden an ihr eine Frau finden, die es verdient, von ihnen gekannt zu seyn.

Moorfeld nahm die Einladung an, und versprach zu kommen. Zugleich erkundigte er sich nach seiner Wohnung.

Schulz. Ich will ihnen meinen Jakob senden. Sie mögten sich sonst nicht zurecht finden. Ich lebe in einem Hintergebäude, und eingeschränkt.

*

Moorfeld zog daraus nichts arges, und versprach nochmahls, sich gewiß einzustellen. Dem armen Schulz fiel ein Stein vom Herzen. Die Rache war süß, sehr süß, die er zu nehmen gedachte. Schon im Geiste weidete er sich an der Verlegenheit seines unädlen Weibes, schon im Geiste sah er das bleiche Gesicht ihres Verführers, und frohlockte. Auch die Schadenfreude erweckt ein angenehmes Gefühl, sie wischt die Falten von der Stirn des Beleidigten, sie wandelt Bitterkeit in süsse Tropfen um, und Schulzen schmeckte der Merseburger diesen Abend besser, als der delikateste Rheinwein!

Moorfeld erzählte seinem Freunde Kleinjoch die neue Akquisition, die er in dem Beutel des Kaufmanns gemacht hatte. Kleinjoch ward irre an dem Manne, für den er seinen Freund vorher gewarnt hatte. Moorfeld lachte herzlich, als er Kleinjochs Verlegenheit sah.

O! juble nicht zu früh, sagte dieser. Die Karten können sich immer noch ändern.

„Vermuthlich, wenn ich das Geld in Händen habe. Denn mögen sie sich meinetwegen ändern. Ich habe nichts dagegen.

Hast du es schon?

„Das leidet keine Frage. Oder frägst du etwa deshalb so bedächtig, da ich noch dein Schuldner bin?

Moorfeld! Das war nicht ädel von Dir!

„Und nicht ädel von Dir, daß Du in die Wohlthat eines Mannes Mißtrauen ſetzt, der höher iſt, als Du.

Den Morgen darauf, kleidete ſich Moorfeld prächtig, und geſchmackvoll, um ſeinem Freunde keine Schande zu machen. Auch hatt' er ſo ein Lüſtchen, der Madame Schulz nicht zu mißfallen; eine Ahnung gab ihm wenigſtens kein Recht dazu. Wie glücklich ſind doch diejenigen Menſchen, die von dergleichen Ahnungen keine Notiz haben. Hätte itzt Moorfeld nur im geringſten ahnen können, wie ſchlecht ihm das Gaſtmahl bekommen würde, er wäre entweder zu Hauſe geblieben, oder hätte wenigſtens ſein Kleid, welches vom feinſten Tuche war, mit einem ſchwarzen Mantel a la Hamlet vertauſcht.

An eben diesem Morgen gefiel es auch Schulzen erst, seiner Frau Gemahlinn den Besuch zu melden. Sie erstaunte, daß er ihr das so spät sage. Sie habe, meynte sie, für heute ihre Küche sehr frugal eingerichtet.

Schulz. Darüber brauchst du dir keine Grillen zu machen. Der Freund, den ich dir bringe, ist eben der, den ich auf dem Kaffeehause kennen lernte, und ein Mann, der mit Hausmannskost vorlieb nimmt. Richte dich so ein, daß du wenigstens keine Schande davon hast. Eine Suppe, und ein Stück Braten, und allenfalls ein Glas Wein ist hinlänglich für uns drey. Und das hast du doch?

Laurette. O! ja! Wenn dir daran genügt.

Schulz. Mir und meinem Freunde!

Laurette. Wie heißt er denn?

Schulz. (lächelnd) Das weiß ich selbst noch nicht, so wie er nicht weiß, wie ich mich nenne. Oder glaubst du, daß der Nahme nöthig ist, um einen Freundschaftsbund zu schliessen?

Laurette gieng in die Küche, und Schulz gewann Zeit, ihr Bürreau zu durchsuchen. Noch lagen die hundert Thaler, in Species, und halben Gulden in einem verborgenen Fache. Der arme Mann konnte kaum das Metall ansehen. Wüthend warf er das Bürreau zu.

Als Moorfeld angekleidet war, trat er vor den Spiegel, um sich zu besehen. Kleinjoch stand mit dem Buche hinter ihm, und lächelte. „Du mußt es heute recht darauf anlegen, der schönen Wirthinn zu gefallen, sagte er, denn wahrhaftig so

feenhaft hast du dich noch nie geputzt. Ich glaube, wenn du einmahl heyrathest, dein Hochzeitkleid kann nicht stattlicher aussehen . . .

„Das ist leicht möglich, erwiederte Moorfeld, denn die Hochzeit kostet mich Hunderte, indessen mir der heutige Gang hundert Thaler eintragen soll. Der ganze Anzug beläuft sich kaum auf siebzig. Also hab ich immer noch dreyßig Profit.

„Du bist ein herrlicher Rechenmeister!

Mit dem Schlag eilf Uhr kam Jakob. Moorfeld erhielt von seinem Freunde eine Karte, auf der er ihn nochmahls einlud. „Das hätt' er nicht nöthig gehabt, dacht' er in seinem Herzen. Ich wäre gewiß gekommen. Doch der lieben Etikette gemäß. . . .

Madame hatte die Tafel mit Silber und Gold besetzt. Es war eine Pracht sie anzusehen. Sie selbst war weiß gekleidet, wie die Unschuld. Ihre Haare schlugen sich fesselllos in natürliche Locken, eine einfache Kette zierte den weißen Hals, und das blendende Gewand schmiegte sich neidisch an die volle Lende, auf dem das schönste, weibliche Gebäude stand. Ihr Gatte lobte den Anzug. „So seh ich dich gern, Laura! sagte er, einfach und simpel, wie die Töchter der Vorwelt, anspruchlos auf die Tugend, die in ihrem Herzen wohnt, ohne Pracht und Flitterkänd, wenn nur die Seele geschmückt ist. (lächelnd) Und die Farbe der Unschuld steht dir allerliebst.

Laurette. (ihn küssend) Hab ich doch recht lange nicht so viele süsse Schmeicheleien aus deinem Munde gehört.

Schulz. Schmeicheleien vergiften das Herz. Ich will dich nie wieder loben.

Laurette. Aber von dir gelobt zu werden . . .

Schulz. Ist nicht gut, denn die Männer sind heut zu Tage gegen ihre Weiber zu partheyisch. Doch (mit Bezug und lächelnd) ich verspreche dir, Laura, ich will noch heute ganz unpartheyisch seyn.

Der Gast ward angemeldet. Schulz blieb im Zimmer, und Laurette, als die Königinn des Hauses gieng Moorfeld entgegen! Er stand schon im Saale, als sie die Thür öfnete, und Schulz konnte die Bewegungen bemerken, die auf den Gesichtern beyder sich abdrückten. Schadenfroh rieb er sich die Hände. Die Mausfalle, in die er die Verliebten fieng,

freuete ihn eben so sehr, als die Hamletten, in welchen er die Missethat seines Vaters fieng.

Laurette erblaßte, als ihr Moorfeld gegenüber stand. Und Moorfeld verfärbte sich, als er Lauretten erblickte. „Gern hätt' er ein Todt! und Teufel! zwischen den Zähnen gemurmelt, wenn er die Verrätherey nur im geringsten geahnet hätte, denn daß er gerade itzt an das Billet, welches er dem Kaufmanne zum Lesen überreichte, dachte, fiel ihm nicht ein. Er hielt alles für Zufall, mithin war er auch der erste, der sich wieder erhohlte.

„Und was that Laurette?

Das fragen sie noch? Laurette war ein so kluges, listiges Weib, mit so vielen eisernen Seiten bewaffnet, daß es ihr leicht werden mußte, die vorige Miene der

Unschuld wieder anzunehmen. Sie sank in das Gleis der höflichen Wirthinn zurück. Mit vieler Galanterie, der man auch nicht die kleinste Verlegenheit abmerken konnte, bekomplimentirte sie den Musensohn ins Gastzimmer. Moorfeld beantwortete das alles mit stummen Verbeugungen, denn seine Verlegenheit, Lauretten an diesem Platze zu sehen, war zu groß, als daß er viel Worte hätte machen können.

Schulz empfieng seinen Gast im Schlafrock.

„Im Schlafrock? Das war doch allzu unhöflich.

Sie haben Recht! Es ist unerlaubt, einen so großen Wohlthäter im Schlafrocke zu empfangen. Wenigstens paßte für einen solchen Besuch ein simples Hauskleid.

Entschuldigen sie mich, liebster Freund! sagte Schulz, daß ich im Negligée vor ihnen erscheine. Ich weiß, sie nehmen mir das nicht übel. Moorfeld sagte ihm dafür etwas Verbindliches, und — man setzte sich zur Tafel.

Letztes Kapitel.

Worinnen der geneigte Leser erfährt, daß es nicht gut gethan ist, wenn man Geheimnisse ausplaudert. Ende des l' hombre.

Madame schwang den silbern Löffel, und legte dem Gaste, der mit spitzigen Augen an der schönen Hand hieng, die den Löffel hielt, die Suppe vor. Die Unterhaltung war ziemlich mager, jeder dachte mehr, als er sprach.

„Nun? was dachte wohl Laurette!

Laurette dachte:

1) Ob er es auch wissen mag?

2) Wenn dein Mann nur keinen Spektakel macht!

3) Ach! Gott! wenn nur der Tag vorbey wäre!

Moorfeld dachte:

1) Wärst du doch, wo der Pfeffer wächst.

2) Ist das ein gekartetes Spiel, oder ists Zufall?

3) Wirst du die hundert Thaler erhalten?

Schulz dachte:

1) O! ihr Elenden! so muß euch ein beleidigter Mann in euren eigenen Netzen fangen!

2) Aber sie erröthet nicht!

3) Und der Mensch ... sitzt da, wie ein Heiliger!

4) Sie ... wie eine, die ein frommes Gewissen hat!

Schulz dachte eine Nummer mehr, als die beyden andern.

Aber! mein lieber Freund! was fehlt ihnen? Sie sitzen ja so still und feyerlich da, als wenn sie aus einer türkischen Moschee kämen? sagte Schulz. Sind sie krank? Wenigstens verließ ich sie gestern

Abends ziemlich lustig. Laurette, gieb doch dem Heern noch einen Löffel Suppe ... ach! apropos! Lieber! das ist auch eine Laurette. Sie gleicht aber der ihrigen auf kein Haar!

Schulz sagte die letzten Worte mit so vieler Gutmüthigkeit, daß Moorfeld immer gewisser ward, die ganze Einladung sey Spiel des Zufalls. Laurette erröthete, als Schulz ihren Nahmen nannte. Schulz schien das nicht zu bemerken. „Unserm Freunde, sagte er, ist eine höchst sonderbare Geschichte begegnet, die in ihrer Art seltsam und originell ist. Freund ... doch! wir kennen uns noch nicht einmahl. Wie heissen sie denn?

Moorfeld nannte seinen Nahmen.

„Also, Herr Moorfeld, sie sind wohl von der Güte, und erzählen meiner Frau!

das Abentheuer, welches sie erlebt haben ... ich meyne das, mit dem Wechsel.

Moorfeld erröthete, und bat Schulzen, ihn damit zu verschonen, eine Erzählung der Art würde für die Zartheit des weiblichen Gefühls zu beleidigend werden. Madame sey ein zu sanftes, und für die Tugend ihres Geschlechts zu hochgesinntes Weib, als daß er sich ihre Aufmerksamkeit nur einigermaassen versprechen dürfe.

Schulz. O! machen sie mir nicht so viel Umschweife, und erzählen sie ihre Geschichte kurz und gut. Meine Frau ... ist ein tugendhaftes Weib, das muß der Neid selbst gestehen (Moorfeld und Laurette verlohren allen Verdacht) allein so was hört sie bisweilen doch auch gern. Lassen sie sich also nicht länger bitten.

Moorfeld aß und erzählte mit unter. Laurette nahm eine höchst unbedeutende Miene an, und zwang sich zur Gleichgültigkeit. Schulz beobachtete sie genau, allein fast wär er an ihrem Betragen irre geworden. „Es ist abscheulich, dachte Schulz, wie weit die Verstellung der Weiber geht. Wenn ich ihr Billet nicht gelesen hätte, ich wollte darauf schwören, Moorfeld habe mir ein Mährchen erzählen, oder meine Eifersucht auf die Probe stellen wollen. Allein die Verrätherey ist so wahr und gewiß, als meine Schande.“

Als Moorfeld zu Ende war, brach Schulz in ein lautes Gelächter aus. „Es ist sonderbar, sagte er, wie ein Weib, ohne nur vor sich selbst zu erröthen, mit der Ehre ihres Mannes so spielen kann. Aber solche Sächelchen sind in Plissa nicht unerhört. Man hört sie auf allen Strassen. Doch hat die ihrige Moorfeld, noch

etwas ganz originelles. Ich meyne, daß das schlechte Weib sie auch noch um hundert Thaler betrog. Dafür sollte sie ein Jahr ins Zuchthaus wandern. Denn die Betrügerey sieht einem Diebstahl so ähnlich, als ein Ey dem andern. Was meynst du dazu Laurette? Sollte man so eine Kanaille nicht auf die Gallere schmieden?

Laurette sah halb erröthend auf ihren Teller nieder, und antwortete mit einem verlegenen Ja.

„Die armen Männer, fuhr Schulz moralisireno fort, sind zu bedauern, die sich in die Arme solcher verworfenen Kreaturen werfen! Wie hieß denn der Mann dieses Weibes?

Moorfeld. Das weiß ich nicht. Habe auch wahrlich nie darnach gefragt.

Nur so viel ist mir bekannt, daß die Dame Laurette sich nannte.

Schulz. Aber sprechen sie einmahl von der Leber weg, Moorfeld! glauben sie nicht selbst, daß so ein Weib, das vielleicht die Liebe ihres Mannes ungetheilt besitzt, die ärgste Züchtigung verdiente?

Moorfeld. Allerdings.

Schulz. Daß sie sich den Nahmen einer öffentlichen Freudendirne unausschließlich erwarb?

Moorfeld. Ja! das ist wahr.

Schulz. Und was sagst du, Laurette?

Laurette. Ich bin Herrn Moorfelds Meynung.

Schulz. Es iſt Gott zu klagen, wie die Weiber mit ihren Männern umſpringen. Doch — ich werde ernſthaft, und das wollt' ich nicht. Alſo . . . das Glas geſchwenkt, und auf die Geſundheit eines jeden tugendhaften Weibes getrunken.

Jeder ergriff ſein Glas, und Laurette ſtieß zitternd an! Ihr Geſicht fieng endlich ſo zu glühen an, daß es ſelbſt Moorfeld auffiel. Schulz ſchien nichts zu bemerken, ſondern aß und trank, und leitete das Geſpräch auf etwas anders. Laurette ſchöpfte Athem, und Moorfeld dachte von neuem: „Mein Seel! es iſt nichts, als Zufall!“

Nun? und das war Schulzens Rache? Da hat er ſich nun eben nicht ſonderlich gerächt.

War die Beſchämung ſeines Weibes keine Rache? Sehen ſie, meine ſchöne

Frau! der Mann dachte delikat. Eine Züchtigung der Art gefiel ihm beſſer, als alle Strafen in der Welt. Oder ſollt' er durch alle weiblichen Kohorden Lärm blaſen? Das würde ihm mehr ſchaden, als — nützen. Denn dann erführe ein jeder ſeine Schande auf ebenen Wege. Doch jubeln Sie nicht zu früh, das Beſte kommt vielleicht noch nach. Schulz hatte noch ein anderes Plänchen im Kopfe, die Untreue ſeines Weibes im puncto des ſechſten Gebotes zu beſtrafen.

Das Deſert ward aufgetragen. Laurette legte ihrem Gaſte vor, und ſchielte ihm ſeitwärts ins Auge. Schulz ſah das, und ſagte: Meine Frau muß ihnen kaum über den Weg trauen, Moorfeld. Die hundert Thaler haben auf ſie einen beſondern Eindruck gemacht. Sie hätten nur den Blick ſehen ſollen, den ſie ihnen itzt von der Seite zuwarf. Laurette erröthete,

und klopfte ihren Manne beſtrafend auf die Hand.

Laurette. Du biſt ein loſer — ein ſehr loſer Mann! Herr Moorfeld iſt artig genug, mich nicht mit jener Buhlerinn zu verwechſeln, er iſt . . .

Schulz. Das war der rechte Nahme. Er iſt mir noch nicht beygefallen. Recht, Buhlerinn iſt ein garſtiges Prädikat, aber wie viele giebt es ſolcher garſtigen Prädikate nicht in Pliſſa!

Laurette. Nun in Pliſſa wachſen doch nicht ſolche Creaturen allein, auch in andern Städten . . .

Moorfeld. Sie haben Recht, Madam! dergleichen Dirnen giebts überall.

Schulz. Wie manche mag ſich durch deinen Mund ihr Urtheil ſprechen! Doch

noch einmahl auf Herrn Moorfelds Wechsel zu kommen (indem er sich an seine Frau wandte) der ehrliche Mann ist dadurch nicht in geringe Verlegenheit gerathen. Ich habe ihm versprochen, das Uebel wieder gut zu machen. Noch gestern sah ich in deinem Bürreau . . .

Hier hielt Schulz ein wenig inne, und sah mit finsterm Ernste Lauretten ins Gesicht.

Sie zitterte wie Espenlaub, und ihre Augen rollten verlegen und unstätt im Kopfe, als er das Bürreau nannte. Moorfeld bemerkte die Unruhe, die itzt Lauretten befiel, und sah, ohne aufzublicken, stippernd mit der Gabel, auf seinen Teller nieder.

. . . . hundert Thaler liegen. Hole sie doch einmahl, liebe Laura! und gieb sie dem ehrlichen Manne. Ich habe sie ihm als Geschenk versprochen.

Laurette ſchwebte zwiſchen Himmel und Erde. Sie wußte nicht, ob ſie bleiben, oder gehen ſollte? „Gott! erbarme Dich! dachte ſie bey ſich ſelbſt. Er ſcheint alles zu wiſſen. Und Moorfelds Gewiſſen ſchrie: „Bey meiner Seele! das iſt mehr als Zufall!“

Schulz. Du biſt ſehr grauſam, Laura! Ich ſehe, du willſt dem armen Moorfeld nicht helfen. So muß ich wohl ſelbſt gehen, und das Geld holen! Auch ſtand er wirklich auf, um das Geſagte in Erfüllung zu bringen.

„O! bleib doch, entgegnete ſie, ich gehe ja . . . ſchon! Sie wankte empor, und ſchloß das Büreau auf. Zitternd nahm ſie das Geld aus dem Fache, und legte es ihrem Manne auf den Teller!

„Ach! ſiehe da! lauter neue Species, ſagte Schulz, und blickte Lauretten lä-

chelnd ins verlegene Gesicht. Sah ihr Wechsel etwa auch so aus, Moorfeld? Gewiß, es waren Species. Nun, Sie antworten nicht? Ja! ja! ich seh es ein, es waren diese nämlichen Species. Meine Laurette ist so gut und mitleidig, und giebt sie ihnen zurück, wie sie solche aus ihren Händen empfangen hat. Aber ohne Interressen können sie nicht davon kommen. Hier! mein tugendhaftes Laurettchen hast du ein halbes Guldenstück für deine Mühe (indem er ihr 8 Gr. hinschob) das gehört der .... Buhlerinn!"

Nutz e Anwendung.

Mit Speck fängt man Mäuse.

III.

Nachbahrs Fischen.

Nachbahrs Fickchen.

Vorrede des Biographen an ſeine Leſerinnen.

Durch 19 geſchriebene Bogen (wie viel es gedruckte giebt, weiß ich noch nicht, denn ich arbeite leider! dem Setzer nicht in die Hände) haben Sie mich, meine Schönen! mit ihren Fragen verfolgt, und gemartert. Voller Verdruß hab ich ihnen bisweilen geantwortet. Itzt, da ich die dritte Geſchichte anfange, wird mir in

der That angſt und bange, weil in Fiekchens Geſchichte ſo viele Stoffe zum Fragen liegen, daß ich ſchon im Geiſte ſehe, wie ſie mich beſtürmen. Das bin ich endlich einmahl ſatt. Ich habe mir alſo vorgenommen, ihnen von nun an auf gar nichts mehr zu antworten, ſie mögens nun übel nehmen, oder nicht.

„Alſo ſie wollen uns nichts antworten?

Nein! keine Silbe.

„Das wollen wir ſchon ſehen. Wir ſpringen ihnen ſo lange in den Weg, bis wir wenigſtens ein Ja oder ein Nein von ihnen erzwingen.

Auch kein Nein! Denn wenn man ihnen gar nichts antwortet, ſo kommt man am beſten durch die Welt. Mein Gott!

wenn man allen Mädchen und Weibern antworten ſollte, ſo würde man nicht fertig. Alſo es bleibt dabey, ich bin ſtumm, wenn ſie fragen, ſtumm, wie eine — Kirchmaus.

„Nun das wollen wir ſehen!

Ja! das werden ſie ſehen. Und damit Holla!

I.

In einem kleinen, niedlichen Dörfchen, ohnweit H * lebte ....

„Nun warum ſchreiben ſie denn die Stadt nicht aus? H H!! da wiſſen wir immer nichts.

. . . . der alte ehrliche Kniſter in einfacher, ländlicher Ruhe.

„Wahrhaftig! er hält Wort. Keine Antwort!

. . . Der Himmel hatte durch dreißig Jahre ſeinen Ackerbau geſegnet, ſeine Auen mit fetten Weiden überſchüttet, und ſeine Weinberge für Froſt und Kälte bewahrt. Er liebte ſein Weib, welches alle ſeine Zeitgenoſſen als die ſchönſte erkannten, mit ehelicher Zärtlichkeit, und erzog ſeine Tochter, als das einzige Kind ſeiner Liebe, in allen guten Sitten, und in der Tugend, die von ſeinem Ahrgroßvater auf ihn fortgeerbt war. Dieſe Tochter nannte ſich Sophie.

Fiekchen, ſo hieß ſie auf allen Zungen kurzweg, ſtach manchem Bauerburſchen in die Augen, denn Fiekchen war ſchön. Ih-

re glatte, silberreine Stirne, auf der die Lilien der Unschuld thronten, ihr blaues, keusches Auge, ihr allerliebstes Mündchen, das in Purpur und Morgenröthe getaucht zu seyn schien, ihre rosenfarbnen Lippen, der Perlenkranz ihrer milchweißen Zähne, und der liebliche, harmonische Ton, der zwischen diesen Zähnen hervorgieng, das Ebenmaaß ihres schlanken Körpers, der niedliche Fuß, die blendendweiße Hand . . . und wohin würde ich mich verirren, wenn ich alles das beschreiben wollte, was man an Fiekchen zu loben fand . . war hinreichend, sich bis über die Ohren in sie zu verlieben.

„Nun nach ihrer Beschreibung, Herr Autor! muß das ein Wunderthier von Schönheit gewesen seyn.“

Fiekchen hatte aber auch ein Dutzend Anbeter!

„Ei! das läßt sich denken!“

Aber Fiekchen war spröde, wie das vornehmste Mädchen.

„Je nun, ich dächte, die vornehmen Mädchen wären aber nicht spröde. Da sind es die auf dem Lande immer noch mehr.“

Besonders verliebte sich ein junger, wackerer Bauersmann in sie, mit Nahmen Töffel Haber, der einst von seinem Vater Haus und Hof erbte, weil er der einzige Sohn war, und Fiekchen sah ihn recht gern, besonders hörte sie ihn, wenn sie in dem Cirkel ihrer Bekanntinnen mit dem schnurrenden Rädchen saß, außerordentlich gern erzählen, denn Töffel war als Hausknecht drey Jahr in Plissa gewesen, hatte dort Fremde und Einheimische bedient, und kam nun zehnmahl gebildeter, als er

gegangen war, wieder nach Hauſe, mithin wußte er ſeine Worte und Manieren weit zierlicher zu ſtellen, als jeder andere, der, ſtatt in die Stadt zu laufen, hinter dem Pfluge herſchritt. Und gerade ſeine Bildung, d. h. die Bildung des Geiſtes gefiel Fiekchen, die von ihm, da Töffel ihr Nachbahr war, Nachbahrs Fiekchen genannt wurde. Man nannte ſie hernach allgemein ſo.

Töffel brüſtete ſich nicht wenig, als er Fiekchens Zuneigung vernahm. Er ward von der Zeit an ſtolz, und wer ihn ſah, nannte ihn nur den ſtolzen Töffel. Wenn man ihn frug, warum er denn ſo ſtolz wär, ſo antwortete er in einem barrſchen Tone: „Ich bin nicht ſtolz . . . wiewohl ihr das ſeyn würdet, wenn ihr Fiekchens Bräutigam wäret.“ Fiekchen erfuhr das, von dem ſie kein ſtummes Wörtchen wußte, haarklein wieder, und erſann ſich ein

Späschen, um den Narren, so nannte sie den polirten Hausknecht, mit einer langen Nase anlaufen zu lassen.

„Das hat sie Recht gemacht. Man muß den Männern mannichmahl zeigen, weß Geistes Kinder sie sind. Sonst werden die Geschöpfchen zu übermüthig.“

2.

Alle Mädchen des Dorfes, und unter ihnen Fiekchen, saßen unter der hohen Linde, und spannen, als Töffel mit großen spanischen Schritten daher kam. Er hatte heute, um seinem Fiekchen zu gefallen, die

knappen bockledern Hosen angezogen, und den hohen dreyeckigten Hut mit der goldenen Tresse, aufgesetzt. Auch seine Füße waren mit blanken steifen Stiefeln verziert, und sein Gang glich dem fernen Donner.

„Säpperment! Herr Autor! sie kommen heute so ins Mahlen, daß man den Töffel leibhaftig vor sich sieht. Es muß doch n' schmucker Bursch gewesen seyn!"

Auch hatt er eine stählerne Uhrkette an den Hosen herabbaumeln, an welcher ein Petschirring von Glas hieng. So trat er in die Gesellschaft. Fiekchen, schrien die Mädchen alle, da kommt dein Bräutigam. Fiekchen blickte auf ihre Schürze nieder, und ward roth, wie Scharlach. Sie antwortete kein Wort, aber im Herzen dachte sie: „Verzieht nur ein paar Minuten, und ihr sollt erfahren, wer mein Bräutigam ist!"

Alle Mädchen spornten den galanten Töffel an, Fiekchen etwas schönes zu sagen . . .

„Nun that das der Tölpel nicht von selbst. Ein schöner Liebhaber, der sich zu solchen Dingen erst muß nöthigen lassen!“

. . . und Töffel gieng . . . .

„Also er gieng doch wenigstens. Das ist sein Glück.

. . . ergriff ihre Hand, und zog sie an sein schlagendes Herz. „Fiekchen! sagte er, alle Welt weis es, daß ich Dich unendlich liebe. Deine Neigung zu mir ist mir nicht unbekannt, ich weis es, du siehst mich gern. Beweiß es nun auch der ganzen Menge hier!“

Das will ich, ſagte Fiekchen, ihn mit
liebten Augen anblickend, hier empfan-
den gröſsten Beweis meiner Liebe.
Mit dieſen Worten ſprang ſie von der
ſenbank auf, hieng ſich an ſeinen Hals,
d gab ihm mit ihrer niedlichen, kleinen
nd — ein paar kräftige Naſenſtüber.
t einem lauten Gelächter ſprang ſie aus
n Cirkel, die Mädchen und Bauern lach-
ebenfalls, und Töffel — ſchlich, ſacht
ſeine zerſchellte Naſe greifend, wehmü-
g in ſeinen bockledernen Hoſen nach
uſe!

3.

eit der Zeit wagte es kein Bauersmann
r, mit Fiekchen von Liebe zu ſprechen,
Fiekchen ſah das gern, denn ſie rang

nach einen ganz andern Liebhaber, als alle die waren, welche im Dorfe lebten. Ihre Erziehung, die sie vom Vater genossen hatte, war nicht schlecht, denn auch ihr Vater hatte keine schlechte Erziehung erhalten. Durch den Herrn Pfarrer erhielt er öfters ein gutes Buch, das er seinem ganzen Hause in langen Abenden, wenn sie allein, und ungestöhrt waren, vorzulesen pflegte. Niemand horchte dann andächtiger zu, als Fiekchen. Dadurch erwarb sie sich manche nützliche Kenntnisse . . .

„Aber wozu? Für so n' schlechtes Bauermädchen, die in der Stadt nicht ihre Carriere zu machen gedenkt, ist allenfalls das Noth- und Hülfsbüchlein, der Catechismus, der Himmelsweg, und Scrivers-Seelenschatz hinreichend!"

Hauptsächlich belehrte sie der Vater über die Liebe. Er schärfte ihr Aufmerk-

ſamkeit und Vorſicht ein. „Gieb dich nicht jedem hin, der mit einem ſchönen Geſichte, mit einer glatten Stirn und mit ein paar ſchwärzen Augen dir in den Weg tritt, ſagte er, auch auf einem ſchönen Geſichte ſteht oft mit verdeckten Zügen geſchrieben, daß das Innere nichts tauge. Auch traue nicht dem, der mit einem häßlichen Geſichte dir ſchöne Worte vorplaudert. Worte ſind keine Thaten. Deinen Liebhaber, welchem du einſt, getheilt in Freuden und Leid, durchs Leben folgen willſt, mußt du gut Handeln ſehen.“

Dieſe Ausſprüche des ſorgenden Vaters ſchrieb ſich Fiekchen ins Herz.

„Das wundert mich, denn ein junges Mädchen von ſiebzehn Jahren iſt dazu größtentheils nicht geneigt. Flatterſinn iſt ihre Tugend. Die Enthaltſamkeit aber

grade das Ding, welches sie für das schärfste Gift ansieht *).

*) Wenn der Autor darauf nicht antworten will, so muß ich antworten. Sie haben leider recht, mein liebes Mütterchen! mit dem wackelnden Kinne, und dem drittehalb Zahne im Munde, Enthaltsamkeit in der Liebe ist heut zu Tage die Tugend der Mädchen wahrlich nicht. Und es sollte mich in der That sehr wundern, wenn Fielchen davon eine Ausnahme gemacht hätte. Man traue nur den Mädchen. Das beste von ihnen trägt den Schalk im Nacken. Grade die, welche viel von der Tugend schwatzen, sind die lasterhaftesten, und so umgekehrt. Ich erinnere mich noch einer Szene aus meinen Jugendjahren. Ich kam nämlich mit einem paar Frauenzimmer, von denen eins in sehr üblen Rufe stand, auf eine Bildergallerie. Die eine entdeckte ein herrliches Meisterstück von einem der berühmtesten Mahler, die Venus vorstellend. Voller Begeisterung stand sie vor dem Bilde, und ergoß sich in sein Lob. Die andere flog, wie eine Besessene, und schrie affektirt: „Pfui, wie häßlich!“ Und grade diese war die lasterhafteste.

Der Setzer.

Allein der blinde Junge ließ ſich nicht lange vergeblich necken, er ſpitzte ſeinen Pfeil, und ſchoß ihn dem lieben Fickchen ſo unſanft ins Herz, daß ſie ein ſüßes Ach! über das andere ſtotterte.

Und wie gieng das zu? werden meine Leſerinnen mich fragen.

„Nun ja! wie gieng das zu?

Auf die natürlichſte Weiſe von der Welt. Der alte Schulmeiſter des Dorfs ſtarb. Der Pfarrer, ein ehrlicher, biederer Mann, liebte die Kinder des Dorfes ſo zärtlich, daß es ihn jammerte, wenn er daran dachte, daß ſie nur eine Zeitlang ohne Führer ſeyn ſollten. Er wählte (denn ihm allein war die Wahl überlaſſen) einen ſehr artigen jungen Menſchen, der einige Jahre ſich auf Schulen umgeſehen, und dann in einem Schulmeiſterſemi-

nar gestanden hatte, zum Ludimagister, und der junge Knauf, so nannt' er sich, wußte sich herrlich in seine neue Lage zu finden. Er lehrte seine Kinder lesen, schreiben, rechnen, Christenthum nach dem Tackte, und von allen Bewohnern des Dorfes ward er geehrt, wie ein Augapfel, weil jeder bekinderte Vater und Mutter glaubten, er werde eine Tochter heimführen. Aber darinnen hatten sie sich alle geirrt. Anfänglich schien Knauf für alle Schönen des Dörfleins gar keine Augen zu haben. Er sah sie alle über die Axel an, nur mit den Bauern sprach er höflich, und zuvorkommend. Unter allen diesen aber konnte ihn der alte Knister, durchaus nicht leiden. Es herrschte eine wahre Antipadie zwischen diesen beyden Leuten, keiner konnte den andern ansehen, und mußten sie sich ja n'mahl grüßen, so lüfteten sie die Hüte kaum zwey Zoll hoch.

Aber welch ein Donnerſchlag für den alten Kniſter . . .

„Nun? was geſchah denn? Der Schulmeiſter trachtete ihm doch nicht nach dem Leben? Gott! bewahre uns alle in Gnaden dafür!

. . . als er erfuhr, daß ſich der Knauf in ſein rothbäckigtes Fickchen vergaft habe.

. . „Das käm mir gelegen, ſchrie er mit kirſchbraunen Geſichte, und ſchlug fürchterlich auf den weißpolirten Tiſch. Nun! der Gelbſchnabel ſoll mein Kind nicht heyrathen. Und ſollte michs mein ganzes Vermögen koſten.“

Ja! der alte Eſel! Warum denn? War denn etwa Knauf nicht gut genug für ſeine Trine. Es mag auch viel an ihr geweſen ſeyn. Gewiß ſo ein junges Bau-

ernärrchen, das sich mit einem rothseidenen Mieder und sechs gehenkelten Thalern ein Königreich einbildet! Wir kennen die Art Leute schon. Da wird auch kein Junker kommen, der die schöne Prinzessinn aus dem Schlosse hohlt.

Mutter Knister wußte anfänglich nicht, warum der Alte so tobe? Sie forschte also nach der Ursache, und nun erfuhr sie alles haarklein.

„Ich weiß wohl, sagte sie, daß du den Herrn Knauf nicht wohl leiden kannst . . .

Knister. Gar nicht ausstehen kann ich den Kerl, sag ich dir! Und wenn er mir ins Haus kommen sollte, so weiß ich ihm geradezu die Thüre.

. . . allein! fuhr sie schmunschelnd fort, der Herr Schulmeister ist doch nicht so un-

eben, als du meinſt. Er hat in ſeinem Betragen ſo was ſanftes, und einnehmendes, und . . .

Knifter, und du hälteſt das Maul, Mutter! ſo mein ichs. Das verſiehſt du nicht! Wenn meine Ficke einen Mann braucht, will ich ihr ſchon einen geben.

. . . aber ſie ſelbſt hat ſich ja noch nichts verlauten laſſen. Sie würde doch was geſagt haben.

Knifter. Da haſt du doch n'mahl Recht, Mutter. Es iſt wahr, Ficke ſelbſt hat noch nichts geſagt. Muß ſie doch gleich rufen. Heda! Ficke.

Fickchen antwortete, und kam.

„Nun was werden wir da neues hören?

„Ja! wenn der Herr Autor zu antworten beliebte.“

„Je nun, erzählen muß er wenigstens.

„Höre mohl, Ficke, sagte der Vater! ist es denn wahr, was man von dir im Dorfe sagt?

Was sagt man denn? lieber Vater, frug Fiekchen mit schon halbgeröthetem Wangen.

„Haha! sie hat doch kein gutes Gewissen.

Vater. Man sagt, der Schulmeister habe sich in dich verliebt?

Fiekchen. Das kann seyn, allein woher kann ich das wissen.

Vater. Und du biſt ihm wohl auch gut?

Fiekchen. Je nun leiden kann ich den Mann, lieber Vater! aber lieben werd ich ihn nie.

Vater. Du ſollſt ihn aber auch nicht leiden können.

Fiekchen. Kann ich denn was dafür, wenn ich einen Menſchen leiden, oder nicht leiden kann. Verbieten könnt ihr mir das nimmermehr. Allenfalls das könnt ihr mir verbieten, daß ich nicht mit ihm reden ſoll.

Vater. Das ſollſt du auch nicht, einmahl für allemahl. Und ertapp ich dich bey ihm, ſo . . . du kennſt mich in dem Punkte.

4.

Traurig schlich sich das holde Kind aus der Stube, und kauerte sich, mit der Schürze das Auge reibend, in den finstersten Winkel der Küche.

„Nun was fehlt ihr denn?"

„Ich glaube sie weint!"

Fiekchen stak der Schulmeister wirklich tief im Herzen. Sie hatte den schönen Mann (denn Knauf war wirklich kein übler Mann) gleich auf den ersten Augenblick liebgewonnen. Verschiedene Wünsche erwachten in ihrem Busen, unter denen der allergrößte war, einst des Schulmeisters Weib zu heißen. Auch der Ludimagister sah das hübsche Mädchen gern, er kniff ihr scherzend in die Backen, nannte sie schö-

nes Kind, und ließ ihr nicht undeutlich merken, daß er ein paar ähnliche Wünsche, wie Sie, in petto hatte.

Und nun machte Vater Kniſter einen ſo gewaltigen Strich durch die Rechnung. Ei! das war doch nicht hübſch von ihm. Mußte er denn das arme Mädchen auf einmahl ſo ſehr erſchrecken? Hätte ſie nicht augenblicklich krank werden können? Wer hätte denn die Schuld getragen? Vater Kniſter, oder Töchterchen Sophie? Die Väter werden doch nimmermehr klug.

Fiekchen gieng an einem Sabbather frühe, (die Sonne gieng eben blutroth hinter den Thauwolken hervor,) auf die grünenden Wieſen hinaus, um ſich in der freyen offenen Natur einmahl recht ſatt zu weinen. Der Schulmeiſter ſah ſie gehen, und . . . huſch war er hinterdrein!

„Das hab ich mir vorgestellt! Wenn die Aeltern ihre Einwilligung nicht geben wollen, so gehen die geheimen Rendesvous an.“

Fiekchen saß im weichen Grase, und spielte mit den Heupferden, die auf ihren Händen herumtanzten. Im Grunde dachte sie dabey gar nichts. Sie war herausgegangen, um dem Schöpfer, der diese Welt so schön geschaffen hat, ihre Thränen zu opfern; aber lieber Gott! daran war nun nicht mehr zu denken, denn der Herr Schulmeister spazierte dort über die Brücke herüber, und Fiekchen lachte das Herz im Leibe.

„Die muß recht verliebt gewesen seyn. So gehts, wenn die Dorfmädchen einmahl was bessers sehen, als auf ihrem Dorfe wächst. Da hüpft und springt das Herz, wie ein Heupferd, auf Fiekchens Hand.“

Herr Knauf bot ihr einen guten Morgen . . .

„Er wird wohl noch mehr gethan haben. Man kennt die geiſtlichen Herren ſchon.

. . . und ſetzte ſich zu ihr ins Gras.

„Hab ichs nicht geſagt. Nun ſetzt er ſich gar zu ihr ins Gras nieder.

Feſt hielt er ihre Hand in der ſeinigen . . .

„Mein Gott und Vater! welch ein ungezogener Mann. Ich hätt' ihn wahrlich aufs Maul geſchlagen, denn das war doch ganz wider des Alten Gebot.

. . . . und drückte ſie an ſeinen Mund!

Immer beſſer. Nun küßt er ſie gar!

Fiekchen erröthete ſanft . . .

„So? nur ſanft? Roth hätte ſie wer-den ſollen, wie meines Mannes plüſchene Weſte mit den Perlenmutterknöpfen.

. . und zitterte . .

„Natürlich, weil ſie kein gutes Ge-wiſſen hatte.

. . . . „Ach! rief ſie mit Thränen, guter Knauf. Ich darf ſie nicht . . ich darf ſie niemahls wiederſehen.

„Nun, in der That, das iſt zu arg. Dazu weint das Jüngferchen. Und . . überhaupt ſetzt dieſe Anrede eine ſchon längſt geknüpfte Bekanntſchaft voraus. Wart! du ſauberes Früchtchen! das ſoll

der Vater alles haarklein wiedererfahren.

Der Ludimagiſter erſchrak bey dieſen letztern Worten, und fragte theilnehmend nach der Urſache. Fiekchen war offenherzig genug, ihm alles zu erzählen. Sie ſagte ihm, daß es unmöglich ſey, einſt Frau Schulmeiſterinn zu werden. Knauf hatte viele Romane geleſen, er rezitirte daher die kräftigſten Gemeinſprüche derſelben in aller Geſchwindigkeit, um Fiekchens Fantaſie zu betäuben, nur Schade, daß Fiekchen von den gelehrten Brocken nur die wenigſten verſtand.

Auch hatte Knauf die Kunſt gelernt, durch ausgeſuchte Schmeicheleyen, die er recht artig zu überzuckern verſtand, daß die, der er ſie vorplauderte, das Gift nicht merkte, welches darinnen verborgen lag,

die Tugend seiner Schöne in ein Netz zu verstricken, welches er eben so künstlich legte, um sie zu fangen. Fiekchen gieng auch willig in die Falle, zumahl, da sie den Schwarzrock für einen sehr ehrlichen Mann hielt, welches doch Knauf nicht im mindesten war.

„Ach! die Männer, die Männer!"

Sie verabredeten auf den morgenden Tag ein neues Rendesvous, und Fiekchen versprach zu kommen.

„O! weh! die Geschichte wird sicher ein Trauerspiel! . . .

Knauf. Allein damit wir vor Anfällen sicher sind, so wünscht ich einen bessern Ort für unsere Zusammenkünfte, als hier unter freyen Himmel.

Flekchen. Sie haben Recht. Wir können hier von den Arbeitern ſehr leicht entdeckt werden.

Knauf. Daher dächt ich, würde kein Ort, um uns ohne Zeugen zu ſprechen, bequemer ſeyn, als — meine Wohnung.

„Das iſt ein unbeſcheidener Menſch. Wenn das Mädel nun nicht merkt, daß der Böſewicht auf ihre Tugend lauert, wie der Habicht auf die Taube, ſo muß ſie keine Augen im Kopfe haben.*) "

*) Indem ich ihr Exemplar einbinde, ſchönes Julchen! fällt mir ein, daß die Gloſſantinn nicht Unrecht hat. Viele unſere Mädchen haben bey ſolchen Gelegenheiten keine Augen im Kopfe, denn meine Groſſemutter pflegte immer zu ſagen: Die Liebe iſt blind!

Der Buchbinder.

Fiekchen. (erröthend) Ihre Wohnung? (auf ihr Mieder nieder blickend) Herr Schulmeiſter! das wird wohl nicht angehen.

„Gott ſey Dank. Da iſt noch Rettung! Sie wird wohl endlich n' mahl einſehen, in weſſen Hände ſie gerathen iſt.

Knauf. Warum nicht? Ich merke, Fiekchen! ſie verkennen mich. Weis es Gott! ich bin ein ehrlicher Mann! trauen ſie mir, und verbannen ſie ein Mißtrauen, welches ſie nicht kleidet.

„Ja! was du nicht ſagſt. Wer es deiner glatten Zunge glaubte. Nein! nein! ſo dumm ſind wir nicht! Wir kennen euch Herren ſchon an den Federn!

Fiekchen. Aber wenn das mein Vater erführe, er drehte mir den Hals um!

„Bey Gott! ſie giebt ſchon nach!“

Knauſ. Das wird, das kann, das ſoll er nicht. Dafür laſſen ſie mich nur ſorgen. Unſere Zuſammenkünfte ſollen blos des Abends geſchehen, und dann dürfen ſie ja nur ſagen, ſie gängen ſpinnen. Statt ihren gewöhnlichen Cirkel zu beſuchen, kommen ſie mit ihrem Mädchen zu mir; ich werde ſie allemahl an meiner Hinterpforte erwarten.

„Nun? und das verſprach ſie auch. Das Mädchen müßte getrunken haben!“

Fiekchen beſann ſich eine ganze Weile . . .

„Wie? ſie beſann ſich. Nun gut! Wenn ſich die Mädchen erſt beſinnen, dann gute Nacht Tugend und Ehre! Die verteufelte Liebe!“

Fiekchen. Wenn ich auch ihren Vorschlag annähme, so ....

„Teufels-Mädchen!"

... müßte ich ihre Ehre zum Pfande nehmen, mich nicht mit der Hand zu berühren. Sie sitzen dort in einer Ecke, und ich in der andern. Wollen sie das? Nur unter dieser einzigen Bedingung kann ich sie zu besuchen versprechen!.

Knauf. Die Bedingung ist hart, sehr hart, allein, damit sie sehen, daß ich nur darauf umgehe, ihre mir so werthe Gesellschaft zu genieſſen, so geh ich sie ein. Ich erwarte sie morgen Abend mit offenen Armen.

„Ach! das Blitz-Mädel. Ich ärgere mich noch zu Tode über sie. Grade so, wie diese, machte es meine Christel! In

allen Ehren gieng ſie zu Mosge d' Argent, dem Pariſer Barbiergeſellen. Der Menſch meynte es ſo herzlich gut, und verſchwor Leib und Leben, er ſey der ehrlichſte unter allen Franzoſen, und als drey Viertel Jahre um waren, mußt ich an der — Wiege ſitzen!"

5.

Fiekchen hielt Wort ....

„Ach! daß Gott ſich im Himmel erbarme!

... und kam alle Abende, die Gott ließ werden. Knauf nahm ſeine Herzinnigſtgeliebte wohl auf, und traktirte ſie,

daß der Tisch sich bog. Das freuete Fickchen, denn sie dachte: Es ist wahr, der Mensch meynt es ehrlich mit dir.

„Je seht doch!“

Eines Abends kam sie mit rothgeweinten Augen zu ihrem Herzallerliebsten. Knauf erschrak, als er die verweinten Augen sah, und fragte erschrocken nach der Ursache ihrer Thränen.

„Ach! lieber Herr Schulmeister, sagte Fickchen weinend, mein Elend ist ohne Zahl. Mein Vater will, daß ich den jungen Heckert heyrathen soll. (Der junge Heckert nämlich war ein frischer, stammhaftiger Bauer im Dorfe, gesund und stark, und besaß Wiesen und Aecker, wie sie kaum in Canaan und im Lande Gosen anzutreffen waren.)“

„Nun? und war der etwa nicht gut genug für das Nimpfchen? Wenn doch manches Bauermädchen einen ſolchen Mann bekommen könnte, ſie würde alle fünf Finger darnach lecken.“

Der Schulmeiſter ſtimmte in ihre herzzerſchneidenden Klagen mit ein, und wußte in der Angſt nicht, zu was er ihr rathen ſollte? Er ſann lange darüber nach, allein es wollte ſich nichts finden.

Knauf. Ein einziger Rath fällt mir ein ....

„Je wenn er doch mit ſeinem Rathe zum Henker gänge. Es wird was ſchönes ſeyn!“

Fiekchen. (Hofnung ſchöpfend) Nun?

Knauf. Ich will zu ihrem Vater gehen.

„Nun? was will er denn da machen?“

Knauf. Ich will ihm meine Vermögens-Umstände schildern, ich will ihm die Einkünfte meines Amtes beschreiben, ich will ihm sagen, daß wir uns herzlich lieben, ich will endlich den alten Groll, den er gegen mich gefaßt hat, von Grund aus tilgen, und seine Einwilligung zur Heyrath ihm abnöthigen.

Fiekchen. Gott! das wollten sie.

„Je nun, wenn das sein Ernst war, so dachte er doch immer raisonnabel! So hätt' ich mich doch wohl in dem Manne geirrt? Aber es ist vielleicht eine neue Falle von ihm, denn ich traue den

Schulmeiſtern nun einmahl nicht über den Weg.

(Man ſehe die Anmerkung.)

Haha! Der Herr Autor iſt neugierig, das Warum zu wiſſen. Da er aber nicht antworten will; legt er die Frage dem Herrn Setzer in den Mund. Mithin will ich auch nicht ihm, ſondern dem Setzer antworten. Hören Sie mir nur zu, mein lieber Freund! das will ich ihnen mit wenigen Worten erzählen: *)

„Eine Verwandte von mir heyrathete einen Schulmeiſter, der ſie über die Gebühr quälte. Alles nur erſinnliche Herzeleid that er ihr an. Jeden Biſſen zählte er ihr in den Mund, und, wenn es nichts

*) Warum denn nicht?

Der Setzer.

zu zanken gab, so brach er die Gelegenheit vom Zaune ab. Der Schulmeister starb, und ein neuer kam an seine Stelle. Dieser beschwätzte die junge Wittwe, und verleitete sie zu mancherley Thorheiten. Anfänglich lebten sie beyde auf einen sehr vertrauten Fuß, da aber das bischen Vermögen durchgebracht war, ließ er sie sitzen, und — heyrathete eine andere. Soll ich nun noch den Schulmeistern trauen?

Knauf gieng also zum alten Knister. Er saß gerade mit seinem Weibe bey der Abendmahlzeit, und Fickchen, die bey dem Eintritt ihres Geliebten nicht zugegen seyn wollte, hatte sich zur Nachbahrinn geschlichen. Knister sah den Schulmeister nicht kommen, sonst hätt er Vorkehrungen gebraucht, um seinen Besuch abzuwehren. Aber da stand er schon mitten in der Stube, und bot dem Alten einen freundlichen guten Abend.

„Je! der Herr Schulmeiſter! ſchnatterte Kniſters Frau. Sey er ſchön willkommen, und reichte ihm die Hand hin, die ſie zuvor gar ſäuberlich mit der Schürze abwiſchte. Auch rückte ſie ihm einen hölzernen Lehnſeſſel hin.

„Gott vergelts! murmelte Kniſter mit gerunzelter Stirne, und ſchob das grüne Kaffeemützchen aufs linke Ohr. Was bringt er mir denn?“

Knauf. Vater Kniſter! mein Beſuch wird ihm allerdings auffallen . . .

Kniſter. Ja! das thuts.

Sie. Nehm ers nur nicht übel, Herr Schulmeiſter, daß mein Mann . . . .

Kniſter. Halts Maul, Frau! Die Dinge gehn dich nichts, gar nichts an.

Wenn die Männer ſprechen, ſchweigen die Weiber.

Knauf. Sag er mir nur, Vater Kniſter! warum er ſeit langer Zeit ſo übel auf mich zu ſprechen iſt?

Kniſter. Weil ich ihn nicht leiden kann.

Sie. Aber mein Gott! Väterchen! . . .

Kniſter. Halts Maul! ſag ich.

Knauf. Was hab ich ihm aber gethan. Ich weiß nichts, womit ich ihm beleidiget haben könnte, doch, das bey Seite geſtellt. Ich komme itzt in einer ganz andern Abſicht zu ihm. Ich liebe ſeine Tochter Zickchen.

Kniſter. Das hab ich gewußt, ehe er mirs ſagt. Aber das iſt mir ſchon lange nicht gelegen geweſen, denn kurz und gut, aus dem Geliebel kann nichts werden. Mein Mädel kommt ins Gerede, und wenn dann einmahl ein honetter Mann kommt, der Luſt zum Heyrathen hat, ſo heißts: Ach! ihr werdet doch den Nickel nicht nehmen, das Mädel iſt ja mit dem Schulmeiſter gelaufen.

Knauf. Ein ſolcher Mann wird nie kommen.

Kniſter. (mit groſſen Augen) Wie? Er unterſteht ſich, mir das ....

Knauf. O! verſteh er mich nur recht, Vater Kniſter! Wie er meine Worte zu drehen ſcheint, ſo meyn' ich es nicht. Ich will ſeine Tochter heyrathen.

Knister. (hebt seine Mütze). Viel Ehre. (hinaus gehend, und die Thüre zuschlagend) Daraus wird nichts.

Der Schulmeister stand da, wie ein armer Sünder. Mitleidig blickt ihn die alte Knistern an. „Nehm ers nur nicht übel, Herr Schulmeister, sagte sie, und drückt ihm die Hand. Mein Mann ist nun einmahl so und nicht anders. Es war dumm von ihm, daß er so mit der Thüre ins Haus fiel. Aber ich kann ihm das nicht abgewöhnen, und wenn ich mir das Maul ausspräche. Aus allem aber seh ich, daß er mein Schwiegersohn wohl schwerlich werden dürfte (so viel ich auch Lust zu ihm hätte, denn Herr Jemine! er ist so n' hübscher, grader, junger Mensch) der Alte hat einmahl ein Pikchen auf ihn.

Knauf hörte von alle dem nichts, und gieng wie er gekommen war.

„Da that er recht wohl daran! Mit den Schulmeistern darf man keine Barmherzigkeit haben. Partutement nicht!“

Sobald der Schulmeister zum Gehöfte hinaus war, kam Knister wieder in die Stube zurück.

„Das kam mir eben recht, sagte er, und rückte seine Mütze wieder aufs rechte Ohr. Den Lumpenhund mit seinem schlechten Dienste. Nils da! Meine Ficke soll einen wackern Bauersmann heyrathen, der Aecker und Wiesen hat, und bey dems nicht nöthig ist, daß er Abends den Strang zieht, und dem Pfarrer die Agende nachträgt.“

6.

Als Fiekchen dem Vater unter die Augen trat, hatte ſie geweint.

„Nun warum heulſt du denn?“ ſagt er.

Ach Vater! entgegnete ſie ſchluchzend.

„Was iſt denn? was giebts denn?“

Der Schulmeiſter . . .

„Du ſollſt mir von dem Kerl nicht mehr ſprechen. Und hör ich ſeinen Nahmen noch einmahl aus deinem Munde, ſo jag ich dich aus meinem Hauſe. Da haſt du's Wort!“

O! ich gehe ſchon!

„Fieke!“

Was wollt ihr?

„Wohin willst du gehen?

Fort in einen Dienst. Ich will mich in der Stadt vermiethen! Bey euch ists nicht länger auszustehen.

„Mädel bist du toll! Dich soll ja das Donnerwetter . . . ach! mein Gott! was einem so n' Nickel für Noth und Jammer macht. Lieber wollt ich doch zehn Jungen bändigen.“

Gebt mir den Schulmeister, und ich bleibe!

„Geh zum Teufel!

Mit diesen Worten gieng er in die Kammer, und warf sich, mit dem Schicksal grollend, aufs Bette. Die Alte krieg-

le nun das Töchterchen Koram, und ſchwazte viel wunderliches Zeug in ſie hinein. Als Mutter . . denn gewöhnlich verſuchen es die Mütter mit Güte . . . erhielt ſie über Fiekchen endlich ſoviel, daß ſie blieb, und das „Vermiethen in der Stadt" vor der Hand aufgab. Ja! ſie brachte ſie endlich ſo weit (welch ein Wunderwerk) daß ſie ſogar verſprach, die Anwardtſchaft auf eine Heyrath mit dem Schulmeiſter fahren zu laſſen, und . . . ſtellen ſie ſich's nur vor, meine hochgeehrteſten Leſer, und Leſerinnen! . . . den jungen Heckert zu ehelichen.

„Sie haben Recht, Herr Autor! das iſt ein wahres Wunderwerk, ſi Fabula vera eſt. Die Alte muß doch keine dumme Frau geweſen ſeyn."

Der Alte klopfte freudig in die Hände, als er den ſchnellen Entſchluß ſeines lieben

Töchterchens erfuhr, er fiel ihr um den Hals, herzte und küßte sie, und nannte sie seine wohlgerathene, tugendhafte Tochter.

„Nun sollst du auch sehen, was für eine stattliche Hochzeit ich dir geben will, sagte Knister! die Bauern im Dorfe sollen Maul und Nase aufsperren. Die Mädel sollen dich beneiden, und ich will selbst der erste seyn, der pohlnisch mit dir tanzt. Frau, schicke hurtig die Magd zum Nachbahr nüber, und laß ihm sagen, seine Braut wolle ein paar Wörtchen mit ihm sprechen.

Fiekchen. Ach Gott! Vater nur itzt noch nicht. Mein Entschluß ist noch zu neu, ich würde dem guten Heckert kaum in die Augen sehen können.

Knister. Ach! Narrenspossen! das giebt sich schon!

Fiekchen. Je nun, so laßt ihn meinetwegen holen.

Die Magd sprang durch dick und dünne, denn die Hofnung, nu bald eine Hochzeit zu haben, gab ihr Flügel. Sie kam mit einem sehr freundlichen Gesichte in des Nachbahrs Stube, und brachte den Gruß. Der junge Heckert, der Fiekchen wie seine Seele liebte, auf ihren Besitz aber alle Hofnung bereits aufgegeben hatte, da sie sich gegen ihn so spröde betrug, sprang für ausschweifendem Entzüken bald Deckenhoch, und warf sich über Hals über Kopf in seinen Sonntagsstaat, um bey seinem lieben Fiekchen einen Besuch abzulegen. Der Alte wackelte auch hinterdrein, um von der Herrlichkeit Zeuge zu seyn, und beyde wurden sehr wohl aufgenommen.

„Aber Fiekchen . . ? wie betrug sich denn die?

Liekchen saß auf der Ofenbank, und ihr Busen stämmte sich gewaltig, als sie ihres Bräutigams rothe Mütze . . .

Wie? eine rothe Mütze hatte er? Da war er wohl gar ein Jacobiner?"

. . . unterm Fenster wegtanzen sah.

„Der muß sehr lustig gewesen seyn!"

Itzt traten sie in die Stube. Mutter Knistern hatte in aller Geschwindigkeit den Tisch mit einem feuchten Lappen abgewischt, die Tässen auf dem Gesimse mit gespitztem Munde abgeblasen, den großen, gepolsterten Großvaterstuhl rein abgekehrt, und nicht nur eine neue Schürze vorgebunden, sondern auch ihres Mannes Kaffeemützchen mit einer neugewaschenen Zipfelmütze mit rothen Streifen vertauscht. Die Magd hatte ein großes Feuer auf dem

Heerde, und drehte die knarrende Kaffeetrommel mit den seufzenden Bohnen, um den Gästen ein Täschen zu präsentiren, daß es eine Art hatte. Die Hunde an der Kette bellten den Eintretenden ein freudiges Hau! Hau! entgegen, denn sie sahen bereits in ihrem hündischen Geiste die Knochenschüsseln vor sich stehen, die man aus den Reliquien der Hochzeitsbraten für sie sammmeln würde.

Knister reichte seinem Schwiegersohne die Hand, und schüttelte sie nach altdeutscher Sitte.

Die Alte grätschelte auf den Alten zu, und machte ihm ein freundliches Tunkchen. Nur Fiekchen saß still und einsam auf ihrer Ofenbank, und gukte schüchtern auf ihren Busen nieder, indessen das Schürzenband durch ihre Finger gleitete.

Knister. Na Fiele? iſt das eine Art ſich zu benehmen, wenn der Bräutigam da iſt? Pfui ſchäme dich! Steh auf, und gieb ihm die Hand.

Fiekchen ſtand ganz ſachte auf, und gieng auf ihn zu. „Sey er mir ſchön willkommen, Musge Heckert, ſagte ſie in ſehr weinerlichen Tone.

Heckert blickte ſie an, und ihre Augen ſtanden voll Thränen. Das fiel ihm freylich ſehr auf, allein der Herr Schwiegerpapa wußte nur zu bald die Wolken ſeines Unmuthes zu zertheilen, und . . . Fiekchen, die nun ſah, daß alles Lamentiren und alles Kopfabreiſſen hier nichts mehr helfen könnte, fügte ſich endlich auch in ihr eiſernes Schickſal, und ſchäkerte noch dieſen Abend mit ihrem Musge Heckert, daß ſich die Alten darüber herzlich freueten.

Der arme Schulmeiſter . . .

„Ei! der verdient auch Mitleid!“

. . . . erfuhr die Verlobung, die dieſen Abend vor ſich gegangen war, haarklein durch Schulzens Annaliesen. Er ſchäumte, und tobte, und wollte ſich die Haare ausraufen. Schulzens Annaliese lachte ihn aus, und meinte: Fiekchen ſey doch ſo eine entſetzliche Schönheit nicht, als die Leute ſagten. Ein Mann, wie er, könnte, ohne Furcht abgewieſen zu werden, vor jeder Bauernthür anklopfen, und alle Väter würden ſich ein Vergnügen daraus machen, ihm ihre Töchter zu geben. Z. B. ſie würde ihn den Augenblick nehmen, wenn er nur ein Wörtchen ſagte.“

„Sehr naiv! das muß ich geſtehen!“

Endlich aber gab er ſich doch wieder zufrieden.

„Das glaub ich wohl ſelbſt! Solcher Art Leute finden genug Troſt in ihrem Flatterſinne. Beſonders die Schulmeiſter auf dem Lande denken: Wenn du mich nicht haben willſt, nehm ich mir eine andere. Du mußt es ja nicht ſeyn!“

Aber ganz vergeſſen konnt' er ſein liebes Fiekchen nicht, das war ihm unmöglich. Sobald der Morgen grauete, ſchrieb er ihr ein zärtliches Billet, worinn er ihr zugleich die gegründeſten Vorwürfe über ihre Untreue machte. „Doch, fügt er am Ende hinzu, will ich dir alles verzeihen. Nimm den Mann, den man für dich beſtimmte, nur vergiß mich nicht in den Stunden deines Glückes. Erfreue mich je zuweilen mit deiner himmliſchen Gegen-

wart, bis dich auf ewig die Ketten des Eheſtandes von mir trennen."

Knauf."

Fiekchen las den Brief mit Thränen in den Augen, und gern hätte ſie die Verbindung mit Heckerten rückgängig gemacht, wenn ſie nicht den Zorn und die Rache ihres Vaters gefürchtet hätte. Sie antwortete Knaufen in den zärtlichſten Ausdrükken; ſie ſchrieb ihm, daß ſie ihn nie vergeſſen, daß ſie ihn ewig lieben würde. Ihr künftiger Gatte ſey ein ſehr guter Menſch, das ſey nicht zu leugnen; allein über ſeinen Herzen würde ſie niemahls ihres Knaufens Bild vergeſſen lernen! Am Ende des Schreibens fügte ſie noch die herzbrechenden Worte hinzu: Auf den Abend kannſt du mich ſicher erwarten, ich muß dich noch einmahl ſehen, meine Lippen ſollen ſich noch einmahl ſatt küſſen!

Leb wohl, guter Mann.

Deine Sophie!"

„Wahrhaftig der Brief iſt nicht übel. Wenn unſere Bauermädchen alle ſo ſchreiben, ſo krieg ich Reſpekt vors Dorf. Da giebt es ja Mädchen in der Stadt, die nicht ſo bewandert mit der Feder ſind.

Vater Kniſter beraumte nun auch die Hochzeit an. Er gieng in hoher eigener Perſon zum Pfarrer.

Der liebe Mann mit dem frommen Herzen (warum ſollt' ich dich nicht ſo nennen, ehrwürdiger Greis mit dem Silberhaar) ſaß in ſeinem Garten, und las Sintenis Reden im Augenblick der Veranlaſſung. Er nöthigte den alten Kniſter freundlich zu ſich auf die Raſenbank, und fragte ihm, was ihn zu ihm führe?

„Eine freudige Nachricht, Herr Paſtor! entgegnete der alte Knaſterbarth mit funkelnden Augen.

Paſtor! Das iſt mir lieb. Ich freue mich, wenn ich höre, daß es meinen Beichtkindern wohl geht.

Knaſter. Je nun! Gott ſey Lob und Preis! Klagen darf ich nicht. Der liebe Gott hat mir immer Brodt und Nahrung gegeben.

Paſtor. Und die freudige Nachricht heißt.

Knaſter. Mein Fiekchen iſt eine Braut . . und da komm ich denn zum kommenden Sonntag das Aufgebot zu beſtellen.

Paſtor. Das iſt mir in der That recht lieb. Wer iſt denn der Bräutigam?

Kniſter. Der junge Heckert . .

Paſtor. (voller Verwunderung) Der? Hm! ich dachte, eure Ficke wäre eine Zeitlang mit dem Schulmeiſter . .

Kniſter. (mit gerunzelter Stirne ihm ins Wort fallend) Nee! Herr Paſtor, mit dem wars nur Spaaß. Kann den Schulmeiſter auch nicht recht leiden.

Paſtor. Warum denn nicht? das ſeh ich kaum ein. Der Schulmeiſter iſt kein übler Mann, er hat einige Kenntniſſe, er weis ſich gut zu betragen, er iſt höflich und zuvorkommend, hat ein nicht unebenes Geſicht, iſt lang und grade gewachſen. Was kann ein Schwiegervater von ſeinem Sohn mehr verlangen. Auch iſt ſein Amt ſo einträglich, daß er mit Frau und Kind bequem leben kann. In

Wahrheit . . . für meinen Schulmeiſter hätt ich bey eurer Tochter ſelbſt geworben.

Kniſter ſuchte ſich ſo gut, als möglich aus allen dieſen Wahrheiten heraus zu reden, und das Reſultat, welches der Paſtor am Ende von ihm erhielt, war: Ich kann ihn nun einmahl nicht leiden. Der Menſch iſt mir gleich beym erſten Anblick zuwider geweſen. Ich kann und will ihn nicht ausſtehen können.

Alſo das Aufgebot war beſtellt, und Kniſter gieng (das kleine Aergerniß den Schulmeiſter betreffend, der an ſeinem Pfarrer einen ſo ſtarken Vertheidiger fand, abgerechnet) wohlgemuth nach Hauſe.

7.

Sobald die Abenddämmerung hereinbrach, nahm Fiekchen das Spinnrad auf die Schulter, und ſchlenderte .... zu Nachbahrs Suschen? Ja, proſit die Mahlzeit. So ſagte ſie zum Vater .... zum Herrn Schulmeiſter. Der ehrliche Mann erwartete ſie bereits in der Hinterpforte, die die Ausſicht auf die Wieſen öfnete, und freuete ſich innig, als er ſie durch den Garten hüpfen ſah.

„Nun da bin ich, ſagte ſie, lieber Knauf! dasmahl haben wir uns recht lange nicht geſehen. Es ſind gewiß zwey Tage.

Ja! wohl, ja wohl! Du haſt ja auch für lauter Verlobungen und Hochzeitsſin-

fulationen nicht dazu kommen können, entgegnete Knauf mit lächelndem Munde.

„Knauf! soll das ein Vorwurf seyn?

O! still, mein Mäuschen! Wer wird denn alles auf einer üblen Seite auslegen. Du bist ja mein holdes, liebes Fielchen!

Er führte sie nun in die Stube. Anna hatte ihm drey Flaschen Pontak aus der Stadt mitbringen müssen. Mit diesem wollt' er heute seinem Fielchen noch eine kleine Freude machen. Er schenkte ein, stieß mit seinem Glase an das ihrige auf die Gesundheit ihres Bräutigams an, und Fielchen nippte. Sobald sie genippt hatte, schenkte sie selbst wieder ein, und trank das Glas auf die Gesundheit ihres Knaufes aus bis daß kein Tropfen mehr auf dem Boden schwamm.

„Nun wenn sie sich nur nicht etwa gar betrinkt!“

Knauf hatte seine herzliche Freude, als er sein liebes Fiekchen so tapfer zechen sah. Sie glühete wie Zinnober, ihre Augen wälzten sich wollüstig in ihren Winkeln, und ihre Küsse brannten wie Feuer. Knauf drückte sie an sein pochendes Herz, ihre Pulse schlugen laut und hörbar, und ein wollüstiges Zittern bebte durch alle ihre Nerven! Noch einmahl spannte die Tugend, die noch nie aus Fiekchens Seele gewichen war, denn sie war keusch und rein, wie Diana, all' ihre Kraft an, um sie von dem schlüpfrigen Wege zu reißen, den sie itzt, sich selbst unbewußt, betreten hatte.

Schnell rafte sie sich auf, nahm ihr Spinnrad auf die Schultern, und sagte:

„Gute Nacht, Knauf! Es wird gleich zehn Uhr ſchlagen.“

„Ach! Himmel, es war nur erſt neun. Das war eben das Elend. Hätte die Göttinn der Tugend nicht über Knaufens Uhr ſitzen, und den Zeiger drehen können? konnte das doch Philadelphia, wie man ſich erzählt. Warum nicht auch . . . Fiekchens Schutzgeiſt. Die fatale Uhr!“

Wie? es iſt erſt neun Uhr? ſagte ſie. Nun da kann ich allenfalls noch einen Haſen ſpinnen! Sie ſetzte ſich hinter den Ofen an den hellen Kamin, ihr kleiner niedlicher Fuß trat das ſchnurrende Rädchen, und ihre Finger wanden den ſilbern Faden. Herr Knauf ſetzte ſich zu ihr, und als der Faden riß, nahm er ihr den Rocken.

Fiekchen. O! weh! Gieb mir den Rocken zurück.

Knauf. Augenblicklich, aber du
ußt ihn mit einem Kuſſe auslöſen!

Fiekchen. (aufſpringend, und ihnen
m den Hals fallend) Da!

„Sapperment! das iſt ein ellenlanger
uß. Lippe auf Lippe! Herz auf Herz!
uls an Puls. Ich fürchte, ich fürchte,
raus wird am Ende nichts gutes. Du
mer Heckert! Cornua in Spe!

Der Kuß dauerte ſo lang, daß ſie
yde, mit ihren Armen verſchlungen,
ufs Sofa niederfielen. Der Weingeiſt
irkte und beſtrickte Sophiens Vernunft
rmaſſen, daß ſie alle fünf Sinne verlohr.
nauf wandte alle ſeine Beredſamkeit auf,
r gutes Gewiſſen in den Schlaf zu pero-
ren, allein Fiekchen ſträubte ſich aus Lei-
skräften. „Nein! Knauf, ſagte ſie,
s erhälſt du nicht von mir. Wenn ich

auch Heckerten kein Herz mit in die neue Wirthschaft bringen kann, so soll er wenigstens meine Unschuld treu und unbeschadet erhalten! Das hab ich der Tugend gelobt, und ich will es halten!

„Braves Mädchen! erwiederte der Schulmeister. Man muß dich lieb gewinnen, man mag wollen oder nicht. Ich war seit vorgestern so bös auf dich, ich kann es heute nicht mehr seyn. Es giebt .... höre mir mahl zu, Fiekchen .... in M*schen ein kleines Völkchen, das unter sich eine sonderbare Gewohnheit beybehält.

Fiekchen. Wie kommst du itzt darauf?

Knauf. Um dir zu zeigen, daß oft eine übertriebene Unschuld ins Lächerliche fällt. Bey diesem Volkchen nämlich ist es

ein alter, uralter Gebrauch, daß die jungen Bräute die Früchte ihrer Keuschheit allemahl dem jungen Lehrer im Dorfe weihen. So wie es auch Gewohnheit bey ihnen ist, daß sie allemahl die Fässer Wein, die sie erhalten, von diesem Lehrer, oder nach unserm Sprachgebrauch, vom Schulmeister anstecken lassen. Sieh! diese Menschen suchen in diesem Gebrauche eine Art Recht, und kein Mensch hält das dort für eine Sünde. Also, Fickchen! denke dich in dieses Land, denke, du seyest eine Bewohnerinn desselben, und . . . verzieh mir den Ausdruck . . ich will denken, du wärst ein Weinfaß. Fickchen fand diesen Gedanken so originell und belustigend, daß sie in ein wüthendes Gelächter ausbrach. Aus dem Gelächter entstanden neue Späschen, aus den Späschen entsprangen Küsse, aus den Küssen Umarmungen, und aus den Umarmungen ein paar Dutzend Etzetera's, die hierher nicht ge-

hören. Kurz, dem lieben Fiekchen gefiel die Sitte jenes Landes, und der Gebrauch mit dem Weinfasse dermassen, daß sie sich für eine Bewohnerinn, und ihren Knauf für den Eigenthümer des Fasses jenes Landes hielt.

Als es zehn schlug, gieng sie ärmer nach Hause, als sie gekommen war.

8.

Fiekchen legte die Hand auf den Mund, und sagte nichts.

Knister merkte nichts.

Die Alte ſah nichts.

Der Bräutigam erfuhr nichts.

Nun was wollte ſie denn mehr?

Man ſchritt endlich zur Hochzeit, oder vielmehr zur Trauung, denn die Schweine und Rinder, die man zur Hochzeit beſtimmt hatte, waren noch nicht fett, um aber die feurigen Wünſche des Bräutigams zu befriedigen, wollte man das Pährgen nicht länger warten laſſen. Mithin ſollte der Hochzeitsſchmauß acht Tage nach der Trauung gefeyert werden. Jedermann war dies zufrieden, beſonders Mutter Kniſter, denn nun hatte ſie noch Zeit genug, ihr Maſtvieh, ihre Tauben und Gänſe mit aller Gemächlichkeit fett zu machen.

Bey der Trauung gab man nichts, als ein frugales Abendbrodt und ein paar Glä-

ser Wein. Jeder ließ sich das Maal, so karg und einfach es auch war, herrlich schmecken.

„Der Bräutigam erfuhr nichts! sagt' ich vor wenig Augenblicken, d. h. er ließ sich nicht das gemindeste merken. Allein dem Musge Heckert saß der Schalk im Nacken. Er erfuhr von Schulzens Anneliesen, daß der Schulmeister durch sie drey Kannen Pontack aus der Stadt erhalten, und damit sein Fiekchen traktirt hatte. Dieß wurmte ihn entsetzlich. Allein er unterdrückte seinen köchenden Groll, und sann auf eine schickliche Gelegenheit, das Spöschen, welches sein keusches Fiekchen mit dem Ludimagister gespielt hatte, von ihr selbst zu erfahren. Er theilte seinen Argwohn seinem besten Freunde dem Sohne des Schöppen mit, und dieser versprach ihm, die List auszuführen, deren

Entwickelung meine Leſer ſogleich erfahren ſollen.

Als nämlich Heckert mit ſeinem jungen Weibe im Bette lag, ſo kamen ſo mancherley Geſchichtchen aus den Tagen ihres unverheyratheten Lebens aufs Tapet. Jeder gab ſein Scherfchen dazu her. Fiekchen meynte, es gäbe genug Weiber im Dorfe, die ihren Männern Hörner aufſetzten, und die in allen Jahren der Ausſchweifung zu Hauſe wären; allein von der Art ſey ſie nicht. Sie habe die Keuſchheit ihres Herzens, und ihres Körpers jederzeit wie das beſte Kleinod aufbewahrt. Heckert ließ ſie eine Zeitlang plaudern, ohne ſie mit einem einzigen Einwurfe zu unterbrechen. Endlich weil ſie fertig war, nahm er das Wort.

„Höre mich, Fiekchen! ſagte er, was ich Dir itzt ſagen werde. Dein Umgang

mit unſerm Schulmeiſter iſt mir bekannt. Geſteh mirs nur aufrichtig, mit dem haſt du gewiß einmahl über die Schnur gehauen.“

Fiekchen vermaß und verſchwor ſich bey allen Heiligen, daß er in dieſem Falle auf ſehr falſchem Wege ſey!

Heckert. Iſt das wirklich wahr?

Fiekchen. Ja!

Heckert. Biſt du wirklich unſchuldig?

Fiekchen. Auf jeden Fall.

Heckert. Du biſt alſo rein?

Fiekchen. Rein, wie die Sonne.

Heckert. Ich glaube dir, liebes Fiekchen, denn man hat von dir niemahls was unrechtes gehört. Aber ... verzeih meinem Unglauben. Bisweilen wandelt mich doch noch ein kleines Mißtrauen an, und um dieß ganz zu zerstreuen, muß ich dich um einen kleinen Beweiß deines guten Gewissens bitten!

Fiekchen. Und dieser Beweiß ....

Heckert. Besteht darinnen, daß du, im Falle du ein frommes Gewissen hast, deinen rechten Fuß zum Bett hinaus streckst.

Fiekchen. (erstaunt) Meinen Fuß?

Heckert. Fast eine unsichtbare Hand deinen Fuß, so bist du schuldig, wo nicht, so trau ich deiner Keuschheit, selbst wenn

ich dich bey einem Manne im Bette lie-
gen ſähe...

Fickchen war eben nicht abergläubiſch, denn ihre Erziehung war von allem Arg-wohn frey, ſie lachte alſo herzlich, als ſie ihren Mann ſo ſprechen hörte.

„Auf die Gefahr, ſagte ſie, will ich mein Bein die ganze Nacht zum Bett hin-aus halten.

„Nun ſo thu es doch? „ſagte Heckert lächelnd.

Hier! entgegnete Fickchen ſcherzend, und hielt das Bein hinaus. Nun wollen wir doch ſehen!

„Herr Jeſus!“ kreiſchte Fickchen, und zog ſchnell das Bein hinein.

Nun was iſt denn? frug Heckert.

„Ach! mein Gott . . . liebes Heckert: chen! Verzeih mir nur dasmahl. Ich will dir ja alles geſtehen. Ach . . . du liebes Väterchen . . . wie bin ich erſchrocken. Ich zittere am ganzen Leibe, wie Espen: laub. Denke dir nur mein Schrecken Mann. Eine eiskalte Hand griff mir ans Bein!

Heckert. (ſich erſchrocken ſtellend) In der That? Das iſt außerordentlich viel!

Fiekchen. Ach! ich will dir ja gerne alles geſtehen. Ich kann es nicht leugnen, der Schulmeiſter hatte ſich unver: merkt in mein Herz eingeſchlichen. Ich ſah ihn gerne, nur mein Vater konnte ihn nicht leiden. Er wies ihm ſogar die Thü:

re, als er zu uns kam, und um mich freyte. Endlich kamst du, und begehrtest mich zur Frau. Ich wollte anfänglich nicht einwilligen, allein der Vater machte mir ein so grämliches Gesicht, und die Mutter setzte mir so heftig mit Liebkosungen und Versprechungen zu, daß ich nachgab, und dich — zum Manne nahm. Dem armen Schulmeister konnt ich die letzte Bitte, mich noch einmahl zu sehen, ohnmöglich abschlagen. Ich besucht' ihn also noch vorige Woche in seiner Wohnung. Er hatte sich Wein aus der Stadt kommen lassen. Wir tranken ein Glas nach dem andern aus, und am Ende wurden wir so hitzig und trunken, daß wir aufs Bett hinsanken. Dennoch blieb ich standhaft, und schlug ihm seine dringendsten Wünsche ab. Darauf erzählte er mir, daß es ein gewisses Land gäbe, wo eine ganz eigene Gewohnheit herrsche. Dem Lehrer des

Ortes, d. h. bey uns dem Schulmeiſter käme es zu, einem jungen Weibe, ehe der Mann zu ihr kommt, eine Pflicht zu leiſten, die ihm nach den Geſetzen eigentlich nicht zukomme. „Auch, fügte er noch hinzu, werden die Fäſſer Weine, die man dort in dieſem Lande häufig erbauet, von eben dieſem Lehrer zuerſt angeſteckt. Dieſe Gewohnheit, und beſonders ſein Ausdruck: „Und nun Fiekchen! ſey du mein Weinfaß" erregte ſo ein erſchütterndes Gelächter bey mir, daß ich — erlag. Lieber Mann! wirſt du mir verzeihen können? Bitte, bitte!

Heckert. Ich verzeihe dir!

Und nun giengs an ein Küſſen, daß es an den Wänden wiederhallte. Die willige Verzeihung, die Heckert ſeinem Weibe angedeihen ließ, machte ſo viel Eindruck

auf sie, daß sie von der Zeit an ihren Mann herzlich liebte, und in seinen Armen den Schulmeister mit Haut und Haar vergaß.

9.

„Wer die Hand unterm Bette war?

Darauf dient zur Nachricht: Des jungen Schöppens Hand, deren Besitzer sich dahin verborgen hatte, um Heckerts List auszuführen. Liekchen aber erfuhr kein Wort davon, und der Schöppe besaß zu viel Ehrlichkeit, um den Spaß auszuplaudern. Was hätt' er auch davon gehabt?

Fiekchen wäre roth geworden, und vom Rothwerden halten die jungen Weiber nur wenig.

Die Hochzeit gieng endlich vor ſich.

Frau Kniſter beſetzte die Tiſche, daß ſie knakten. Da waren alle nur möglichen Speiſen und Weine zu ſehen, und die Hochzeitsgäſte ſaßen bunt durch einander. Auch der Schulmeiſter war mit unter den Gäſten. Vor ihm ſtand ein groſſes Glas, mit blankem Weine gefüllt. Bey den Bauern geht es oft groß her, das ſieht man aus dieſer wahrhaften Geſchichte. Aber die Bauern haben öfters auch mehr Geld, als die Bürger in den Städten, zumahl heut zu Tage. Und Vater Kniſter beſonders hatte, ohne jedoch geizig zu ſeyn, und ſich etwas abgehen zu laſſen, geſcharrt und geſchabt, um einſt ſeinem Fiekchen eine

tüchtige Mitgift zu geben. Hätte sie aber den Schulmeister genommen, so wäre sie knall und fall enterbt worden.

„Das wäre ihr auch ganz recht gewesen, denn der Herr Schulmeister würde das schöne Vermögen des alten Knisters gar bald durchgebracht haben. Man sieht es nur an dem Pontak. Hätte der Hansnarr doch lieber ein Glas Wasser getrunken. Aber so gehts, wenn die saubern Früchtchen auf hohen Schulen gewesen sind. Da wollen sie alle obenaus, und nirgends an!

Die Hochzeitsgäste ließen sich die gebratenen Gänse recht wohl schmecken. Das waren aber auch Gänse, wie sie fast in keinem Lande anzutreffen waren. Hasen gabs da, wie die jungen Kälber, wilde Schweine, wie die Ochsen, Enten,

wie die Faſanen, Krebſe, wie die Schildkröten, und Stollen, wie die Backöfen. Frau Kniſter hatte den Teig ſelbſt geknetet, und gebacken, und der Müller im Dorfe das Mehl dazu geliefert.

Die Butter zu den Stollen ſah gelb, wie eine Honigblume, und ſchmekte ſüß, wie eine Kokusnuß. Und das Weinchen . . das man da trank, . . glitſchte ſo ſanft die Kehle hinunter, daß man immer durſtiger ward, je mehr man trank. Und was denken Sie wohl, meine Schönen? wie viel es da Weine gab? Nicht mehr als ſechſe. Denn man hatte:

1) Franzwein.

2) Pontak.

3) Burgunder.

4) Champagner,

5) Sekt, und

6) Halb Ungriſcher.

„Ja! da muß der Henker leibhafti drinnen ſitzen! Auf einem Dorfe, in einer elenden Bäuernhütte, Franzwein, Pontak, Burgunder, Champagner, Sekt und Ungarn-Wein. Da mögte man ja die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen! Das iſt zu arg. Ich wohne in der Stadt, und (Gott ſey Dank,) habe mein gutes Auskommen, aber das könnt ich nicht thun, wenn ich meiner Tochter, die ein gar allerliebſtes Mädchen iſt, (wenigſtens ſagen es alle Kenner,) Hochzeit machte. Tauſendſapperment! Champagner — gra-

de mein Leib-Weinchen! *). Die Bauern hole alle der Henker! Champagner! Ich möchte rasend werden!

Der Bräutigam saß bey seiner Braut eben an.

„Nun das versteht sich. Er wird doch nicht unten am Tische sitzen sollen? Das würde sich nicht schicken! Wenigstens ists hier zu Lande so.“

Dann folgte der alte Kniſter mit seiner Frau, und quererüber, grade in der Mitte der Tafel, der alte Hecker mit seiner Ehe-

*) Madam! schon einmahl hab ich ihnen eine kleine Erinnerung geben wollen. Sie fluchen ja, wie eine Amazone. Pfui! das müssen sie sich abgewöhnen. Es klingt so soldatisch und sie sind doch nur ein Weib.

Der Setzer.

Hälfte. Die leztere hatte sich gewältig in Staat geworfen. Aller Augen waren auf sie geheftet. Ueber der Tafel aber hatte sie das Unglück, die schwäbischen Aermel mit Pontak zu begießen. Sie hatte in ihrem Leben noch keinen Wein getrunken, sie wußte also auch nicht wie sie das Glas anfassen sollte!

Die Mädchen, welche auf dieser Hochzeit waren, hatten sich geputzt, wie die Prunkdirnen in dem griechischen Zeitalter. Es waren darunter wirklich viele artige Gesichter, besonders zeichnete sich Schultzens Annaliese mit einem großen Kremnitzer Dukaten am Halse aus. Zum Unglück aber war der Henkel von Silber, und das stach sehr übel mit dem Golde ab. Schöppens Marikristine hingegen trug ein schwarzsammtenes Halsband mit einem Glas-Kreutze, auf welchem kleine funkelnde Steine gegraben waren, die besonders

Abends in dem Scheine der Lichter wie die Polarsterne blitzten. Die kleineren Mädchen aus dem Dorfe zeigten immer mit Fingern auf das Kreutz, und sagten: Ei! wie schön, und wenn das nun Schöppens Mariteistine hörte, so brüstete sie sich, wie — ein Luftballon.

Der Bräutigam, der seit dem Geständnisse seines Fiekchens, dem Schulmeister nachschlich, um ihm eine Schlappe anzuhängen, hatte ziemlich geschickt sein Weinglas mit einem andern vertauscht, in welchem kein Wein, sondern ein übelduftendes Etwas, aus dem Nachtgeschirr seines Fielchens, schwamm. Hekkert brachte eine Gesundheit auf die Braut aus, alle nahmen die Gläser in die Hand, und — zechten. Auch der Schulmeister zechte, und ... verdrehte die Augen.

„Was Teufel! ist denn in dem Glase, schrie er erbittert, und warf es unter den Tisch.

Heckert lachte und sagte: „Das ist ein Gläschen aus dem Fasse, welches er angeseckt hat, Herr Schulmeister.“

Epilog.

„Nun? wer hat Wort gehalten, meine Schönen? Sie sprechen immer, die Männer plaudern eben so arg, wie die Weiber. So ist ihnen denn einmahl der Glaube vom Gegentheil in die Hand gekommen. Ich schwieg, und sie plauderten.“

Freylich! Dasmahl sollen sie Recht haben. Aber das bilden sie sich ja nicht ein, daß wir sie für galant halten? au contraire, sie sind der unartigste Mensch auf Gottes Erdboden.

„Ago gratias!“

Was heißt das?

„Das heißt: Sie ſind das artigſte Geſchöpf, und das ſchönſte Mädchen auf dieſem Runde.

Sie Schmeichler! ſie machen mich ganz roth.

„Wie ich ſehe. Doch bald hätt ich über dem Schwatzen die Nutz-Anwendung vergeſſen. Alſo die

Nutz-Anwendung.

Die Mädchen, die das Land erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt!

Ende.

8681.

Die heilige Kapelle zu Florida

Eine
wahre und höchſt ſeltſame Geſchichte
der
neueſten italieniſchen Zeitperiode.

Aus den hinterlaſſenen Papieren eines neapolitaniſchen Mönchs

herausgegeben
vom Verfaſſer der Seeräuberkönigin
Antonia della Roccini.

Erſter Theil.

Braunſchweig
bei Carl Auguſt Schröder 1806.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Nöthiges Vorwort.

Vor ungefähr neun Monaten ſtarb in einem Kloſter bei Neapel ein Mönch, deſſen hinterlaſſene Papiere einen wichtigen Aufſchluß über den neueſten Jeſuitismus geben. Sie fielen einem Manne in die Hände, der ſie — freilich ohne Genehmigung der höhern Inſtanzen — drucken ließ und dadurch ſeiner wichtigen Schrift das theologiſche Anathema zuzog, dennoch war er

tolerant genug, die Namen der Helden seiner Geschichte mit falschen zu vertauschen, wofür ihm jedoch die teutsche Lesewelt wenig Dank schuldig seyn mögte.

Ein Exemplar dieses Buches — welches, dieß nebenbei gesagt, schon jetzt in Neapel äußerst rar geworden ist und von welchem also auch keine Uebersetzung erscheinen konnte, — fiel zum Glück in des Herausgebers Hände. Aus demselben benutzte er den Stoff zur vorliegenden Geschichte, die, so äußerst seltsam und wunderbar, gewiß jeden Romanleser auf das innigste fesseln wird, zumal da die Bege-

beyseiten rasch vorwärts schreiten, ohne zu ermüden und der Knoten der Geschichte so geschürzt erscheint, daß die Lösung desselben nicht gezwungen, aber um desto überraschender ist.

Sollte hie und da ein Leser nach der Auflösung der sonderbaren Handlungen Thomanis vergeblich suchen, so dient ihm zur Nachricht, daß diese mit Bedacht, um das Buch nicht unnütz auszudehnen, weggelassen wurde — denn wozu bedarf es ihrer, da Thomani nicht allmächtig noch allwissend zu seyn brauchte, um die Schwächen des Barons zu benutzen? — er brauchte ja nur ein Jesuit zu seyn.

Oder — kann man ſich die Auflöſung jener Räthſel nicht ſelbſt geben? Ich dächte doch! zumal wenn man annimmt, daß der Abt der heiligen Kapelle, trotz ſeines Leugnens, mit ihm einverſtanden war.

Der Herausgeber.

Erſtes Kapitel.
Die Gräfinn Amalfi.

Der Baron von Tommaſini feierte in der Villa Reale bei Neapel (wo er im Sommer zu wohnen pflegte) ein glänzendes Feſt. Viele Nobili der Stadt waren dazu eingeladen und von nah und fern ſtrömten Fremde und Einheimiſche herbei, um durch ihre Theilnahme die Fete zu verherrlichen.

Tommaſini war einer der reichſten Magnaten des Königreichs, verſchwenderiſch wie ein Fürſt, reich wie Krösus und

ein Mann, ganz nach dem Charakter der Zeit, in welcher er lebte. Er haßte die Einsamkeit, wie die größte Sünde und lebte, ohne jedoch die Schranken einer weisen Mäßigung zu überschreiten, unabgebrochen in einem Zirkel lustiger Brüder, die in den lieblichen Gefilden von Neapel oder auch auf seinen Gütern, deren er eine ziemliche Anzahl besaß, herumschwärmten.

Tommasini liebte das weibliche Geschlecht und da er ein schöner, wohlgebauter Jüngling war, der von Niemand, als von sich selbst abhieng, so konnte es ihm wohl selten an Eroberungen fehlen; aber nie bezeigte er Lust, die Wünsche seiner Verehrerinnen, falls sie Bezug auf eine ernsthafte Verbindung hatten, zu erfüllen. Er liebte die Freiheit des Willens und mit dieser die Freiheit des Her-

zens, das ſich ohne Zügel allen ſeinen Neigungen überließ, heute den Duft der aromatiſchen Roſe einſog, und morgen um die Schönheit des beſcheidenen Veilchens buhlte: bei keinem Blümchen aber länger verweilte, als — Augenblicke der Liebe, die mit dem Reize der Neuheit vergehen.

Auch in der Villa Reale fand ſich die ſchöne weibliche Welt aus Neapel beiſammen, beſonders aber erſchien, zum Triumph für den Baron, der auf den Umgang dieſes ſeltenen Geſchöpfes ſtolz zu ſeyn ſchien, die junge Gräfinn Amalfi, bei deren Geburt die Liebesgötter und Grazien alle ihre Kräfte aufgeboten zu haben ſchienen, um ſich an ihren eigenen Meiſterwerk zu ergötzen.

Trompeten und Pauken wirbelten, als

ſie in den mit ſybaritiſcher Pracht gezierten Salon trat, in welchem Tommaſini ſeine Gäſte empfieng. Aller Augen hefteten ſich auf die Gräfinn; manche Schöne rümpfte wohl das Näschen, denn der unwiderſtehliche Zauber, der ſich von dieſem Magnet aus in alle männliche Herzen ergoß, brachte tauſend angſtvolle Seufzer und Beklemmungen hervor. Das böſe Männergeſchlecht vergaß ſeiner Schwüre und hieng ohne Ausnahme mit Entzücken an dem holden Engel, der, ohne ſeine Wunderkraft zu kennen, in der Geſellſchaft — beſonders aber in dem Herzen des Barons Tommaſini Wärme und Licht verbreitete.

Während des Tanzes zog die Gräfinn ihren luxuriöſen Wirth in ein Fenſter des Saals. Sie wollte eben die Lippen öffnen, als er ihr die Hand feurig küßte

und ihr nochmals für die Freude innig dankte, die ſie ihm durch ihre Erſcheinung bei dieſem „ſeinem Herzen ſo theuern Feſte“ gemacht habe.

„Ich würde ſchwerlich gekommen ſeyn, ſagte die Gräfinn ablenkend, wenn mich nicht eine ſüße, ehrwürdige Pflicht hieher gelockt hätte —“

Der Baron bezog die Süßigkeit auf ſich und überhörte das ehrwürdige Beiwort. Ihm klang nun einmal alles nach Liebe und da ihm die Gräfinn das lieblichſte Weib auf der Erde war, ſo überſetzte er auch alles, was ſie ſprach, in Liebe. Doch daesmal hatte er ſich wacker geirrt. Die ſchöne Amalfi hatte etwas ganz Anderes im Sinne.

„Dieſe ehrwürdige Pflicht, fuhr die Gräfinn fort, betrifft das Loos eines

Menſchen, den ich unter meine Protektion genommen habe. Fragen Sie nicht nach dem Namen des Unglücklichen — gewiſſe heilige Rückſichten, die ich ſeiner Ehre und ſeiner Familie ſchuldig bin, verbieten mir, Ihnen denſelben jetzt zu nennen. Kurz — er iſt meiner Hülfe, meiner Unterſtützung, meines Vertrauens werth. Ich habe verſprochen, ihm es zu gewähren und Sie, Tommaſini, Sie, den ich ſchätze, ſollen mir dazu die Hand bieten.“

Mit Freuden, erwiederte der Baron: „Der Unglückliche ſey mein Bruder!“

„Er wird in dieſer Nacht hier ankommen. Schützen Sie ihn — doch da ihm dieſe Villa keine Sicherheit gewährt, ſo bitt' ich Sie um einen Zufluchtsort auf einem ihrer Schlöſſer im Gebirge, wo er,

ungekannt von allen Umgebungen, in ländlicher Einſamkeit leben darf.“

Das kann und wird er am beſten in — —

„Ich mag den Namen des Schloſſes nicht wiſſen, nur dann erſt nennen Sie mir es, ſobald er glücklich dort angekommen iſt.“

Tommaſini waren das unerklärbare Räthſel. Mit Ungeduld erwartete er die Ankunft des jungen Mannes, der ihm ſchon deshalb weit intereſſanter wurde, als es vielleicht jeder andere geworden wäre, indem ihn die Gräfinn Amalfi empfahl.

Die Tafel war mit den leckerſten Speiſen und Weinen bedeckt. Man ſetzte ſich

zu Tische und ein fröhlicher Humor beseelte die Gesellschaft. Aus dem Salon eröffnete sich eine reizende, mit Wohlgerüchen erfüllte Perspektive in den Garten der Villa, welcher bei anbrechendem Abend mit Tausenden von Lampen erleuchtet ward und aus den traulichen Zweigen des Gebüsches quoll eine liebliche Musik, deren reine Harmonieen der Gesellschaft noch mehr Leben und Wärme verlieh.

Es war gegen ein Uhr des Morgens, als das Dessert aufgetragen wurde. Die Damen sehnten sich nach dem Tanze und eben suchte der jovialische Wirth des Hauses die Parthien zu arrangiren, als ein unbekannter Diener, dessen Physiognomie aber etwas mehr versprach, als sein Kleid besagte, hinter dem Sessel der Gräfinn erschien und ihr ein versiegeltes Billet überreichte.

Sie entfärbte ſich, erbrach das Billet und las, aber in dieſem Augenblicke ſank ſie auch in die Arme des Unbekannten zurück.

Alles an der Tafel war in Beſtürzung; am meiſten der Baron Tommaſini, welcher ſogleich aufſprang, der Gräfinn zu Hülfe eilte und das Billet, welches offen auf der Tafel liegen blieb und auf das tauſend Blicke ſich fixirten, zu ſich ſteckte. Die Damen fuhren mit den Köpfen zuſammen, die Herren drangen in den Unbekannten, um von ihm die Enträthſelung dieſes ſonderbaren Vorfalls zu hören; aber der Unbekannte ſtand keinem Einzigen Rede und — verſchwand endlich nach tauſend fruchtloſen Verſuchen der Geſellſchaft, ihm ſein Geheimniß zu entlocken, aus dem Saale.

Zweites Kapitel.
Die ſchwarze Larve.

Die Gräfinn kam wieder zu ſich.

„Wie iſt Ihnen, Signora?“ fragte Tommaſini beklommen, der durchaus nicht wußte, was er von dieſer Begebenheit denken ſollte.

Die Gräfinn antwortete nicht auf ſeine Frage, ſondern ihre Augen fielen unaufhaltſam auf den Teller, auf welchem das Billet liegen geblieben war.

„Wo iſt das Papier?“ fragte ſie nach einer Pauſe ängſtlich. — „Mein Gott! wo iſt das Papier?“

Hier!

Hier! entgegnete Tommaſini und zog es aus der Taſche.

Sie nahm es ſchnell und verbarg es. Dann liſpelte ſie dem Baron zu:

„Ich muß ein Wort mit Ihnen allein ſprechen.“

Lichter! rief Tommaſini der Bedienung zu und führte, nach einer kurzen Verbeugung gegen die Geſellſchaft, die Gräfinn aus dem Saale in ein abgelegenes Gemach, wo ſie, in Thränen ausbrechend, erſchöpft auf ein Sofa ſank.

„Sind wir allein? fragte ſie nach einer Pauſe, kann uns Niemand belauſchen?“

Keine Seele! entgegnete der Baron.

„So bitt' ich, ſo beſchwör' ich Sie, fuhr die Weinende fort, geben Sie mir ſogleich einen Wagen, ich muß dieſen Augenblick die Villa verlaſſen.“

Jetzt — ?

„Ohne Aufſchub. Das Glück und Unglück meines Lebens beruhet darauf. Eine Minute ſpäter — und es iſt alles verloren!“

Unbegreiflich!

„Forſchen Sie nicht, fragen Sie nicht. Laſſen Sie Sich genügen an dem Vertrauen, das ich Ihnen ſchenke. Es wird eine Zeit kommen, wo ich es Ihnen lohnen werde.“

Der Baron flog aus dem Zimmer und beſorgte den Wagen. Die Geſellſchaft,

bei der er, um die Verwirrung nicht aufs höchste steigen zu lassen, einen Augenblick lang erschien, drang in ihn, und bat ihn dringend um Mittheilung. Tommasini, der die Gräfinn bis zum Wahnsinn liebte, ehrte ihr Geheimniß, und fertigte die Neugierigen mit einer Lüge ab, wobei sie sich, da sie sehr einfach und um deswillen auch wahrscheinlich genug war, wirklich beruhigten. Der Tod eines ihrer Bekannten, den ihr das Billet gemeldet hatte, mußte das widrige Begegniß, welches die zarte Stimmung ihres Herzens so sichtlich verrathen hatte, als eine gewöhnliche, wiewohl unerwartete Erscheinung des Menschenlebens darstellen.

Der Wagen fuhr vor und die Gräfinn stieg ein. Sie drückte zum Danke für die schnelle Besorgung und Theilnahme des Barons, ihm die Hand und rollte fort.

So vergiengen zwei Tage und Tommaſini erfuhr nichts von allem, was der Gräfinn wiederfahren war. Man kann ſich die peinliche Verlegenheit denken, in welcher er ſich befand. Sie wohnte ſonſt in Neapel; — er ſandte alle vier Stunden Boten in ihr Palais, um ſich nach ihrer Zurückkunft zu erkundigen, aber alle ihre Leute konnten ihm nicht die geringſte Auskunft geben. Die Gräfinn blieb aus; ſelbſt ihre vertraute Kammerfrau, die ſonſt jedes ihrer Geheimniſſe theilte, wollte keine Silbe von ihrem Aufenthalte wiſſen.

Endlich in der Nacht des vierten Tages wurde der Baron plötzlich aus dem Schlafe geweckt. Er vermuthete, daß dieſe übrigens ſehr unangenehme Störung mit dem Geheimniſſe der ſchönen Amalfi in Verbindung ſtehe und ließ ſich ſogleich

ankleiden, um den Fremden zu empfangen, der ihn in einem Nebengemache zu ſprechen verlangte und in eben dem Wagen angekommen war, in welchem die Gräfinn vor vier Tagen aus der Villa Reale wegreiſte.

Als er ins Zimmer trat, erblickte er einen jungen wohlgebaueten Mann, der den rechten Arm in einer Binde, über dem Geſichte aber eine Larve von ſchwarzem Sammet trug, die ſeine Züge durchaus unkenntlich machte. Seine Kleidung beſtand in einem Mönchshabit, doch mit der Auszeichnung, daß er darüber einen Offiziersrock geworfen hatte, welchen ein breiter Säbel ſchmückte. Der Leſer kann leicht ermeſſen, daß den Baron dieſe höchſt ſonderbare Geſtalt nicht wenig frappirte. Er blieb, ohne ein Wort zu ſprechen, vor ihm ſtehen und ſchien

die Anrede des Fremden zu erwarten, die auch nicht lange ausblieb.

„Hab' ich das Vergnügen, mit dem Baron Tommasini zu sprechen?" fragt' ihn der Fremde.

Ich bin es, entgegnete der Gefragte.

Stillschweigend öffnete der Fremde sein Portefeuille und überreichte dem erstaunten Tommasini ein schwarzgesiegeltes Billet. Er erbrach es und las folgende nur mit Bleistift flüchtig geschriebene Worte, von der Hand der Gräfinn:

„Hier, lieber Baron! send' ich Ihnen den Mann, von dem ich mit „Ihnen in der Villa Reale sprach. „Lassen Sie ihn noch in dieser Nacht „ohne Verzug nach dem Schlosse ab-

„reiſen, das Sie zu ſeinem Aufenthalt „beſtimmt haben. Bald ſprech' ich „Sie — wann? — das hängt allein „von der Vorſicht ab."

„Amabella Gräfinn Amalfi."

„Sie ſind (nahm nun der Baron das Wort, nachdem er das Billet geleſen) Sie ſind mir von meiner Freundinn, der Gräfinn Amalfi, ſehr angelegentlich empfohlen worden — "

Sie hat mich davon unterrichtet, erwiederte der Fremde, und ich freue mich innig, daß ſie einen Mann zu ihrem Vertrauten wählte, von dem ich ſchon ehemals viel Gutes gehört habe.

„Sie ſind entſchloſſen, fuhr der Baron fort, eine Zeit lang auf einem meiner Schlöſſer im Gebirge die Landluft zu

genießen! Wenn iſt es Ihnen gefällig, dahin abzureiſen?“

In dieſem Augenblicke, wenn es ſeyn kann.

„Wollen Sie nicht vorher eine Erfriſchung zu ſich nehmen?“

Meinen innigen Dank für alle Erbietungen dieſer Art. Ich führe das, was ich zu dieſem Behuf brauche, im Ueberfluſſe bei mir.

„So bin ich denn in wenig Augenblicken wieder bei Ihnen.“

Der Baron entfernte ſich und ließ einen Wagen, mit ſechs Pferden beſpannt, zur Reiſe fertig machen. Nach kurzer Zeit kehrte er mit der Bemerkung zurück, daß alles zur Abfahrt fertig ſey.

Der Fremde ſah nach der Uhr, drückte dem Baron ſchweigend die Hand und gieng. Unter der Thüre blieb er ſtehen und ſagte:

„Herr Baron! Wen ſind' ich im Schloſſe?“

Niemand, entgegnete dieſer, als einen alten Kaſtellan —

„Iſt er neugierig, geſchwätzig, mißtrauiſch —?“

Keins von allen.

„Kann ich ungeſehen im Schloſſe wohnen?“

Es liegt ganz abgelegen von allen Menſchen. Die Einſamkeit ſcheint hier ihren Thron aufgeſchlagen zu haben; eine unwirthbare Wildniß, ein ſpitziger hoher

Felsen, auf welchem das Schloß erbaut ist, — —

„Gut, gut — alles so, wie ich es wünsche," erwiederte der Unbekannte schnell, drückte dem Baron noch einmal die Hand und — verschwand.

Drittes Kapitel.
Der Offizier.

„Wunderbar! höchst seltsam, rief Tommasini, im Zimmer auf und abgehend. Wer giebt mir einen Faden in diesem Labyrinthe? — — (nach einer Pause) Du liebst die Gräfinn, Tommasini! und wahrlich! sie ist die einzige weibliche Seele in Neapel, die dir Reiz und Neigung

für eine ernſthafte Verbindung einzuflö-
ßen vermöchte — — und doch ſpielt ſie
hier eine Comödie mit dir, die am Ende
für deine heiſſe Liebe ſehr übel ablaufen
kann. — Wie? wenn ſie dieſen unbe-
kannten Jüngling liebte, wenn du ſelbſt
Beförderer ihrer Intrigue wäreſt — —
ha! es wäre ein Streich, um raſend zu
werden! (nach einer Pauſe) Doch kann
es nicht auch blos ein Unglücklicher ſeyn,
den ſie, wie ſie mir ſelbſt gleich anfangs
geſtand, blos unter ihre Protektion ge-
nommen hat? Sie verſicherte mir das
ſo ehrlich, ſo unbefangen, ſo frei und
ſchuldlos. — — Die Liebe ſteckt ſich in
tauſend Masken und bläßt bei ſolchen
Geſtändniſſen die Gluth der weiblichen
Schaam in die Wangen. Mit Wärme
ſprach ſie, aber von Schaam — — nein!
von Schaam hab' ich nichts auf ihren
Wangen geleſen."

So bauete der Baron noch Stunden lang Hypotheſe auf Hypotheſe und blieb im Dunkeln, wie vorher. Wenn nur wenigſtens die Gräfinn erſchienen wäre, um einen Theil ſeiner peinlichen Verlegenheit zu tilgen, aber auch ſie kam nicht und abermals vergiengen vier Tage und keine Amalfi ließ ſich ſehen.

In der fünften Nacht wurde der Baron abermals geweckt, und zwar gerade zu der Zeit, als der Wagen, den er mit dem Fremden nach dem Schloſſe im Gebirge geſandt hatte, zurückkehrte. Zur nämlichen Stunde fuhr auch ein anderer Reiſewagen vor, ein Offizier mit einem Ordenskreuz ſtieg aus und verlangte den Baron zu ſprechen.

Eben als man ihn weckte, erſchien der Bediente, den er dem Fremden mitgegeben hatte, in ſeinem Schlafgemach.

„Nun? Paolo, ſagte der Baron, haſt Du den Herrn richtig an Ort und Stelle gebracht? —“

Geſund und wohl, entgegnete Paolo. Er ſchien viel Vergnügen an der wilden Gegend zu haben und bezog die Zimmer, welche die Ausſicht auf den ſchwarzen Tannenwald eröffnen. Es muß ein reicher Herr ſeyn —

„Wie ſo?“

Ey! er hat mich fürſtlich beſchenkt und der alte Manfrone, der, wie Sie wiſſen, nur zu gern das Geld hat, hat mir, (ohne den Fremden anders zu kennen, als von der ſammtenen Larve aus,) ein Weſen und Rühmens von ſeinen Tugenden gemacht, daß ich ſogleich bemerkte, was es bei ihm geſchlagen hatte.

„Aber warum bleibst Du so lange aus?“

Der Fremde, der Zutrauen zu mir gewonnen zu haben schien, ließ mich nicht gleich wieder fort und da Sie mir, Herr Baron, meiner Nachhausekunft wegen, keine strenge Ordre gegeben hatten, so ließ ich mirs gefallen, und — —

„Schon gut. Du hasts recht gemacht. — Es hat doch unter Weges keine Späher gegeben?“

Keine Seele! Wir reisten (lächelnd) incognito und sind incognito wieder gekommen.

Der Baron war mit dem Ankleiden fertig und ging nun ins gegenüberliegende Zimmer, um mit dem Offizier zu sprechen, dessen Besuch zu einer so unge-

wöhnlichen Stunde er ſich nicht zu erklären vermogte.

Der Offizier war ein Mann von ungefähr funfzig Jahren, finſtern Blickes und mit einer breiten Schmarre über dem linken Backen. Tommaſini fragte nach ſeinem Begehr und, ohne ihm darauf ein Wort zu entgegnen, zog jener ein Billet aus der Taſche und überreichte es ihm. Der Baron entfaltete es und wußte kaum, ob er ſeinen Augen trauen ſollte, als er abermals folgende von der Hand der Gräfinn geſchriebene Zeilen fand:

„Hier, mein Freund! ſend' ich Ih„nen noch einen Unglücklichen, der „Ihres Schutzes und meiner Hülfe be„darf. Ich hoffe, daß Sie mir auch „diesmal Ihre Hand reichen und mich „in einem Liebeswerke unterſtützen wer-

„den, das Ihnen in der Zukunft Freu„de machen wird. Haben Sie die Gü„te und senden den Ueberbringer dieser „Zeilen unverzüglich dem jungen Man„ne nach, den ich Ihrer Obhut em„pfahl!“

„Amabella Gräfinn Amalfi.“

Der Baron, nicht ohne Menschenkenntniß, ahnete hier sogleich Betrug. Tausend Gedanken schossen ihm durch den Kopf, tausend Muthmaßungen kreuzten sich in seinem Gehirne, zumal, da er in den Zügen der vor ihm stehenden Zeilen eine zitternde Hand wahrnahm und mehrere Thränen bemerkte, welche die Schreiberinn auf das Papier hatte fallen lassen. Aber in diesem kritischen Augenblicke wußte er dennoch nicht, welchen Entschluß er fassen sollte, und gleichwohl mußte ein schneller und rascher gefaßt werden,

um den Offizier, den er sogleich für einen Spion hielt, zu täuschen.

Er hielt es am Ende für das sicherste, den ganzen Vorfall mit dem Unbekannten gradezu zu leugnen.

„Ich freue mich zwar innig, sagte er zu dem Offizier, daß mich die Frau Gräfinn so oft mit ihren Aufträgen beehrt, aber es macht mich zu gleicher Zeit sehr unglücklich, daß ich bis jetzt nicht im Stande war, einen ihrer Wünsche zu erfüllen.“

Der Offizier gerieth in Verlegenheit, ein sicherer Beweis, daß sich der Baron in seinen Muthmaßungen nicht geirrt hatte.

„Die Gräfinn spricht in ihren Billets, fuhr Tommasini fort, von einem Unglücklichen — “

Den sie ihrem Schutze empfahl, setzte der Offizier hinzu.

„Ganz Recht. Aber der Unglückliche ist bis jetzt nicht erschienen. Wollen Sie indessen seine Stelle auf dem bewußten Schlosse einnehmen — "

Wie? Er ist nicht erschienen? — Unmöglich!

„Setzen Sie Mißtrauen in das Wort eines Cavaliers?"

Nicht doch, Herr Baron. Nur der Zufall ist so seltsam — — — es liegt mir so viel daran, die Gesellschaft des Unglücklichen zu theilen.

„Sie kennen ihn also?"

Allerdings.

„Darf man seinen Namen wissen, damit wenn er noch kommt — "

Seinen Namen? rief der Offizier betreten und muſterte jede Muskel des Geſichts des Barons — (ſehr verlegen) ich darf Ihnen denſelben nicht nennen, wenn Sie ihn nicht ſchon wiſſen. Der Unglückliche hat ja übrigens ſelten einen Namen, der intereſſirt — —

„Ich ehre Ihr Schweigen. Indeſſen laſſen Sie uns den Wunſch der Gräfinn erfüllen. Wenn iſt es gefällig, auf das von ihr bezeichnete Schloß abzureiſen?“

Erlauben Sie, Herr Baron — da jener Unglückliche dort nicht zu finden iſt, ſo . . . mit einem Worte, ich reiſe nun nicht dahin. Wenn es Ihnen aber gelegen iſt, komm' ich mit der Gräfinn ſelbſt zurück.

(etwas beiſſend) „Bringen Sie dann vielleicht auch den Unglücklichen mit?“

Höchſt wahrſcheinlich.

Der Offizier entfernte ſich mit dieſen Worten, ſprang wieder in ſeinen Wagen und rollte von dannen.

Dem Baron fiel eine ſchwere Bürde vom Herzen, denn es ſchien ihm nun nichts ſicherer, als daß der Offizier von einer höhern Behörde abgeſchickt worden war, um die Geheimniſſe der Gräfinn zu erforſchen.

Viertes Kapitel.

Die Nonne.

Der Baron kam eines Tages von einer Spazierfahrt nach Portizl zurück, als ihm einer ſeiner Freunde, der Ritter Al-

wigna entgegen ritt. Ohnweit Portizi lag deſſen reizende Villa, wo er für dieſen Abend eine luſtige Geſellſchaft zuſammengeladen hatte. Der Baron war ſogleich von der Parthie und verfügte ſich mit ihm in die Villa, wo er bereits eine Anzahl der Geladenen antraf, die ihm jubelnd entgegen ſtrömte.

Man ſetzte ſich zeitig zur Tafel, um den Reſt des Abends, der außerordentlich ſchön und einladend war, im Garten zu genießen. Ueber der Tafel wurde der Baron ſcherzend mit der Gräfinn Amalfi aufgezogen. Tommaſini heuchelte eine gleichgültige Miene und vergalt Scherz mit Scherz, aber er war nichts weniger als gleichgültig und weit mehr zum Ernſt als zum Scherz geneigt, zumal da der junge Ritter Pezaro verſicherte, die Gräfinn ſey neulich mit Courierpferden

nach Palermo abgereiſt. Höchſt unangenehm war es dem Baron, daß Pezaro das für ihn ſo intereſſante Geſpräch nicht weiter fortſetzte ſondern auf eine andere Materie übergieng, die nicht ihm, aber wohl den anweſenden Damen erfreulich war, weil ſie die Gräfinn — haßten.

Nach der Tafel gieng man in dem Garten der Villa ſpazieren. Mehrere Parthien ordneten ſich, jeder Ritter ergriff ſeine Dame und opferte den milden Eingebungen Amors und buhlte um ſeinen Beiſtand, um das Herz der ſchönen Begleiterinn zu erobern. Tommaſini würde ebenfalls einer ſolchen Neigung gefolgt ſeyn, allein jetzt lag ihm alles daran, zu wiſſen, ob die Gräfinn wirklich nach Palermo gegangen ſey; und um dieß ganz gewiß und beſtimmt zu erfahren, hatt' er durchaus den jungen Ritter

Pezaro nöthig, den er jetzt überall emſig ſuchte, aber nicht finden konnte. Gleich nach der Tafel hatte ſich dieſer entfernt, um einer jungen ſchönen Wittbe, die er zärtlich liebte und die von Alwigna ebenfalls eingeladen worden war, in einem verſteckten Winkel des Gartens ſein Herz zu Füßen zu legen.

Der Baron, der von dieſer Operation nichts wußte, durchirrte mehrere Gänge des Gartens, um den Ritter zu ſuchen und fand ihn endlich in einem zärtlichen Tete-a-tete begriffen. Es war ihm ohnmöglich, eine ſo reizende Attitüde zu unterbrechen, denn trotz der Neugierde, die ihn ungeſtüm quälte, hatte er doch noch Beſinnung genug, ſich ganz in die Lage eines Verliebten zu ſetzen und ſich in dieſem Augenblick das Geſtändniß abzulegen, daß eine ſolche Störung das unange-

nehmſte Geſchäft auf Gottes weiter Erde ſey.

Mißvergnügt kehrte er zurück und that nichts, als daß er — — — den Ritter — beneidete, der jetzt in einem Meer von Wonne ſchwamm, denn eben als ihm ein zurückgebogener Zweig der Hecke eine freie, ungeſtörte Ausſicht in die Grotte verſtattete, in welcher der Ritter mit der ſchönen Wittbe ſaß, legte ſich ihre Hand traulich auf des Geliebten Schulter und ihre roſenblütenen Lippen berührten glühend ſeinen ſchmachtenden Mund — ein Beweis, daß der Flehende erhört, daß die ſüße Stunde des Entzückens erſchienen war, welche ihm die glänzenden Pforten der Zukunft entriegelte.

Als er zur Geſellſchaft zurückkam, ſaß eine Guitarrſpielerinn mitten im Kreiſe und ſpielte. Alles horchte ihrem reizen-

den Geſange zu, von welchem der Baron nur noch folgende Strophen vernahm:

Es weilt mein Fuß, bis leuchtend ſich im milden Glanze
Das Licht der Nacht am Himmel zeigt;
Dann ſchweb' ich auf und lauſche von der Berge Kranze,
Ins Thal hinab, wo alles ſchweigt.

Entkörpert fühl' ich mich, ich werd' empor gehoben,
Ich ſchwebe überm Heimathsthal,
Des Raums, der Zeit Geſetz iſt um mich her zerſtoben,
Mich grüßen Geiſter ohne Zahl.

Doch aus der luſtigen Geſtalten dichtem Schwarme
Winkt Morpheus mir mit ſeinem Mohn,
Und voll Entzücken werf' ich mich in ſeine Arme,
Ihr Geiſter weicht! ich — träume ſchon!

Die Sängerinn ſaß an einer Statue der Pomona und hinter ihr lehnte der Baron in Träumen verſunken. Die ganze Geſellſchaft theilte, von dem Liede dazu aufgefordert, dieſe Stimmung. Sie benutzte ſie, um dem Baron zuzulispeln:

„Amabella läßt ſie grüßen!“

Dieſe Worte zerriſſen das bunte Gewebe ſeines Traumes, der Name Amabella zitterte über ſeine Lippen und haſtig ergriff er die Hand der Guitarrſpielerinn. Sie gab ihm einen Wink, den er ſogleich verſtand. Er zog ſich in eine Hecke des Gartens zurück, obngeachtet ihn die Geſellſchaft dringend bat, zu bleiben und erwartete hier des Mädchens Ankunft. Sie blieb nicht lange aus, denn nach einigen Romanzen, die ſie der Geſellſchaft auf ihrem Inſtrumente vorſpielte, entfernte ſie

ſich mit einer leichten Verbeugung und — ſchied.

„Man hat mich doch nicht hintergangen, ſagte ſie, ſich ſchüchtern nach allen Seiten umſehend — Sie ſind doch der Herr Baron Tommaſini?“

Ich bins, entgegnete er. Dich ſchickt die Gräfinn Amalfi? Wo iſt ſie? Wo find' ich ſie?

„Ich bin ihre Kammerfrau und nur eine Dillettantin auf der Guitarre. Auf ihren Befehl übernahm ich die heutige Rolle, um Sie zu ſprechen.“

O! rede, ſprich, ich ſterbe vor Verlangen.

„O! das thun Sie ja nicht. Ihr Tod würde meiner Gebieterinn wenig Ver-

gnügen machen. — Wollen Sie mir folgen, so bring' ich Sie zu ihr."

Augenblicklich.

„Wohlan! halten Sie sich nur in einiger Entfernung hinter mir."

Sie nahm ihr Instrument und gieng. Der Baron folgte, und befand sich bald außerhalb des Gartens, zwischen mehreren reizenden Villen der Gegend. An einer kleinen Pforte blieb das Mädchen stehen und harrte hier seiner Ankunft. Als er erschien, schloß sie die Pforte auf. Sie traten in einen bedeckten Gang, wo sich mehrere Grotten empor wanden. Gionette (so hieß das Mädchen) führte ihn in eine derselben und bat ihn hier nur eine kurze Zeit lang zu verweilen.

„Ich fliege, setzte sie hinzu, um meine Gebieterinn von Ihrer Ankunft zu un-

terrichten. Kürzen Sie ſich inzwiſchen die Zeit mit lieblichen Träumen. Ich laſſe Ihnen die Guitarre zurück. Die Töne dieſes traulichen Inſtruments, das Sie ja wohl zu ſpielen verſtehen, werden der Gräfinn ſagen, wo Sie zu finden ſind.“

Gionette verſchwand und der Baron ließ ſich auf der Moosbank der Grotte nieder. Er hatte hier ſchon eine ziemliche Zeit verweilt und noch immer erſchien keine Gräfinn, um ſeine Ungeduld abzulöſen. Er ergriff nun mehr aus Verdruß, als aus Gehorſam gegen Gionettens Bitte, die Guitarre und ſpielte ein paar ſelbſt komponirte Stanzen.

Da hörte er Tritte im Sande. Er ließ die Guitarre ſinken und lauſchte. Alles blieb um ihn her ſtill; aber zwei Minuten ſpäter verdoppelten ſich die

Schritte und ein weißes Kleid blitzte durch das grüne Gewölbe der Grotte.

Tommaſini ſtand auf, warf das Inſtrument auf die Moosbank, trat in die Thür und fühlte ein weibliches Weſen, dicht verſchleiert, in ſeinen Armen.

„Amando! lispelte eine melodiſche Stimme — die heilige Jungfrau ſey gepriesen, ich habe Dich, ich halte Dich feſt in meinen Armen, mein Herz ſchlägt entlaſtet an Deinem Buſen.“

Tommaſinis Lippen ſogen die glühendſten Küſſe ein, aber ohne die Geberinn zu kennen. Daß hier ein Irrthum obwalte, war ihm klar. Aber ſollte er den ſüßen Traum des ſchönen Kindes feindſelig zerſtören — und doch war es ihm nicht möglich, ein Weſen zu betrügen, das ihm durchaus fremd war, das er nie ge-

ſehen zu haben ſich erinnerte. Eben wollt' er ſprechen, als die Erſcheinung den Schleier zurückſchlug. Der Mond ließ ſein Silberlicht durch die Spalten der Grotte fallen, die Nonne (denn nur eine ſolche war die ſonderbare Erſcheinung) warf einen Blick auf das Geſicht ihres Umarmten und ſank dann mit einem Schrei des Entſetzens auf die Moosbank hin.

„Höll' und Teufel!" rief eine Stimme hinter ihr.

Der Baron kehrte ſich um und erblickte einen jungen Mann, der in dieſem Augenblicke den Degen zog und wüthend auf ihn eindrang, kaum, daß er Zeit gewann, den ſeinigen zu entblößen. Zu gleicher Zeit rief jener ihm zu, daß er ſich vertheidigen möge; einer von beiden nur könne lebend die Grotte verlaſſen.

Tommaſini vertheidigte ſich und war ſo glücklich, dem Fechtenden den Degen aus der Hand zu ſchlagen.

„Machen Sie mit mir, ſagte dieſer, was Ihnen gut dünkt, ich bin in Ihrer Gewalt —“

Der Baron wollte eben darauf antworten, als die Nonne ins Leben zurückkehrte und ſich an den Hals des Jünglings warf, der beſchämt und mit verbiſſenem Groll vor dem Baron ſtand.

„Geh Elende! rief der Fremde, Du haſt mich um das Glück meines Lebens betrogen, Du haſt mir alles geraubt, was mir auf Erden heilig und theuer war. Ich verachte Dich — doch, um Dich zu ſchonen, ſey Deine Rettung aus den Händen Deiner Oberinn das letzte Liebeswerk, welches ich für Dich verrichte.“

„Aman-

„Amando! rief die Nonne ſchmerzlich — was ſoll das heißen? Warum ſtößeſt Du mich von Dir? Was hab' ich Dir gethan, daß Du alle meine Freuden, alle Blüten meines Lebens ſreundlich zerreißeſt?"

„Fand ich Dich nicht in den Armen dieſes Mannes?"

„O! unſeliger Betrug!" rief die Nonne weinend und ſank von Schmerz überwältiget aufs neue auf die Moosbank hin.

Hier iſt ein Irrthum, ſagte Tommaſini zu dem Fremden, ich kenne weder Sie noch dieſes Mädchen, aber ich errathe ſo ziemlich den Zuſammenhang der Geſchichte.

„Reißen Sie den Argwohn aus meiner Bruſt."

Das will und muß ich, um die Ruhe zweier Seelen wieder herzuſtellen,

die mir intereſſant ſind, ohne daß ich ſie kenne.

Und nun erzählte Tommaſini dem Fremden den ganzen Zuſammenhang der Begebenheit treu und unverfälſcht.

„Ich danke Ihnen, Herr Baron, rief der Ritter Veronio (ſo nannt' er ſich) ich danke Ihnen herzlich, denn Sie geben mir das Leben wieder.“

Mit Innbrunſt ſchloß er die Nonne in ſeine Arme und bat ſie des Vergangenen wegen um Verzeihung. Die Nonne vergab ihm unter tauſend Küſſen und hieng weinend für Freude an ſeinem Halſe.

„Ich muß eilen, ſagte der Ritter, um mein Kleinod in Sicherheit zu bringen. Ich bleibe Ihnen für alles, was Sie hier ſahen, Rechenſchaft ſchuldig, Herr Ba-

ron! in einigen Tagen ſollen Sie mehr von mir hören.

Er nahm die Nonne bei der Hand und beide entfernten ſich ſchnell. Der Baron kehrte in die Grotte zurück, um hier, in Gedanken über das ſonderbare Abentheuer, das er ſo eben erlebt hatte, ſein eigenes abzuwarten. Sein Wunſch, daß es ſeiner Auflöſung ſich bald nahen mögte, ward indeſſen nur zur Hälfte erfüllt. Denn ſtatt der gehofften Gräfinn erſchien Gianette wieder. Ihr Blick verkündigte nichts Gutes, und eben wollte ſie die Deutung deſſelben in Worte auflöſen, als mitten im Garten das Aneinandertreffen mehrerer Degen ertönte.

In dieſem Augenblicke vergaß Tommaſini alles! Nicht ſein eigenes Abentheuer intereſſirte ihn, die fremden Bege-

benheiten der Nacht beſchäftigten ſeine Sinne; ſchnell war ſein Degen blank und ohne auf Gianettas bittende Stimme zu hören, rannte er, wie beſeſſen, dem Orte zu, von woher das Getöſe erſchallte.

Als er dort anlangte, fand er die Nonne, die ſo eben an der Hand des Ritters die Grotte verlaſſen hatte, ohnmächtig auf dem Boden liegen, ihren Geliebten aber ſelbſt mit zwei Offizieren im Gefechte. Tommaſini war ſogleich entſchloſſen, ſeinem neuen Freunde beizuſpringen, ohne vorher die feindliche Parthei und die Abſicht ihres nächtlichen Ueberfalls zu prüfen.

„Halt!“ rief er den Fechtern entgegen und ſein Degen blitzte in der Luft, aber ehe er noch auf dem Schauplatz anlangte, fühlt' er einen Dolch im Rücken, der ihn zu Boden ſtreckte. Die Sinne

vergiengen ihm, ſeine Augen ſchloſſen ſich und das Blut färbte den Raſen des Gartens.

Fünftes Kapitel.

Erklärung.

Als der Baron die Augen aufſchlug, befand er ſich in einem kleinen Kabinette, durch deſſen Fenſter das Morgenlicht ſtrahlte. Neben dem Bette, auf welchem er ruhete, ſaß eine ſchon etwas ältliche Dame, die bei ſeinem Erwachen ſogleich nach der Klingel griff und zu läuten anfieng.

„Wo bin ich?“ rief der Baron und blickte verwundert im Zimmer umher.

In den Händen Ihrer Freunde, die Sie schätzen, entgegnete die Dame. Der Wundarzt trat herein und riß die eben begonnene Unterhaltung ab Er untersuchte des Barons Wunde und erklärte sie zwar für gefährlich, aber nicht für tödtlich.

„Gott sey Dank! sagte die Dame. Dem Herrn Major wird diese Zeitung sehr gelegen kommen.“

Der Wundarzt verordnete die besten Mittel zur Pflegung des Kranken, bat ihn um Ruhe des Körpers und der Seele und entfernte sich. Die Dame blieb zurück und fragte, ob er seine Bedienung verlange?

„Allerdings, entgegnete der Baron — ich mögte ein paar Worte mit meinem Kammerdiener sprechen.“

Er iſt im Vorzimmer, erwiederte die Dame aufſtehend —

„Nachher, Signora. Jetzt ein Wort an Sie. Wo bin ich? Wo befind' ich mich?“

In der Villa Patzuoli, die dem Major von Veronio zugehört.

„(erſtaunt) Veronio? — Hm! ſeltſam! Wie alt iſt der Major?“

Ungefähr ein Funfziger.

„Ich erinnere mich einen jungen Ritter Veronio noch vor kurzem geſprochen zu haben —“

Wahrſcheinlich ſeinen Sohn.

Dem Baron ſchien es, als ob die Dame von den Begebenheiten der Nacht nicht unterrichtet ſey und ſchwieg. Doch fragt' er, ob es ihm nicht vergönnt wä-

re, den jungen Ritter zu sprechen? Er fragte nur darum um zu hören, was aus ihm geworden sey, allein die Dame gab ihm zur Antwort, daß der junge Ritter schon seit fünf Tagen abwesend sey.

Der Baron äußerte nun den Wunsch, seinen Kammerdiener zu sprechen. Die Dame entfernte sich und Paolo trat herein.

Paolo (zu seinen Füßen) Ach! mein armer Herr! Muß ich Sie so wieder finden!

Er. Ruhig, Paolo! Meine Wunde hat wenig zu bedeuten. Was können auch alle Klagen und Seufzer nützen? Antworte mir jetzt lieber auf alles genau, was ich Dich fragen werde.

Paolo. Mit Vergnügen.

Er. Wem gehört diese Villa?

Paolo. Dem Major Veronio.

Er. Kennſt Du ihn?

Paolo. Nein! Man hat mir blos ſeinen Namen genannt, als ich fragte wer mich hätte rufen laſſen.

Er. Kennſt Du auch den jungen Veronio nicht?

Paolo. Den kenn' ich. Ich ſah ihn oft bei dem Marcheſe Vanini und er iſt der nämliche, der dieſe Nacht eine Nonne aus dem benachbarten St. Clarenkloſter entführte.

Er. Iſt es ihm noch gelungen?

Paolo. Nur halb. In der benachbarten Villa ſollte die Nonne in einer von ihm bezeichneten Grotte ſeiner harren, oder er auf ſie. Sie trafen ſich dort; beide entflohen, aber mitten im

Garten wurden sie von zwei Offizieren überfallen.

Er. Richtig! Wie kamen die Offiziere dahin?

Paolo. So viel ich habe erfahren können, führte sie blos der Zufall hieher. Als der Ritter sich näherte, traten sie ihm unverhofft in den Weg. Der Ritter, der etwas ganz anderes vermuthete, zog hitzig den Degen und verwundete den einen Offizier. Darüber ergrimmt zog der andere einen fürchterlichen Hieb auf den Ritter, der ihn sogleich zu Boden streckte. In diesem Augenblicke erschienen Sie. Aber mit Ihnen auch zugleich drei Bravo's, welche eine eifersüchtige Dame gedüngt hatte, um einem lockern Vogel das Lebenslicht auszublasen. Für diesen Vogel hielt Sie einer der Bravo's und senkte Ihnen den Dolch in den Rücken. Jetzt

ward auch vom Kloſter her Lärm. Die ausgeſandten Knechte ſprangen auf das Geſchrei herbei und fanden das Kleinod, das ihnen der Ritter entführt hatte.

Er. Unglücklicher Veronio!

Paolo. Man ſchaffte die entſprungene Nonne in ihren Käfig zurück und den Ritter — —

Er. (haſtig) Nun und er — ?

Paolo. Er ſitzt im Staatsgefängniß.

Er. O! der Beklagenswerthe!

Paolo. Das Traurigſte für den armen Vater iſt das, daß er ſelbſt die Urſache von dem Unglück ſeines Sohnes iſt.

Er. Und wie das?

Paolo. Er war einer von den Offizieren, die dem jungen Ritter in den Weg traten.

Er. Ha! ich errathe. Der Major ...

Paolo. Iſt bei der Polizei angeſtellt.

Er. Unglücklicher Vater! ich bedaure dich! Mußt deinen Sohn ſelbſt in die Hände der Gerechtigkeit liefern!!

Paolo. Sie ließ er, nachdem man den Ritter bereits abgeführt hatte, in ſeine Villa bringen, wo Sie ſich jetzt befinden. Nach mir wurde geſchickt, als man hörte, daß Sie der Baron Tommaſini waren. Von dem Kammerdiener des Ritters, der ſeinem Herrn ins Gefängniß folgen wollte (eine Bitte, die von ſeinem guten Herzen zeigt, die ihm aber gradezu iſt abgeſchlagen worden) hab' ich den ganzen Verlauf der Sache erfahren.

Er. Kennſt Du auch die Villa, in welcher das Gefecht vorfiel?

Paolo. Ja! Sie gehört dem Exjeſuiten Thomani.

Er. (den Kopf ſchüttelnd) Seltſam! (nach einer Pauſe) Paolo! Du biſt fein und vorſichtig. Wie? wenn ich Dich auf ein Abenteuer oder — wenn Du willſt — auf eine Spionerie ausſendete, wobei Du aber all' Deine Klugheit zuſammen nehmen mußt.

Paolo. Senden Sie mich nur, Sie ſollen Ehre davon haben.

Er. Gut. Schleiche Dich in jene Villa —

Paolo. Zum Exjeſuiten?

Er. Zu ihm. Du ſiehſt wohl, daß Deine ganze Vorſichtigkeit nöthig iſt, denn einem Jeſuiten iſt ſ lten über den Weg zu trauen. Er hat die Augen überall.

Paolo. Sorgen Sie nicht. Doch — was ſoll ich dort rekognoſziren?

Er. Die Bewohner der Villa, beſonders die weiblichen. — Du kennſt die Gräfinn Amalfi —

Paolo. Soll die dort ſeyn?

Er. Das unterſuche. Deinen Lohn . . . nun Du kennſt mich.

Paolo gieng in die Villa und ſteckte ſich hinter den Gärtner, den er ſchon von alten Zeiten her kannte. Er band ihm die Lüge auf, daß ſein Herr, der Baron Tommaſini verreiſt ſey, daß er Langeweile habe, daß er ihn ein wenig beſuchen wolle, u. ſ. w.

„Kann ich Dir in etwas helfen? fragte Paolo. Gebiete keck über mich. Denn das Müſſiggehen iſt mir läſtig.“

Du kommſt mir wie gerufen, ſagte der Gärtner. Meine Kinder ſind bei dem ſchönen Morgen ausgeflogen, ich bin allein im Hauſe und der Herr iſt etwas unpäßlich. Das Weibergeſchmeiß ſitzt mir immer auf dem Nacken. Eben jetzt war eine da und beſtellte Früchte zum Frühſtück. Brich ſie für mich und ich trage ſie dann hinauf.

Paolo'n konnte nichts gelegener kommen.

„Mit Freuden will ich Deinen Wunſch erfüllen, ſagte Paolo, aber doch nur unter einer Bedingung.“

Und dieſe iſt?

„Daß Du mich die Früchte ſelbſt hinauf tragen läſſeſt.“

Warum?

„Sieh! Ich bin ein enthuſiaſtiſcher Liebhaber des ſchönen Geſchlechts — "

Schon gut. Aber ſage mir Burſche, was helfen Dir Blumen, die Du nicht brechen darfſt?

„Narr! Giebt es nicht auch Blumen, die man gern anſiehet, ohne ſie zu brechen?"

So! Nun ich habe nichts dawider. Wenn Du die Früchte an Ort und Stelle bringſt, ſo brauch' ich es nicht zu thun.

Paolo gieng und kam bald mit den gebrochenen Früchten zurück.

Sechſtes Kapitel.
Der ſonderbare Vorſchlag.

Voller Ungeduld erwartete der Baron ſeinen getreuen Paolo zurück, aber ſein Wunſch ward ſo bald nicht erfüllt. Indeſſen machte der Baron eine Bekanntſchaft, die ihn nicht wenig in Verwirrung ſetzte.

Er dachte grade mit erneuerter Wärme an den Gegenſtand ſeiner Liebe, als die Dame, welche ihn nach Paolos Eintritt verlaſſen hatte, wieder hereintrat und ihm den Herrn der Villa meldete.

„Der Major Veronio?“ fragte Tommaſini.

Er ſelbſt.

„Ich bedaure den braven Mann. Dieſe Nacht hat ihm viel gekoſtet.“

Ach! ja! ſeufzte die Dame. So eben bin ich erſt von allem unterrichtet worden.

Sie gieng und der Major trat herein. Aber wie groß war Tommaſinis Erſtaunen, als er in dem Major den nämlichen Offizier erblickte, der vor wenig Tagen mit dem Billet der reizenden Gräfinn Amalfi bei ihm erſchienen war und in welchem die Gräfinn verlangte, daß er ihn unverzüglich dem Unbekannten nachſchicken möchte, der eins von den Schlöſſern des Barons im Gebirge bezogen hatte.

„Sie erſtaunen, mich hier zu ſehen, begann der Major. — Sie haben Urſa-

che dazu, aber ich ſelbſt hätte mir kaum träumen laſſen, daß wir ſo bald uns wieder ſehen würden. Ich bin nur ſelten in Neapel und noch ſeltener auf dieſer Villa."

Herr Major! entgegnete Tommaſini, ich nehme den wärmſten Theil an Ihrem unglücklichen Schickſal.

„Ach! Gott! rief der Beklagte mit Thränen — es iſt der einzige Sohn, mein Troſt im Alter, die Stütze meiner Tage."

Iſt er hart verwundet?

„O! das hat wenig zu bedeuten, aber ſein Raub an dem Kloſter —"

Sie haben Recht. Das St. Clarenskloſter iſt reich und mächtig. Es wird alles aufbieten, um den Thäter zu beſtrafen, der es wagen konnte —

„Ach! eben das fürcht' ich. Es iſt nur ein Ausweg, um ihn zu retten. Ich kann ihn einſchlagen — das Mittel muß und wird glücken, aber ich bedarf dabei eines Menſchen und wenn dieſer einzige will, eines Freundes Hülfe."

O! mit Freuden wird der Freund Ihnen die Hand dazu bieten. Ich wünſchte, daß ich es wäre, ſo ſollte . . .

„Sie ſind's."

Ich? — ich?

„Sie Herr Baron und kein anderer."

Mein Himmel, ſo zögern Sie keinen Augenblick. Jede Minute iſt koſtbar.

„Hören Sie. Wenn ich der Krone einen Dienſt erzeige, den kein Gold aufwiegt, ſo iſt ſie ſchuldig, mich fürſtlich zu belohnen.

Dieſen Dienſt kann ich ihr erweiſen; ſie wird mir die Wahl der Belohnung überlaſſen, und ich — werde meinen Sohn mir erbitten.“

Sobald Sie davon feſt überzeugt ſind, ſo würden Sie ſehr fehlen, wenn Sie nicht augenblicklich Hand ans Werk legen wollten.

„Kann ich es, wenn Sie mir die Hand nicht dazu bieten?“

Ich? Was hab' ich mit jenem Dienſte zu thun, der —

„Viel. Auf Ihnen beruhet alles. Nur ein Wort dürfen Sie ſprechen und mein Sohn iſt frei.“

Ich verſtehe Sie nicht.

„Es ſoll Ihnen Alles klar werden, aber verſprechen Sie mir vorher die Erfüllung einer einzigen Bitte.“

Reden Sie.

„Sagen Sie mir Wahrheit.“

Herr Major, glauben Sie —

„O! Herr Baron! kein Mißverſtändniß. Es giebt gewiſſe Verhältniſſe im menſchlichen Leben, wo die Lüge zur Wahrheit wird.“

Sie haben Recht. Doch kurz zur Sache.

„Die Regierung hat mir aufgetragen, einen ſehr gefährlichen Menſchen, an deſſen Habhaftung ihr unendlich viel liegt, vor ihr Gericht zu liefern. Niemand auſſer dem König und ſeinen Miniſtern kennt ihn; ich ſelbſt weiß ſeinen Nahmen und ſeinen Karakter nicht zu nennen. Dieſer Menſch befindet ſich auf einem Ihrer Schlöſſer — ja! es iſt der nämliche, den die Gräfinn Amalſi Ihnen zuſandte.“

Der Baron wollte ſprechen, aber der Major fuhr fort: „Durch Liſt glaubt' ich Sie in jener Nacht zu überrumpeln, (ich geſteh' es Ihnen jetzt frei und offen, denn das Billet der Gräfinn war erzwungen,) doch meine Liſt gelang nicht, ſie behaupteten, daß der Fremde noch gar nicht angelangt ſey — — "

Und ſo war es auch.

„Ohne jetzt zu prüfen, ob die Freundſchaft gegen die Gräfinn es Ihnen vergönnt, mir die Wahrheit zu ſagen, erlauben Sie mir nur noch folgendes: daß Sie von dem Unbekannten, an deſſen Auffinden Sr. Majeſtät dem König alles liegt, durchaus nähere Notiz haben, iſt mir mehr als zu klar. Allein, was kann Ihnen dieſer Menſch, der offenbar ein Böſewicht ſeyn, und ein Majeſtätsverbrechen begangen haben muß, intereſſiren — ?

gleichwohl können Sie sich dem Staate durch Nennung seines Aufenthalts verdient machen und — meinen einzigen Sohn retten.“

Aber wenn ich Ihnen heilig versichere, Herr Major! daß ich des Unbekannten Aufenthalt nicht kenne, daß er in jener Nacht, wo er nach der Versicherung der Gräfinn bei mir eintreffen sollte, wirklich nicht eintraf, was . . .

„(verdrüßlich) Ach! Sie wollen meinen Sohn nicht retten!“

Und überdieß befremdet mich Ihr Antrag, Herr Major! nicht wenig. Ich soll der Verräther eines Menschen werden, der mich nie beleidigte?

„O! Herr Baron! sehen Sie die Sache nicht mit so ernsten Augen an.“

Ein Menſchenleben iſt eine ſehr ernſte Sache.

„Wohl wahr, denn wenn ich in dem Garten der nachbarlichen Villa nicht erſchienen wäre, ſo wandelten Sie itzt an den Ufern des Styx.“

Der Baron beachtete den Vorwurf und ward auf einmal ſtumm, dennoch fühlte er nicht die leiſeſte Anreizung, ein Geheimniß zu verrathen, auf das ſeine geliebte Gräfinn ſo viel Werth gelegt hatte. Der Schmerz des Majors über ſeinen unglücklichen Sohn griff ihm zwar ſehr ans Herz, aber es war durchaus nicht möglich, ihm den Unbekannten aufzuopfern, da er mit der Moralität ſeines Fehlers nicht im geringſten bekannt war.

Der Major entfernte ſich endlich mit der Bitte; ſich bis Morgen eines Beſſern zu beſinnen. Er ſetzte hinzu:

„Ich ehre Ihre Gründe, nach denen Sie den Aufenthalt des Unbekannten verheimlichen; wenn Sie aber meinen Schmerz, den Schmerz eines gebeugten Vaters, erwägen; wenn Sie das Interesse, das Sie für einen unbekannten Menschen fühlen, in die eine Wagschaale und Ihre Dankbarkeit, die Sie mir für die Rettung Ihres Lebens schuldig sind, in die andere legen wollen, so bin ich fest und vollkommen überzeugt, daß Sie, falls Ihnen das Geheimniß der Gräfinn angehört, auch schon morgen im Stande sind, meine Thränen zu trocknen.“

Der Major sagte die letztern Worte mit schwankender Stimme, und Tommasini fühlte sich sehr gerührt, aber sein Entschluß, den Aufenthalt des Unbekannten um keinen Preiß zu verrathen, blieb

unerſchütterlich feſt in ſeine Seele gegraben.

Tommaſini verſank nun wieder in ſeine alten Träume und zählte die Minuten, wo er ſeinen getreuen Paolo zurückerwartete, aber eine Stunde nach der andern verſtrich und kein Paolo erſchien. Es wurde Abend und noch immer kam er nicht. Verdrüßlich über das ungewöhnlich lange Ausbleiben deſſelben warf er ſich auf ſeinem Lager hin und her, ſuchte ſeinen Unmuth durch Schlaf zu verbannen und entwarf tauſend Plane, um von ſeinem Abentheuer, das ihn itzt einzig beſchäftigte, ſichere Kunde einzuziehen, allein ſein Kopf war ſo wüſt, daß er auch nicht einen leichten Gedanken faſſen konnte.

Endlich nach langem Harren pochte jemand leiſe an der Thür. Dem Baron

ſchlug das Herz, denn er dachte nichts gewiſſeres, als daß es Paolo wäre, der nun mit Depeſchen von ſeiner geliebten Amalfi beladen, zurückkehre. Die Thür öffnete ſich und eine ſchlanke Geſtalt, in Paolos Kleidung geworfen, wurde ſichtbar.

Nur näher, näher, Paolo, rief Tommaſini. Wir ſind allein. Was bringſt Du mir für Nachrichten? Mit Ungeduld hab' ich Deiner Ankunft entgegen geſehen.

„Und was erwarten Sie?“ fragte lispelnd der vermeinte Paolo.

Nachrichten von der Gräfinn —; von ihr, von keiner andern Seele ſprich.

Die Geſtalt nahete ſich ſeinem Bette, ergriff mit abgewandtem Geſichte ſeine Hand und rief:

„Tommaſini! ich danke Ihnen!“

Mein Gott! entgegnete der Baron, welch' ein Ton! welch' eine Stimme!

„Ich bin es ſelbſt," erwiederte die Geſtalt und — Tommaſini erkannte die Gräfinn, in Paolos Kleidung.

Siebentes Kapitel.
Amabellens Erſcheinung.

Iſt es möglich! Signora! Sie ſelbſt und in dieſer Mummerei?! —

„Ruhig, mein Freund! werden Sie nicht zu laut. Nur wenige Minuten ſind mir vergönnt, um mit Ihnen zu plaudern. Sind wir allein?"

Ganz allein! entgegnete der Baron, der ſich kaum von ſeinem Erſtaunen er-

holen konnte, niemand kann uns beherrchen. — Aber, mein Himmel! wie kommen Sie in dieſe Kleidung?

„Paolo, Ihr treuer Diener, hat mich endlich nach langen Bemühungen, gefunden und mir die Begebenheiten der vorigen Nacht erzählt, die ich bis itzt nur ſtückweiß kannte. Mein Plan war ſogleich fertig; ich muſte Sie ſehen und ſprechen, es koſte auch, was es wolle; ſeine Kleidung half den Betrug, mit dem ich die Bewohner dieſer Villa zu täuſchen hoffte, hinlänglich beſchönigen.“

O! Arabella! welche Güte —

„Still, mein Freund, das was Sie Güte nennen, iſt nur ein Theil meiner Schuld, den ich abtrage. Sie haben um meinetwillen Ihr Leben gewagt, Sie haben das Leben eines unglücklichen Man-

nes erhalten, das mit dem meinigen unzertrennlich verbunden iſt.“

Der Unbekannte, rief der Baron mit Beklemmung (denn dieſe Schilderung der Gräfinn entzündete ſeine Seele mit Eiferſucht) der Unbekannte ſcheint Ihnen ſehr am Herzen zu liegen —

„So iſt es. Mein Leben hängt von dem ſeinigen ab. Retten Sie es, und ich will Ihnen überſchwenglich lohnen.“

O! Amabella —

„Dieſen Namen ſollen Sie mir geben, wenn ich alle Berge von Hinderniſſen überſprungen habe, die ſich mir in den Weg werfen. — Jetzt, edler Mann! muß ich mich entfernen. Der Lauſcher um uns ſind zu viele. Ich wollte Sie nur ſehen, nur einen Augenblick ſprechen, Ihnen in dieſem Drucke der Hand mein

nen Dank bringen. Im Verborgenen, entzogen den Augen der Späher, handle ich für Sie und mich.“

Wie? Sie wollen mich verlassen, und ich weiß nichts — gar nichts von den Begebenheiten der vergangenen Tage, von Ihren Schicksalen, von allem, was sich zutrug, als . . .

„Hier sind einige Papiere, die ich heute Morgen für Sie aufgesetzt habe, nachdem es mir nicht vergönnt war, gestern zur Nacht nach Gianettens Verwandlung, mit Ihnen in der Grotte zu sprechen. Leben Sie wohl, mein ädler Freund!“

Sie riß sich los und verschwand.

Der Baron schien wie von einem süßen Traum zu erwachen, als er sich wieder allein sahe und in der That — er würde

würde die ganze liebliche Erſcheinung auch wirklich für nichts weiter als für einen Traum gehalten haben, wenn ſein Blick nicht auf die Papiere gefallen wäre, die er noch in der Hand hielt.

Ohne Zeitverluſt (denn ſeine Begierde, um zu erfahren, wer der Unbekannte ſey und in welcher Beziehung die Gräfinn mit ihm ſtehe) ſtand in vollen Flammen, ohne Zeitverluſt entfaltete er die Papiere und las:

„Als ich bei Ihnen in der Villa Reale mich befand, erhielt ich, wie Sie wiſſen, durch einen fremden, mir aber ſehr wohlbekannten Diener ein Billet, deſſen Inhalt mich in die größeſte Beſtürzung verſetzte. Man meldete mir nämlich, daß mein unglücklicher Freund auf der Villa, von wo aus er dieſe Nacht zu Ihnen

kommen ſollte, entdeckt und flüchtig geworden ſey. Er habe allein ohne Führer und zu Fuß die Villa verlaſſen u. ſ. w. Sie können ſich mein Entſetzen denken; es war mir ohnmöglich, länger bei Ihnen zu bleiben und in Muſik und Tanz meine Pflichten zu vergeſſen, die mich einem unglücklichen Flüchtling nachſandten, dem ich Liebe, Achtung und heißen Dank ſchuldig bin. Ich reiſte ſchnell ab und begab mich, durch Ihre Güte unterſtützt, nach der Villa, wo ſich der Unbekannte aufgehalten hatte, um die nähern Umſtände des militäriſchen Ueberfalls und ſeiner Flucht zu erfahren, aber ehe ich noch dort anlangte, wurde ich ſchon von ſeiner glücklichen Rettung überzeugt. Ich fand ihn wieder, aber er nirgends Sicherheit —; und jetzt mit ihm nach Neapel zurückzureiſen — war ohnmöglich, weil ich wußte, daß es dort von Spionen

wimmle, die ſeine Freiheit um eine Zechi-
ne verkaufen würden.“

„Unſtät und flüchtig wanderte nun der Arme aus einer Villa in die andere, bis ich mit ihm auf dem Schloſſe einer Freundinn anlangte, die mir ſichern Schutz zu gewähren verſprach. Hier ſollte der Unbekannte einige Zeit verweilen und dann erſt nach Villa Reale abreiſen, um ſich den Aufenthalt auf Ihrem Schloſſe zu erbitten.“

„Wer hätt' es denken ſollen, daß in dem Schloſſe meiner Freundinn ein ſo ſchwarzer Verräther lauern würde? — ach! ſeine Bosheit dachte auf die ſchändlichſten Ränke, um meinen Freund zu vernichten.“

„Kaum war nämlich der Unbekannte einige Zeit fort — ich blieb, um den

Wunsch meiner Freundinn, die mich seit Jahren nicht gesehen hatte, zu erfüllen, noch ein paar Tage hier, — als der Ihnen wohl bekannte Major Veronio erschien, um auf Befehl des Königs den Unbekannten gefangen nach der Hauptstadt zu führen. Er examinirte mich dabei auf das schärfste und betheuerte, daß ich von allem unterrichtet sey, was den Unbekannten beträfe, daß ich also auch seinen jetzigen Aufenthalt genau kennen müsse, u. s. w."

„Anfangs wollt' ich mich aufs Leugnen legen, auch meine Freundinn sparte keine Versicherungen, um ihn von der Aechtheit meiner Versicherung zu überzeugen, allein er blieb dabei, daß der Unbekannte nur einige Nächte in der Villa zugebracht, und dann unter meinen Segnungen und Wünschen weiter gereist sey.

Als ich auch jetzt noch leugnete, stellte er mir einen unverdächtigen Zeugen der Wahrheit unter die Augen, der mir so viele unwiderrufliche Gründe vorlegte, daß ich endlich da stand beschämt und überführt. Und dieser Zeuge — war der eigene Bruder meiner Freundinn, ein verwerflicher, schlechter Mensch, dem es süße Wonne war, einen Unglücklichen noch elender zu machen, als er schon war. Er hatte mich, um hinter unsere Geheimnisse zu kommen, bei einem vertrauten Gespräch mit dem Unbekannten belauscht und dem Major, den er unvermuthet, ohnfern der Villa getroffen hatte, mein ganzes Geheimniß für eine Belohnung des neapolitanischen Hofes verrathen."

„Was sollt' ich thun? Meine todtenblassen Wangen verriethen mich, ich stammelte, sank auf ein Sofa und rief außer

mir: „So erbarme ſich der Ewige des Unglücklichen.“

„Signora, rief der Major! es kann ſie jetzt nichts retten, als ein freies, offenes Geſtändniß. Ich will nicht unterſuchen, in wie weit ihnen der Unbekannte angeht, ſo bald ſie mir offen und frei bekennen, wohin er ſeinen Weg genommen hat? Thun ſie das aber nicht, ſo ſind ſie meine Gefangene und ich nehme ſie augenblicklich mit nach Neapel, wo man ſie zwingen wird, den Aufenthalt ihres Schützlings zu nennen.“ Sie können ſich meine grenzenloſe Verlegenheit denken. Welches Mittel ſollt' ich itzt ergreifen um den Anfechtungen zu entfliehen, die mir droheten?! Tauſend Pläne, um mich aus dieſer Schlinge zu winden, durchkreutzten ſich in meiner Seele, aber keiner war nach meinem Sinne. Ich

ſuchte den Major von ſeinem ſchrecklichen Vorſatze abzubringen; ich beſchwor ihn mit Thränen und er war gerührt; ich bot ihm die Hälfte meines Vermögens, und ſein Herz verſchloß ſich mir wieder von neuem.“

„Signora! rief er, ſie irren ſich ſehr, wenn ſie meine Pflicht durch Geld mir abzukaufen gedenken. Ich hatte Mitleid mit ihren Thränen, ich fühlte den Schmerz, den ſie bei dem Unglück ihres Freundes empfanden, aber verronnen iſt jetzt alle Theilnahme, nachdem ſie ſchwach genug ſind, mich als einen gemeinen Menſchen zu behandeln, der durch Gold und Verſprechungen geblendet, ſeiner Pflicht ſich entbinden kann. — Sie zwingen mich zur äußerſten Härte und ich muß ſie bitten, mit mir den Wagen zu beſteigen und mir nach Neapel zu folgen.“

„Ich war außer mir. Nach Neapel ihm folgen? — Nein! das (rief eine Stimme in mir) — das darfst du nicht, wenn du nicht dich und ihn plötzlich mit einem Streiche zu Boden schmettern willst. Mein Genius siegte; er lispelte mir neue Hoffnungen ins Ohr, mein Glaube an Ihre Klugheit erwachte und ich wagte es, einen Schritt zu thun, der mich auf einmal von diesem lästigen Gaste befreiete. Ich nannte Sie, Herr Baron, als den Mitwisser meines Geheimnisses, doch nur in so fern, als Sie bei der Sache wirklich interessirt waren. Des Majors Blicke erheiterten sich, schon glaubt' ich seiner Schlinge auf immer entgangen zu seyn, als der Bruder meiner Freundinn noch einmal auftrat und mich fragte: „Wie denn das Schloß heiße, wo Tommasini den Unbekannten verborgen halte?“

„O! welch' ein neuer Schmerz! Auch das hatte der Böſewicht in meinem Geſpräche mit dem Unbekannten belauſcht. Ich zitterte und der Major drohete aufs neue.“

„Ich weiß nichts, entgegnete ich, von dem Schloſſe, wenigſtens kenn' ich deſſen Namen nicht.“

„Nun wohl, erwiederte der Major, bei ſolchen Kleinigkeiten wollen wir uns nicht aufhalten und damit ich bei dem Baron nicht neuen läſtigen Fragen und Unterſuchungen ausgeſetzt bin, ſo will ich ihnen, um mir alle Weitläuftigkeiten zu erſparen, ein paar Zeilen an ihn in die Feder diktiren.“

„Trotz alles Sträubens mußt' ich mich ſetzen und jenes Billet ſchreiben, welches Sie von mir durch den Major

empfiengen. Aber auch hier verließ mich mein Glaube an die Vorsicht und Ihre Klugheit nicht.“

„Er wird den Betrug ahnen, dacht' ich und um alle Pläne des Ungeschicks zu vereiteln, willst du nach der Abreise des Majors sogleich einen reitenden Boten nach Neapel senden, der den Baron von allem unterrichten wird.“

„Dieß geschah. Der Major fuhr fort und auf einem andern Pfade flog mein Bote nach Neapel zur Villa Reale, aber auch diese Vorsicht wurde vereitelt; kurz vor Neapel stürzte der Bote mit dem Rosse und todt hob man ihn von der Erde auf. O! wie dankt' ich itzt wiederum meinem Geschicke, daß ich meinen Vertrauten, alles, was er Ihnen sagen sollte, nicht schriftlich sondern mündlich mitgegeben hatte. Wie leicht hätte itzt seine

Depeſche in unrechte Hände fallen kön-nen, ſtatt, daß itzt mein Geheimniß mit ſeinem Leben verloſch.“

„Was nun ſich zutrug, wiſſen Sie bereits. Sie ahneten den Betrug und ſchickten den Major unverrichteter Sache zurück. Er muß die Fabel daß der Frem-de bei ihnen wirklich *nicht* angelangt ſey, *damals* wenigſtens geglaubt ha-ben, denn außerdem würden Sie ihn ſo bald nicht los geworden ſeyn oder es hat ihm ſelbſt unmöglich geſchienen, daß der Unbekannte wirklich *kühn genug ſeyn könnte*, eine Minute in Neapel zu ver-harren. Das, was er nachher wagte, um Ihnen mein Geheimniß zu erpreſſen, ſind nichts, als Probeſchüſſe, welche ihm die Angſt eingab, denn itzt liegt ihm ei-ne goldene Belohnung von Seiten des Hofes, *wenn* er den Flüchtling überlie-

fert, nicht mehr an Herzen. Ach! ich bedauere ihn, das Unglück seines Sohnes nöthigt ihn zu Schritten, die mit der Verzweiflung im genauen Bunde stehen.“

„Den Tod meines treuen Boten erfuhr ich noch in der Villa meiner Freundinn, die mich endlich mit Thränen und Küssen von sich ließ. Ich gieng nach Neapel, um aus Ihrem Munde den fernern Verlauf der Begebenheit zu erfahren, als neue Stürme über meinem Haupte sich sammelten. Erlassen Sie mir eine nähere Zergliederung davon — die Zeit ist noch nicht erschienen, wo ich sie Ihnen vertrauen darf. Genug, ich wurde von einer Zeit zur andern abgehalten, Sie zu sprechen, ich wagte es nicht einmal, in meinem Palais zu Neapel zu wohnen, weil ich den Major und seine Kreaturen fürchtete. Still und ohne Ge-

räuſch bezog ich die Villa meines — — nein! ich darf auch dieſen Namen Ihnen noch nicht nennen. Nur ſo viel ſey mir zu ſagen erlaubt, hegen Sie kein Miſstrauen gegen Thomani. Er iſt mein Freund und befindet ſich in dem Beſitz aller meiner Geheimniſſe. Er liebt Sie; er betet für Sie. Ich und er würden Sie erſuchen, falls es Ihnen Ihr Arzt vergönnte, das Bette zu verlaſſen, und in ſeiner Villa einzuſprechen, aber ich bin dermaaßen von Lauſchern umgeben, Thomani hat ſo viele Feinde in Neapel, die jeden Blick ſeines Auges beobachten, daß ich bei jedem Schritte, den ich höre, zittern und durchaus jeden auffallenden Beſuch vermeiden muß. Doch Sie ſehen und ſprechen — davon konnte keine Gewalt der Erde mich abhalten. Sie haben für mich Ihr theures Leben gewagt, Sie haben mir einen Menſchen gerettet,

ohne den ich höchst unglücklich seyn würde, aber es wird eine Zeit kommen, wo ich — vergelten kann und ich — werde vergelten.“

„Ihr treuer Paolo hat mich gesprochen. Seiner Kleidung bedien' ich mich, um ungesehen einen' Besuch abzulegen, denn auf sein Gewand wird man ja wohl weniger achten, als irgend auf eins. Von ihm hab' ich alles erfahren, was ich zu wissen wünschte, auch, daß sich der Unbekannte wohl befindet. Schicken Sie Paolo nicht wieder zu mir, denn morgen bin ich nicht mehr in der Villa. Geschäfte rufen mich aus Neapel. In kurzem kehr' ich zurück und dann — sollen Sie mehr wissen. Wenn es Ihre Gesundheit nur im mindesten erlaubt, so verlassen Sie die Villa des Majors. Thomani wünscht es. Gehen Sie nach

Villa Reale. Dort nur kann er Sie ſprechen und — er muß Sie ſprechen.“

„Dieſe Papiere vernichten Sie.“

A. A.

Achtes Kapitel.
Der Ex-Jeſuit.

Gedankenvoll ließ der Baron die Papiere fallen, denn immer dunkler wurden ihm der Gräfinn Geheimniſſe. Die Perſon des Unbekannten, der auf einer Seite in dem Herzen Amabellens eine große, wichtige Rolle ſpielte, die nahe an die Rolle eines Verliebten grenzte und auf der andern, aller Wahrſcheinlichkeit nach ein Staatsverbrechen nicht gewöhnlicher

Art begangen haben mußte, weil der Regierung so außerordentlich viel an seiner Habhaftwerdung lag, kam ihm von Minute zu Minute seltsamer und bedeutender vor. Die Eifersucht schien einigemal in ihm zu erwachen, aber da fielen ihm die Worte der Gräfinn: „Es wird eine Zeit kommen, wo ich vergelten kann und ich — werde vergelten“ wieder ein und weggewehet war aller Argwohn, getilgt jeder giftige Zweifel, „denn in was anderm könnte (rief er) diese Vergeltung bestehen, als eben in ihrer Gegenliebe? Mit ihrer Freundschaft kann sie mich nicht belohnen wollen — besitz' ich sie nicht schon? — — Und dieser Thomani, dieses arglistige, jesuitische Faunengesicht, dieser Mensch mit der Janusphysiognomie — — dieser ist Mitwisser ihrer Geheimnisse? Dieser will mich besuchen? In dem Herzen dieses Mannes, den ich sonst

ſonſt gleich einem böſen Geiſte flieh, ſoll ich meine Empfindungen und meine Träume niederlegen? Wahrlich, ich bin einem ſeltſamen Spiele zu Theil worden und Amabella iſt ein Weſen, das ich nicht ergründe. (nach einer Pauſe) Aber darinnen hat ſie Recht. Hier in dieſer Villa kann und darf ich nicht länger bleiben. Ich will nach Villa Reale und dort mit ruhigem Gemüthe mein Schickſal abwarten."

Dieß geſchah. Tommaſini ließ ſich nach Villa Reale bringen, ſo ſehr ſich auch der Arzt dagegen ſträubte. Der Major, der eben in dem Augenblicke, als Paolo mit der Sänfte erſchien, ſeinem kranken Gaſte einen Beſuch abſtatten wollte, runzelte die Stirne gar ſehr, als er hörte, daß er ihn entbehren müſſe, denn noch immer ließ er die Hoffnung nicht

schwinden, der Baron werde sich seiner Angst erbarmen und durch die schnöde Verrätherei eines ihm empfohlenen Mannes die Freiheit seines Sohnes retten. Aber Tommasini, so gern er auch auf eine andere Art dem Major die Hand zur Rettung geboten hätte, blieb hier taub gegen alle Beschwörungen und berief sich, um den Quälgeist mit einemmale zurückzuweisen, sich aber auf immer zu rechtfertigen, auf seine vorige bestimmte Erklärung, daß er nämlich den Aufenthalt des Unbekannten nicht kenne.

Er kam in Villa Reale an und genaß durch gute Abwartung und Pflege seines treuen Paolo in kurzer Zeit von seinen Wunden, welches er um so wärmer wünschte, da er sich nach einer Reise nach dem Schlosse im Gebirge sehnte, indem er dort von so manchen Dingen Aufschluß

erwartete, die ſeine Einbildungskraft, von deren Träumen ſein Herz immerwährend abzuhängen pflegte, nicht wenig peinigten. Uebrigens wunderte er ſich, daß, trotz Amabellens Verſprechen, Thomani noch nicht bei ihm erſchienen war. Eines Theils war er herzlich froh, daß er ihn mit ſeinem Beſuche verſchonte, auf der andern Seite aber ſchmerzt' es ihn auch wieder, weil er eine gewiſſe Zurückſetzung des Jeſuiten in dieſem Mangel des Beſuches zu finden vermeinte.

Der Reiſewagen war angeſpannt, eben ſtand der Baron im Begriff, in Begleitung ſeines Paolo nach dem Schloſſe abzureiſen, als ihm der Exjeſuit gemeldet wurde.

„Thomani?" rief er beklemmt und ängſtlich.

Er ſelbſt, entgegnete Paolo. Er befindet ſich im Vorzimmer.

„Mein Himmel — jetzt — ich bin ſo wenig auf ſeinen Beſuch vorbereitet — was ſoll ich ihm ſagen —“

Ey! Herr Baron, ſagte Paolo, warum ſo ängſtlich? Ein Jeſuit iſt ja kein Ungeheuer. Erwarten Sie von ihm, was er Ihnen ſagen wird.

„Nun wohlan! laß ihn kommen, entferne Dich dann, aber bleib in der Nähe, denn dieſem Menſchen trau' ich nicht, trotz Amabellens Empfehlung.“

Paolo gieng und Thomani trat herein. Eine auffallende, höchſt frappirende Phyſiognomie, in der Geiſt, Liſt, Verſchlagenheit, mit Ernſt und bitterer Laune vermiſcht, lag; ein Geſicht, welches bald anzuziehen bald zu entfernen geneigt

ſchien und mit Blicken bewaffnet war, die tief in das menſchliche Herz drangen. Thomani blieb nach einer kurzen Verbeugung an der Thür des Zimmers ſtehen und fixirte den Baron ſehr ſtark, inzwiſchen dieſer in die gröſteſte Verlegenheit gerieth und ſich am Seſſel feſthielt, um ſeine zitternde Verwirrung zu verbergen.

Thomani trat ein paar Schritte näher und ſagte mit ernſtem Tone.

„Herr Baron, mit Trauer hab' ich vernommen, daß Sie verreiſen wollen.“

So iſts, hochwürdiger Herr!

„Ich billige die Abſicht ihrer Reiſe, aber keinesweges die Reiſe ſelbſt.“

(verwundert) Wiſſen Sie denn, mein Vater! wohin ich reiſe?

„Allerdings. Ihr Ziel iſt auf Mori-

no (so hieß das Schloß im Gebirge) gerichtet."

Der Baron war erstaunt, als er seine geheimsten Gedanken verrathen sah, denn außer Paolo wußte kein Mensch von dieser Reise etwas und auf Paolos Verschwiegenheit konnt' er rechnen; inzwischen kam ihm dieses Errathen (denn weiter konnt' es doch nichts seyn) wiederum sehr natürlich vor, indem ja Thomani durch Amabellens Vertrauen den geheimen Winkel seines Herzens und alle die Gegenstände, die es interessirten, genau kennen konnte.

„Aber warum billigen Sie meine Reise dahin nicht?" setzte Tommasini das Gespräch fort.

Weil Sie auf dem Wege von Räubern angefallen werden.

„Und das wiſſen Sie im voraus?“

Reiſen Sie nicht nach Morino, ich bitte innig darum. Kaum ſind Sie hergeſtellt und Sie wollen ſchon von neuem wieder der Gefahr ſich ausſetzen.

„Ich will meinen Gaſt kennen lernen; ich bin es der Höflichkeit ſchuldig, daß ich mich ſelbſt einmal nach ſeinem Befinden erkundige.“

O! ſchlagen Sie keinen Nebenweg ein, mein Sohn. Nicht um der Höflichkeit den Zoll zu entrichten, nicht um den Gaſt kennen zu lernen, treibt Ihr Herz Sie nach dem Schloſſe; ein anderes Verlangen glüht in ihm, Sie hoffen dort Amabellen zu finden —

Der Baron entfärbte ſich.

Sehen Sie wohl, ich habe Sie er-

tappt? Aber bleiben Sie hier — Amabella ist nicht dort zu finden.

„Wo ist sie denn?“

Sie werden sie sehen und sprechen, sobald es Zeit ist. (näher tretend) Herr Baron! es liegt im Innersten Ihres Herzens ein Argwohn, der mir nicht gefällt. Sie haben kein Vertrauen zu mir, Sie halten mich für einen Menschen, zu dem Sie kein Herz fassen können, Sie fürchten mich.

„Hochwürdiger Herr! Sie irren, wenn — —“

Still! still! keine Entschuldigung. Ich kenne die Menschen, mithin auch Sie. Meinem Blicke entgeht nichts, er hat auch Ihr Herz getroffen. Aber damit Sie sehen, wie sehr Sie mich verkennen, so geb' ich Ihnen sogleich einen

Beweis von meiner Liebe für Sie. — Wir sehen uns wieder in der heiligen Kapelle zu Florida.

Mit diesen Worten entfernte sich der räthselhafte Mensch ohne Verbeugung und Abschied und ließ den Baron höchst erstaunt zurück.

Neuntes Kapitel.
Pater Glorioso.

Nun? sagte Paolo lächelnd, als er nach dem Abgange des Mönchs wieder hereintrat, nun? er ist fort —

„Fort zwar, entgegnete der Baron, aber das Wesen seiner Unbegreiflichkeit ist bei mir zurückgeblieben. — Sage mir

aufrichtig Paolo! iſt wegen unſerer Reiſe in der Villa des Jeſuiten oder nachher anders wo? irgend ein Wort Deinen Lippen entwiſcht — "

Wie können Sie das von mir denken? Von den Geheimniſſen meines Herrn pfleg' ich nicht zu ſprechen.

„Ich glaube Dir" ſagte Tommaſini, dem treuen Diener die Hand drückend und gieng in Gedanken verſunken auf und ab.

Nach einer Pauſe rief Paolo:

„Wollen Sie nun einſteigen?"

Laß abſpannen, Paolo, entgegnete der Baron. Wir reiſen nun nicht.

Paolo ſagte nichts darauf, aber er ſchüttelte bedenklich den Kopf, gieng auf den Hofplatz der Villa und ließ ausſpannen.

Inzwiſchen dachte der Baron nochmals reiflicher über alles nach, was ihm Thomani geſagt hatte, aber da er das itzt mit ruhiger Unbefangenheit that, ſo ſchien ihm der Gehorſam, den er in Hinſicht ſeiner abbeſtellten Reiſe gegen Thomani beobachtete, etwas zu ſklaviſch.

„Nein! rief er mit Entſchloſſenheit, Tommaſini! du mußt zeigen, daß du ein Mann biſt! Dieſer Thomani — was will er von deinem Schickſale wiſſen? Er räth dir die Reiſe ab, weil es ſeinem Plan zuwider iſt; er will dich ſchrecken, um ſeinen Worten ein Gewicht zu geben. Laß ihm fühlen daß dein Unglaube an ſeine Kraft ſtärker iſt, als ſein Glaube an meine Schwachheit. Ich will durchaus unabhängig ſeyn von allen Mönchsintriguen und — keine Macht der Pfafferei ſoll mich von dieſer Reiſe abhalten. Laß ſehen, du

tiefſchauender Jeſuit, ob deine mir angedrohten Räuber erſcheinen. (rufend) Paolo!

Der Gerufene erſchien.

„Laß wieder anſpannen," ſagte Tommaſini freudig, gleichſam als ob er aus einer großen Sklaverei gerettet worden wäre.

Sie haben ſich anders beſonnen, das iſt Recht!

Mit dieſen Worten machte er links um und in wenigen Minuten ſaß der Baron im Wagen und rollte vergnügt durch die üppigen neapolitaniſchen Gefilde.

Die Reiſe gieng ungehindert vor ſich, und ſchon triumphirte der Baron, daß er über den räthſelhaften Mönch den Sieg davon getragen hätte, als ſich der Wagen einem Wäldchen näherte. Ihm fiel

der Gedanke bei, daß dieß Wäldchen vielleicht der Probierſtein der jeſuitiſchen Wahrſagung ſeyn mögte und um auf alle Fälle gefaßt zu ſeyn, legte er ſeine Piſtolen und ſeinen Degen zurecht. Paolo that ein gleiches, allein ſie waren mit dieſem von ihrer Vorſichtigkeit bedungenen Geſchäfte noch nicht einmal fertig, als eine Kugel dicht vor Paolos Kopf vorbei pfiff und ihrem flüchtigen Laufe noch ein paar andere folgten, welche jedoch eben ſo wenig trafen, als die erſte. Der Baron ſtutzte, ließ halten und griff ſchnell nach ſeinen Piſtolen, um dem erſten Angriffe zu begegnen, allein in dieſem Augenblicke war auch ſchon der Wagen von mehr als zehn Räubern umringt, von denen einige den Gäulen in die Zügel fielen, die andern den Kutſcher vom Bocke riſſen, wieder andere ſich Paolos bemächtigten und mit dem Baron anbau-

den. Dieſer hatte ſeine beiden Piſtolen unnütz abgebrannt, jetzt griff er wüthend nach dem Degen und wehrte ſich tapfer, allein ein Schlag, den er auf den Kopf erhielt, machte ihn zum fernern Gefecht untüchtig und ſchmetterte ihn ſo heftig zu Boden, daß ihm alle Sinne vergiengen. Paolo ſelbſt war zu ohnmächtig, um ſich gegen eine ihm ſechsfach überlegene Macht zu vertheidigen und ſah nun ruhig zu wie die Gauner über den Wagen herfielen, um ihn zu plündern, doch kamen ſie damit nicht ganz zu Stande. Hinter dem Wäldchen lag an einer Bergkette ein Kapuzinerkloſter. Man hatte dort die Schüſſe gehört. Die frommen Mönche ſandten ſogleich ihre Kloſterknechte aus, um den Unglücklichen, die dort, wie ſie ſogleich vermutheten, von Räubern angefallen ſeyn mögten, mit Hülfe beizuſpringen.

Mehr als funfzehen Knechte, mit Knütteln und Hacken bewaffnet, drangen jetzt aus dem Walde dem Schauplatze zu, wo der Baron noch immer seiner Sinne beraubt, ohnmächtig im Wagen lag. Die Räuber flohen, als Paolos Sukkurs sich nahete und ließen das Beste von ihrer Beute zurück. Paolo aber schlug dankend die Hände zusammen und versetzte dem einen Räuber noch fliehend einen Hieb auf den Arm, daß er fluchend den übrigen nachstürzte.

„Was gibts hier? Was ist geschehen?“ riefen die Knechte, als sie anlangten.

Seht selbst, entgegnete Paolo. — Verfluchte Geschichten, aber darum nicht selten in unserm gesegneten Lande. (seinen Herrn erblickend) Ach! mein armer Herr!

Die Klosterknechte traten nun auch an den Wagen und sprangen dem Baron bei, der am Hinterkopfe heftig blutete.

„Ey! ey! sagte einer, dem haben die Gauner arg mitgespielt. Wer ist er denn?“

Mein Herr, der Baron Tommasini von Neapel.

„Wo gedenkt er hin zu reisen?“

Jetzt dahin, wo man seine Wunden verbinden kann.

„O! das ist nicht zu weit. Wir sind Laienbrüder aus dem nächsten Kapuzinerkloster. Pater Glorioso hat eine Wundsalbe, die Deinem Herrn gute Dienste thun wird.“

Desto besser. So laßt uns keinen Augenblick säumen, um den ehrlichen Vater zu grüßen. Wo liegt das Kloster?

„Einen

„Einen Büchsenschuß von hier, gleich hinter dem Walde, nahe an der Bergkette.“

Der Kutscher bestieg seinen Sitz und fuhr langsam den Laienbrüdern nach, welche dem Wagen vorausschritten, um den Weg zu zeigen. Kaum kamen sie aus dem Wäldchen heraus, als sie das Kloster, eine Reihe schöner Gebäude, im Thale liegend erblickten, an dessen Ende sich große Bergmassen in die Höhe thürmten.

Kaum langten sie vor dem Kloster an, als ihnen der Pförtner das Thor öffnete. Mehrere junge Mönche erschienen, um dem Kranken beizuspringen, der noch immer, in Todesschlummer hingestreckt, seiner Sinne nicht mächtig war. Unter diesen Mönchen befand sich auch Pater Glorioso, der Arzt des Klosters. Er befahl, daß man den Baron sogleich in ein Bette

ſchaffen mögte, welches der Abt des Kloſters hergab. Der Abt, ein alter, aber ſehr freundlicher Mann, erſchien, öffnete ſelbſt das für den Baron beſtimmte Zimmer und beſorgte tauſend Kleinigkeiten, um dadurch die Bequemlichkeit des Verwundeten zu ordnen und ſeine Geneſung zu befördern.

Schon eine geraume Zeit hatte ſich der Baron unter den pflegenden Händen des Pater Glorioſo befunden, als er die Augen aufſchlug. Er glaubte ſich noch im Walde unter den Händen der Räuber und rief wüthend nach dem Schwerdte, bis ihn Glorioſo und die andern, um ihn herſtehenden Mönche von ſeinem Irrthume überzeugten. Paolo war nicht zugegen, ſondern befand ſich grade in der Zelle des Abtes, der ihn über mancherlei Dinge ſehr ſcharf, aber doch immer ſo be-

hinlänglich ausforſchte, daß Paolo deßhalb nicht den geringſten Verdacht ſchöpfte.

„Mein Himmel! rief endlich der Baron und ſeine Augen fielen muſternd auf die Gegenſtände um ihn her — wo bin ich denn?“

In den Händen Ihrer Freunde, entgegnete Glorioſo.

„Wie bin ich hieher gekommen?“

Man gab ihm davon eine kurze Erzählung.

„Wo iſt Paolo?“

Bei dem hochwürdigen Abt.

„Wie heißt dieß Kloſter?“

Die heilige Kapelle zu Florida.

Mit ſtarren Augen, getroffen wie vom

Donnerstrahl hieng der Baron an dem Munde des Mönchs als er ihm diese Antwort gab. Langsam wiederholte er die Worte „die heilige Kapelle zu Florida" gleichsam, als ob er seinen Ohren nicht traue, denn zu seiner höchsten Verwunderung fand er nicht nur die Aussage Thomanis, daß ihn nämlich Räuber auf dem Wege anfallen würden, bestätiget, sondern auch der erste Schritt zur Wiederfindung in der Kapelle, welche ihm Thomani bezeichnet hatte, war gethan.

Dieser Gedanke ergriff ihn so lebhaft, erschütterte ihn dermaßen, daß er eine Zeit lang kein Wort hervorbringen konnte. Nachdem er sich einigermaßen wieder gesammelt hatte, ergriff er des Paters Hand, und fragte ihn schnell, ob er den Exjesuiten Thomani kenne? Er faßte den Mönch bei dieser Frage scharf ins Auge

und prüfte jede ſeiner Muſkeln, ob eine etwa ſeine Bekanntſchaft mit jenem Menſchen verriethe. Aber ganz ruhig und unbefangen erwiederte der Mönch:

„Ich kenn' ihn nicht.“

Paolo trat itzt herein.

Ach! Paolo, rief Tommaſini und ſtreckte ihm die Hand entgegen. Ein ſchlimmes Omen für unſere Reiſe. Wie hoch iſt es an der Zeit?

„Es iſt ſchon ſehr ſpät, fiel der Vater dem Diener ins Wort. Heute können Sie nicht weiter reiſen.“

Ich finde das ſelbſt, Herr Baron! ſagte Paolo. Sie haben einen ſtarken Blutverluſt gehabt, Sie bedürfen wenigſtens, falls Ihre Kopfwunde auch nichts zu bedeuten haben ſollte, eine Nacht, um

ſich zu erholen. Heute erreichen wir das Schloß überdieß nicht.

„Der hochwürdige Abt!“ ſagte ehrerbietig Pater Glorioſo und machte dem Eintretenden Platz.

Der Abt trat ans Bett des Verwundeten und freuete ſich ſeiner Bekanntſchaft „ob wohl ich wünſchte (ſetzte er hinzu) daß dieß unter mildern Auſpizien geſchehen möchte.“

Der Baron dankte ihm für ſeine Theilnahme herzlich.

„Aber heute dürfen Sie nicht aus meinem Kloſter, ſagte der Abt. Ihr Diener hat vollkommen Recht, Sie bedürfen der Ruhe, und hat es ſich mit Ihnen morgen gebeſſert, ſo reiſen ſie denn unter dem Schutze des heiligen Franziskus weiter.“

Der Baron ſträubte ſich lange dagegen, doch endlich gab er nach, und verſprach zu bleiben. Der Abt ſchien ſich darüber zu freuen und ertheilte den Mönchen, welche zu ſeinem Dienſte gegenwärtig waren, den Befehl, an der Bequemlichkeit des Kranken nichts fehlen zu laſſen und entfernte ſich.

Zehentes Kapitel.

Der nächtliche Beſuch.

Paolo, dem eine gute Tafel nichts weniger als unbekannt war, (denn ſein Herr hielt es mit auserleſenen Weinen und leckern Speiſen und vergaß auch dabei nie ſeine Domeſtiken, unter denen Paolo oben an ſtand,) ließ ſich's in der Küche der

Kapuziner trefflich behagen und trank, als man ihm einen köstlichen Wein vorsetzte, den er auf Zureden des Pater Kellners in sehr starken Portionen zu sich nahm, mehr als ihm gut war. Desto mäßiger speißte sein Herr; damit ihm aber die Zeit nicht lang werden möchte, leistete ihm der Abt Gesellschaft. Auch hier brachte Tommasini den Namen des Jesuiten auf die Bahn, aber der Abt schüttelte verneinend den Kopf und blieb bei Nennung desselben so gleichgültig, als man nur bei dem Namen eines Menschen bleiben kann, den man nicht kennt und welchen zu kennen, man auch grade keine Neigung empfindet.

„Es besuchen uns nur wenige Menschen hier, sagte der Abt, und das kommt daher, weil unser Orden nicht grade beliebt ist. Auch liegt unser Kloster nicht so hart an der Straße, wie die St. Ste-

ſans Klauſe der Minoriten, wo es ſelten von Fremden leer wird. Der König allein beſucht uns jährlich einmal und hört eine Meſſe in der Kirche, weil er unſer Nachbar iſt.“

Wie ſo?

„Das Jagdſchloß Alfragni liegt nicht weit von hier. Dort jagt er jährlich einmal, auch hält ſich dort öfters der Prinz von ** auf.“

Das Schloß iſt unbewohnt —

„Ein alter Kaſtellan haußt darinnen.“

Iſt es nicht das nämliche, in welchem vor mehrern Jahren der Marcheſe Bonbini ermordet wurde?

„Ganz Recht.“

Man gab dieſen Mord den Jeſuiten ſchuld.

„O! diesem frommen Orden bürdet man so manches Uebel auf, an das er kaum dachte. Aber in unsern Tagen ist das nichts neues. Der geistliche Stand ist sehr gesunken und die moralische Welt befindet sich im Verderben.“

Der Abt sah seufzend auf dem Teller nieder, schwieg eine Zeit lang, füllte dann aufs neue die Gläser, hob das seinige und stieß dann mit den Worten an das Glas des Barons an:

„Auf einen bessern Glauben an den Orden der Jesuiten!“

O! sagte der Baron, ich habe nicht das Mindeste gegen den Orden. Aber — weshalb kränken Sie sich darum; der Orden ist ja aufgehoben?

„Es wird eine Zeit erscheinen, wo er,

wie ein Phönix, neu aus seiner Asche steigen wird."

Das verhüte Gott, dachte Tommasini in seinem Herzen und trank stillschweigend sein Glas aus.

Nach Tische trennte sich der Abt und ließ seinen Gast allein, der sich die Zeit bis zum Schlafengehen mit Lesen einer Heiligenlegende kürzte, welche ihm der Abt als einen Schatz der Klosterbibliothek zurückgelassen hatte. Von den Mönchen ward er nicht weiter inkommodirt, denn nach der Regel ihres Stifters giengen sie zeitig zur Ruhe. Alles war im Kloster still und wie ausgestorben, nur Paolos Tritte, der sich itzt dem Gemache des Barons näherte, hallten durch das weite Gewölbe des Corridors. Der Baron hatte sich die Gegenwart seines Dieners für diese Nacht erbeten und alle andere Nacht-

wachten der Laienbrüder zurückgewieſen, weil ſeine Wunde in der That wenig zu bedeuten hatte und alle andere Vorſorge unnütz machte.

Man hatte im Gemache des Barons für Paolo ein Lager bereitet, das dieſer ziemlich ſchlaftrunken ſogleich einnahm. Tommaſini bemerkte wohl, daß ſein treuer Diener dem Glaſe zu fleißig zugeſprochen hatte, welches ihm jedoch ſehr unangenehm war, da ihm des Nachts leicht etwas widerfahren konnte. Und wem ſollt' er ſich itzt anvertrauen, da er im Kloſter durchaus keinen Beſcheid und nicht einmal wußte, in welcher Zelle der Abt ſchlief. Dieſe Gedanken durchkreutzten ſeine Seele, als er endlich darüber einſchlummerte. Als er nach geraumer Zeit wieder erwachte, war das Licht, welches ohnweit von ihm auf einem Seitentiſche brannte,

verloſchen. Alles war einſam und ſtill um ihn her, nur Paolo erfüllte das Gemach mit ſeinem Schnarchen.

Es war ihm ſehr ärgerlich, daß er ſich ohne Licht befand. Ein anderes herbeizuſchaffen, war ohnmöglich. Er rief Paolo — aber hier war an kein Erwachen zu denken. Unmuthig über dieſe unberechnete Schlafſucht erhob er ſich von ſeinem Lager, tappte auf Paolo zu und rüttelte ihn, aber vergebens; Paolo ſchnarchte fort und war für jeden Dienſt ſeines Herrns verloren. Jetzt gieng der Baron an die Thür des Gemachs, welche, wie er wohl wußte, unverſchloſſen geblieben war und, um jeden unangenehmen Beſuch abzuwenden, ſchob er den Nachtriegel vor. Nun warf er ſich wieder ins Bette, wohin ihm ſeine alten Träumereien von der Gräfinn Amalfi folgten, und damit — ſchlummerte er ein.

Die Mitternachtsstunde schlug; die Mönche giengen zur ersten Hora. Er hörte dieß und stand auf, um nach Licht zu rufen, aber ehe er noch die Thür öffnete, verlor sich schon das Geräusch der frommen Beter in der Ferne und als er den Riegel zurückgeschoben hatte und nun die Thür wirklich offen stand, waren sie bereits unten in der Kirche angelangt. Verdrüßlich über das abermalige Mißlingen seines Wunsches kehrt' er ins Bett zurück, wo er wachend die Rückkehr der Mönche erwarten wollte, allein so gut ward es ihm nicht. Er schlummerte aufs neue ein, und versank in süße Träume von Amabellen.

Plötzlich aber erwachte er wieder und es schien ihm, als ob eine unsichtbare Macht ihn aus dem Schlummer gerissen hätte, denn als er die Augen aufschlug,

ſaß er aufgerichtet im Bette. Paolo lag noch auf ſeinem Lager und ſchnarchte. Doch wer ſchildert ſein unbegrenztes Erſtaunen, als er das Gemach mit zwei Kerzen erleuchtet und an dem Tiſche, worauf ſie ſtanden, einen Mönch leſend fand den er zwar nicht ins Geſicht faſſen konnte, weil er ihm den Rücken zuwandte, deſſen Ordenskleidung aber ſogleich den Jeſuiten verrieth. Er wußte nicht, ob er ſeinen Augen trauen dürfe; er zweifelte, ob er wache; er befühlte ſein Geſicht und ſeine Hände, um ſich zu überzeugen, ob er wirklich nicht träume; aber alle dieſe Unterſuchungen vergewiſſerten ihn endlich von der Unzulänglichkeit ſeines Zweifels.

Der Jeſuit las trotz ſeines Räuſperns und ſeiner Bewegung im Bette ungeſtört fort und that nicht, als ob außer ihm noch jemand im Zimmer wäre. Endlich

ſchlug der Baron den ſicherſten Weg ein, um dem Leſenden Rede abzugewinnen.

„Holla! mein Herr Mönch! rief er laut — wie komm' ich zu dieſem ſeltenen Beſuche?"

Der Jeſuit ſchlug ſein Buch zu, erhob ſich vom Seſſel und nahm eine Kerze vom Tiſche, mit der er langſam ſich dem Bette näherte. Wie entſetzte ſich der Baron, als ſein Blick auf das Geſicht des Mönchs fiel und er in ihm den — Exjeſuiten Thomani erkannte.

„Iſt es möglich? rief der Baron faſt außer ſich, hochwürdiger Herr! ſie ſind es?"

Ich bin es, ſagte Thomani lächelnd. Hab' ich es denn nicht verſprochen, ſie in der heiligen Kapelle zu Florida wieder zu ſehen? Ich halte Wort, hier bin ich.

„Wahr-

„Wahrlich! entgegnete Tommaſini bedeutend, Sie halten nur zu pünktlich Wort. Aber wie kommen Sie hieher? Wie ſind Sie durch dieſe Thür gedrungen?“

Ein Geiſt bin ich zwar nicht, fuhr der Pater lächelnd fort, inzwiſchen bedarf ich der Thüren nicht, um in ein Gemach zu kommen, das für mich nicht geöffnet war. Der zugeſchobene Nachtriegel dieſer Thür machte es mir ja unmöglich, mein Wort zu halten, daher ſah ich mich genöthiget, es auf eine andere Weiſe zu verſuchen. Kurz, ich bin bei Ihnen und freue mich, daß Sie jetzt überzeugt ſind, ich halte das, was ich verſpreche, pünktlich. Doch — davon laſſen Sie mich abbrechen. Es dient nicht zur Sache, die mich hieher rief.

„Faſſen Sie ſich kurz. Die Bewohner des Kloſters fahren bald aus der Hora

zurück und man könnte Sie dann überraſchen.“

Das fürcht' ich nicht.

„Hm! wahrſcheinlich weiß der Abt, daß Sie hier ſind.“

Der Abt kennt mich nicht.

„Aber Sie den Abt? —“

Ich kenne alle Menſchen, die ich kennen will.

„Wunderbarer Mann, der mich mit Räthſeln und dunkeln Handlungen umſpinnt, die mir unbegreiflich ſind — —“

Sie werden Ihnen licht werden wie der Tag, ſobald Sie mir nur folgen wollen.

„Folgen? Ihnen? Wie können Sie verlangen —“

Ich verlange nichts von Ihnen, aber ein anderes, reines, unbeflecktes Weſen fordert Gehorſam.

„Und dieß Weſen heißt?“

Amabella.

(trunken für Freude) „Amabella! — O! liebt ſie mich?“

Unbedingter Gehorſam gegen ein Weſen, das wir lieben, erzeugt Gegenliebe.

„Gehorſam? — Ich will ihr gehorchen —“

Durch meine Leitung!

„Ach! worein verwirren Sie mich?!“

Amabella ſoll und muß einſt die Ihrige ſeyn, wenn ich es will und fordere.

„Sie muß? — Erzwungene Liebe genügt meinem freien Herz nicht.“

Sie wird, ſie wünſcht Ihre Gattinn zu ſeyn, aber ohne jene Bedingung nie.

„Geben Sie mir einen Beweis von der Aechtheit Ihrer Behauptung.“

Sie haben ihn bereits.

„Wo?“

In den Papieren, welche sie Ihnen gab. Sie sprach darinnen von dem Mitwisser ihrer Geheimnisse — ich bin es; sie nannte mich selbst als einen solchen. Haben Sie noch kein Zutrauen zu mir?

„Nun wohlan! ich gebe mich unbedingt in Ihre Hände. — Hier bin ich, Thomani, machen Sie aus mir, was Sie wollen, nur mißbrauchen Sie mich nicht. — Entdecke ich Sie auf solchen Wegen; bei Gott! so schon' ich selbst meines Herzens und des Theuersten nicht, was ich besitze, um mich, und zwar durch eine Rache wieder unabhängig zu machen, bei der Ihnen die Ohren gellen würden.“

Warum dieſe Hitze? mein Sohn, entgegnete Thomani ruhig. Sie kennen den ehrwürdigen Orden nicht, zu dem ich gehöre, noch weniger kennen Sie mich. Aber Sie ſollen mich kennen lernen und das von einer Seite, die dann in Ihrem Herzen meine Ehre und die Ehre meines Ordens retten wird.

„Jetzt ſprechen Sie, was vermag ich zu thun, um Amabellen zu verdienen?“

Eine Reiſe nach Rom.

„Was ſoll ich dort?“

Sie werden die nöthigen Inſtruktionen erhalten, ſobald Sie nach Capua kommen.

„Und bei wem?“

Kehren Sie in der Villa Melliſori ein. Dort geben Sie dieſen Brief ab und Sie werden dann das Weitere erfahren. Hier (indem er ein großes Paquet hervorzog)

erhalten Sie alles, was Sie dort brauchen, um sich Freunde und Unterstützung zu erwerben. Ist Ihr Geschäft in Capua abgethan, so reisen Sie dann unaufhaltsam nach Rom, wohin Sie Empfehlungen erhalten werden.

Der Baron nahm das Paquet und legte es stillschweigend auf den Tisch. Bedeutend fixirte sein Auge das Gesicht des Jesuiten, der nun Gelegenheit nahm, ihn mit allen den Vortheilen bekannt zu machen, die ihm aus dieser Reise erwachsen würden.

Des Barons Gesicht klärte sich auf, denn seine Hoffnungen, Amabellens Liebe betreffend, waren groß. Schnell fragte er itzt den Jesuiten:

„Noch eins, mein Vater. Geben Sie mir über Etwas eine beruhigende Aus-

kunft, ſo will ich dann getroſt und zufrieden nach Capua und Rom reiſen und Ihr Geſchäft gewiß ſo vollziehen, als ob Sie ſich deſſen Vollziehung ſelbſt unterzogen hätten.“

Reden Sie, mein Sohn.

„Wer iſt der Unbekannte mit der ſchwarzen Larve.“

Dieß, mein Sohn, muß Ihnen jetzt noch ein Geheimniß bleiben. Seine Schickſale, die allerdings ſehr traurig ſind, würden Sie zwar intereſſiren, wenn Sie damit anders bekannt wären, aber ſeine Perſon kann Ihnen durchaus gleichgültig ſeyn, indem ſie mit der Ihrigen auch nicht in der leiſeſten Beziehung ſteht.

(feurig) „Iſt das gewiß?“

So gewiß als ich vor Ihnen ſitze.

„Hab' ich von dieſem Unbekannten in

Betreff von Amabellens Liebe nichts
beſorgen?“

(lächelnd) Nicht das mindeſte.

„Aber warum intereſſirt ſich Amabe
ſo warm und theilnehmend für ihn?“

Das, mein Sohn! gehört mit zu
nem Geheimniſſe.

„Wohlan! ich bin beruhiget und tro
Ihren Worten. Wenn wünſchen Sie, d
ich nach Capua reiſe?“

Sobald als möglich, denn das G
ſchäft, das ich Ihnen übertrug, iſt
wichtig, daß es keinen Aufſchub leidet.

„So will ich in wenig Tagen mei
Reiſe antreten, vorher aber iſt es n
doch erlaubt, dem Unbekannten einen B
ſuch abzulegen?“

Wozu? Ich dachte Sie beruhiget

haben — und bei den Reliquien der heili-gen Märtirer ſchwör' ich Ihnen, Amabella iſt nicht dort zu finden. Beſchleunigen Sie dagegen Ihre Reiſe und ſind Sie ſo glücklich in Ihren Verrichtungen, als ich und ſie wünſcht, ſo können Sie die Gräfinn an den Ufern der Tiber finden."

Mit dieſen Worten erhob ſich der Jeſuit und zog ein kleines goldenes Cruz ſix hervor, hielt daſſelbe dem Buen dar und befahl ihm, einen Eid darauf abzulegen, daß er alle Geheimniſſe ſeiner Sendung und ſeines Geſchäfts wohl bewahren und nichts verabſäumen wolle, um die gute Sache, deren Vollendung er ſich unterzöge, gut und wohl auszuführen. Tommaſini gehorchte und ſchwor einen fürchterlichen Eid, den ihm der Jeſuit wörtlich vorſagte.

„Und nun, ſagte Thomani, leben Sie wohl, mein lieber Sohn. Reiſen Sie in Frieden, der Schutz des Allerhöchſten begleite Sie. Damit Sie aber ruhig reiſen, ſo nehmen Sie das noch mit auf den Weg.“

Er übergab dem Baron ein verſiegeltes Billet ohne Addreſſe. Indem er es erbrach, erblickte er Amabellens Züge. Er las:

„Thomani hat Ihnen nicht zu viel „verheißen, Trauen Sie ſeinen Wor„ten; er iſt ein ehrlicher Mann. Rei„ſen Sie nach Rom. Meine Wünſche „begleiten Sie. Dort flieg' ich Ihnen „in die Arme und Ihre Belohnung fin„den Sie an meinem Herzen.“

„Amabella.“

„Amabella! Weib, das den Himmel für mich im Buſen trägt! ich will Dir

folgen, ich will Thomanis Willen treu erfüllen und keine Gefahren ſcheuen, um Dich zu verdienen," ſo rief der Baron aus, nachdem er jene Zeilen geleſen hatte und drückte das Papier freudetrunken an ſeine glühenden Lippen.

Als der Baron um ſich blickte, um dem Jeſuiten für ſein Geſchenk zu danken, ſtand neben ihm auf dem Nachttiſche einſambrennend die Kerze; der Jeſuit aber war verſchwunden.

Eilftes Kapitel.
Die arme Lilli.

Den Reſt der Nacht verträumte Tommaſini in dem Andenken des geliebten Weibes. Gegen Morgen beſuchte ihn der Pa-

ter Glorioso gleich nach der Messe, untersuchte seine Kopfwunde und legte darauf frischen Wundbalsam und eine Menge Kräuter.

„Diesen Kräutern, sagt' er, haben Sie es lediglich zu danken, daß Sie von dem Wundfieber verschont geblieben sind. Uebrigens hat die Verletzung weiter nichts zu bedeuten und leiden es Ihre Geschäfte nicht, länger hier bei uns zu bleiben, so können Sie heute in Gottes Namen weiter reisen."

Paolo machte, als er seinen Rausch ausgeschlafen hatte, (weshalb er jedoch aus dem Munde seines Herrn manche bittre Bemerkung hören mußte,) Anstalt zur Abreise und Tommasini kleidete sich an, um dem hochwürdigen Abte für die Bewirthung im Kloster zu danken. Der Abt war sehr freundlich und schenkte seinem

Gaſte beim Abſchiede ein Naſenbein des heiligen Apoſtels Paulus, welches er als Amulett auf der bloßen Bruſt tragen und das gegen alle Krankheiten ein köſtliches Remedium ſeyn ſollte.

Als er zum Wagen gieng, zeigte ſich auch der geſchäftige Pater Glorioſo wieder. Die Herren nehmen bekanntlich gern etwas Klingendes für ihre fromme Bemühung, denn im Kloſter giebt es, trotz der wohl beſetzten Tafel, die ihnen der Stifter gratis hinterließ, dennoch mancherlei kleine aber oft läſtige Ausgaben, die das Kloſter dem Privatſchatze des Schuldners überlaſſen, z. B. Schnupftabak u. ſ. w. auch der Pater Glorioſo befand ſich nicht ſelten in dieſer Verlegenheit. Die Verlegenheit ſtand ihm auch jetzt auf dem Geſichte geſchrieben; wenigſtens las ſie Tommaſini drauf in leſerlichen Zügen.

Das arme Kloſterlamm erbarmte ihn, er zog ſeine Börſe und drückte ſie dem nun auf einmal freundlich gewordenen Pater in die — gekrümmte Hand.

Der Baron kam nach Neapel zurück, wo er nur zwei Tage zuzubringen und dann die verſprochene Reiſe nach Capua anzutreten beſchloß.

In Neapel war das Gerücht von ſeinem Unfall erſchollen. Kaum hörten nun ſeine Freunde, daß er wieder geſund in der Hauptſtadt angelangt ſey, als ſich eine Menge Neugieriger um ihn ſammelten, welche ſich theilnehmend nach ſeinem Befinden erkundigten, ſelbſt Damen eilten nach Villa Reale und boten alle Schätze ihrer Beredſamkeit auf, um ihr Bedauern in Worte zu kleiden. Durchdrungen von dieſen Beweiſen der größten Herzensgüte, mehr aber wohl darum, weil er

wenn er einmal fort war, ſo bald nach Neapel nicht rückzukehren hoffen durfte, fiel es ihm ein, die verſammelten Herren und Damen ſämtlich da zu behalten und ein kleines Feſt zu feiern.

Es war nur eine Stimme: „Ja! ja! ein Geneſungsfeſt!“ natürlich wurde hierbei auch des Abentheuers in der Villa Patznoli gedacht, welches itzt erſt ruchbar geworden war.

Gegen Abend vertheilte ſich die Geſellſchaft in dem Garten der Villa. Der Baron ließ ein Feuerwerk abbrennen, das allgemeinen Beifall fand. Nach dem Feuerwerk kehrten viele in den großen Salon der Villa zurück, um ſich den Freuden des Tanzes zu weihen; viele von den Gäſten, worunter auch der Baron ſelbſt ſich befand, blieben in dem Garten zurück.

Er bemerkte, daß ohnfern der Hecke, wo er auf einer Moosbank saß, ein Mädchen herumschlich, das oft bedeutend nach ihm blickte und dann wiederum schnell hinter den Gebüschen verschwand. Er machte sich durch die Vorschützung eines kleinen Geschäfts von der Gesellschaft los und suchte die Stelle auf, wo er das Mädchen zum letztenmal gesehen hatte. Als er dort anlangte, war sie schon tiefer in den Garten zurückgegangen, aber sie winkte ihm und als er folgte, flog sie husiend und in die Hände klatschend der kleinen Einsiedelei zu, welche im Hintergrunde des Gartens nahe an einem Teiche lag. Das Abentheuer fieng den Baron zu interessiren an und auch er schlug nun seinen Weg nach der Einsiedelei ein, wo er das Mädchen, gleich beim Eingange des Gebäudes, auf ihn wartend fand.

„Hast

„Haſt Du mich ſprechen wollen, mein Kind?“

Ja, Signor! Aber werden Sie nicht laut, entgegnete das Mädchen. Es darf uns Niemand behorchen.

„Du biſt ſehr heimlich. Wer ſendet Dich an mich ab? Was willſt Du?“

Folgen Sie mir nur in dieſe Einſiedelei.

(aufmerkſam) „Biſt Du denn hier bekannt?“

O! ja! — ich habe den Schlüſſel dazu.

„Sonderbar — einen Schlüſſel zu meinem Eigenthum.“

Sie werden das dem Inhalt der Einſiedelei verzeihen.

Das Mädchen drehete den Schlüſſel und die Thür ſprang auf. Beide traten ein. Die Kleine flog wieder voraus und öffnete eins von den mittlern Gemächern,

welches ſchwach erleuchtet war. Im Hintergrunde ſtand ein Sofa, auf welchem ſich eine männliche Geſtalt bewegte. Jetzt verſchwand ſeine Führerinn und er befand ſich mit ſeinem Abentheuer allein.

„Holla! wer da?“ rief der Baron und zog den Degen.

Die Geſtalt ließ den zuſammengezogenen Mantel ſinken, trat auf den Baron zu und umarmte ihn mit den Worten: „Freund! ich bin es! ich, der unglückliche Veronio!“

„Mein Gott! rief Tommaſini voll Verwunderung — Herr Ritter! Sie hier in meiner Einſiedelei? Wie geht das zu? Wie iſt das möglich? Ich glaubte Sie im Staatsgefängniſſe?“

Da war ich noch vor wenig Stunden.

„Und ſind gerettet?“

Bin gerettet durch die unausſprechliche Güte der Tochter des Kerkermeiſters, deſſelben Mädchens, das Sie hieher gelockt hat.

„Was haben Sie gewagt.“

Alles, mein Leben, um Sie zu ſprechen, um im Vertrauen auf Ihre Hülfe eine Unglückliche zu erlöſen, welche in Feſſeln ſchmachtet, wie ich darinnen ſchmachtete. Ich bin gerettet und auch ſie muß gerettet werden.

„Sie meinen wahrſcheinlich die Nonne, die Sie entführten?“

So iſt es. Sie iſt nicht mehr die Braut der Kirche, ſie iſt die meinige. Es iſt Pflicht, daß ich ſie rette — und bei dem unſterblichen Gott! ich muß ſie retten, höchſtens morgen und übermorgen, oder ſie iſt für mich verloren!

„Was iſt zu thun?“

Ihres Beiſtandes bedarf ich, Herr Baron, Ihres Beiſtandes, den Sie mir nicht verſagen werden, ſo bald Sie die Liebe kennen. — Lieben Sie?

„Mit aller Wärme!“

Wohlan! ſo ſetzen Sie ſich in meine Lage. Was würden Sie thun, um Ihr Theuerſtes auf Erden zu retten?

(mit Wärme) „Ich würde Blut, Leben und Freiheit wagen.“

(an ſeinem Halſe) Und ich ſollte ruhig meine Freiheit genießen und müßig zuſehen, da man darauf umgeht, mir alles zu rauben, was mich glücklich macht?

„Aber was kann ich dabei thun?“

Mir helfen, da ich es ſelbſt nicht ſo vermag, wie ich es wünſche.

„Ich? aber — — wie?“

Durch Liſt. — Milona muß entführt werden. Ich bringe ſie nach Frankreich. Dorthin ſind Wechſel von großem Werth voraus gegangen, dort verfolgt uns Niemand, dort ſind wir ſicher.

„Ganz gut! Ihr Plan mag wohl ausgeſonnen ſeyn, ich ſehe nur noch nicht ein, in wie fern ich mit demſelben in Verbindung kommen ſoll.“

Durch Ihre Bekanntſchaft mit dem Pater Florian des Karmelitenkloſters.

„Wie kommen Sie auf den?“

Ich kenne dieſes Menſchen Seele. Sie hat einen Fehler, der unausweichbar iſt. Dieſer Fehler heißt — Geitz.

„Und der ſoll Milona, Ihre Geliebte, retten? — Die Möglichkeit begreif' ich, aber nicht die Wahrſcheinlichkeit. Hat

doch Florian nicht die mindeſte Macht, etwas zu thun. Er iſt ein gemeiner Mönch, der ſo ohnmächtig iſt, als viele tauſende ſeiner Genoſſen.“

Hier nicht, mein Freund. Des Kerkermeiſters Tochter hat mich von allen unterrichtet, ſie weiß, daß Milona im harten Gefängniſſe ſchmachtet und dort von einer Nonne bedient wird, die Florians leibliche Schweſter iſt.

„Ich lerne Sie verſtehen.“

Florian iſt geitzig, eine Beſtechung möglich und wahrſcheinlich und ich reich. Reimen Sie nun die Wahrſcheinlichkeit ein.

„Beinahe.“

Er erhält Geld, nach dem er begierig lüſtert, theilt es mit ſeiner Schweſter und dieſe läßt, zum Lohne für dieſen reichli-

chen Gewinn, die Eingekerkerte fliehen. Fürchtet ſie Ahnung, ſo ſoll ſie mir nach Frankreich folgen und ich werde ſie dort verſorgen, wie ich Lilli verſorgen werde.

„Ihr Plan iſt gut, richten Sie ihn ins Werk, ehe er unausführbar wird.“

Ich? — Wie kann ich es, ich, ein aus dem Staatsgefängniſſe entſprungener Gefangener. Darf ich mich ſehen laſſen? Würde nicht ſelbſt Florian einen höhern Lohn in meiner Auslieferung an die Regierung zu finden vermeinen, als dort, wo er nur eine Nonne befreiet? — Ich habe keinen Menſchen in ganz Neapel, dem ich ein ſo wichtiges Geſchäft vertrauen könnte, auf deſſen Freundſchaft ich ſo einen unbeſchreiblich großen Werth ſetze, als — eben auf die Ihrige. Unſere Freundſchaft iſt zwar noch ſehr jung, aber ich halte Sie für einen Biedermann, der

mich retten kann, wenn er nur will. — Zaudern Sie noch, um meine Wünsche zu erfüllen?

„Herr Ritter! wenn ich in Neapel bliebe, so würde ich keinen Augenblick zögern; aber ich habe mit dem anbrechenden Morgen eine sehr wichtige Reise vor, die ich nicht aufschieben darf, und diese verbietet mir, Ihren Vorschlag anzunehmen."

O! so bin ich verloren!

Vor der Einsiedelei entstand ein Geräusch, bald darauf tönte Lillis Stimme, welche kläglich um Hülfe rief.

Ha! was ist das? rief der Ritter — mein Gott! wir sind verrathen. Lillis Stimme —

„Nur ruhig, entgegnete Tommasini und zog seinen Degen. Bleiben Sie zurück, ich sehe indessen nach, was draußen vorgeht."

In dieſem Augenblicke ſchlug man heftig an die Thüre und mehrere Stimmen, welche den Sbirren gehörten, forderten ungeſtüm im Namen des Königs Einlaß.

Veronio erblaßte und gieng voller Verzweiflung auf und ab. Entrinnen konnt' er nicht, denn ein Blick durchs Fenſter überzeugte ihn, daß die ganze Einſiedelei mit Soldaten umſtellt war. Die Haare raufend warf er ſich wieder aufs Sofa und erwartete hier, ſein Schickſal verwünſchend, den Ausgang des fürchterlichen Abentheuers.

Endlich ſprang die Thür auf und das erſte, was der Ritter erblickte, war Lilli, der man die Hände auf den Rücken gebunden hatte. Dieſe Erſcheinung machte einen ungemein wehmüthigen Eindruck auf ihn, denn das Mädchen, welches für ihn Leben und Freiheit gewagt hatte und um

ſeinetwillen ſogar das Vaterland mit dem Rücken anzuſehen im Begriff war, ſtand jetzt weinend, gleich einer gemeinen Verbrecherinn, vor ihm, blickte wehmüthig in den Kreis der Zuſchauer und ſchien von ihnen Hülfe und Erlöſung zu hoffen.

Die Sbirren traten ins Gemach der Einſiedelei, an ihrer Spitze aber — wer ſchildert des Barons Erſtaunen — Thomani. Er ſelbſt führte die Sbirren gegen den Ritter und befahl ihnen, denſelben gefangen zu nehmen.

„Daß dieſer da (indem er auf Tommaſini zeigte) an dem Verbrechen durchaus ſchuldlos iſt, werde ich zu ſeiner Zeit beweiſen.“

Die Sbirren thaten ihre Pflicht und verlieſſen, den Gefangenen in ihrer Mitte, die Einſiedelei. Das Volk verlief ſich,

auch kehrte auf einen Wink des Barons, die Abendgeſellſchaft nach dem Garten der Villa zurück, wohin er ihr bald nachzufolgen verſprach. Jetzt befand er ſich mit Themani allein in dem Gemache und ein Blick des Vorwurfs fiel auf den Jeſuiten. Eine lange Pauſe entſtand und keiner ſprach ein Wort. Endlich löſte Tommaſini die Stille.

Er. Themani! auf welchem Wege erblick' ich Sie. Wiſſen Sie auch, wen Sie itzt verrathen haben?

Th. Ich weiß es.

Er. Der Ritter iſt mein Freund —

Th. Ich weiß es.

Er. Meine Pflicht war es, ihn zu retten und ſchon hatt' ich in meinem Herzen gelobt, dieß zu thun. Sie kommen und zerreißen eine ädle Handlung, ma-

chen einen Menschen unglücklich, den glücklich zu machen mir etwas leichtes war und stürzen ein Mädchen in Verzweiflung, das für ihn lebte, ehe das Kloster sie zur Braut Gottes einweihete.

Th. Alles das weiß ich besser als Sie, mein Sohn.

Er. Und Sie können es noch wagen, mit so ruhigem Blicke mir ins Angesicht zu sehen? —

Th. Ich wage es, denn mein Bewußtseyn, welches immer ädel und gut ist, bleibt mein Stolz. — Danken Sie es Ihrem Geschicke, daß ich von allem, was diesen Ritter betraf, genaue Nachricht hatte, denn außerdem wären Sie für mich auf wenigstens vierzehn Tage verloren gewesen, indem die Sbirren, die ohne meine Begleitung schon auf dem

Wege zur Einſiedelei waren, nicht nur den Ritter ſondern auch Sie ſelbſt arretirten.

Er. (ſpottend) Für Sie war ich verloren? Nun wahrlich, Ihr Eigennutz iſt ein herrlicher Rechenmeiſter.

Th. Spotten Sie — ich verzeihe Ihnen; aber es wird Zeit und Stunde kommen, wo Sie reuig mir ins Auge blicken und dann mir ſagen werden: „Thomani! in jener Nacht hab' ich ihnen zu viel gethan.“ Sie ſehen das freilich in dieſem Augenblicke nicht ein und es koſtete mich nur wenige Worte, Ihnen über das alles die Augen zu öffnen, aber nein! — Sie müſſen beſtraft werden, müſſen dadurch beſtraft werden, daß Sie erſt ſpät, ſpät erfahren, wie gut meine Abſicht war.

Thomani gieng. Der Baron eilte ihm einige Zeit darauf nach, um noch etwas mit ihm zu sprechen, aber er war seinen Blicken schon entschwunden.

Zwölftes Kapitel.

Der heilige Ignatius von Lojola.

Thomani hatte sich dem Baron wiederum auf einer sehr räthselhaften Seite gezeigt, indessen stand die Macht dieses Mannes bei ihm in so hohem Ansehen, daß er keineswegs an seiner Versicherung zweifelte, er werde einst wirklich reuevoll zu ihm sprechen: „Thomani! in jener Nacht hab' ich ihnen zu viel gethan!“ mithin blieb auch sein Entschluß, in Absicht der Reise nach Rom unverändert und mit der be-

ſtimmten Stunde beſtieg er mit ſeinem treuen Paolo den Reiſewagen und fuhr nach Capua, wo er glücklich eintraf.

Man zeigte ihm dort die Villa Melliofori und er gieng ſogleich hinein, um dort einen Brief abzureichen, deſſen Ueberſchrift an den Ritter Ugolino lautete. In der Villa war es öde und leer, nicht einmal ein Domeſtik ließ ſich blikken; der Baron wartete lange, ehe Paolo zurückkehrte, dem es Mühe gemacht hatte, ein lebendiges Weſen aufzutreiben.

Endlich kehrte dieſer zurück und bat ſeinen Herrn, ihm zu folgen. Unterwegs erzählte er, daß er eine Dame geſprochen habe, zu der er ihn führen würde.

Paolo blieb im Vorzimmer zurück, nachdem er ſeinem Herrn die Thür des Gemachs geöffnet hatte, in welchem die Dame ſeiner Ankunft harrte.

Sie erhob ſich bei ſeinem Eintritt. Der Baron ſtutzte, als er ſie erblickte, denn das Geſicht der Dame kam ihm auffallend bekannt vor; er erinnerte ſich ſie irgend wo geſehen zu haben, konnte ſich aber demohngeachtet nicht erinnern, wo dieß geſchehen ſey. Bald nach ſeinem Eintritt ließ ſie den Schleier ſinken und es ſchien ihm, als ob ſie vor ihm erſchrecke, wenigſtens bewies ihm ihre nachherige Zerſtreuung die Wahrheit ſeines Argwohns.

Er trat näher und fragte nicht ohne Befangenheit nach dem Ritter Ugolino.

„Ich bedauere, entgegnete die Dame, daß Sie meinen Gemahl nicht zu Hauſe treffen. Vor kurzem gieng er auf die Jagd, ich hoffe aber, daß er bald zurücklehren werde.“

Ich habe einen Brief an ihn aus Neapel abzugeben —

„Nun ich hoffe, daß Sie ihm denſelben ſelbſt überreichen werden. Sie werden ſichs bis zu ſeiner Rückkunft bei mir gefallen laſſen — "

Signora! wer könnte — —

„Halt! Sie ſind auf dem Wege, mir eine Schmeichelei zu ſagen. Doch — Schmeicheleien bin ich von dem Baron Tommaſini faſt gewohnt."

Signora! Sie kennen mich. So hab' ich mich doch nicht geirrt.

„Worinnen?"

Sie kamen mir ſo bekannt vor, als ich eintrat —

„Und kennen mich doch nicht."

In der That — —

„Ja so seyd ihr Männer. Euer kurzes Gedächtniß in solchen Fällen ist nur allzubekannt.“

Der neidische Schleier —

„Soll Sie für Ihre zu karge Aufmerksamkeit bestrafen. Und nur dann, wenn mein Gemahl zurückkehrt, werden Sie Ihre Buße geendet sehen.“

Mit diesen Worten entschlüpfte die Dame in ein Nebengemach und ließ den Baron allein, welcher diese Vernachlässigung sehr übel aufgenommen haben würde, wenn nicht in dem Augenblicke, als sie verschwand, eine andere an ihrer Stelle durch eben diese Thür erschienen wäre.

Dieses zarte, herrliche Wesen war ihm zwar nicht bekannt, aber ihr Gesicht schienen die Grazien zu ihrer Wohnung erwählt zu haben. Welch' ein Anstand,

welch' eine bezaubernde Bewegung, welche hinreißende Biegung des ſchönen Körpers!! Der Baron hatte oft ſchon das ſchöne Geſchlecht bewundert, aber hier gieng ſeine Bewunderung in Anbetung über und wenn nicht Amabellens himmliſche Tugenden ihn gefeſſelt hätten, er würde Amabellen und alle Schönheiten der Erde in dieſer einzigen vergeſſen haben. Die Dame bemerkte ſeine Ueberraſchung und lächelte; aber ſie ſelbſt ſchien überraſcht zu ſeyn, denn der Baron war ein ſo liebenswürdiger Mann, wie er ſelten in Capua anzutreffen war.

Wie es nun bei ſolchen Attitüden zu gehen pflegt! Die Ueberraſchung von beiden Seiten wirkte ſo ſchnell auf die Zungen, daß bald ein ganzer Schwall Galanterien über des Barons Lippen floß, die aber natürlich von den Lippen der gegen

überſtehenden Huldgöttinn höflich abgelehnt wurden. Jetzt kam auch ein zuſammenhängendes Geſpräch auf die Bahn. Man unterhielt ſich von der abgegangenen Dame, und die gegenwärtige nannte ſich ihre Schweſter.

„Schweſter! — rief der Baron gleichſam entzückt — wohlan ſo werd' ich von der Schweſter hören, welche Himmelsgegend ſo glücklich war, ein ſo holdes Paar hervorgebracht zu haben.“

Damit ſoll Ihnen gedient werden, Herr Baron! entgegnete die Gefragte, wiewohl es mich ſehr wundert, daß Sie eine ſolche Frage an mich thun.

„Und wie das?“

Weil mir meine Schweſter beim Herausgeben verſichert hat, daß ſie einſt in der Villa Reale mehrere vergnügte Abende mit Ihnen verlebte.

„Ich bin beſchämt, denn mein Gedächtniß hat mir auf einmal den Rücken gewandt. Ach! daß ich dieſen Vorwurf bereits von den ſchönen Lippen Ihrer Schweſter hören mußte!“

Die Dame wollte eben antworten, als die Thür ſich öffnete und ein junger Mann in Jagdkleidung mit dem Gewehr auf dem Rücken hereintrat. Er ſtutzte, als er einen Fremden erblickte. Die Dame nahm ſogleich das Wort und führte ihrem Gaſte den jungen Mann als den Gemahl ihrer Schweſter auf.

Der Ritter empfieng den Baron ſehr höflich und erhielt von ihm den Brief, mit dem er ſogleich in eine Ecke des Fenſters trat, um ihn zu leſen, indeſſen Tommaſini das Geſpräch mit der Dame weiter fortſetzte, mit welchem wir aber den Leſer nicht dienen können, da es ſehr heimlich

geführt wurde, um den Ritter nicht im Lesen zu ſtöhren.

Der Ritter hatte den Brief ſehr bedächtig geleſen und gab der Dame (die ſich Beatrix nannte) einen Wink, der ihre Entfernung andeutete. Sie gehorchte und ließ die beiden Männer allein.

Der Ritter war ein Mann von höchſtens dreißig Jahren, und deshalb für ſein Alter faſt zu ernſthaft geſtimmt. Selten lächelte er; was er ſprach, war oft kalt und kurz abgebrochen; demohngeachtet aber ließ er es an der ihm geziemenden Höflichkeit nicht fehlen und nach längern Umgange fand jeder in ihm den biederſten, rechtſchaffenſten Mann.

„Herr Baron! ſagte der Ritter itzt, Sie ſind mir von unſerm Freunde, dem Pater Thomani, ſehr warm empfohlen worden.“

So vermuth' ich!

„Thomani legt einen bedeutenden Werth auf Ihre Freundſchaft und auch ich werde das Meinige beitragen, um ſie zu verdienen.“

Es iſt ſehr ſchmeichelhaft für mich.

„Inzwiſchen iſt das Geſchäft, welches Sie hieher bringt, von der Art, daß Sie einige Zeit in Capua werden verweilen müſſen. Ich biete Ihnen daher mit Freuden meine Villa zur Wohnung an.“

Dieß kam dem Baron ſehr gelegen, denn die ſchöne Beatrix verdient' es ja wohl, daß er ein paar Tage länger, als er vorher es vielleicht ſelbſt gewünſcht hatte, verweilte.

„Sie kennen das Geſchäft, das Sie nach Rom ruft, in ſeinem Umfange?“ Bei dieſen Worten ſah er den Baron Tommaſini mit durchdringenden Augen an.

Ich kenn' es nicht, entgegnete der Gefragte verlegen und faſt beſchämt, aber ich ahne es.

„Was ahnen Sie?“ fragte jener ſchnell.

Ich glaube, daß das Geſchäft von großer Wichtigkeit iſt und daß ich hier entweder durch Sie, Herr Ritter! oder durch ein anderes Mitglied des Bundes, in den mich Thomani einverleiben wird, alles das erfahren werde, weſſen ich bedarf, um meiner Geſandſchaft Ehre zu machen.

„Ihre Sprache iſt äußerſt ſeltſam. Was berechtiget Sie zu Vermuthungen, welche ohne genaue Kenntniß des Ganzen nicht möglich ſind? — Sie bedienten ſich des Ausdrucks: Bund! Was wollen Sie damit ſagen?“

Ich glaube, daß meine Reiſe einen gewiſſen ſchönen Verein bezweckt, an deſſen Spitze Thomani ſteht.

Der Ritter antwortete hierauf nichts, ſondern trat ſchweigend ans Fenſter und ſah in den Garten hinab. Eine lange Pauſe erfolgte. Dann drehete er ſich wieder um, zog eine goldene Tabatiere hervor und reichte dem Baron eine Priſe, indem er ihm zugleich die Doſe in der Hand ließ.

Als er ſie zurückgeben wollte, ſagte Ugolino:

„Behalten Sie dieſelbe zu meinem Andenken.“

Der Baron dankte ſehr höflich für das angenehme Geſchenk. Auf dem Deckel der Tabatiere ſtand das Bild des „heiligen Ignatius von Lojola“ in erhabener

Arbeit und nun blieb ihm vollends kein Zweifel übrig, in weſſen Händen er ſich befand.

Die Unterhaltung gewann eine freiere Anſicht, woran, auf den Ruf der Klingel, auch die Damen Antheil nahmen. Die ſchöne Beatrix und ihre Schweſter, die Gemahlinn des Ritters, traten herein, die letzte itzt unverſchleiert und in allen ihren Reizen, welche, jedoch mit den Reizen der erſtern in keine Vergleichung zu ſetzen waren.

Dreizehentes Kapitel.

Kennſt du das Hüttchen?

Die Dame vom Hauſe lächelte ſehr ſchalkhaft, als Tommaſini ſie endlich erkennend

und in Verwirrung ihr gegen über ſtand. Der Ritter, dem dieſe Verwirrung nicht entgieng, fragte neugierig nach der Urſache und ſeine Gemahlinn rief lachend:

„Der Baron glaubte mich bei ſeiner Ankunft kennen zu müſſen, aber ſein untreues Gedächtniß ließ ihn im Stiche. Jetzt wird es ihm beifallen, daß unſere Bekanntſchaft ſchon einige Jahre alt iſt.“

In der That, das iſt ſie, erwiederte Tommaſini, aber ich hätte kaum vermuthet, daß die ſchöne Eveline von Bearn, die ſo ſüß von ihren franzöſiſchen Gefilden träumte, noch auf den Einfall kommen würde, unter den Zitronenbäumen Italiens ſich eine Hütte zu wählen.

„Und Eveline hätte kaum geglaubt, verſetzte ſie, daß ſie einen Mann finden würde (den ſie, wohlgemerkt! damals

in Neapel vergeblich ſuchte) der es für werth halten mögte, mit ihr dieſe Hütte zu bauen. Aber (indem ſie auf den Ritter zeigte) ſiehe, ich habe ihn gefunden.“

Beatrix unterſtützte die ſchalkhafte Schweſter, um ſie bald darauf in ihrer eigenen Schlinge zu fangen, denn ſie ſprach ſo viel Böſes von den jungen Herren in Neapel, die, wie ſie betheuerte, nach der Schilderung mehrerer ihrer weiblichen Bekanntſchaften, durchaus nicht für die Einfachheit der häuslichen Ruhe paßten, daß auch der Baron endlich ziemlich tief im Schatten ſtand — eine Bemerkung, die dem guten Tommaſini wenigſtens doppelte Seufzer gekoſtet haben würde, wenn ihn nicht das Andenken an Amabellen hinlänglich geſtärkt hätte. Gleichwohl hatte oft Eveline mit Feuer und Enthuſiasmus von Neapel geſprochen und be-

ſonders die Artigkeiten, die ſie in der Villa Reale genoſſen, mit glühenden Farben geſchildert. Beatrix ſchloß damit ihre Harangue und ſah ihre erröthende Schweſter bedeutend an. Ugolino lachte und der Baron lachte mit.

„Gott ſey Dank, rief der letzte, nun iſt wenigſtens Villa Reale gerettet. Alle Herren in Neapel mögen nichts taugen; lebt nun doch einer auf jener Villa, der ſich mit ſeinen Artigkeiten einer Dame zu verbinden wußte, welche ihm und dem guten Geſchmacke eine ſo treffliche Lobrede zu halten verſtand.“

Beatrix! ſagte Eveline komiſch-ernſthaft — dieſe ſchweſterliche Zärtlichkeit ſoll Dir nicht unvergolten bleiben. Du kannſt ſicher auf meinen Dank rechnen. — Ihnen, Herr Baron, biet' ich meine Hand zum Frieden. Vergeſſen Sie den Anflug

meiner satyriſchen Laune, von nun an nehm ich die Männer Neapels unter meinen Schutz und — Sie . . . besonders.

Der Baron küßte die ſchöne, ihm Frieden bietende Hand und verſchwärmte den Reſt des Tages ſehr angenehm. Dann gieng er, ermüdet von der Reiſe, zur Ruhe und ſchlug die Augen erſt wieder auf, als es ſchon in der Villa ziemlich lebhaft zu werden begann.

Sein erſter Gang war in den Garten. Kaum trat er hinein, als er Muſik hörte. Die weichen, ſchmeichleriſchen Töne ſeines Lieblingsinſtruments, der Guitarre, ſchallten ihm entgegen und eine zarte, melodiſche Stimme begleitete ſie. Er vernahm ſehr deutlich folgende Strophen, nach dem Liede gemodelt, welches Göthe, als er aus Italien zurückkehrte, noch im Andenken an die dort genoſſenen arkadiſchen Freuden dichtete.

Kennſt du das Hüttchen? Ins Gebüſch verſteckt,
Von Zierrath nicht, von Schindeln nur bedeckt,
Wo in der Liebe heiligem Geleit
Aſyl für dich und mich ſich freundlich beut?
Kennſt du das Hüttchen? O dahin, dahin,
Möcht' ich mit dir du trauter Jüngling ziehn.

„Wem gehört dieſe reizende Stimme, fragte der Baron den Gärtner, der eben bei ihm vorübergieng.“

Gefällt ſie Ihnen auch, Signor, entgegnete der Blumiſt, ſo ſingt das Fräulein Beatrix. Ich höre das Lied lieber, als mein Morgenlied. Der Himmel mag wiſſen, woher das kommt und worinnen das liegt — aber die heilige Mutter Gottes mag mir die Sünde nicht zurechnen — es erbauet mich mehr als mancher geiſtli-

che Gesang. Wenn ich so — — doch still. Sie singt weiter:

Die Stimme sang:

Kennst du das Hüttchen, wo der Erde Noth
Stolz, Neid, Verfolgung uns nicht ferner droht,
Das Herz nicht blutet und das Aug' nicht weint,
Uns ungetrübt der Freuden Sonne scheint?
Kennst du das Hüttchen? Ach dahin, dahin,
Mögt' ich mit dir du trauter Jüngling ziehn.

„Hm! sagte der Gärtner, die Hütte wäre bald gebaut und könnte nicht schöner gebauet werden, als hier vor Capua. Und der Jüngling, der für die schöne Beatrix paßt — — (mit Beziehung, lächelnd den Baron ansehend und sich dann schnell entfernend) je nun! der mögte wohl auch noch zu finden seyn."

Der

Der Baron lächelte und wollte eben über das Geſagte ſeine Bemerkung machen, als er von der Fortſetzung des Geſanges davon abgehalten wurde:

Kennſt du das Land? das Thal? das Hüttchen? Ja?
Fühlſt deine Wünſche meinen Wünſchen nah,
Siehſt naſſen Augs nach jener Hütt' dich um?
'Aſt mit mir ziehen nach Elyſium,
Mit mir Geliebter, gern dahin, dahin?
Laß Schickſal, Schickſal, laß o! laß mich ziehn.

Bei dieſen letzten Zeilen hatte ſich der Baron der Grotte genähert, worinnen die Sängerinn ſaß. Er blickte, von ihr ungeſehen, durch die geſpaltenen Zweige und bemerkte, wie Beatrix (wahrſcheinlich eine von den lieblichen Folgen des Liedes,) traurig an ihr Inſtrument gelehnt auf der Mooſebank ſaß und mit naſſem Auge die

grüne Decke des Gewölbes erblickte. Ein leiser Seufzer lößte ſich von ihrem Herzen und eine fallende Thräne bewies die Aechtheit deſſelben. Schnell ward nun die reizende Träumerinn durch den Eintritt des Lauſchers überraſcht. Sie erſchrack, aber ſie wußte ſich in dieſem Augenblicke ſogleich wieder zu faſſen und ſtand auf, um ihren Gaſt zu empfangen. Der Baron ergriff ihre Hand und ſprach mit Bedacht von einer ganz gewöhnlichen Sache, von dem ſchönen Morgen, um keine Saite ihres Herzens zu berühren, die überdies nicht allemal angenehm tönen, wenn der Finger eines Mannes ſie berührt. Daß ſich hier der ſchonende Freund irrte, war zwar klar, denn die Folge der Geſchichte wird zeigen, daß grade er der Mann war, der dieſe Saiten am füglichſten berühren konnte, aber — wie konnte er ſo etwas ahnen? Beatrix verſtand die

Kunſt, einen dichten Schleier über ihre Herzenstiefen zu ziehen und — der Baron war von Amabellens Reizen zu ſehr gefeſſelt, als daß er es hätte wagen können, ſich um die Angelegenheiten eines Mädchens außer ihr zu bekümmern.

Das Geſpräch leitete Beatrix ſelbſt wieder auf ihren Geſang und der Baron erzählte ihr die Gloſſen des Gärtners darüber. Sie lächelte.

„Mit dem alten, guten Manne, ſagte ſie, darf ichs nicht verderben. Er liefert mir alle Tage Früchte und Blumen. Oft hab' ich ihn beſchenken wollen, aber da meint er, daß ihm an meinen Liedern weit mehr gelegen ſey, als an meinem Gelde. Daher kommt es, daß ich faſt alle Morgen, wenn die Witterung es zuläßt, hier in dieſer Grotte ſitze und ihm ein Lied ſpiele, indeſſen er nachbrummend

alle Stanzen begleitet und mit Freuden die Blumen begießt, die er für mich ziehet.“

Ugolino trat in den Garten und rief den Namen des Barons. Er hatte zwei Büchſen in der Hand und ſchritt auf den Gerufnen zu, der eben an Beatrixens Hand aus der Grotte trat. Dem Ritter folgte ſeine Gemahlinn und zwei Diener mit dem Frühſtück, welches ohnfern einer Kaskade ſervirt ward.

„Wie geſchlafen?“ Herr Baron, fragte Eveline und präſentirte ihm ſelbſt den Teller, indeſſen der Ritter ſchweigend die Gläſer füllte.

Ueber meine Erwartung wohl, entgegnete Tommaſini.

„Alſo hofften Sie es nicht.“

Nein! theils weil ich den Kopf noch

von den Abentheuern der Reiſe voll hatte, theils, weil ich mich unter dem Dache einer Villa befand, worinnen die Grazien und Liebesgötter neckend jeden Schlummer verſcheuchen.

Beatrix ſeufzte und ihre Schweſter antwortete:

„Ach! bisweilen ſchlafen die Liebesgötter auch.“

O! dann friert die Liebe.

„Man muß ſie zu erwärmen ſuchen.“

In der Nähe zwei ſo ſchöner Damen —

„Halt, mein Herr Baron! von mir und meiner Schweſter konnte itzt kaum die Rede ſeyn.“

Ich ſprach ja von dieſer Villa.

„Mich dünkt, Sie ſprachen auch von den Abentheuern Ihrer Reiſe.“

O! gewöhnliche Reiſegeſchichten, ohne Belang!

„Freilich, wie Sie ſie in Neapel zu Dutzenden erleben. So etwas wird Gewohnheit! Bei uns iſt das ganz anders, nicht wahr, Ugolino?“

Du biſt eine Schwätzerinn, entgegnete der Ritter, die unſern Gaſt noch mürriſch und verdrüßlich machen wird. Trinken Sie Baron. Sie müſſen dann ein wenig mit mir auf die Jagd ſchlendern. — Sie ſchießen doch?

„O! ja ich ſchieße, aber ich treffe nicht immer.“

Das macht, ſetzte die Gemahlinn des Ritters lächelnd hinzu, weil der Liebesgott blind iſt. — Langen Sie doch zu, Herr Baron! zu Ihrer Strapaze brauchen Sie Kräfte. (zu ihrem Gemahl.) Bleibſt Du lange aus? Ugolino!

„Wie gewöhnlich!“

Das heißt nur wenige Stunden — iſt mir nicht lieb.

„Und die Urſache — ?“

Weil Beatrix heute mehr Zeit als gewöhnlich braucht, um Ihre Toilette zu machen.

„Wie ſo?“

Ey! Du Kurzſichtiger! Wenn der Schuß treffen ſoll —

Sie verließ lachend den Tiſch und rief dem Gärtner zu, der eben Blumen brach. Beatrix wurde roth bis ans Kinn und ſchmollte dann mit ihrer ſchalkhaften Schweſter. Der Ritter aber verſtand ſo wenig als der Baron den dunkeln Sinn ihres Scherzes und gab ſich auch weiter keine Mühe, um ihn zu enträthſeln.

Beide giengen auf die Jagd.

Vierzehntes Kapitel.
Der alte Einſiedler.

Als ſie die Villa im Rücken hatten, ſagte Ugolino:

„Wie? Herr Baron, wenn heute unſere Jagd nur ein Vorwand wäre, um aus der Villa zu kommen? Sie wiſſen wohl, ein ſehr ernſtes Geſchäft (wenn Sie es auch noch nicht ganz ſo kennen, wie ich es wünſche) rief Sie nach Capua. Hier bei mir im Hauſe können Sie es nicht kennen lernen, denn wo vier Weiber-Augen auf Ihrer Hut ſind, da bleiben Männergeheimniſſe ſchlecht verwahrt. Mithin iſt es ja wohl beſſer, Sie lernen mich und meine Freunde anderswo kennen.“

Der Baron wurde aufmerkſam und forderte Erklärung.

„Kommen Sie nur, fuhr Ugolino fort, Sie ſoll Ihnen werden.“

Beide ſchritten einen ſteilen Berg hinauf, an deſſen Fuße ein Kloſter lag. Nach einer halben Stunde kamen ſie hier an; das Kloſter, welches ſonſt dem Orden der Jeſuiten zugehört hatte, ſchien leer und unbewohnt zu ſeyn. Nicht weit von demſelben lag die Hütte eines Einſiedlers, deren Bewohner im Garten ſtand und Feigen abnahm.

„Wollen Sie die Bekanntſchaft des Alten machen? rief der Ritter. Sie wird ſie nicht reuen. Indeſſen Sie ſich mit ihm unterhalten, ſchlendre ich noch ein wenig nach meiner engliſchen Anlage, die dort hinter dem Kloſter liegt.“

Ugolino verließ ſeinen Gaſt, aber der Baron bemerkte ſehr deutlich, daß er nicht nach der engliſchen Anlage, ſondern grade durch das hohe Thor des Kloſters ſchritt, welches, (wie er in der Folge erfuhr,) mit den Anlagen nicht in der geringſten Verbindung ſtand.

Kaum gewahrte der alte, ehrwürdige Einſiedler den verlaſſenen Gaſt, als er ſein Körbchen mit den Feigen im Garten ſtehen ließ und auf ihn zukam.

„Ihr wohnt hier ſehr angenehm" redete der Baron den Greis an.

Und geſund, entgegnete der Einſiedler. Die Luft, die mir aus den umliegenden Bergen zuſtrömt, erhält den Leib friſch und munter.

„Wie lange lebt Ihr hier?"

Seit ſechs und zwanzig Jahren.

„Ein ſchönes Alter. Doch wohl Euch, daß Ihr dieſe Zeit nicht auf dem Tummelplatz der groſſen Welt zubrachtet, ihr würdet manche bittre Erfahrung gemacht haben.“

O! dieſe hab' ich auch ohnehin gemacht.

„Was ſpieltet Ihr ehemals für eine Rolle in der Welt?“

Ich war das, was ich jetzt bin, nur mit einigem Unterſchied (gegen das Kloſter zeigend) Sehen Sie dort das leere Gebäude? darinnen ſang ich zwanzig Jahr lang die Horas.

„Alſo von Jugend auf ein Mönch?“

So iſts. —

„Aber wie gieng es zu, daß das Kloſter jetzt leer ſteht.“

Ein Spiel der Zeit und ihrer Vernichtung. Der böſe Pabſt Clemens XIV.,

dieſer unwürdige Nachfolger Petri, der unſern frommen Orden zerſtöhrte, hat auch dieſes Kloſters Auflöſung bewirkt.

„Ihr waret ein Jeſuit?“

Und bin es noch, und will es bleiben bis an meinen Tod, das hab' ich geſchworen den Gebeinen des heiligen Ignatii. (mit einem Seufzer) Ach! wenn ich in die ſchönen Zeiten der Frömmigkeit zurückblicke, wo unſer erhabener Stifter das Schwerdt mit dem Roſenkranz umtauſchte, wo Paul III. dieſer geliebte Sohn in Chriſto, den Orden durch Privilegien gründete und ſicherte und er, wirkend für die reine Lehre unſers Herrn, das verblendete Volk in den Schooß der allein ſelig machenden Kirche führte, ſo ſtell' ich mir zugleich das goldene Zeitalter des frommen Gehorſams, der Armuth und der Keuſchheit vor, und freue mich, daß es auch einſt wiederum ſo ſeyn wird.

„Ihr glaubt in der That, daß der Or
n wieder aufgerichtet werden wird?“

Hab' ich das gesagt? Ich sprach nicht
on der leiblichen, sondern von der geis
igen Zukunft. (nach einer kurzen Pause)
och — wenn ich es auch gesagt hätte —
ohlan! so hätt' ich nichts Unrechtes ge
an. Unsere frommen Wünsche erfüllt der
immel ja oft; wenn ich das von den
einigen hoffen dürfte, so würde ich mit
imeon ausrufen, „Herr! nun lässest du
einen Diener in Frieden fahren.“

Der Alte, dem diese Sprache wirklich
s dem Herzen gieng, schien sehr gerührt
seyn und eine große Thräne rollte ihm
den Bart.

„Wollen Sie nicht einen Augenblick
eine Einsiedelei besehen?“ fragt' er nach
ner Pause den Baron.

Mit Vergnügen.

„Ich führe Sie vor allen Dingen in den Garten. Dort ſtehen einige Früchte, die ich für Sie gepflückt habe.“

Für mich?

„So iſt es.“

Habt Ihr mich denn erwartet?

„Ja!“

Sonderbar genug. Ich wußte von Euch kein Wort.

„Ich deſto mehr.“

Noch ſonderbarer — Ihr kennt mich?

„Gekannt noch nicht, doch durch Schilderungen mir lieb geworden.“

Durch Schilderungen? Ihr ſeyd abgeſchnitten von der Welt —

„Aber nicht von den Herzen meiner Freunde.“

Dieſe ſind's, die mich Euch ſchilderten.

„Wer ſonſt?“

Darf ich ihre Namen wiſſen?

„Wozu ſollen ſie frommen? Doch ei-
en darf ich Ihnen wohl nennen. Ama-
lla — “

Iſt es möglich! Dieſer Name . . .
! er iſt meinem Herzen ſehr werth —
eſer Name erſcholl bis in dieſe Einöde!
Woher lerntet Ihr Amabellen kennen?

(ſchnell abbrechend) „Verſuchen Sie
eſe Feigen einmal, mein Sohn!“

Sagt, Alter! wie lerntet Ihr Ama-
llen kennen?

„Oder dieſe Apfelſinen. Sie ſind ſaf-
— verſuchen Sie. Ich kann Ihnen
ch mit friſcher Milch dienen.“

Der Baron fragte noch einmal, aber
erhielt abermals keine Antwort. Der

Alte ſprach immer etwas anders und ſchwieg nur dann erſt, bis er ſeinen Zweck erreicht hatte. Tommaſini folgte dem Greiſe aus dem Garten in die Hütte, welche wenigſtens für drei Menſchen hinlänglichen Raum hatte, und mit den nothwendigſten Bequemlichkeiten verſehen war. An der Wand hiengen zwei kleine Oelgemälde. Tommaſini betrachtete ſie genauer und fand unter zwei unbekannten weiblichen Geſichtern auch ein bekanntes, welches ſeiner Bruſt einen Seufzer koſtete. Es ſtellte die ſchöne Beatrix vor.

Als er von dem Bilde ſprach, ſagte der Alte:

„Sie hat mir damit ſelbſt ein Geſchenk gemacht.“

Sie beſucht Euch gewiß bisweilen?

„Ach ja, je zuweilen. Oft beichtet ſie bei mir, wenn ich zur Villa komme.“

Ihr

Ihr geht auch in die Villa?

„O! ja, wenn mein Geiſt ſich ſehnt
der Frommen Geſellſchaft. Sonſt
chen mich auch wohl die Hirten von
nahen Bergen und bringen mir Milch
Brod, das ich ſelbſt nicht baue. Ich
nke ihnen dafür meinen Segen und laſ-
e in Frieden ziehen.“

Es naheten ſich der Hütte männliche
ritte und — der Ritter trat herein,
ttelte des Greiſes Hand freundlich und
ndigte ſich nach ſeinem Befinden; dann
te er ihn in einen Winkel des ſtillen
achs und flüſterte ihm ein paar Wor-
s Ohr, worauf ſich der Einſiedler ni-
aber ohne ein etwas dagegen zu er-
ern, entfernte.

„Verzeihen Sie, lieber Baron! daß ich
ſo lange verließ. Ich bin ein groſſer
haber von engliſchen Anlagen und habe

damit dort hinter dem alten Kloſter einen Verſuch gemacht. Wenn ich nun einmal herüber komme, ſo kann ich mich ſo bald davon nicht wieder trennen. Grade ſo gieng mirs heute.“

Darf ich denn dieſe Anlagen nicht auch ſehen?

„Sind Sie ein Freund der Gärtnerei?“

Allerdings.

„O! kommen Sie unverzüglich — da müſſen Sie mich ein wenig bewundern, oder tadeln.“

Das letztere werde ich wohl nicht nöthig haben. Ein Mann mit ſo reinem, geläuterten Geſchmacke —

„Kein Urtheil durch die Brille.“

Aber wollen wir denn die Hütte allein laſſen?

„Der Alte kehrt ſchon zurück — wo
t, ſo wird ihm Niemand etwas ſteh-
weil er blutwenig und von Koſtbar-
n gar nichts beſitzt.“

Sie giengen nun aufs Kloſter zu, an
hem der Zahn der Zeit weiblich genagt
e. Der Baron brachte das Geſpräch
die ehemaligen Bewohner deſſelben und
Ritter blieb mitten im Hofe des Klo-
ſtehen, und gab ſeinem Gaſte ein
k aus ſeiner Geſchichte zum Beſten.
vergaßen darüber die Anlagen und
anſcheinenden Zweck ihres Hierſeyns,
es dem Ritter um ſo angenehmer
da er ſeinen Gaſt unvermerkt dem
näher brachte, welchem er aufbehal-
war.

us dem Hofe hatten ſie ihren Weg
k ins Innere des Kloſters genommen.
ſtanden beide in dem Corridor, wo

ſonſt, die Jeſuiten wohnten. Im Hintergrunde ſprang dem Baron eine breite eiſerne Thür ins Auge, und er fragte ſeinen Begleiter, wohin dieſe führe?

„In die ehemalige Bibliothek der Mönche, verſetzte Ugolino. Ich öffne ſie Ihnen, denn von dieſem Gemache aus können wir uns einen bezaubernden Anblick verſchaffen.“

Der Baron war mit dieſem Vorſchlag zufrieden und öffnete die Thür. Hinter ihr befand ſich ein Vorſprung, der zu einer andern etwas ſchmälern Thür führte. Ehe er aber dieſe noch erreichte, flog die eiſerne hinter ihm mit fürchterlichem Gepraſſel zu, er befand ſich zwiſchen zwei Thüren in der Finſterniß und getrennt von dem Ritter.

Dieſer Vorfall kam ihm höchſt ſeltſam vor. Er gieng an die eiſerne Thür zurück

achte sie zu öffnen; vergebens. Er
es Ritters Namen; aber kein Ritter
rtete; er schlug mit den Händen ge-
ie starken Pfosten der Pforte, aber
nd schien ihm öffnen zu wollen und
chaurige, seelenlose Stille umgab ihn.
hier alle Mühe, um zu entrinnen,
los blieb, so gieng er auf die zwei-
ür zu, die zu seinem Vergnügen un-
loſſen war. Er stieß sie auf und
in ein helles, geräumiges Gemach,
es jedoch nichts weniger als freund-
Gegenstände darbot, indem es mit
Menge Gerippe angefüllt war, die
verbunden mit der Todtenstille, die
wohnte, mehr als einen heimlichen
uber abdrang. Um dieser unangench-
Gesellschaft zu entfliehen, stieß er ei-
itte Thür auf, aber in dem Augen-
, als er dieß that, wurden (gleich-
urch eine unsichtbare Kraft) die Fen-

ſter des Zimmers, worinnen die Gerippe ſtanden, verdunkelt und ein leiſer Wind klapperte mit den Todtengebeinen — eine Erſcheinung, die mit ſchneidender Angſt ihn packte.

Die Fenſter waren verdunkelt; um ihn her herrſchte undurchdringliche Finſterniß. Er fühlte jetzt, daß er ſich in einem dritten ſehr weiten Gemache befand. Als er vorwärts zu ſchreiten ſuchte, hemmte eine geheime Kraft ſeine Tritte. Er wollte nun den Platz, wo er ſtand, mit vorgeſtreckten Händen prüfen und — faßte eine eiskalte Hand.

„Welch' ein Gaukelſpiel!“ rief der Baron, die Reſte ſeines Muthes zuſammenraffend und zog den Degen.

Er hieb um ſich, wie ein Wüthender, aber zerſplittert fiel das Schwerdt zu ſeinen Füßen nieder, indeſſen ihn zwei ner-

vigte Fäuſte packten und ihn einige Schritte vorwärts zogen. Jetzt ward dem Baron das Herz wieder leichter. Er war feſt überzeugt, daß ihn keine Geiſter ſondern Geſchöpfe mit Fleiſch und Blut zum Kampf ausforderten; ſein Muth, ſo ſehr er Anfangs ſich gemindert hatte, wuchs aufs neue und ſchnell zog er einen im Buſen verborgenen Dolch, um ſich zu vertheidigen. Er traf damit ſo gut, daß er ein leiſes „verdammt" murmeln, und in dieſem Augenblicke jemand polternd zur Erde ſtürzen hörte.

Er tappte mit Händen und Füßen vorwärts, um einen Ausgang aus der Finſterniß zu gewinnen, doch, wie Anfangs, ſo wurde er auch jetzt von einer unſichtbaren Kraft zurückgehalten. Er ſuchte ſich mit Gewalt loszureißen, aber ſeine Mühe war vergebens; ſeine Füße ſchienen gleichſam in den Boden gewurzelt, er konnte

weder vor- noch rückwärts. Uebrigens herrschte in dem Gemache eine Todtenstille, die nur bisweilen durch das Rasseln der Gerippe im Nebenzimmer unterbrochen wurde.

Der Baron, dem das tolle Spiel seiner Gefangenschaft endlich lästig ward, fieng an laut auf den Ritter zu schelten und rief nach Hülfe. Kaum lößte sich dieß Wort von seinen Lippen, als sich die Decke des Saals, in dem er sich befand, von selber spaltete und ein kristallener Kronenleuchter mit zwölf schwarzen Wachskerzen, in Gestalt eines Kreutzes, aus der Höhe herabließ und alle Gegenstände umher erhellte.

Funfzehentes Kapitel.
Die Weihe.

Wo nehm' ich den Pinsel her, um Tommasinis grenzenloses Erstaunen zu mahlen — ? woher die Farben, um die sonderbaren Empfindungen zu schildern, die sich jetzt seiner Seele bemächtigten bei dem Anschauen der höchst seltsamen Bordüre dieses Gemaches.

Er hatte sich bis auf diesen Augenblick allein geglaubt — jetzt erblickte sein Auge eine lange Tafel, an der zwei und zwanzig schwarze, verlarvte Gestalten saßen, die Blicke bewegungslos und starr auf ihn geheftet. Die Wände des Saales waren mit schwarzen Tüchern deko-

rirt und mit ſonderbaren Mahlereien ge-
ziert, deren Darſtellungen (auch ſie wa-
ren ſeltſam) der Baron nicht begriff. In
jeder Ecke des Saals gruppirten ſich Ge-
rippe mit Schwerdtern und auf ihren Kö-
pfen ruheten Sanduhren. Die Dielen
des Bodens rund herum waren ausge-
hoben und blutrothe Flammen ſchlugen
kniſternd aus der bodenloſen Tiefe herauf.
Ueber der Tafel, (ebenfalls ſchwarz be-
hangen) hieng ein großes Cruzifix an ei-
nem ſchwarzen Kreutze, welches bis an
die Decke reichte und rund herum lagen
zerſtreuet eine Menge Papiere, Bücher,
Landkarten und Dolche; nicht weit von
dem Baron aber ſtand ein Sarg, in wel-
chem ein Leichnam mit einem Dolche in
in der Bruſt ruhete. Ein zerbrochenes
ſchwarzes Kreutz lag neben dem Sarge,
ſo wie eine zerſchmetterte Sanduhr. An
der Wand links zeigte ſich auf einem

Poſtumente die Statue des heiligen Ignatius von Lojola in Lebensgröße von Bronze und unter dem Poſtumente ein Thron, roth und ſchwarz getäfelt, auf welchem, ebenfalls wie dort an der Tafel, ein Vermummter ſaß. Neben ihm erblickte man ein Gefäß, in dem ſich eine Menge kleiner ſchwarzer Kreutze aus Ebenholz geformt, befanden, demjenigen ähnlich, welches zerbrochen am Sarge des Ermordeten lag.

Tommaſini's Verwunderung hatte den höchſten Grad erreicht, als er mit der Prüfung aller ihn umgebenden Gegenſtände zu Ende war. Gern hätt' er ſeiner Empfindung Worte gegeben, aber — er wagt' es nicht, die Lippen zu öffnen, die Erſtaunen und Ueberraſchung gefangen hielt. Dieß Erſtaunen gieng am Ende ſogar in Angſt über, da er itzt wirklich nicht zu unterſcheiden vermochte, ob die

vor ihm ſitzenden Geſtalten Geiſter oder Menſchen oder blos Statuen wären? denn keine von allen ſchien Leben zu haben, gleichwohl ſah jede von ihnen ihn mit funkelnden Augen an. Dieß ſeltſame Spiel dauerte bereits über acht Minuten, und noch immer gewann es keine andere Geſtalt, ſo, daß der Baron endlich den Entſchluß faßte, die auf dem Throne ſitzende Geſtalt, welche er für die ausſtröhmende Kraft des geiſterähnlichen Kreiſes hielt, anzureden. Indem er dieß zu thun im Begriff war, tönte eine Glocke dreimal, worauf eine entfernte Muſik die grauſenhafte Stille unterbrach, in die ſich kurz darauf die Stimmen der Anweſenden in tiefſten Baß, miſchten. Doch, was ſie ſangen, verſtand der Baron nicht, nur ſo viel unterſchied er, daß in dem Geſange der Name Ignatius ſehr oft vorkam.

Kaum war der Geſang geendet, als die ganze Verſammlung ſich von ihrem Sitze emporhob, die Hände kreutzweiß gefaltet auf die Bruſt legte und ſich dann gegen das auf der Tafel aufgerichtete Kreutz dreimal und zweimal gegen die Statue des heiligen Ignatius neigte; das nämliche that der auf dem Throne ſitzende Vermummte. Nachher ſtand dieſer auf und nahm das vor ihm ſtehende Gefäß mit den kleinern Kreutzen von Ebenholz, theilte ſie unter die Anweſenden aus, wobei ſich ein neuer Geſang erhob, von welchem der Baron ſehr deutlich folgende lateiniſche Worte vernahm:

„Morienti nam in cruce,
Ceu Ignatio sub duce,
Vitam dedicamus!“

Jeder küßte das empfangene Kreutz, ſchlang eine ſilberne Kette darum und

hieng es auf die Bruſt; der auf dem Throne ſitzende folgte dieſem Beiſpiel.

Als dieſe Ceremonie geendet war, nahmen alle Anweſende wiederum ihre Sitze ein und hefteten, wie vorher, ihre Augen auf den Baron. Der auf dem Throne ſitzende hingegen rief mit lauter, doch dumpfer Stimme:

„Henriko Tommaſini!“

Was begehrt ihr von mir, entgegnete der Baron mit etwas ſchwächerer Stimme.

„Wie konnteſt du es wagen, in dieſe Verſammlung zu dringen?“

Man hat mich hieher gelockt.

„Wer that das?“

Der Ritter Ugolino, in deſſen Villa ich wohne.

„Es ſteht dir frei, ihn deshalb anzuklagen.“

Ich klage ihn nicht an, weil ich glaube, daß ſeine Abſicht keinesweges böſe war.

„So will in deinem Namen ich ihn anklagen. (mit ſtarker Stimme) Ritter Ugolino! Habt ihr die Ausſage des Klägers gehört?“

Eine von den vermummten Geſtalten erhob ſich und antwortete darauf:

„Ich habe ſie gehört.“

Was erwiedert ihr darauf zu eurer Vertheidigung?

„Nichts als die Wahrheit.“

Sie ſey euch zu ſagen, hiemit erlaubt.

(mit beiden nach dem Bilde des heil. Ignatius ausgeſtreckten Armen) Du vernichte mich, wenn meine Zunge Lügen ſpricht. Zu deiner Ehre und deines Namens Ruhm weihete ich mein Leben dem Bunde; zu

Verherrlichung deines Namens such' ich die Reinen auf, um sie in deinen Schoos zu führen. Henriko Tommasini (den du selbst einen Catharus nennen würdest) ist einer dieser Reinen, der nach dem lebendigen Quell dürstet, welcher aus dem Kreuze deines Herzens ströhmt *). Ich führe ihn dir zu! Bereit zu deinem Dienste wird er in Gehorsam alle seine Pflichten üben! — Ich habe (indem er sich wieder zu dem Sprecher wendete) die Wahrheit gesagt. Urtheile!

„Henriko Tommasini!" rief der Sprecher abermals.

„Was verlangt Ihr von mir?" entgegnete der Baron, wie vorher.

„Ist

*) Bezieht sich auf die geheime Geschichte des Stifters der Jesuiten.

„Iſt Ugolino's Ausſage gegründet?“

Nein! ich habe — —

Ohne den Antwortenden weiter ſprechen zu laſſen, ſprangen alle Anweſende mit lautem Murren auf und ſetzten ihre Dolche auf Ugolinos Bruſt und der Sprecher rief im hohlen Tone: „Verräthe-rei!“

Halt! rief der Baron. Ihr mordet einen Unſchuldigen — Ugolino hat den Tod nicht verdient.

Die Dolche ſanken und der Sprecher ermunterte ihn, ſich zu erklären.

„Ich dürſte, ſagte Tommaſini, allerdings nach dem Quell der Wahrheit und bin begierig, die heiligen Männer kennen zu lernen, die ich hier verſammelt ſehe, allein kein Wort darüber iſt vorher zwi-

ſchen mir und dem Ritter verhandelt worden. Unvorbereitet hat er mich in dieſen Kreis gelockt.“

Das hab' ich nicht gethan, indem Du Dich erinnern wirſt, Henriko! daß ich, als wir die Villa verließen, Dich auf den Zweck des Ganges aufmerkſam machte, der uns dieſem Kloſter und dem Einſiedler des Berges zuführte.

„Iſt das gegründet?“ fragte der Sprecher.

Es iſt ſo; ich entſinne mich, entgegnete der Baron.

„Ugolino lebe, fuhr der Sprecher fort, er hat ſich gerechtfertiget. (zu dem Baron) Da Du nun dürſteſt nach dem Quell der Wahrheit und Dich ſehnſt, die Pflichten unſeres Bundes auszuüben — ſo frag' ich Dich, bringſt Du auch Muth

und Kraft mit, um alle Gefahren und Mühseligkeiten, die Dir begegnen werden, zu überwinden?"

Ehe ich Euch darauf antworte, so erlaubt mir eine Frage:

„Frage."

Was ist der Zweck Eurer Versammlung und Eures Bundes?

„Die Beschützung der Religion Jesu, wie sie der Stuhl Petri lehrt."

Ist das der Zweck, so bin ich mit ihm wohl zufrieden; aber — wahrscheinlich ist noch einer vorhanden, den Ihr mir verbergt.

„Du sollst ihn (wenn auch nicht heute) doch gewiß erfahren, so bald wir nur von Deinen Gesinnungen überzeugt sind.

ſo bald wir nur wiſſen, ob Du dem Bunde beitrittſt.“

Wie kann ich einem Bunde beitreten, deſſen Geſetze und Pflichten ich nicht kenne?

„Selig ſind die nicht ſehen, und doch gläuben.“

Wohlan! dieſer Ausſpruch des Heiligſten binde mich an Euer Geheimniß, das ich nicht kenne. Hier bin ich, nehmt mich hin; mit Freuden will ich in Euren Kreis treten, denn ich glaube, daß Eure Abſicht gut, daß der Zweck Eures Geheimniſſes ädel iſt und daß Euer Bund aus würdigen Mitgliedern beſtehet. Macht mich mit den Pflichten und Obliegenheiten bekannt, denen ich mich unterziehen muß, um die Wünſche des Bundes zu erfüllen, doch laßt mich nicht an dem ver-

zweifeln, was Thomani und eine andere (mit meinem Herzen innig verbundene) Perſon zum Lohn meines Gehorſams mir verſprachen.

„Hoffe auf die feſte Erfüllung ihres Verſprechens. Wir kennen ſeinen Inhalt und es ſteht ganz in unſrer Macht, um Dich ganz ſo glücklich zu machen, als Du es wünſcheſt.“

Jetzt ſtieg der Sprecher vom Throne herab und führte den Baron tiefer in den Kreis, wo ihm beide Augen verbunden wurden. Dann legte man ſeine rechte Hand auf ein Kreutz und die linke auf einen Todtenſchedel und befahl ihm, einen Eid nachzuſprechen, der ihm Tod und Verdammniß drohete, wenn es ihm gelüſten ſollte, ein Geſetz des Bundes zu verletzen. Tommaſini ſchwor den Eid und man nahm ihm das Tuch wieder ab. Er

erblickte sich jetzt nahe an der Tafel, an welcher die Vermummten saßen; aber er stand nicht mehr frei, sondern zwischen zwei furchtbaren Maschinen, welche mit mehr als funfzig Dolchen bewaffnet waren, deren Spitzen seine Brust bedrohten.

„Du hast den Eid der Treue, die Du dem Bunde schuldig bist, geschworen — so fuhr nun der Sprecher fort — zwar kennst Du den Zweck desselben, doch seine Pflichten und Obligenheiten kennst Du noch nicht. Sie werden Dir auf Deiner fernern Reise enthüllt werden; vernachlässigest Du eine, so kann Dein Leben keine menschliche Macht retten. Denkst Du dem Bunde untreu zu werden und verräthst Du eins seiner Geheimnisse, so drohen Dir tausend Dolche und Du wirst von ihnen getroffen zu Boden sinken, wie dieser Bube, dessen Leichnam Du zu Deinen Füßen siehest.“

Der Sprecher wieß bei dieſen Worten auf den Sarg, den der Baron gleich bei ſeiner Ankunft bemerkt hatte.

Die Ceremonie nahete ſich nun ihrem Ende. Als man ihm nämlich noch einiges über die nähere Beziehung ſeiner Reiſe eröffnet hatte, wurde aufs neue ein Tuch um ſeine Augen geſchlungen, und der vorherige Geſang angeſtimmt, welcher mit einer entfernten Muſik ſchloß. Als dieſe vorüber war, ſank das Tuch von ſeinen Augen und — die ganze Verſammlung ſtand — demaskirt da — Mönche und Ritter, bunt durch einander. Jeder kam auf den Neugeworbenen zu und drückte ihm den Kuß des Friedens auf die Lippen, den der Baron jederzeit ſehr warm erwiederte. Unter den Anweſenden fand er nun auch den Ritter Ugolino in der nämlichen Kleidung, in welcher er ihn hinter der eiſernen Pforte verlaſſen hatte und ei-

nen jungen Marchese aus Neapel, Namens Maregni, mit welchem er ehemals in Bologna studiert hatte. Außer dem alten Einsiedler, der sich ebenfalls in der Gesellschaft befand, waren ihm alle übrigen Mitglieder des Bundes von Person unbekannt, aber er erfuhr von jeden Stand und Namen. Die Mönche waren größtentheils Exjesuiten, nur ein einziger befand sich unter ihnen, der in einem nahen Benediktinerkloster lebte und bald darauf sich entfernte, um dahin zurückzukehren.

„Auch wir, sagte itzt Uaolino, wollen uns nun nicht länger aufhalten. Meine Gemahlinn wird uns mit Schmerzen erwarten. Sie kennen nun meine Freunde und sollen bald näher mit ihnen vertraut werden.“

Sie verließen den Saal.

Ende des ersten Theils.

8682.

Die heilige Kapelle zu Florida.

Eine wahre und höchſt ſeltſame Geſchichte der neueſten italieniſchen Zeitperiode.

Aus den hinterlaſſenen Papieren eines neapolitaniſchen Mönchs herausgegeben vom Verfaſſer der Seeräuberkönigin Antonia della Roccini.

Zweiter Theil.

Braunſchweig bei Carl Auguſt Schröder 1806.

[illegible]

Erſtes Kapitel.

Wallis.

Als ſie aus dem Kloſter heraustraten, ſtand der alte Einſiedler ſchon wieder im Garten und begoß ſeine Früchte. Er ſetzte ſchnell die Gießkanne nieder und kam zu ihnen heraus, um noch ein paar Worte mit dem Baron zu ſprechen, an dem er Behagen zu finden ſchien.

„Nun, mein Sohn, fieng er an, wie hat es Ihnen bei uns gefallen?“

Der Baron gab ihm eine etwas zweideutige Antwort.

„Freilich, fuhr der Alte fort; sind Sie mit dem Ganzen noch nicht so bekannt, als Sie es seyn müssen, wenn Sie Liebe, Achtung und Wärme für den Bund gewinnen sollen, doch das alles wird sich finden, so bald Sie den großen erhabenen Zweck durchschauen, auf welchem der Bund gegründet ist.“

Ich brenne vor Verlangen diesen Zweck näher kennen zu lernen.

„Wenn Sie auch jetzt noch im Dunkeln tappen, so wird Ihnen doch in Rom alles klar werden. Ach! in Rom ist Ihnen ein Genuß bereitet, der Ihnen ohne unseres Bundes Einwirkung auf ewig entzogen wurde.“

Auf dem Wege nach der Villa schmolz des Ritters Ernst um ein großes. Sein Herz näherte sich dem Herzen seines neuen

Freundes und er ſagte ihm ſo Manches, was jener kaum erwartet hatte. Doch das Wahre, auf welchem alles beruhete, blieb ihm dennoch ein Geheimniß, ſo ſehr auch Tommaſini in ihn drang, um es ihm zu enthüllen.

„Ich darf Ihnen weiter nichts entdecken, entgegnete der Ritter bei jedem neuen Verſuch, um aus ihm das große Geheimniß herauszulocken, ich bin verpflichtet zu ſchweigen. — Schweigen iſt die erſte Regel des Bundes.“

Ob nun gleich Ugolino während ſeines ganzen Aufenthalts in der Villa verſchloſſen blieb, ſo bald es auf die Enthüllung jenes Zweckes ankam, ſo konnte doch der Baron vermöge der Zuſammenſtellung ſo mancher wichtiger Kleinigkeiten, die ihm bei ſeiner Weihe im Kloſter begegnet waren, ohne Kopfbrechen errathen, daß der

Zweck des Bundes auf nichts weniger als auf die Wiederherstellung des Jesuitenordens berechnet war; aber warum man sich auf der andern Seite so viel Mühe gab, ihn, bei seiner entschiedenen Abneigung gegen diesen Orden, für den Klubb zu gewinnen — das schien ihm ein undurchdringliches Räthsel zu seyn, dessen Auflösung er nur in der Folge zu finden hoffen durfte. Ugolino bewies durch mehrere Anspielungen, daß er das alles sehr genau wisse, aber er blieb stumm, so bald Tommasini in ihn drang, ihm seine Meinung darüber mitzutheilen.

Wir würden die Leser ermüden, wenn wir ihnen eine genaue und vollständige Beschreibung von den Festlichkeiten und Amüsements zu geben gedächten, welche Ritter Ugolino in der Villa Melliofori anstellte, um seinem Gast die Zeit so an-

genehm als möglich zu vertreiben, nur so viel sey uns zu sagen erlaubt, daß besonders die beiden Damen, vorzüglich aber die schöne Beatrix, alle nur ersinnliche Mittel aufboten, um ihren so lieben Gaste jeden Wunsch vom Auge zu stehlen und daß dieser am Ende in der That in Verlegenheit gerieth, um so viele unverdiente Beweise der Güte und Freundschaft hinlänglich zu belohnen.

Nur das Andenken an Amabellen, dieser Königinn seines Herzens, konnte den Baron blind machen gegen Beatrixens Bemühungen, ihm zu gefallen.

Sie suchte jede Gelegenheit eifrig auf, um sich dem Baron auf einer Seite bemerkbar zu machen, welche ihn interessiren konnte; wahrscheinlich hätte sie auch ohne diese Bemühung ihren Zweck erreicht, wenn sich nicht jener Stein des

Anstoßes (den die Leser bereits kennen) ihren Schritten entgegen gewälzt hätte. Sie ahnete dieß freilich nicht und hielt das, was wirklich Kälte war, blos für Bloßigkeit. Allerdings würde diese nicht statt gehabt haben, wenn Amabellens Einfluß auf den Baron sich vermindert hätte, doch da dieser mit jedem Tage mehr zunahm, so verringerte sich auch täglich Beatrixens Hoffnung, je zu ihrem Zwecke zu gelangen. Sie wüthete, als sie endlich durch ihren eigenen Schwager erfuhr, daß der Baron schon liebe und schwor nun einen furchtbaren Eid, entweder ihn zu besitzen oder sein von Amabellen zu erwartendes Glück zu zertrümmern.

Drei Wochen waren bereits verflossen, seitdem Tommasini in Capua lebte, und noch immer machte er keine Anstalt zur

Abreiſe, d. h noch immer erhielt er die von dem Bunde ihm verſprochenen Depeſchen nicht. Woran das lag, konnt' er freilich nicht begreifen, aber er vermuthete, daß noch irgend gewiſſe Briefe, deren er bei ſeiner Ankunft in Rom bedurfte, nicht eingelaufen wären. Und ſo war es auch.

Thomani hatte ihm zweimal geſchrieben, Amabella einmal. Beide aber erwähnten kein Wort von der ſchwarzen Larve in dem Bergſchloſſe Morino, welches ihm einigermaßen ſeltſam vorkam. Amabella verſprach ihm nochmals theuer und beſtimmt ihr Zuſammentreffen mit ihm in Rom; dieß gab ihm neuen Sporn, ſeine Abreiſe zu beſchleunigen. Thomani ließ ſich von dem Zwecke des Bundes, dem der Baron jetzt angehörte, nicht das Geringſte merken; es ſchien daher, als

ob er von demſelben ausgeſchloſſen ſey, wiewohl es von dem Baron ſehr unbeſonnen geweſen ſeyn würde, wenn er daran hätte zweifeln wollen. Deſto mehr ſprach er von ſeiner Reiſe nach Rom, wo ihm das höchſte Glück wiederfahren ſollte.

Beatrix, die auf alle Bewegungen des Barons acht hatte und eiferſüchtig jeden ſeiner Blicke muſterte, ohne jedoch ihrem Zwecke um ein Haar breit näher zu kommen, bemerkte, daß er bei dem Empfange des letztern Briefes aus Neapel (des nämlichen, den er von Amabellen erhielt) beſonders heiter geworden war.

„Er iſt von meiner Nebenbuhlerinn, lispelte ihr die Eiferſucht ins Ohr. Sieh zu, daß du deſſen habhaft werden kannſt. Dann beginne entweder dein Glück oder dein Unglück.“

Ihr Vorsatz gefiel dem grollenden Herzen so sehr, daß sie bei der ersten Abwesenheit des Barons sich auf sein Zimmer schlich und alle seine Papiere durchstöhrte. Tommasini war unvorsichtig genug gewesen, nicht nur die Briefe von Amabellen, sondern auch die von dem Jesuiten Thomani und andere unverschlossen in seinem Taschenbuche liegen zu lassen. Beatrix las sie begierig durch und erfuhr alles, was sie wissen wollte, ja! sie erfuhr mehr noch, als sie gehofft hatte.

Ihre, wechselseitig mit Liebe und Tod angefüllte, Seele jauchzte, als sie sich in dem Besitze dieser Briefe sah; sogleich wurde ein Plan entworfen, um entweder das Herz des Barons für sich zu gewinnen, oder, falls dieß nicht möglich sey, sich auf eine Art an ihm zu rächen, die um so empfindlicher und schmerzlicher aus-

fallen mußte, da er in dieser Rache alles verlieren sollte, was ihm auf der Erde lieb, werth und heilig war. Uebrigens merkte der leichtsinnige Mann von dem Raube, den Beatrix an seinen Geheimnissen begangen hatte, nicht das mindeste.

Bei den Feten, welche Ugolino seinem Freunde zu Ehren gab, waren allemal die sämtlichen Ritter des Bundes, welche in der Nähe von Capua wohnten, und oft auch einige von den Jesuiten gegenwärtig. Des Barons Bekanntschaft mit ihnen erweiterte sich, und so heftig auch ehedem sein Haß gegen die Jesuiten gewesen war, so warm und innig war itzt seine Liebe für sie, denn wenigstens diejenigen, welche hier sich Jesuiten nannten, bezeigten sich als Leute von vielem Scharfsinn und besonders gutem Herzen.

Und ſo fand er an der Rolle, die man ihm übertragen hatte, täglich mehr Geſchmack; ja, er ſchwor ſich mehr als einmal zu, auch ohne den Preiß, den man ihm zugeſagt, alles zu thun, was die Ehre der Religion und den Zweck des Bundes, den man ihm noch immer nicht enthüllt hatte, befördern könnte.

Die Sitzung des Bundes im Kloſter hatte ſchon öfters ſtatt gehabt und der Baron ihr allemal beigewohnt, doch wurden in ſeiner Gegenwart nur ganz gleichgültige Dinge verhandelt. Freundſchaftliche Geſpräche wechſelten mit Geſang und Muſik ab, bisweilen wurden auch kalte Speiſen und Wein ſervirt. Wenn Briefe und andere Schriften einliefen, ſo erbrach ſie der Sprecher zuerſt und theilte ſie dann der ganzen Geſellſchaft mündlich mit. Bei ſolchen Gelegenheiten aber

führte irgend ein Mitglied des Bundes den Baron in ein Nebengemach, welches er ſich ohne Sträuben gefallen ließ.

Zwei Tage nach der letztern Zuſammenkünft lag der Baron eines Morgens noch ſpät in den Federn und las eine Broſchüre, welche eben neu herausgekommen war und die Vorzüge des Jeſuiter-Ordens gegen alle andere Orden der Kirche in Schutz nahm. Die Lectüre würde ihm ein Viertel Jahr vorher ärgerlich und läſtig geweſen ſeyn — jetzt aber verſchlang er begierig den Inhalt des Buches und pries den Verfaſſer (der nichts weniger als Jeſuit war) ſelig, über die treflichen Sentenzen, die er hier mit einem großen Aufwand von Scharfſinn zu Tage gefördert hatte.

Eben klatſchte er bei einer ſchönen Stelle jubelnd in die Hände, als der Rit-

ter hereintrat und ihn aufforderte sich sogleich ankleiden zu lassen, indem ihre Gegenwart im Kloster erfordert würde.

„Es sind wichtige Depeschen angekommen, setzte Ugolino hinzu, schon sind die Brüder versammelt und es fehlt blos noch an Ihnen und mir.“

Paolo bewies heute sein Meisterstück im Ankleiden und so giengs mit dem Baron und dem Ritter ohne Verzug nach dem Kloster.

Als sie in das (uns wohl bekannte) Gemach traten, saßen die Brüder des Bundes bereits an der Tafel, viele mit Lesen, manche mit Schreiben beschäftiget, der Sprecher allein gieng im Zimmer auf und nieder und schien über etwas nachzudenken. Er winkte, als er den Baron und den Ritter eintreten sah, den erstern

zu, sich in ein Fenster und sprach leise folgendes mit ihm:

„Herr Baron! Es sind aus Neapel äußerst wichtige Depeschen angekommen, welche verlangen, daß Sie noch heute die Villa Mellifori verlassen und Ihre Reise nach Rom antreten.“

Der Baron schien über die Schnelligkeit der Reise überrascht, auf einer Seite aber, gab er auch sein Vergnügen darüber sehr deutlich zu erkennen, denn er wünschte (wie uns bereits hinlänglich bekannt ist) nichts sehnlicher, als bald an einem Orte einzutreffen, wo das größte Glück, das höchste Entzücken seiner harrte.

„Man wird Ihnen, fuhr der Sprecher fort, noch in dieser Stunde ein Paquet einhändigen, in welchem Sie Ihre nöthigen Instruktionen finden werden. Ich empfeh-

empfehle Ihnen Treue gegen den Bund, Verſchwiegenheit für ſeine Geheimniſſe und Vorſicht in allem, was Sie reden und thun. Vermeiden Sie, ſo viel als möglich, alle neue Bekanntſchaften, zu deren Schließung man Sie veranlaſſen dürfte, nur ſolche ſind Ihnen gern erlaubt, welche mit dem Bunde in Beziehung ſtehen. Sie werden viele brave Männer dort kennen lernen — ſchließen Sie ſich einſtweilen nur an dieſe an und erwarten Sie dann ohne Zweifel und Argwohn den Lohn, der Ihnen in Neapel verſprochen ward. Von dem heiligen Vater, dem Sie höchſt wahrſcheinlich bald vorgeſtellt werden, ſag' ich Ihnen nichts. Dort wird allein Ihr Herz ſprechen. — — — Um Geweihete von Ungeweiheten genau zu unterſcheiden, empfangen Sie hier ein Kreuz von Ebenholz. Dieß tragen Sie auf der bloßen Bruſt an dieſer

ſilbernen Kette. Sie werden es oft nöthig haben, um ſich zu legitimiren. Und ſo erwarten Sie in Ruhe und Gelaſſenheit den Ausgang Ihrer Geſchäfte, mit dem (das können Sie wiſſen) ſich auch zugleich der Bund auflößt."

Der Sprecher verließ ihn und beſtieg den Thron. Die Mitglieder legten die Federn hin und einer von ihnen (ein alter, ehrwürdiger Mönch) nahm mehrere Briefe zuſammen und ſiegelte ſie in eine Kapſel, die er alsdann dem Baron mit den Worten übergab:

„Der Segen des heiligen Ignatius begleite Sie auf allen Ihren Wegen. Reiſen Sie im Namen Gottes."

Mehrere von den Anweſenden traten nun ebenfalls herzu und beſprachen ſich mit dem Baron; jeder ſagte ihm etwas

Verbindliches über ſein Geſchäft — viele ſchienen ihn zu beneiden, doch ohne ihm das auf eine, ihnen unwürdige, Weiſe zu erkennen zu geben.

So endigte ſich dieſe Sitzung, die letzte, der Tommaſini in dieſem Kloſter beiwohnte.

Er entfernte ſich mit dem Ritter Ugolino und kam wohlbehalten in der Villa an.

Zweites Kapitel.

Roſalbo.

Signora Ugolino machte große Augen, als ſie aus dem Munde ihres Gemahles die ſchnelle Abreiſe des Barons vernahm;

in noch höherm Grade aber ſtand Beatrixens Verwunderung. Sie verfärbte ſich ſichtbar, als ſie wirklich Anſtalten zur Abreiſe treffen ſah; ſie war faſt einer Ohnmacht nahe, als bald darauf der Geliebte ihres Herzens in den Wagen ſtieg und die Villa verließ. Der Ritter begleitete ihn noch ein Stück zu Pferde und nahm dann ſehr zärtlich Abſchied von ihm.

Im nächſten Dorfe ließ er halten und zog Paolo auf die Seite. „Paolo, ſagt' er, Du darfſt mich nicht weiter begleiten.“

Verlegen fragte dieſer nach der Urſache.

„Dieß ſollſt Du ſogleich hören. Hier nimm dieſe Börſe und kaufe Dir in dem nächſten Dorfe ein Pferd, ſchwinge Dich darauf und reite damit nach Morino, übergieb dort dem Kaſtellan dieſen Brief,

erkundige Dich genau nach dem Manne in der ſchwarzen Larve und kehre dann zu mir nach Rom zurück. Deiner Klugheit überlaß' ich es, ob Du Dich in unkenntlicher Kleidung nach Neapel ſchleichen und dort ebenfalls von Thomanis Befinden Erkundigungen einziehen willſt. Es liegt mir daran, zu wiſſen, wie er ſich befindet, auch ſieh zu, ob Du erfahren kannſt, was aus dem Ritter Veronio geworden iſt.“

Paolo verſprach, ſeine Aufträge pünktlich auszurichten und trennte ſich von ſeinem Herrn, der in dieſem Augenblick weiter fuhr und ohne ſonderliche Abentheuer nach Rom kam.

Hier war er fürs erſte an den Marcheſe Majolino empfohlen. Er verfügte ſich ſogleich zu ihm, doch traf er denſelben nicht zu Hauſe an. Indeſſen war

die Gemahlinn des Marchese artig genug, ihm, ohne nach seinem Namen und den Zweck seiner Reise zu fragen, sogleich ihr Palais zur Wohnung anzubieten. Er bezog ein sehr artiges Zimmer, und harrte hier der Zurückkunft des Marchese, die auch nicht lange ausblieb.

Der Marchese war ein Mann schon tief in den Jahren, wenigstens dreißig Jahr älter, als seine Gemahlinn, aber er wußte die gewöhnlichen ernsten Launen seines Alters sehr glücklich durch ein munteres Wesen zu besiegen, das ihn außerordentlich angenehm machte. So fand ihn der Baron gleich nach seinem Eintritt. Er übergab den von dem Sprecher ihm zugestellten Brief, der Marchese erbrach ihn und las selbigen flüchtig durch.

„Sie sind mir sehr warm empfohlen, Herr Baron, sagte der Marchese; sehen

Sie mein Haus als das Ihrige an. Das übrige wird sich finden.“

Der Marchese trat näher zu ihm und berührte mit der Spitze seines Fingers die Brust seines Gastes. Der Baron öffnete ohne Umstände sein Gewand und das Kreuz ward sichtbar. Das nämliche that jetzt der Marchese — bei dieser Zeremonie ward kein Wort gesprochen; nachher aber handelten sie nur ganz gleichgültige auf den Bund sich nicht beziehende Dinge ab.

Der Baron befand sich in dem Hause seines neuen Freundes sehr wohl und nicht nur der Marchese, sondern auch seine Gemahlinn, boten alle Kräfte auf, ihm seinen Aufenthalt in Rom so angenehm als möglich zu machen. Doch geschah an diesem Tage weiter nichts, was auf den Bund Bezug hatte, theils weil der Marchese in Gesellschaft fuhr (für die er sich

einmal engagirt hatte) theils weil ſich der Baron, der müde von der Reiſe war, ſehr zeitig zur Ruhe verfügte. Indeſſen wunderte er ſich nicht wenig, als er auch am zweiten und dritten Tage aus dem Munde ſeines jovialiſchen Wirthes nicht das Mindeſte von dem hörte, was ihn eigentlich hieher gebracht hatte. Er ſelbſt wollte aus Gründen nicht davon ſprechen und lieber den Zeitpunkt ruhig abwarten, wo es dem Marcheſe belieben würde, ihn mit dem Plane des Bundes näher bekannt zu machen. Um indeſſen nur etwas in der Sache zu thun, ſchickte er die Briefe, die man ihm mitgegeben hatte, an die Behörden; von keiner aber erhielt er weitere Nachricht, die er übrigens auch wirklich nicht erwartete, weil man ihm den Marcheſe Majolino als den Mann genannt hatte, der ihm über alles, was mit ſeinem Geſchäfte in genauer Verbin-

dung ſtänd, ſichere und beſtimmte Auskunft geben würde.

Drei Tage nach ſeiner Ankunft erhielt er durch eine eigene Eſtaffette Briefe aus Capua, worinnen ihm gemeldet wurde, daß auf Befehl der Regierung die Sitzungen des Bundes im Jeſuitenkloſter aufgehoben worden wären. Dieß fiel ihm nicht wenig auf, denn nun war es nur allzugewiß, daß die Verhandlungen des Bundes gegen die Geſetze des Landes ſtritten. Der Baron, der in allem, was auf den Bund Bezug hatte, noch Neuling war, wunderte ſich einigermaßen, daß man ihm eine ſolche Nachricht, die im Grunde ganz dazu geeignet war, um ihm Argwohn gegen die gute Sache einzuflößen, überſchrieb, indeſſen blieb er dennoch ſtandhaft bei ſeinen einmal angenommenen Grundſätzen, die Ehre und den Vortheil

des Bandes bis auf den letzten Augenblick seines Lebens zu verfechten. In diesen Briefen wurde ihm übrigens zum Troste gemeldet, daß die Bundesritter und Mönche ihre Sitzungen künftig in der heiligen Kapelle zu Florida (die ihm sehr wohl bekannt war) doch monatlich nur einmal halten würden und daß dort Pater Thomani an der Spitze des Vereins stehen würde.

Tommasini glaubte jetzt die beste Gelegenheit zu haben, um mit dem Marchese über seine Angelegenheiten zu sprechen, indem dieser eben nach Lesung der Briefe, ganz wie gerufen, hereintrat. Der Marchese brachte ihn selbst auf dieß Kapitel und las auch die Briefe:

„Ich weiß alles, sagte der Marchese, die Sache hat zwar eine üble Wendung genommen, aber dem Ganzen kann sie

wenig ſchaden. – Es ſind bereits ſolche Anſtalten getroffen worden, daß unſer Plan durchaus gelingen muß. Laſſen Sie, Herr Baron! Ihr Vertrauen zum Bunde nicht fahren. Ich bürge mit meiner Ehre für den guten Ausgang der Sache.“

„Aber die Aufhebung im Kloſter —

„Mein Himmel! ſo was geſchiehet ja oft. Kleinigkeit, nichts als Kleinigkeit! Und Kleinigkeiten machen keinen Eindruck auf Männer. Die Sitzungen ſind dort aufgehoben, aber nicht die Geſellſchaft, man hat nicht einmal eins von den Mitgliedern erkannt, oder — ſind Sie etwa der Meinung, daß unſer Verein blos aus einigen hundert Köpfen beſtehe? — Da irren Sie ſehr. Der Bund zählt jetzt allein in Italien gegen 12,000 Mitglieder, welche unermüdet an der Erreichung ih-

res Zwecks arbeiten und mit ſchnellen Schritten auf das päpſtliche Kabinett losgehen, um es für ihren Plan zu ſtimmen.“

Der Baron erſtaunte.

„Noch weiß der Papſt wenig von allem, was geſchehen ſoll und wenn er es wüßte, ſo würde wahrſcheinlich ſeine Antwort auf Nein lauten, nicht weil er etwa Ganganelliſche Grundſätze hegt, ſondern weil er zu ſehr von Frankreich abhängt, deſſen Souverain bekanntlich die Jeſuiten haßt.“

Aber wie mögte er denn wohl zu gewinnen ſeyn?

„Mit einem Coup, der von Ihnen ausſtröhmt, mein Freund!“

(mit höchſtem Erſtaunen.) Von mir?

„Von Ihnen. Sie wundern ſich? —

Ach ja! es giebt Menſchen in der Welt, die großen Einfluß beſitzen und ihn doch nicht kennen. So iſt der Fall mit Ihnen.“

Aber wie ſoll ich — —

„Brechen wir davon ab, indem es mir nicht erlaubt iſt mit Ihnen darüber ein Wort zu wechſeln. Kurz Sie ſind der einzige Menſch in Neapel, auf welchem die Hoffnungen des Bundes beruhen. Ziehen Sie Ihre Hand ab ſo ſcheitert entweder das ganze Projekt oder es würden Jahre erfordert werden, um die mißlungenen Verſuche zu repariren.“

Der Baron wurde ſtolz auf ſich und ſeine verborgene Kraft, als er dieß hörte, dennoch artete ſein Stolz bei weitem in keinen Dünkel aus. Die Verſicherung des Marcheſe diente vielmehr dazu, um ſeinen Eifer für das Beſte des Bundes

noch mehr zu entflammen, denn es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit gar ſehr, daß er allein das Rad hieß, um das ſich die Maſchine drehete.

Der Marcheſe entfernte ſich mit dem Verſprechen, bald wieder zu kommen. Kaum war er hinaus, als dem Baron ein junger Menſch gemeldet wurde, der ihn zu ſprechen verlangte. Er ließ ihn kommen und ein Knabe von ungefehr 12 Jahren trat herein. Sein Benehmen war etwas ſchüchtern und linkiſch, ſein Blick aber flößte Zutrauen ein und ſeine Stimme klang ſo weich und anſchmeichelnd, daß ihm der Baron gern zuhörte, wenn er ſprach. Die Kleidung des Knabens war bei weitem nicht ſo gering und arm als ſeine Sprache es verrieth und bald ergab es ſich, daß auch ſeine Familie von der er abſtammte, keine der geringſten ſey,

„Aber was hilft mir das alles, Signor! ſagte der Kleine, mein Haus iſt verarmt, mein Vater todt, ich habe ſelbſt wenig gelernt — was ſoll ich thun, um meinen Unterhalt zu finden? Das Guitarrenſpiel (das einzige, was ſie als Kunſt an mir finden)· eckelt mich an, weil es in Italien bis unter den Pöbel gefallen iſt. Es bleibt mir daher nichts übrig als — Dienſte zu ſuchen.“

Dienſte? fragte Tommaſini. Armer Schelm! Dein Loos iſt unglücklich. Du dauerſt mich. Doch — laß nicht alle Hoffnung fahren. Ich ſorge für Dich. Verlaß Dich ſicher darauf — ich ſorge für Dich. Komm in ein paar Tagen wieder zu mir, es wird ſich bis dahin gewiß etwas finden —

„O! wenn Sie wollen, rief Roſalbo (ſo nannte ſich der Knabe) ſo hat

ſich ſchon jetzt etwas für mich gefunden.“

Deſto beſſer, entgegnete der Baron, wo?

„Bei Ihnen!“

„Bei mir? Erkläre Dich näher. Wenn ich etwas beitragen kann, um Dir ein gutes Auskommen zu verſchaffen.

„Sie können es. Es koſtet Ihnen nur ein kleines Wörtchen — “

Ei! ſo ſprich deutlicher.

„Ein “Ja” koſtet es Ihnen auf eine Frage, die ich auf der Zunge habe.“

Zum Henker ſo frage nur.

„Wollen Sie mich zu Ihrem Pagen annehmen? Ja oder Nein? — O! ſprechen Sie doch Ja!“

Der Baron mußte über die Naivität des Kleinen lachen und ſagte endlich Ja. Roſalbo machte, als er das hörte, tauſend wunderliche Sprünge durchs Zimmer und bezeigte ſeine unbegrenzte Freude auf mancherlei Art. Tommaſini gab ihm Geld um ſich ein neues Kleid anmeſſen zu laſſen, und froh ſprang Roſalbo fort und erfüllte ſeinen und ſeines Herrn Wunſch. Doch jener wunderte ſich nicht wenig, als der Page ſchon wenige Stunden darauf köſtlich gekleidet wieder erſchien und nun alles aufbot, um ſeinem neuen Dienſte Ehre zu machen.

Drittes Kapitel.

Pater Gruber, der Bundesherr.

Der Marcheſe war jetzt wenig zu Hauſe. Als ihn der Baron fragte, warum er ſo oft abweſend ſey, antwortete er ihm geradezu, daß er den täglichen Sitzungen des Bundes in der Villa R**i beiwohne. Es war natürlich — dieſe Erklärung mußte dem Baron ungemein auffallen, weil er ihm davon noch nie etwas geſagt hatte. Und gleichwohl hatt' er oft gewünſcht, mit den Brüdern des Bundes näher bekannt zu werden. Er gab ihm darüber ſein Mißfallen zu erkennen.

„Ich bedauere, entgegnete der Mar-

chese, daß Sie das höher aufnehmen, als Sie ſollten. Glauben Sie doch ja nicht, daß darinnen eine Vernachläßigung gegen Sie liegt. Sie waren kaum drei Stunden in Rom, als auch der Bund von Ihrer Ankunft unterrichtet war und ſich höchlich freuete, den Mann in ſeinen Mauern zu haben, von dem er ſein Glück und ſeinen Wohlſtand erwartet.“

Aber wenn dem ſo iſt, warum ſtellten Sie mich dem Bunde nicht ſchon längſt vor?

„Kam denn das auf mich an? Ich hänge von den Befehlen des Bundes ab und der Bund verlangte, Sie nicht eher vorzuſtellen, als heute zur Nacht.“

Heute alſo! heute zur Nacht? Nun in der That! mit Ungeduld erwarte ich den Augenblick.

„Ordnen Sie ihre noch in Händen habenden Papiere. Man dürfte sie Ihnen abfordern. Zugleich bitt' ich Sie, reichen Sie dem Bundesherrn (der sich Ihnen schon näher bekannt machen wird) einen genauen Kalkul Ihrer Reisekosten von Neapel bis Rom ein."

Wozu diese Kleinigkeit? — Ich reise ohne mich an der Kasse des Bundes bereichern zu wollen.

„Sie denken brav, aber diese Großmuth läuft gegen die Gesetze des Bundes. Erwähnen Sie nichts davon."

Der Baron blieb nun allein und ordnete seine Papiere. Als er damit fertig war, rief er Rosalbo. Der Knabe sah aus, wie ein Engel und war immer freundlich und dienstfertig.

„Bist Du hier in Rom bekannt?" fragte ihn der Baron.

Wenig, Signor! entgegnete er.

„Das iſt ſchlimm. Es könnte ſeyn, daß ich bisweilen einen Gang für Dich hätte.“

Ey! ſagte Roſalbo, hab' ich nicht einen Mund? Kann ich nicht ſprechen? — Nun, und wenn ich ſprechen kann, ſo kann ich auch fragen. Mit Fragen kommt man durch die Welt. Senden Sie mich nur, ich will alles wohl ausrichten.

Eben gedachte der Baron zu ſprechen, als ſich Schritte der Thür naheten. Roſalbo gieng, und öffnete ſie. Welch' ein frohes Erſtaunen für unſern Helden, als der junge Ritter — Veronio hereintrat.

Mit ausgebreiteten Armen flog er auf ihn zu.

„Iſt es möglich — täuſchen mich meine Augen nicht — Sie ſind es Herr Rit-

ter?“ rief der Baron und ſchloß den unvermutheten Gaſt an ſein freudiges Herz.

Roſalbo zog ſich in eine Ecke des Zimmers, von den beiden Freunden unbemerkt, zurück und machte ſich hier etwas zu ſchaffen, horchte aber dabei ſehr aufmerkſam auf ihr Geſpräch.

Ich bin es mit Leib und Seele! entgegnete der Ritter und freue mich herzlich, daß ich Sie in Rom treffe.

Bei dieſen Worten berührte der Ritter mit ſeiner Fingerſpitze die Bruſt des Barons, auf welcher ſogleich das Kreuz ſichtbar ward. Das nämliche geſchah bei dem Ritter.

„Iſt es möglich, rief der Baron noch freudiger aus — ſeit wann ſind Sie unſerm Bunde einverleibt?“

Seit acht Tagen.

„Und durch wen hatten Sie das Glück —“

Durch unſern beiderſeitigen Freund — Thomani.

„Was? — Thomani — der Sie arretiren ließ?“

Er that es, um mich deſto ſicherer zu retten.

„Unbegreiflich und doch muß ich es glauben, da Sie es ſelbſt ſagen.“

Freund! Thomani iſt ein ſeltner Menſch, klug und vorſichtig und mit groſſen Kräften begabt. Er hat Dinge möglich gemacht, die ich für unausführbar hielt. Kurz — um Sie von meinen Angelegenheiten nicht zu lange zu unterhalten — er hat mich und meine Milona gerettet. Sie iſt mein Weib und lebt hier in Rom.

„Wie iſt das möglich — ihr Weib eine Nonne?“

Fragen Sie mich nicht. Kurz Thomani hat (wie? das mag Gott allein wiſſen) die Auflöſung ihres Gelübdes bewirkt und mich von der Strafe eines Kirchenraubes befreiet. Die Zukunft vielleicht wird dieſe Räthſel löſen, über die ich überhaupt nicht gern mehr grüble, da alle Verſuche ihrer Auflöſung mißlungen ſind. (indem er ſein Porteſeuille öffnet) Hier ein Brief von ihm, und hier einer von einer Ihnen noch werthern Perſon.

Der Baron erbrach den letztern zuerſt und auf ſeinem Geſichte ſtand die Freude, die er bei Leſung deſſelben empfand, in deutlichen Zügen abgedrückt. Dann kam auch Thomanis Brief an die Reihe. Er betraf ganz den Bund und enthielt einige Verhaltungsregeln, welche dem Ba-

von neue Blicke in das Innere des sonderbaren Mönchs thun ließen.

Der Ritter trennte sich endlich und versprach auf den Abend in dem Bundes-Zirkel zu erscheinen. Der Baron begleitete ihn bis an die Treppe.

Rosalbo schlich sich jetzt aus seinem Schlupfwinkel hervor, durchflog mit blitzenden Augen Amabellens Brief (denn nur von ihr war das kostbare Schreiben, welches dem Baron so viel Vergnügen machte) und legte denselben mit einem heimlichen Seufzer wieder auf den Tisch. Als er durch eine Tapetenthür aus dem Zimmer verschwand, sagte er langsam und bedeutend: „den neunzehenten Mai also.“

Der Wagen steht bereit, rief gegen Abend Marchese Majolino ins Zimmer des Barons hinein. Sind Sie fertig?

„Schon seit einer Stunde" entgegnete dieser.

So kommen Sie geschwind. Wir haben keine Zeit zu verliehren.

Sie stiegen in einen Wagen und fuhren über Rom hinaus nach einer Villa, die ganz einsam, und von den übrigen abgesondert da lag.

Schon bei dem Eintritt in diese Villa änderten sich die Begriffe des Barons, die er sich bis jetzt von der politischen Macht des Bundes gemacht hatte, um ein Großes, denn er fand nicht nur alle Ausgänge mit Wachten besetzt, sondern auch in den Vorzimmern eine Menge Couriere, die auf die Ausfertigung ihrer Depeschen warteten, um sie nach Petersburg, Neapel, Wien und — Paris zu überbringen. Der Eingang in das Innere, wo sich die Brüder des Bundes

befanden, war durch dreifache Wachten besetzt, welche allemal ehrerbietig zurückwichen, so bald ein Bundesmitglied erschien, welches sie an dem auf der Brust hängenden Kreuze erkannten. Die Dekoration des Saals, wo alle Verhandlungen des Bundes vor sich giengen, war die nämliche, wie sie der Baron schon in dem Kloster bei Capua gefunden hatte. Dieß war ihm also etwas altes — nicht so die Menge der Mitglieder, welche hier an 150 Köpfen versammelt an langen Tafeln saß und sich mit Lesen, Schreiben und Siegeln beschäftigten. Auf dem Throne saß der — Bundesherr, ein sehr ehrwürdiger Mann mit einer Miene, welche das innigste Zutrauen einflößte.

Als der Marchese mit seinem Gaste eintrat, erhob sich der Bundesherr von seinem Throne. Die meisten, grade nicht

beſchäftigten, Mitglieder, folgten ſeinem Beiſpiele und näherten ſich dem Baron, den ſie mit wahrer Herzlichkeit empfiengen. Jeder gab ihm den Kuß des Friedens und der Bundesherr legte ſeine Hand auf ſein Haupt und ſegnete ihn. Dann giengen ſie alle auf ihre Plätze zurück, auch dem Marcheſe wurde ein Seſſel geſetzt, den er ſogleich einnahm. Der Baron blieb nicht weit vom Throne ſtehen und überlieferte ſeine bei ſich habenden Papiere; der Bundesherr aber (der ſich Pater Gruber nannte) leiſtete ihm Geſellſchaft und ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein.

Er unterhielt ſich lang' und anhaltend mit ihm, doch hatte ihr Geſpräch mehr Beziehung auf die Privatangelegenheiten des Exjeſuiten Thomani, als auf die öffentlichen Geſchäfte des Bundes. Von Tommaſinis Sendung nach Rom und den

wichtigen Aufträgen, deren er ſich bei dem heiligen Vater entledigen ſollte, wurde kein Wort geſprochen.

Nach einer Stunde wurden die Depeſchen an die Couriere abgefertiget und die Verſammlung war geſchloſſen, die Mitglieder des Bundes entfernten ſich, einer nach dem andern, auch der Marcheſe trat herzu, um mit dem Baron wieder nach Hauſe zu fahren, allein der Bundesherr erbat ſich ihn für dieſen Abend, als Gaſt, welches Anerbieten Tommaſini um ſo freudiger annahm, da er hoffen durfte, bei dem Oberhaupte der Geſellſchaft die Ungewißheit endlich ſchwinden zu ſehen, in welcher er ſich noch immer in Abſicht des höchſten Zwecks des Bundes befand.

Viertes Kapitel.
Zweck des Bundes.

Pater Gruber war ein trefflicher Mann, bieder und gut, wie sein Gesicht es deutlich aussprach. So fand ihn der Baron und sein ganzes Herz neigte sich zu ihm hin.

Sie speißten ganz allein mit einander und nach der Tafel, die ziemlich frugal ausgefallen war, entfernten sich alle Bedienten auf einen Wink des Paters, der mit seinem Gaste allein zu seyn wünschte.

Jetzt erschien endlich der Zeitpunkt, wo der Baron alles das erfuhr, was man ihm von Seiten des Bundes so lange vorenthalten hatte. Pater Gruber eröffnete

ihm, daß es das eifrigſte Beſtreben der Geſellſchaft ſey, den vom Papſt Klemens XIV. (oder Ganganelli) aufgehobenen Orden der Jeſuiten wieder herzuſtellen.

„Ich weiß, ſagte er, daß Sie ehedem gegen dieſen Orden ganz eingenommen waren, auch glaube ich wohl, daß Sie dafür eine Menge Gründe aufzuweiſen hatten. Ich glaube ferner, daß durch gewiſſe Glieder des Ordens, vom Anfang ſeiner Stiftung her manches Unheil geſtiftet worden iſt, ich kann Ihnen aber auf der andern Seite auch eben ſo gut wieder beweiſen, daß durch die Geſellſchaft Jeſu viel zur Exkolirung der Künſte und Wiſſenſchaften beigetragen worden iſt. Wenn Sie ſich davon auf das innigſte überzeugen wollen, ſo können Ihnen aus unſerm Archive unwiderſprechliche Beweiſe vorge-

legt werden. Hier vor der Hand nur einige Schriften und Akten, die Sie mit nach Hause nehmen können.“

Er schloß einen Wandschrank auf, in welchem eine kleine, auserlesene Handbibliothek zu finden war und übergab ihm daraus das Versprochene. Dann fuhr er fort:

„Man hat dem Jesuiten-Orden alles nur erſinnliche Böſe beigemeſſen, aber das Meiſte davon liegt blos in unſerer Einbildung.*) Fanatiſche Köpfe hat es immer gegeben und wird es geben, ſo lange die Welt ſtehet. Indeſſen wird dieß Uebel die ädlen Zwecke des Ordens nie beeinträchtigen, ſondern er wird nach wie vor ſeinen Schritt fortgehen und ſich um das vorlaute

*) So iſt wohl die Geſchichte eine feile Lügnerinn? Ey! ey!

d. H.

laute Urtheil ſeiner Feinde nicht bekümmern. Welch' eine erhabene Anſchauung des Guten und Schönen, was durch ihn zu Tage gefördert wird! Ignatius Lojola, unſer heiliger Stifter, entbrannt von der Allmacht des Glaubens, der ihn trieb, die Feldbinde mit der Kutte zu vertauſchen, hatte blos einen Zweck im Auge — und dieſer iſt das wahre, ächte Symbol, auf deſſen Pfeilern das neue Grundgebäude errichtet werden ſoll. Dem Schooße der alleinſeligmachenden Kirche ſoll der Verirrte zugeführt werden; für den Himmel will der wahre Jeſuit Schützlinge werben, ihnen ſoll das Kleinod zu Theil werden, das den Ketzern nie zu Theil werden kann. Doch das iſt nicht die einzige ſchöne Seite jener Anſchauung. Der Jugendunterricht ſoll den Händen dieſes Ordens auf immer anvertraut werden, welche Ausſichten eröffnen ſich dann für

die Zukunft daraus? O! die Vorsicht selbst wird sich ins Mittel mischen und alle frommen Entschlüsse des Bundes segnen, damit sie gedeihen!"

Baron. Wie denkt der heilige Vater darüber?

Er. Pius ist ein frommer, aber sehr zaghafter Mann, der das schreckliche Schicksal seines Vorgängers noch immer im Herzen trägt und nur selten (ohne tausendfache Prüfung) einen Schritt thut. Er fürchtet Frankreich zu sehr; er hängt zu sehr von den Meinungen anderer ab, als daß er auf die seinige besonders Rücksicht nehmen sollte. Doch . . . auch hier, wird die Vorsicht sich ins Mittel mischen und seinen Sinn und sein Herz lenken.

Baron. Er mißbilliget also wohl gar die Unternehmungen des Bundes?

Er. Er mißbilliget sie nicht, aber er

heißt ſie auch grade nicht gut. Ein Beweis davon iſt die Aufhebung des Jeſuitenkloſters bei Capua.

Baron. Sollte dieſe von dem Vatikan ausgehen?

Er. Unmittelbar wohl nicht. Der König von Neapel hatte hier die Hand im Spiele.

Baron. Iſt es möglich —?

Er. Verſtehen Sie mich wohl; ganz gegen ſeinen Willen. Sie kennen den politiſchen Einfluß eines mächtigen Hofs auf alle europäiſche Kabinetter.

Baron. Ich verſtehe Sie, Hochwürdiger Vater, denn wahrſcheinlich wird es dem König nicht unbekannt bleiben, daß in der heiligen Kapelle von Florida jene im Kloſter bei Capua abgebrochenen Sitzungen dort fortgeſetzt werden.

Er. So iſts.

Baron. Aber wie wäre jener mächtige Hof dahin zu bewegen, alle Bemühungen des Bundes gut zu heißen —

Er. Gut zu heißen? — O! dahin ſind wir noch lange nicht. Von dieſem Hofe haben wir hier nichts zu hoffen, ſo bald es auf ſeinen Beifall ankommt. Er haßt die Jeſuiten — und freilich mag er ſeine Urſachen haben, warum er ſie haßt. In dieſer Hinſicht ſcheinen auch alle unſere Bemühungen, um den Orden in Frankreich wieder herzuſtellen, zu ſcheitern. Man denkt dort noch mit zu heftiger Erbitterung an die Jahre 1762, 1763 und 1764, in welchen unſerm Orden der Prozeß gemacht wurde und ſegnet (freilich verblendet von der böſen Sache, an die der Jeſuitism ſelbſt Schuld geweſen ſeyn mag) die Bemühungen Spaniens,

die nicht nur auf das Mutterland, sondern auch auf Amerika sich erstreckten — nämlich den Orden vor einem Gericht anzuklagen, das nur in der Einbildung existirte, wie die Anklage selbst. Neapel schloß sich 1768 diesen Grundsätzen an und die Mitglieder des Ordens wurden schimpflicher als die gehäßigsten Ketzer verfolgt; hie und da sogar ermordet. Es war ein Schimpfnahme, wenn ich sagte: „Ich bin ein Jesuit.“ Nur in Rußland fanden die Geächteten eine sichere Freistätte und finden sie noch. Ueber 20,000 Menschen, unglücklich durch Ketzerei und falsche Anklagen, mußten ihr Vaterland mit dem Rücken ansehen — aber willig nahm jeder sein Kreuz auf sich und folgte Jesu nach, diesem erhabenen Bilde der Tugend und Unschuld.

Baron. Für Frankreich also wäre unsere Hoffnung ganz verlohren?

Er. Ich glaube es, obgleich noch keine Beſtimmtheit da iſt. Pius hat alles gethan, aber eben weil er alles gethan hat und nun ſeine Hoffnung endet, um noch etwas zu gewinnen, ſcheint er ſich auch gegen den Orden, die Wiederherſtellung des Ordens ſelbſt gleichſam verſchworen zu haben — mit einem Worte, im Konklave hat er beſtimmt erklärt, daß ihm die Kardinäle auf immer mit dergleichen Propoſitionen verſchonen mögten.

Baron. Das ſind allerdings trübe Ausſichten.

Er. Wir haben uns jetzt lediglich auf das Königreich Neapel eingeſchränkt. Hier wenigſtens ſoll und muß der Plan glücken, aber daß er glücke, hängt blos noch von einem einzigen Menſchen ab.

Baron. Und wer iſt dieſer Glückliche —; wenn es anders kein Geheimniß

iſt, ſo wünſcht' ich ſeinen Nahmen wohl zu erfahren.

Er. Sie ſollen und müſſen ihn erfahren — — denn Sie ſelbſt, Herr Baron! ſind es.

Baron (mit dem höchſten Erſtaunen) Ich? — Ehrwürdiger Vater! dieſer Scherz iſt ſehr bitter.

Er. Nicht Scherz, Herr Baron! — Ich wiederhole es noch einmal: Sie ſind es; von Ihnen hängt das glückliche Gelingen unſerer Entwürfe ab.

Baron. Aber ich bin ein ſo ſchwacher Menſch — ich habe nicht Kräfte genug, um ein Werk auszuführen, das — —

Er. Sie kennen ſie nur nicht, aber Sie werden ſie kennen lernen und dann ſich glücklich preiſen, daß der Bund Sie zu ſeinem oberſten Sachwalter erkohr.

Baron. O! so besteht denn mein glühendster Wunsch darinnen, daß die heilsame Stunde, wo ich dieses Glückes gewürdigt bin, recht bald erscheinen werde.

Er. Noch in dieser Woche, hoff' ich, wird sie eintreten. Wir warten nur noch auf eine Person, welche dem Bunde höchst nöthig ist, und die dem heiligen Vater mit Ihnen zugleich vorgestellt werden muß.

Erst spät in der Nacht trennte sich Tommasini, von den Segnungen des frommen Paters begleitet, den er wie seinen Vater und — da er diesen nie gekannt hatte — fast noch zärtlicher, liebte. Mit einem äußerst ruhigem und heitern Gemüth kam er in dem Pallaste des Marchese an.

Als er ins Zimmer trat, saß Rosalbo schlafend in einem Armsessel; vor ihm stand eine fast herabgebrannte Kerze. Tomma-

ſini blieb eine Zeit lang vor ihm ſtehen und betrachtete das Geſicht des ſchönen Knabens, das ihm täglich mehr gefiel. Nach ein paar Minuten weckte er den Schlummernden. Roſalbo ſprang in die Höhe und ſchien ſehr verlegen, als er ſeinen Herrn erblickte; ſein Geſicht brannte wie Feuer und beſchämt ſchlug er die Augen nieder. Der Baron ſuchte den Grund dieſer Schaam in ſeiner zu wenigen Wachſamkeit — und wie gern vergab er ihm dieſen kleinen Verſtoß gegen die gelobte Dienſtfertigkeit; im Grunde aber erröthete Roſalbo wegen einer ganz andern Urſache, die, zum Erſtaunen der Leſer, im Verfolg der Geſchichte ſich näher entwickeln wird.

„O! verzeihen Sie doch ja, meine Schlaftrunkenheit, rief der Kleine und beguckte ängſtlich ſein Kleid — ich bin heute viel auf den Straßen herumgelaufen; dieß

hatte mich ſo müde gemacht, daß ich endlich bei dem beſten Willen, wach zu bleiben, von dem Schlafe überwältiget wurde.“

Iſt ſchon verziehen, erwiederte der Baron. In Deinem Alter überläßt man ſich ſo gern den Umarmungen des Schlafes — und ich bin auch ſehr ſpät nach Hauſe gekommen.

„O! nein! es iſt noch ſehr früh—“

Meinſt Du? Kleiner? — Früh genug, um bald zur Ruhe zu gehen. Geh leg' Dich ſchlafen.

Roſalbo gieng. An der Thür rief der Baron:

„Roſalbo!“

Der Gerufene blieb ſtehen und ſagte:

„Mein Herr!“

War Niemand dieſen Abend bei mir?

„Niemand.“

Auch der Ritter Veronio nicht?

„Nein!“

Nun das wundert mich, murmelte der Baron für ſich hin. Ich habe ihn, trotz ſeines Verſprechens nicht in der Villa gefunden.

Iſt auch kein Brief an mich eingelaufen? fragte er aufs neue.

Roſalbo ſchien ſich zu beſinnen. Nach einer kurzen Pauſe rief er:

„Ach ja! — o! verzeihen Sie doch ja meiner Vergeſſenheit. Hier (indem er ihm den Brief gab) hier iſt einer.“

Kaum warf der Baron einen flüchtigen Blick darauf, als er wonnetrunken rief: „Von ihr! von ihr!“ Der Brief wurde ſchnell erbrochen und geleſen. Roſalbo blieb, als ob er noch auf die fer-

nern Befehle ſeines Herrn warten wolle, lauſchend an der Thür ſtehen und gab auf jede ſeiner Mienen acht, doch bemerkte er darinnen nichts als Freude.

„Biſt Du noch da?“ ſagte Tommaſini.

Ja! ich will hören, ob —

„Leg Dich ſchlafen, Roſalbo. Ich ſelbſt gehe ſogleich zur Ruhe.“

Roſalbo gieng.

Fünftes Kapitel.

Der räthſelvolle Page.

Tommaſini hatte noch lange nicht ausgeſchlafen, als plötzlich der Marcheſe vor ſeinem Bette erſchien.

„Stehen Sie auf, Herr Baron. Wahrſcheinlich wartet eine wichtige Neuigkeit auf Sie.“

Zu gleicher Zeit trat Paolo herein.

„Ey Paolo, rief der Baron, biſt Du zurück?“

Vor einer Stunde, entgegnete dieſer.

Man hat nach Ihnen geſchickt, fuhr der Marcheſe fort. Laſſen Sie ſich gleich ankleiden.

„Wer hat nach mir geſchickt?“

Pater Gruber. Er will und muß Sie ſprechen.

„Nun wohl, Paolo kleide mich an.“

Der Marcheſe gieng. Paolo hohlte die Garderobe herbei und war im Begriff während des Ankleidens ſeinem Herrn Bericht über ſeine Reiſe nach Neapel abzu-

legen, als Rosalbo weinend an der Thür sich zeigte.

„Was weinst Du, Rosalbo?“ fragte ihn der Baron.

Ach! mein Gott! soll ich nicht weinen, da Sie nun meiner Dienste entbehren können.

„Närrischer Junge! wer entbehrt sie denn? — Hab' ich Dich denn etwa fortgeschickt.“

Das wohl nicht —

„Also!“

Aber die Gegenwart des Menschen da, unter dessen Händen Sie sich befinden, sagt mir doch deutlich, daß Ihnen mein Ankleiden mißfällt.

„Mißfällt? — Nein! Da bist Du im Irrthum. Das ist mein alter treuer Die-

ner Paolo, der nun ſchon fünf Jahre bei mir iſt und mich bisher immer angekleidet hat. Er iſt jetzt von einer Reiſe zurückgekehrt und übernimmt nun nach Recht und Billigkeit ſein altes ehemaliges Amt, als Kammerdiener, wieder. Deshalb aber ſollſt Du nicht verſtoßen ſeyn, mein lieber Roſalbo. Du bleibſt bei mir.“

Ein zufriedenes Lächeln brach hinter den Thränen vor.

„O! nun bin ich beruhiget,“ rief Roſalbo und küßte dem Baron die Hand.

Paolo wollte erzählen und ward dazu ſogar von ſeinem Herrn aufgefordert, doch Roſalbo wich nicht aus dem Zimmer, ſondern machte ſich etwas darinnen zu ſchaffen. Paolo, dem dieß verdrüßlich war, machte den Baron darauf aufmerkſam.

„O! laß ihn nur. Es iſt ja noch ein Kind. —“

Herr Baron! entgegnete Paolo leise — ich will mich nachher rechtfertigen, aber schicken Sie den Jungen hinaus.

Sonderbarer Mensch! erwiederte Tommasini! — Rosalbo.

„Hier! Signor!“

Geh jetzt ein wenig hinaus.

Rosalbo gieng seufzend, ließ aber die Thür ein wenig offen. Paolo bemerkte das und schloß sie zu.

„Hast Du wider den Knaben etwas, Paolo?“ fragte ihn der Baron.

Ey und das nicht wenig. Ich traue dem Buben nicht über den Weg. Sehen Sie sich vor, daß Sie sich keine Schlange im Busen erziehen.

„Wie meinst Du das? — Erkläre Dich.“

Kaum

Kaum bin ich eine Stunde im Hauſe, als ich den Moſge auf dreierlei Dingen entdecke, die mir nicht wenig mißfallen.

„Rede.“

Als ich von den Bedienten des Hauſes erfuhr, daß Sie während meiner Abweſenheit einen Pagen angenommen hätten, ſchlich ich mich auf den Zehen herauf, um den neuen Cameraden, deſſen Gemach man mir von ferne zeigte, ein wenig zu überraſchen. Ich ſtellte mich ſo, daß er mich nicht gleich bemerken konnte, ich hingegen überſahe durch das Saalfenſter alles, was in dem Gemache vorgieng. Roſalbo ſaß ſchon völlig angekleidet am Tiſche und hatte eine Menge Briefſchaften um ſich herum liegen, er ſelbſt ſchrieb an einem Briefe und mehrere Thränen ſanken auf das Papier.

„Sonderbar! daß mein kleiner Page

ſchon eine ſo korpulente Correſpondenz führt. Doch weiter. Deine erſte Anklage beweißt noch nichts gegen ihn.“

Aber ich denke die zweite wird wenigſtens ſeine Ehrlichkeit nicht in Schutz nehmen.

„Ehrlichkeit! — Paolo ſprich nicht zu viel.“

Sie wiſſen, Herr Baron! das zu viel Sprechen iſt meine ſchwache Seite nie geweſen. Aber kurz und gut — ich habe bei dem Moßge Roſalbo ihr Portrait mit den Brillanten auf dem Tiſche liegen ſehen. Haben Sie es ihm etwa geſchenkt?

„Wie kannſt Du das glauben? Iſt es nicht ein Andenken von Amabellen? Sie hat mirs geſchickt, als ich noch in Capua war. Sie ſelbſt hat es gemahlt — — und ich ſollte dieß Heiligthum verſchenken?“

Nun das dacht' ich auch und ich kenne das Portrait genau. Er hat es auf dem Tiſche liegen.

„Ohnmöglich. — Laß mich, ich muß doch gleich nachſehen.“

Er öffnete den Sekretär, der dieſe Nacht unverſchloſſen geblieben war. Darinnen lag in einer Schublade das Portrait. Als er ſie aufzog, war es verſchwunden.

Bei Gott Du haſt Recht. Das Portrait iſt fort — — (zur Thür hinaus rufend) Roſalbo!

Roſalbo trat mit verweinten Augen herein.

Ohne ſich nach der Urſache ſeiner Thränen zu erkundigen, fragte ihn der Baron ſogleich und zwar mit etwas harter Stimme, ob er aus ſeinem Sekretär ein Portrait genommen habe?

Roſalbo fiel bei dieſen Worten auf die Kniee und rief:

„Verzeihen Sie mir, Signor! ja! ich habe es heraus genommen.“

Bube! entgegnete der Baron entrüſtet, iſt das der Lohn für meine Liebe? Iſt das die Folgſamkeit und die treue Aufführung, die Du mir verſprochen?

„Signor! erwiederte Roſalbo ſchluchzend — verkennen Sie mich nicht, ich bin unſchuldig.“

Unſchuldig, da Du eingeſtehſt, mir das Portrait geſtohlen zu haben.

„Ich hab' es geſtohlen und bin dennoch unſchuldig.“

Bube! willſt Du mich zum Narren machen? — Fort aus meinen Augen, laß Dich nie wieder vor mir blicken.

Das Portrait vorher, ſagte Paolo halb laut zum Baron.

„O! verſtoßen Sie mich nicht, ſchrie Roſalbo voller Verzweiflung — verſtoßen Sie mich nicht, oder es koſtet mich mein Leben. Hören Sie nur ein Wort zu meiner Vertheidigung, nur ein einziges Wort laſſen Sie mich ſprechen.“

Nun wohlan! ſo ſprich.

„Ich liebe Sie, wie mein Leben, wie mich ſelbſt und wüßt' ich ein Opfer, das ich Ihnen bringen könnte —“

Weiter! Weiter!

„Ich ſah das Portrait einſt in Ihrer Hand und dann wiederum auf dem Tiſche liegen. Es gefiel mir ſchon wegen der glänzenden Außenſeite, aber noch mehr darum, weil es das Ihrige war. Der Wunſch es zu beſitzen, entſtand nun ſehr

lebhaft in mir, aber dieser Wunsch war so rein und ehrlich, daß auch nicht der entfernteste Gedanke des Raubes in meine Seele kam. (traurig) Aber diese Nacht nahm ich es aus Ihrem Sekretär, doch daß ich es nahm, war sehr natürlich —"

Wie so?

„Ich bin ein — Nachtwandler."

Paolo stand versteinert da und auch auf den Baron machte dieß Bekenntniß des Pagen einen höchst sonderbaren aber keineswegs unangenehmen Eindruck, weil er die Ehrlichkeit des Kleinen herrlich gerechtfertiget sah.

Rosalbo fuhr ununterbrochen fort:

„Wenn ich am Tage etwas erblicke, was mir gefällt, so such' ich es mir des Nachts, wenn ich grade wandle, zu verschaffen, falls es mir anders möglich ist,

deſſelben habhaft zu werden. So iſt es auch mit dem Pörtrait gegangen. Heute Morgen erblickt' ich daſſelbe auf meinem Tiſche und erſchrack heftig darüber. Ich wollt' es Ihnen ſogleich zurückgeben und dabei den ganzen Vorgang offen und wahr erzählen, allein Sie ſchliefen noch. Dann kam Paolo und Nieß machte mich ſo verwirrt, daß ich alles andere darüber vergeſſen habe."

Armer Junge! ſagte Tommaſini, iſt denn Deine Krankheit nicht zu heilen?

„Nein! alle Verſuche ſind bis jetzt mißlungen."

Geh hohle das Portrait.

Roſalbo bracht' es. Der Baron gab ihm dafür ein anderes, welches Roſalbo erfreuet und mit hochrothen Wangen an ſeine glühenden Lippen drückte.

Wir bleiben zuſammen, ſagte der Baron tröſtend zu ihm und ſandte ihn wieder hinaus. Als er fort war, entſpann ſich folgendes Geſpräch zwiſchen dem Baron und Paolo:

Er. Nun? Paolo! Was ſagſt Du jetzt?

Paolo. Hm!

Er. Ich hoffe, daß Du nun nicht mehr an des Knaben Ehrlichkeit zweifeln wirſt?

Paolo. Wenn er ein Nachtwandler iſt — o! nein! Aber wenn er das nicht wäre?

Er. Schweig! Ich kann die immerwährenden Zweifel an Jemandes Ehrlichkeit durchaus nicht leiden.

Eine Pauſe entſtand, dann fuhr der Baron fort:

„Nun Du biſt mir noch einen dritten Punkt ſchuldig.“

Richtig und auch den ſollen Sie hören. Gleich beim erſten Anblicke kam mir der Page bekannt vor; ich habe das Geſicht geſehen, es ſey, wo es ſey —

„Das beweißt dünkt mich nichts zu ſeinem Nachtheile! Mancher Menſch ſieht dem andern täuſchend ähnlich.“

Das mag wohl wahr ſeyn; aber was ſagen Sie zu folgender Bemerkung: als ich den Pagen in ſeinem Gemache belauſchte, hatte er ein ganz anderes Geſicht, als nachher, da er bei Ihnen erſchien.

Der Baron ſchlug ein unbändiges Gelächter auf und rief:

„Ein neuer Tireſias; ein Kamäleon in Pagentracht.“

Sie lachen, aber ich bleibe doch ernſt-

haft. Lachen Sie wie Sie wollen, Herr Baron, aber daß das Geſicht des Pagen verändert war, als er heute hereintrat, iſt nur zu gewiß, und ich laſſe mirs nicht ausreden.

„Du biſt ein Narr.“

Gut ich will es ſeyn, aber dagegen will ich nicht Paolo heißen, wenn ich mich dasmal geirrt habe.

Der Baron war angekleidet und wollte ſich eben zum Pater Gruber verfügen, als der Marcheſe wieder hereintrat und ihm ein Paquet überreichte. Neben dem Paquet lag ein Billet.

„Wer hat das geſendet?“ fragte Tommaſini.

Pater Gruber! entgegnete der Marcheſe.

„So eben will ich zu ihm hin.“

Leſen Sie nur das Billet erſt.

Tommaſini fand in dem Schreiben folgendes:

„Ich hätte Sie gern geſprochen, lieber Sohn! und ſchickte deshalb zu Ihnen, aber in dieſem Augenblicke muß ich zum Cardinal R — o fahren. Mithin nur wenige Worte: Machen Sie ſich ſogleich zur Reiſe fertig. Der Bund hat mir wichtige Depeſchen überliefert, die nach Neapel befördert werden müſſen, doch durch Niemand anders kann dieß geſchehen, als durch Sie ſelbſt. Wenn Sie zurückkehren, ſollen Sie ſogleich dem heil. Vater vorgeſtellt werden. Eher nicht. Die ſo eben beſprochenen Depeſchen erhalten Sie in dem beigebenden Paquete. Sie geben ſelbige dem Pater Thomani in Neapel, der ſie dem Bunde in der heil. Kapelle zu Florida übergeben wird. Reiſen

Sie glücklich. Der Segen des heil. Ignatius begleite Sie.“

„Gruber.“

„Das ist ein fataler Streich!“ sagte der Baron halblaut und drückte das Billet zusammen.

Was giebts? fragte der Marchese.

„Ich muß reisen. — Paolo!“

Signor!

„Besorge schnell Alles zur Abreise. In einer Stunde müssen wir schon Rom verlassen haben.“

Paolo entfernte sich schleunig, ohne dem Baron noch das Mindeste von seiner Reise mitgetheilt zu haben. Der Marchese wunderte sich sehr, als er den schnellen Entschluß des Paters hörte, doch hielt er seine Bemerkungen zurück und auch der Baron sagte weiter nichts als:

„Es iſt ein fataler Streich für mich, daß ich grade jetzt fort muß; jetzt, wo ich in Rom eine für mich ſehr intereſſante Perſon erwarte.“

Der Marcheſe war beſcheiden genug, nach dem Namen dieſer Perſon nicht zu fragen.

Als ſich der Marcheſe entfernt hatte, trat Paolo wieder herein und meldete dem Baron, daß alles zur Abreiſe bereit ſey.

„Nehmen wir denn auch den Pagen mit?“ fügt' er hinzu.

Gewiß weil Du ihn nicht leiden magſt? Soll ich den armen, verlaſſenen Kleinen hier laſſen? — Wir nehmen ihn mit.

„Gut, ſo will ich ihm das ankündigen.“

Paolo entfernte ſich und Tommaſini packte das Meiſte von ſeinen Habſelig-

kreten selbst ein. Lange nachher meldete ihm Paolo, daß der Page nicht zu finden wäre.

„Was? rief Tommasini, nicht zu finden? Wo soll er denn seyn?"

Der Himmel mag das wissen. Vor Kurzem ist er schleunig aus dem Hause gegangen, niemand weiß, wohin?

„Nun so müssen wir warten, bis er zurück kommt."

Paolos Geduld wurde auf eine harte Probe gesetzt, denn der Baron blieb noch drei Stunden über die bestimmte Zeit; als aber Rosalbo auch dann noch nicht erschien, setzte er sich verdrüßlich in den Wagen, nachdem er den Marchese dringend gebeten hatte, den Pagen nach seiner Zurückkunft sogleich nach Neapel zu senden.

Sechstes Kapitel.
Das Billet.

Auf dem Wege nach Capua erzählte Paolo die Abentheuer ſeiner Reiſe nach Morino und Neapel. Dieß heiterte den Baron einigermaaßen auf, denn das plötzliche Verſchwinden des Pagen hatte ihn höchſt unmuthig gemacht.

„In Morino, begann Paolo, fand ich alles noch ſo, wie ich es damahls verließ, als ich den Unbekannten begleitete. Ich fragte, als ich bei dem Kaſtellan eintrat ſogleich nach ſeinem Befinden, und dieſer gab mir eine Antwort womit ich zufrieden ſeyn konnte. Der Kaſtellan lobte

die stille Eingezogenheit und das einfache, ruhige Betragen des Unbekannten.

„Ich sehe, sagt' er, den sonderbaren aber liebenswürdigen Mann des Tages nur zweimal; früh, wenn ich ihm das Morgenbrodt hinauftrage und des Mittags, wenn ich ihm die Suppe bringe. Er spricht dann zwar wenig mit mir, aber auch die paar Worte, die ich da aus seinem Munde höre, sind Beweise seiner Herzensgüte. Er drückt mir oft die Hand und fragt allemal, ob ich nicht wisse, was in Neapel vorgehe? Da ich ihm nun leider! immer nichts Befriedigendes antworten konnte, so hab' ich endlich die Hof-Zeitung kommen lassen, worüber er eine große Freude äußerte."

Auf die Frage, ob den Unbekannten Niemand besucht habe? antwortete mir der Kastellan:

„D

„O ja! zwei Perſonen und das mehr als einmal. Ich fragte, ob er ſie nicht gekannt und er entgegnete: den einen hab' ich gekannt; es war der Exjeſuit Thomaſini, der andere, *) ein junger bildſchöner Mann in Uniform iſt mir unbekannt geblieben. Er und Thomani blieben jederzeit zwei Tage hier, hielten ſich auf dem Zimmer des Unbekannten auf, ſpeißten mit ihm und ſchliefen mit ihm in einem Gemache."

Ich. Mit was vertreibt er ſich denn die Zeit?

Kaſtel. Da hat er ſich den alten Flügel zurecht gemacht. Ich höre ihn darauf oft bis tief in die Nacht hinein ſpielen. Er ſingt auch bisweilen, aber

*) War Niemand anders, als Amabella, wie ſich das in der Folge zeigte.

d. H.

meistens geistliche Lieder und lateinische Verse, deren Inhalt ich nicht verstehe. Wenn er nicht spielt, liest er und wenn er nicht liest, so geht er in dem Schloßgarten spazieren. Aber außer demselben hab' ich ihn noch nie gesehen.

Ich. Wie sieht er aus — denn wahrscheinlich habt ihr ihn doch außer seiner Larve erblickt?

Kastel. Nie! Ein einziges mal nahm er, als ich bei ihm war, die Larve ab, um sich den Schweiß von der Stirne zu trocknen, allein in dem Augenblicke, als ich mich ihm näherte, drehete er sich schnell gegen das Fenster, und entzog sich so meinen Augen.

„Der alte Schwätzer, der nicht Worte genug finden konnte, um den Unbekannten zu loben, erzählte mir noch eine Menge kleinerer Züge von seinem Charakter,

ſo, daß ich endlich neugierig wurde, mich ſelbſt von allem zu überzeugen. Der Kaſtellan mußte mich melden und der Unbekannte hatte die Güte, mich ſogleich vorzulaſſen.“

„Als ich eintrat, ſaß er bei den Fenſtern, welche in den Schloßgarten gehen, und las in einem Buche. Er ließ es ſinken und ich bemerkte trotz der Larve, daß er mich ſehr aufmerkſam betrachtete. Ich ſagte ihm jetzt, daß Sie mich nach Morino geſendet hätten, um mich nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Dieſe Aufmerkſamkeit ſchien ihm viel Vergnügen zu machen. Nachher fragte ich ihn mancherlei, um ihn zu Worten zu zwingen, aber er war damit ungemein karg und beantwortete alle meine Fragen höchſt einſilbig und kurz. Als ich nichts mehr wußte, entfernt' ich mich endlich, doch konnt' ich

mich ohnmöglich enthalten, am Ende noch folgendes Gespräch anzuknüpfen:

„Haben sie etwas nach Neapel zu besorgen?“

Er. Nichts.

„Sie sind doch mit der Bedienung des alten Kastellans zufrieden?“

Er. Vollkommen.

„Außerdem würde ich für eine andere besorgt seyn.“

Er. Nein!

„Gebricht es ihnen, da sie gerne spielen, an Musikalien?“

Er. Nein!

„Oder an Büchern?“

Er. Nein!

„Ich würde ihnen alles mit Vergnügen besorgen; sie dürfen nur befehlen.“

Er. (ſchwieg ganz)

„Von Neapel reiß' ich nach Rom zurück. Haben ſie dort etwas zu beſtellen? Es ſoll genau und pünktlich beſorgt werden.“

Er ſeufzte und ſagte dann mit gepreßter Bruſt:

„Nichts!“

So empfahl ich mich. An der Thür rief er mich doch zurück. Ich blieb ſtehen; er kam auf mich zu, ergriff meine Hand, drückte ſie bewegt und ſchob mir dann, ſich ſchnell entfernend, dieſen Ring mit den Worten zwiſchen die Finger: „Mir zum Andenken.“

Der Baron beſah den Ring und ſtutzte nicht wenig, als er in dem Kaſten deſſelben die bedeutenden Buchſtaben: A. A. erblickte. Seine Eiferſucht wollte aber-

mals erwachen, aber da rief ihm eine Stimme zu:

„Thor! wie kannst du auf diese Abgeschmacktheit fallen? Wenn der Ring von ihr ist, so wird er ihn doch wohl an keinen Bedienten verschenken.“

Nun? rief der Baron, als er Paolo den Ring zurückgegeben hatte — was sahest Du in Neapel?

„In der Villa Reale befindet sich noch alles wohl. Alle unsere Leute lassen Sie herzlich grüßen. Sie freueten sich alle recht innig, als sie hörten, daß Sie sich wohl befänden.“

Hast Du etwas von Thomani gehört?

„Nichts, als daß er verreist sey.“

Und von der Gräfinn?

„Das nämliche.“

Der Baron fragte darauf nichts wei-

ter und saß stumm im Wagen; so Paolo. Sie kamen nach Capua. Der Baron konnte sich nicht enthalten, seinen Weg über diesen Ort zu nehmen, weil er sich sehnte, mit seinem guten Ugolino zu sprechen, vielleicht auch, um die schöne Beatrix zu sehen, die ihm nach Amabellen das interessanteste weibliche Geschöpf war.

Der Ritter stand im Hofe der Villa, als er einfuhr.

„Willkommen! Willkommen! rief er ihm entgegen. Eben hab' ich von Ihnen mit meiner Gemahlinn gesprochen."

Der Baron stieg aus, und flog an des Freundes Hals. Auch Eveline näherte sich, und freuete sich des Gastes Ankunft. Des Barons Augen suchten etwas. Eveline merkte was in ihm vorgieng und drohete ihm mit dem Finger, dann rief sie: „Beatrix!"

Eine Stimme antwortete: „Eveline.“

„Komm doch ein wenig aus Deinem Schmollwinkel hervor.“

Sogleich. — Was willst Du denn? fragte Beatrix, als sie die Gartenthür öffnete und erröthend zurückprallte, da sie den Baron stehen sah.

Wie überraschend, rief der Ritter, kaum sind Sie, liebe Schwester, ins Haus, als Ihnen auch schon ein Besuch folgt, der uns allen so angenehm ist.

„Sie waren abwesend? schöne Beatrix,“ fragte Tommasini.

Einige Wochen im Bade, entgegnete sie und bemühete sich ängstlich, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, welches ihr endlich auch glückte. Der Baron erzählte viel von Rom u. s. so viel er davon erzählen konnte und das

war denn im Gründe immer nur ſehr wenig. So kam der Abend heran, und ans Weiterreiſen war nicht mehr zu denken. Indeſſen die Gemahlinn des Ritters mit ihrer Schweſter das Hauswesen beſorgte, ſetzte ſich Ugolino mit dem Baron aufs Sofa, wo ſie von den Verhandlungen des Bundes ſchwatzten, bis der Abendtiſch bereitet war.

Ueber der Tafel erzählte Tommaſini die Begebenheit mit dem Pagen. Der Ritter lächelte über das ſonderbare Abenteuer und meinte, daß Paolos Bedenklichkeiten doch nicht zu verwerfen ſeyn möchten; die Damen bedauerten ſein Schickſal ſo aufrichtig, daß ihr Gaſt einen theuern Eid ſchwor, den Kleinen ſogleich wieder in ſeine Dienſte zu nehmen, wenn es nur dem Schickſal gefallen würde, ihm denſelben wieder zuzuführen,

worüber Beatrix und ihre Schweſter ein inniges Vergnügen bezeigten.

Des andern Morgens reiſte der Baron weiter. Groß war ſeine Freude, als er von dem Ritter erfuhr, daß er ihn begleiten würde. Beide Freunde ſtiegen in den Wagen und verließen die Villa.

Ohne Abentheuer gelangten ſie nach Neapel und in der Villa Reale wurde es lebendig. Mehrere Bundesbrüder (mit denen der Baron ſonſt wenig Umgang gehabt hatte) eilten jetzt in die Villa, um ihren neuen Freund zu umarmen. Manches Kreuz wurde hier entblößt und Tommaſini fand hie und da Theilnehmer des Bundes, wo er es grade am wenigſten vermuthet hatte. Die übrigen ſeiner Freunde, welche nicht zum Bunde gehörten, ſtellten ſogleich eine Fete an, um ſeine Rückkunft zu feiern. Tommaſini, um ſie nicht zu beleidigen, ſah ſich genöthi-

get, ſie zu billigen. Viele Nobili wurden dazu eingeladen und Tommaſini (ohngeachtet ſein Kopf mit ſehr ernſten Dingen angefüllt war) befand ſich dennoch ungemein heiter und hatte in dieſen Augenblicken des ungetrübteſten Vergnügens für nichts weiter Sinn.

Mitten in der Nacht, eben, als er aus dem Tanzſaale herausgieng, zog ihn etwas beim Mantel. Er ſah ſich um und erblickte neben ſich einen jungen Menſchen, der ihm einen verſiegelten Zeddel darreichte. Tommaſini nahm den Zeddel und als er ihn erbrochen hatte, las er blos folgende Worte:

„Folgen Sie dieſem Menſchen, er „wird Sie zu mir führen!“

„Amabella, Gräfinn Amalfi.“

Es war Amabellens Hand; keine Täuſchung fand ſtatt.

„Ich will euch folgen!“ rief er dem Jünglinge zu und dieser gieng ohne ein Wort zu sprechen, voran. Er nahm seinen Weg nach der im Hintergrunde der Villa liegenden Eremitage, welche den Lesern schon bekannt ist. Der Führer hatte noch kein Wort über seine Lippen gebracht, auch jetzt blieb er stumm, wie vorher. Er schloß die Thür zur Eremitage auf, wobei der Baron zu bemerken sich nicht enthalten konnte, daß alle Menschen zu seiner Einsiedelei Schlüssel hätten. Als er ins Innere derselben trat, so kam ihm statt Amabellen — Thomani entgegen.

Der Baron erstaunte, denn diesen Wechsel hatte er nicht vermuthet.

„Sie erstaunen, mich hier zu finden,“ spann der Jesuit die Unterredung an.

Er. Allerdings. In dem Zeddel, den

Sie mir ſandten, fand ich Amabellens Einladung.

Thomani. Eine kleine Liſt, die mir gute Dienſte that. Hätt' ich Sie um eine Unterredung gebeten — Sie würden nicht gekommen ſeyn.

Er. Warum nicht?

Thomani. Um meinen Vorwürfen auszuweichen. Mit Amabellen würden Sie ſchon fertig geworden ſeyn.

Er. Vorwürfe? — Fertig geworden ſeyn? — Das ſind Räthſel, um deren baldige Auflöſung ich Sie erſuche.

Thomani. Nun ich hoffe doch, daß Ihr Gewiſſen nicht ganz ſtumm geworden ſeyn wird? Sie ſind von Rom hier angelangt, der Bund hat Sie geſchickt um mir wichtige Depeſchen zu überliefern und Sie, ſtatt Ihre Pflicht zu erfüllen, ſetzen

dieſe hintenan und überlaſſen ſich Ihrem Vergnügen. — Was ſoll ich von Ihnen denken? Sie ſcheinen mir ein ſehr unächter Sohn des Bundes.

Der Baron ſtand, weil er fühlte, daß er gefehlt habe, mit ſchaamvollen Wangen vor dem Pater und bat ihn um Verzeihung. Zu ſeiner Entſchuldigung führt' er an, daß er geglaubt habe, er werde heute weiter nichts in der Sache thun können, und morgen früh, fügt' er hinzu, hätt' ich mich bei Zeiten bei Ihnen melden laſſen.

„Das iſt nicht genug, ſagte der Pater, ich muß noch heute die Depeſchen in Händen haben. Bringen Sie mir ſelbige.“

Der Baron entfernte ſich und kam mit dem Paquete zurück. Er übergab es dem Pater, der es ſogleich öffnete und mehrere

Papiere und Briefe herauszog, in welchen er mit der größten Aufmerkſamkeit las. Tommaſini gieng indeſſen auf und ab und hatte auf jede Miene des Paters Acht.

„Nun wohlan! der große Schritt iſt gethan! ſagte Thomani freundlich, als er alle Papiere und Briefe geleſen hatte. Nun bedarf es noch weniger Pinſelſtriche, um das mühſame Gemälde zu vollenden. Das Gebäude hat einen ſichern Grund, nichts mangelt als die Bedachung, um es vor Sturm und Regen zu ſchützen. — (zu Tommaſini) Ich danke Ihnen mein Sohn! für dieſe nächtliche Freude! Ich reiſe in dieſem Augenblicke aus Neapel und wünſche Sie morgen in der heiligen Kapelle zu Florida zu ſprechen.“

Thomani raffte die Papiere zuſammen und gieng gegen die Thüre. Der Baron trat ihm in den Weg und faßte ſeine Hand,

Thom. (lächelnd) O! verzeihen Sie — ich nahm nicht gute Nacht von Ihnen. — Nun gute Nacht denn.

Bar. Wenn ich sie haben soll, nur eine Frage.

Thom. Nun?

Bar. Was macht meine Amabella?

Thom. (erstaunt) Ihre Amabella.

Bar. Darf ich sie nicht so nennen, nachdem der Preiß bald verdient seyn wird?

Thom. Herr Baron — (sich die Augen reibend) Wie ist mir denn? — Ja! Sie sind der Baron Tommasini. Aber um so mehr muß ich mich wundern, Sie so fragen zu hören.

Bar. Herr Pater! Sie sind mir unbegreiflich.

Thom. Nein! das will ich nicht seyn, denn ich sehe, ich irrte mich doch nicht. —

nicht. — Straucheln kann Tommaſini wohl (denn, welcher Menſch hätte in ſeinem Leben nie geſtrauchelt) aber unädel handeln? — Wer das ſpricht, hat Tommaſinis Herz nie gekannt. Darum nicht verzagt, mein Sohn, wenn Sie in dieſem Briefe (er übergiebt ihm ein Schreiben) auf ſchmerzensvolle Dinge ſtoßen. Jede Roſe hat ihre Dornen und die Straßen des Lebens bleiben ſich nicht immer gleich. In der heiligen Kapelle zu Floriba wird Ihnen Aufklärung.

Thomani entfernte ſich und als er ſchon lange fort war, ſtand der Baron noch immer mit dem Briefe in der Hand da und vermogte die ſeltſame Sprache des Mönchs nicht zu reimen.

Siebentes Kapitel.
Der la Trappe Mönch.

Endlich zerbrach er das Siegel und las folgendes von Amabellens Hand:

„Warum soll ich es Ihnen nicht ge„ſtehen, Tommaſini! daß ich Sie lieb„te, wie mein Leben? Ja! ich liebte „Sie; der Gedanke an Sie war allein „mein Glück, meine Freude, mein Ent„zücken; wie viel mehr Sie ſelbſt, da „ich hoffen konnte, Sie bald als den „Meinigen zu umarmen? O! du ſüße „Zeit der Wonne! Du wirſt mich nun „niemals beglücken. Er hat mich ver„geſſen in den Armen einer Andern, er

„ſpottet meiner Zärtlichkeit an dem Hal-
„ſe einer Phryne, die ihn nicht liebt.
„So lebe denn wohl, Du Ungetreuer.
„Die Liebe Amabellens, nicht ihr Fluch,
„ſoll Dich umſchweben!“

„Amabella Amalfi.“

Wie vom Donner gerührt, ſtand Tommaſini da und der Brief entgleitete ſeiner Hand.

„Was iſt das? Was ſoll das heißen? rief er faſt außer ſich. Welche Hölle hat ſich gegen mich verſchworen, um mich auf ewig zu vernichten! Ich Amabellen untreu? — Ha! wer könnte ihr, ihr dem Engel unter den Menſchen untreu werden. — Verleumdung, giftige Verleumdung hat hier ihr Spiel mit mir getrieben. Aber ich will der ſchnöden Zunge auf die Spur kommen und mich fürchterlich rächen.“

Der Baron stürmte fort und kam in dem Hause der Villa an, wo er nichts als fröhliche Gesichter fand, welche ihn in dieser Stimmung anekelten. Er rief Paolo und kündigte ihm an, daß er morgen verreisen werde. Paolo arbeitete die ganze Nacht, um es früh an nichts fehlen zu lassen, ohne zu wissen, wohin die Reise gehen werde. Da der Baron nicht wieder zur Gesellschaft rückkehrte, so fiel dieß den Gästen allgemein auf. Man glaubte, er sey plötzlich krank geworden und sandte den Ritter Ugolino an ihn ab. Dieser fand seinen Freund im Kabinette am Tische in einer äußerst schwermüthigen Lage sitzen. Tommasini gieng auf den Eintretenden zu und erzählte ihm alles, was geschehen war, auch vergaß er nicht, ihm das zu wiederholen, was Thomani von Amabellen gesprochen hatte.

„Nun, entgegnete der Ritter, ſo biſt Du ja ſchon halb gerechtfertiget. Du haſt ein gutes Gewiſſen und liebſt die Gräfinn aufrichtig und ohne Falſch — was hat es da für Noth? Das andere wird ſich finden.“

Der Baron ſog dieſen Troſt begierig ein und ward etwas ruhiger; aber auch nur etwas, denn der Gedanke, daß Amabella, (dieſe reine, gute Seele,) von ihm auch nur Minuten lang Böſes glauben könnte, erfüllte ſeine Bruſt mit bitterm Schmerze. Nach einer Stunde verließ ihn Ugolino wieder und gab bei der Geſellſchaft vor, daß den Baron ein heftiges Kopfweh abhalte, den Reſt der Nacht bei der Geſellſchaft zuzubringen.

Paolo ſtand mit ſeinem Wagen fertig, als der Salon noch immer mit fröhlichen Tänzern angefüllt war. Niemand bemerk-

te seinen Herrn, als dieser die Treppe herabstieg und an den Wagen gieng, wo der Ritter Ugolino von ihm Abschied nahm. Dieser wollte nur noch einen Tag in Neapel bleiben und dann wieder nach Capua zurückreisen.

Zwei Stunden vor der heiligen Kapelle zu Florida zerbrach etwas am Wagen. Tommasini sah sich genöthiget, in einer elenden Dorfschenke einzukehren, um das beschädigte Rad in der Geschwindigkeit ausbessern zu lassen. Eben als er in das ihm angewiesene Zimmer trat, fuhr er betroffen zurück, denn — Rosalbo stand in Lebensgröße vor ihm. Kaum erblickt' ihn dieser, als er auch schon zu seinen Füßen sank und mit Thränen rief:

„O! mein guter, lieber Herr! hab' ich Sie wieder! Nun soll mich kein Mensch mehr von Ihnen reißen."

Roſalbo, entgegnete Tommaſini, biſt Du es wirklich? Wo kommſt Du her?

„Grade aus Capua, wo ich Sie bei dem Ritter Ugolino vergeblich ſuchte. In Neapel lockte mich in der Stunde Ihrer Abfahrt ein Mönch von dem jetzt herumziehenden la Trappe Orden in ein abgelegenes Haus und machte mir da große Verſprechungen, wenn ich mit ihm nach der Schweitz reiſen und mich dort ſeinem Erziehungsinſtitute wollte einverleiben laſſen. Ich bat ihn um eine beſtimmtere Erklärung ſeines Vorſchlags und nun gab er mir eine Schilderung von den Grundſätzen ſeines Ordens, vor denen mir ſchauderte. Als ich mich ſträubte, ihm zu gehorchen und mich auf Ihren Dienſt berief, brauchte der Elende Gewalt, ſchloß mich ein und führte mich dann mit einem Knebel im Munde auf einem Wagen mit mehreren meiner künftigen Geſpielen des Nachts aus

Neapel. Aber kaum waren wir zwei Stunden davon entfernt, als ich Gelegenheit fand, meinem Peiniger zu entfliehen. Ich lief so weit es meine Kräfte verstatteten, nach Neapel zurück — aber, o! welch' ein Schrecken! Sie waren abgereist. Ich machte mich wieder auf den Weg und kam glücklich in Capua an, wo ich in der Villa Mellifort nach Ihnen fragte, und auch Auskunft erhielt. Schon hatte ich die Thürme von Neapel im Gesicht, als mich mein Unstern den Klauen des la Trappe Mönchs wieder zuführte. Der Unmenschliche ließ mich grausam stäupen und wieder auf den Wagen transportiren. Ich weinte mein Strohlager naß und rief die h. Jungfrau um Schutz und Rettung an. Sie erhörte mich. Der Mönch ward von Räubern in diesem Walde angefallen und völlig ausgeplündert, mir und meinen Cameraden gab man die Freiheit. Ich

kehrte dann in dieſes Gaſthaus ein, um meinen Hunger zu ſtillen, dann wollte ich unverzüglich nach Neapel zurücklaufen, um Sie, Signor! zu bitten, mich wieder in Ihre Dienſte zu nehmen.“

Armer Junge! ſagte der Baron! Dir iſt es übel genug gegangen. Doch beruhige Dich — ich werde Dich zu entſchädigen ſuchen.

„Ich bleibe alſo bei Ihnen?“

Allerdings.

„Juchhey! Nun bin ich ſchon hinlänglich entſchädiget, (mit Feuer und einer Art Begeiſterung) mit und bei Ihnen zu leben und zu ſterben — dieß iſt das ſchönſte, reitzendſte Glück, welches ich mir wünſche.“

Paolo machte ein ſehr finſteres Geſicht, als er den Pagen wieder anſichtig wurde.

„Biſt Du auch wieder da?“ fragte er mürriſch.

Paolo, ſey doch nur nicht ſo bös und häßlich, entgegnete Roſalbo. Sieh doch, wie freundlich ich ausſehe.

„Das magſt Du, aber ich will es nicht. Mit keinem Pagen iſt viel anzufangen — aber mit Dir vollends gar nichts.“

Welches Mißtrauen!

„Bei Dir hat man's nöthig. Aber das ſag ich Dir, Burſche, ertapp' ich Dich auf einer einzigen falſchen Fährte, ſo iſt Dir der Hals ſchon im voraus gebrochen.“

Mit dieſen Worten entfernte ſich der aufrichtige Paolo; Roſalbo aber machte ſeine eigenen Gloſſen und fuhr bald darauf mit ſeinem Herrn vergnügt weiter.

In der heiligen Kapelle von Florida hatte ſich viel geändert. Die Mönche waren bis auf fünf vermindert und wohnten mit dem Abte in einem Nebengebäude. Die übrigen waren andern Klöſtern einverleibt worden. In dem Hauptgebäude des Kloſters wohnte eine ziemliche Anzahl Exjeſuiten, auch dem Baron wurde hier ein Zimmer angewieſen. Als er in der Kapelle anlangte, fragte er ſogleich nach dem Pater Thomani. Der Aufwärter des Kloſters führte ihn über eine breite Gallerie weg, nach der Kirche zu, durch einen dunkeln Gang, an deſſen Ende eine ſchmale Zelle befindlich war, in welcher der Pater wohnte. Der Aufwärter zog eine Klingel, welche an der Thür herablief, worauf ein junger Menſch heraustrat, in dem Tommaſini den nämlichen erkannte, der ihn nach der Eremitage geführt hatte. Er hörte den Wunſch des Barons und

verfügte sich zurück ins Zimmer. L
mußte er auf Antwort harren; endlich
nete sich zum zweitenmale die Thür
heraus trat der Pater Thomani, an se
Hand ein schöner, junger Offizier in
politanischer Uniform mit einem S
und Orden auf der Brust. Er nahm
nig gerührt von dem Pater Abschied;
ser legte segnend seine Hand auf
Haupt und reichte die andere dem Ba
bar, der sie küßte.

„Ich freue mich, sagte Thomani,
er mit dem Baron im Zimmer anlang
daß Sie wohl angekommen sind, denn I
re Gegenwart wird bald nöthig se
Längstens in zwei Stunden sind die Bu
desbrüder zusammen berufen. Es soll
die mitgebrachten wichtigen Depeschen v
gelesen werden und man wird Sie
über Manches befragen.“

Mich? entgegnete der Baron. — Nur frage man mich nichts von den Verhandlungen des Bundes, denn da tapp' ich leider! noch immer im Dunkeln.

„Iſt wohl Ihr Ernſt nicht. Sie hatten das Glück, bei dem Pater Gruber zu ſpeiſen.“

Ja! das iſt wahr.

„Er hat Sie von den Zwecken des Bundes hinlänglich unterrichtet.“

Auch das iſt gegründet.

„Mithin tappen Sie nicht im Dunkeln. Sie können uns alſo Rechenſchaft geben, von dem, was —“

Von nichts kann ich Ihnen Rechenſchaft geben.

„(ihm die Hand drückend) Ich weiß alles und freue mich, daß der Bund an Ihnen einen Schützer ſeiner Rechte fand,

ohne daß Sie über Ihre fortdauernde Unbekanntschaft mit denselben die Geduld verlohren. — Sie sollen heute über andere Gegenstände Rechenschaft und Auskunft geben. Bis dahin beruhigen Sie sich. (lächelnd) Sie haben Sich doch auch sonst beruhiget?"

Ach! mein väterlicher Freund! was haben Sie durch Amabellens Billet aus mir gemacht?

„Nun?"

Sie hält mich für untreu.

„Hat sie Recht oder Unrecht?"

Der Himmel vernichte mich, wenn je ein Gedanke der Untreue in meine Seele kam. Unter allen Weibern der Erde kann ich allein Amabellen lieben.

„Und Sie lieben sie? —"

Können Sie noch zweifeln?

„O! was mich betrifft — ich zweifle ganz und gar nicht an Ihrer Liebe, aber Amabelle ſcheint zweifeln zu müſſen.“

Was berechtiget ſie dazu?

„Zwei Briefe, die ſie aus Rom erhielt.“

Verleumdung! Wer ſchrieb die Briefe?

„Einer iſt von unbekannter, der andere aber von ſehr bekannter Hand.“

(haſtig) Und dieſe bekannte Hand . . .

„Iſt die Ihrige.“

Wie? Hör' ich recht, ich hätte —

„Ja! Sie haben ſelbſt an Amabellen geſchrieben und ſie in dieſem Briefe von Ihrer Untreue überzeugt.“

Wo iſt dieſer Brief?

„Sie wird Ihnen denſelben ſelbſt übergeben. Wie Ihnen wohl bekannt iſt, wollte

te Sie Amabelle an den Ufern der Tybes sprechen. Ihre Untreue drohet ihr das Herz zu brechen, sie wurde krank und die Reise nach Rom unterblieb.“

Großer Gott! sie ist krank — und ich kann nicht zu ihr fliegen; ich darf sie von der Schuldlosigkeit meines Herzens nicht überzeugen!

„Beruhigen Sie sich. Wenn Amabellens Kopf Sie auch verdammt; ihr Herz hat Sie dagegen längst frei gesprochen. Ich habe das Meinige gethan, um Ihre Unschuld zu beweisen.“

Thomanis Erzählung hatte den Baron äußerst unruhig gemacht. Diese Unruhe stieg von Minute zu Minute, er gieng verlegen und in Gedanken verlohren auf und ab und gab dem Vater auf seine Fragen eine Menge schiefer Antworten. Thomani hatte Mitleid mit ihm, und klingelte.

gelte. Ein Mönch trat herein, dem Thomani einige Worte ins Ohr flüſterte. Der Mönch gieng dann ſchnell hinaus und kehrte ohngefehr nach fünf Minuten zurück, mit den Worten: „Man erwartet ſie.“

„Folgen Sie mir, Herr Baron!“ ſagte Pater Thomani.

Es iſt mir in dieſem Augenblicke ohnmöglich, verſetzte Tommaſini. Ich würde den Bundesbrüdern gewiß mißfallen, denn ich bin zu zerſtreut.

„Zagen Sie nicht, rief der Pater lächelnd, der Richter, welcher Sie jetzt vor ſein Gericht verlangt, verzeiht gutmüthig jede Zerſtreuung.“

Mit dieſen Worten zog ihn Thomani bei der Hand fort und beide verließen das Gemach.

Achtes Kapitel.
Das Ungewitter nahet.

Thomani führte seinen Freund eine Treppe tiefer und blieb mit ihm vor einem freundlichen Zimmer stehen, dem nämlichen, worinnen einst der Abt wohnte.

„Wie sich das alles geändert hat, dachte Tommasini, sonst war dieß Zimmer nur stillen Betrachtungen geweihet, jetzt ist es der Sammelplatz eines großen, erhabenen Bundes.“

Indem öffnete der Pater die Thüre und — — wer schildert Tommasinis liebliche Ueberraschung. Amabella saß in dem nettsten Negligee, den ihr nur je die

Grazien anzaubern konnten, auf einem Sofa, mit blaſſen Wangen und etwas matten Augen zwar, aber in keinem Blick ihres Geſichts ſah man irgend eine Spur des Tadels oder Vorwurfs. Der Baron vergaß in dieſem Augenblicke alles um ſich her, er ſtürzte zu ihren Füßen und rief:

„Amabella! Nein! Sie verdammen mich nicht!“

Die Gräfinn hob ihn auf und ſagte, indeſſen der Pater ſchweigend an der Thür ſtehen blieb:

„Ich verdamme Sie nicht, Tommaſini, auch wenn der Inhalt jener grauſamen Briefe wahr wäre.“

O! zeigen Sie mir dieſe Briefe.

„Hier ſind ſie!“

Er nahm ſie, und fand ſie mit den ſchändlichſten Läſterungen durchſpickt.

Nachdem er sie gelesen, legt' er sie mit Verachtung auf den Tisch hin.

Er sagte: Die Züge des einen kenn' ich nicht; die Züge des andern sind den meinigen ähnlich, aber sie rühren nicht von meiner Feder her. Nur die schändlichste Verleumdung konnte mich so schildern.

Amabellens Gesicht erheiterte sich. Die Ueberzeugung von der Unschuld des Barons kehrte neu gestärkt in ihren Busen zurück, sie sank zum erstenmale mit den reinsten Empfindungen der Liebe an sein Herz und drückte den warmen Kuß der Zärtlichkeit auf seine Lippen.

„Amabella! rief der Baron, wenn ich je Dich vergesse, so vergesse mich Gott in meiner Todesstunde!"

„Der Allmächtige, sagte der herzutretende Pater, segne Euren Bund. — Ich

wußt' es, lieber Sohn! ſetzt' er hinzu, daß Sie unſchuldig waren und ſuchte unſere gute Amabella davon zu überzeugen, allein — wie die Liebe immer zweifelt, ſo zweifelte ſie auch hier. Sie wollte Ihre eigene Vertheidigung hören und iſt nun beruhiget, da Sie in ihren Armen, an ihrem Herzen ruhen. — Ich kenne den Stifter des Uebels, der es wagte, zwiſchen Ihnen und ihr Unkraut zu ſäen. Gott iſt gerecht und barmherzig — auch die Menſchen müſſen es ſeyn, mithin rechne ich dem Verbrecher das, was er that, nicht zu hoch an, da er aus — Liebe zu Ihnen ſündigte.

Aus Liebe? ſagten Beide mit großer Verwunderung.

„So iſt es.“

Aber, ſetzte der Baron hinzu, ich habe doch nie etwas bemerkt —

„Dieß war das beste Zeichen für Ihre Treue gegen Amabella. Man umflocht Sie mit den Zauberbanden der Liebe und Sie merkten nichts.“

Wer ist denn die Verwegene —

„(lächelnd) Die es wagt, Sie zu lieben? Dieß zu wissen, frommt Ihnen nicht, doch wenn die Tollkühne nicht bald in sich geht und ihrer Leidenschaft Valet sagt, so werden Sie es noch Zeit genug erfahren.“

Thomani entfernte sich; der Baron zerbrach sich den Kopf über die unbekannte Schwärmerinn. Die Gräfinn, die ihren Geliebten wieder hatte und ihn treu und zärtlich fand, hatte außer ihm keinen andern Gedanken, und schwatzte, um ihn von solchen ernsten Betrachtungen abzubringen, viel von ihren Reisen und Abentheuern, die sie während seiner Abwesen-

heit erlebt hatte, doch kein Wort, auch nicht einmal eine Anſpielung auf die Perſon der ſchwarzen Larve miſchte ſie ins Geſpräch, bis der Baron ſie ſelbſt erwähnte.

„Nichts davon, Henriko! ſagte die Gräfinn. Nur ein Gedanke an den Unglücklichen, den das Schickſal zu ewiger Verbannung verurtheilen zu wollen ſcheint, vermag mich ſchon zur höchſten Schwermuth zu ſtimmen. Seinen Namen darf ich Ihnen nicht nennen; alles an ihm iſt Verbrechen und er ſelbſt iſt doch ſo unſchuldig; ſeine Fehler ſind nichts weiter als eine Frucht der Leidenſchaft, der jeder Menſch ſich Preiß giebt. — Laſſen Sie uns davon abbrechen."

Der Baron ſchwieg und das Geſpräch kam auf andere Gegenſtände, unter andern auch auf den Pagen, den er bei ſich

führte. Sein Schicksal rührte die Gräfinn ungemein und sie äußerte mehrmals den Wunsch, ihn zu sprechen. Tommasini ließ ihn rufen und Amabella ruhete, als er eintrat, mit Wohlgefallen auf ihm. Sie unterhielt sich freundlich mit dem Kleinen, der es kaum wagte, die Augen aufzuschlagen und schenkte ihm endlich ihr Portrait, mit der Erklärung, dasselbe zu dem erstern zu legen. Rosalbo küßte ihr die Hand und entfernte sich mit einem Seufzer. „Ein schöner Knabe! sagte, als er hinaus war, die Gräfinn. Sie müssen ihn behalten, lieber Henriko, und etwas an seine Bildung wenden.“

Das ist mein Vorsatz, versetzte der Baron, so bald ich wieder in Neapel bin.

„Ueberlassen Sie mir den Kleinen zur Bedienung!“

Mit Vergnügen.

Endlich trennte ſich Tommaſini von ſeiner Geliebten, um dem Rufe des Bundes zu folgen und kündigte Roſalbo ſeine neue Station an. Er wollte dann zum Vater gehen, aber Paolo trat ihm in den Weg, und verlangte ein paar Worte mit ihm zu ſprechen. Er erfüllte ſeinen Wunſch und ſchloß das Zimmer auf. Beide traten ein. Paolo that ſehr geheimnißvoll und verriegelte die Thüre.

„Nun? rief der Baron. Was haſt Du mir zu ſagen?“

Ich habe eben, verſetzte Paolo, zwei ſeltſame Entdeckungen gemacht.

„(lächelnd) Sie ſind doch auch wichtig?“

Mir ſcheinen ſie es wenigſtens.

„So ſage an.“

Ich kam eben aus dem untern Stock-

werk des Kloſters und gieng den Ställen zu, um mit unſerm Kutſcher etwas zu ſprechen, als ich außer dem Kloſter einen Wagen rollen hörte. Ich verſteckte mich hinter der alten Mauer, welche das vordere Gebäude von den hintern ſcheidet und bemerkte daß ein gewiſſer Jemand aus der Kutſche ſtieg — — nun, rathen Sie, wer?

„Narr! wie kann ich das wiſſen?“

Der Unbekannte mit der ſchwarzen Larve.

„Paolo — haſt Du auch recht geſehen?“

Es war Niemand anders; ſein Bild iſt meiner Seele zu feſt eingeprägt. Ein Mönch ſtieg mit ihm aus. Beide giengen dann Arm in Arm in das Innere des Kloſters. Unvermerkt folgt' ich ihnen nach bis zur Gallerie. Dort verſchwanden ſie

ide in der Zelle des Paters Thomani.
ald darauf kam der Mönch zurück und
tfügte ſich eilig in die untere Gallerie,
o die Gräfinn wohnt, als er aber hör-
daß Sie bei ihr wären, ſo gieng er
leunig wieder fort, verſprach aber bald
eder zu kommen. Dieß meine erſte Be-
erkung —

„Welche nichts weniger als unwichtig
Ich bitte Dich, Paolo! habe Deine
gen heute überall, beſonders gieb auf
Gräfinn Acht.“

Nun zur zweiten Bemerkung. Es
eb mir immer klärer, daß der Page —

„Schon wieder der Page! Was hat
r nur der arme Roſalbo gethan? Doch
ubige Dich nur, bald wirſt Du den
chuldigen Knaben los werden. Die
äfinn hat ihn zur Bedienung von mir
angt.“

So? — Meinethalben. Das muß ich mir wohl gefallen lassen, aber gern seh ich es nicht, weil ich eines Theils die Aufsicht über ihn verliehre. Diese ist aber gleichwohl bei dem Burschen so nöthig —

„Warum denn?“

Nun hören Sie nur. Vor einer halben Stunde sah ich Rosalbo unten im Hofe mit einem fremden Kerl sprechen, der die täuschendste Aehnlichkeit mit einem Banditen hatte. Als er von ihm schied, drückte er dem Kerl einen Beutel in die Hand, dieser aber gab ihm dafür ein Päcktchen und ein paar Papiere.

„Hm! das ist allerdings auffallend!“

Vorhin als er von der Gräfinn zurückkam, murmelte er etwas vor sich hin. Ich konnte nichts verstehen, als die Worte: „Ha! daß ich das noch sehen muß, ehe meine Rache befriediget ist!“

„Paolo! Du haſt wohl falſch verſtanden?“

Ich nehme das Nachtmahl darauf.

„Wohlan! ich will Dir nicht widerſprechen, ob ich gleich die Möglichkeit kaum ahnen kann, daß in dieſem jugendlichen Körper eine bis zum Laſter gereifte Seele ſtecken ſollte. Ich will Dich deshalb auch nicht hindern, auf Roſalbos Handlungen genau Acht zu haben.“

Paolo verſprach dieß und ſein Argwohn erhielt noch mehr Nahrung, als ihn bald nach dieſem Vorfall der Pater Thomani zu ſich rufen ließ und ihm unter Zuſicherung einer großen Belohnung eine geſpannte Aufmerkſamkeit gegen den Pagen empfahl, ohne ſich jedoch darüber weiter zu erklären.

Die Sitzung des Bundes nahm jetzt

ihren Anfang; auch der Baron erschien bei derselben. Man wies ihm diesmal einen Platz an der Tafel an, indessen Thomani (als Sprecher) den Thron einnahm und die aus Rom erhaltenen Depeschen, welche alle durchgehends mit dem Namen des Pater Grubers bezeichnet waren, vorlas. Der Baron hörte aufmerksam zu und erfuhr daraus, daß alle Maschinen zu dem größten Schlage, den Jesuiten-Orden im Neapolitanischen wieder einzuführen, bereit wären und daß neben der Einwilligung des Königes und der römischen Kardinäle, welche durchgehends die Wiederherstellung des Ordens sehnlichst wünschten, nichts fehle, als die Bewilligung des h. Vaters, die blos noch von der Ankunft des Pater Thomani und seines jungen Freundes, des Barons Tommasini abhänge. Tommasini sey zwar schon in Rom, allein seine Gegenwart

könne vor der Hand zu nichts helfen, bis er einer Sitzung in der heiligen Kapelle zu Florida beigewohnt und dort eine Schrift unterzeichnet habe, die durchaus, ehe er bei dem h. Vater zum Pantoffelfuß gelange, demſelben vorgelegt werden müſſe. Man ſolle ihm auch dort zugleich die nöthigen Fragen abfordern, um ihn auf das große Ereigniß vorzubereiten, welches die Zeit in ihrem Schooße berge.

Tommaſini hörte ſehr aufmerkſam zu und war itzt ſehr begierig, die Fragen, die man an ihn thun ſollte, kennen zu lernen. Bald erfolgten ſie auch wirklich.

Einer von den anweſenden Mönchen ſtand auf, entriegelte einen Wandſchrank, in welchem eine Menge Bücher und Akten unter dem Staube lagen und zog ein mäßiges Packt Schriften hervor, aus dem er ein Heft von wenigen Bogen abſonder-

te. Er ſchlug es auf und legte dann dem Baron folgende Fragen vor, die nebſt ſeinen Antworten nicht nur von dem Pater Thomani, ſondern auch von der ganzen Geſellſchaft genau nachgeſchrieben wurden.

Mönch. Wie heißen Sie?

Baron. Henriko, Baron von Tommaſini.

Mönch. Wo ſind Sie gebohren?

Baron. In Florenz.

Mönch. Kannten Sie Ihren Vater?

Baron. Nein!

Mönch. Wer erzog Sie?

Baron. Ein vornehmer Patrizier, der ſich Signor Pultawi nannte, ſehr reich war und mich als ſeinen Sohn liebte.

Mönch. Kannten Sie Ihre Mutter?

Baron.

Baron. Ja! Aber ich ſah ſie nur ein einzigesmal. Sie lebte in einem Kloſter zu Florenz und weinte bitterlich, als ſie mich an ihr Herz drückte. Ich erinnere mich noch wohl, daß ſie mich Schmerzenskind nannte. Sie ſtarb bald darauf.

Mönch. Wiſſen Sie, aus welchem Hauſe Ihre Mutter abſtammte?

Baron. Ich habe dies nie erfahren können. Pultawi überhaupt war ſehr geheimnißvoll in dem, was meine Geburt betraf. Nur ſo viel bekannt' er mir, daß mein Vater ſtarb, als ich erſt 3 Jahr alt war und daß ich der einzige Erbe ſeines großen Vermögens geweſen. Auch Pultawi ſtarb endlich und nun wandt' ich mich nach Neapel, weil mir mein Vater dort große Beſitzungen hinterlaſſen hatte.

Mönch. Ahnen Sie nichts von der frühern Geſchichte Ihrer Aeltern?

Baron. Nein! Wie soll ich das, da ich von Papieren und Dokumenten nichts gefunden habe, als meinen Stammbaum und diejenigen Beweise meiner rechtmäßigen Geburt, welche mir nöthig sind, um mich zu legitimiren.

Mönch. Sie sind dem Bunde für die Wiederherstellung des Ordens beigetreten — wollen Sie bei demselben verharren, bis alles geschehen ist, was geschehen muß, um ihn herzustellen?

Baron. Das ist mein fester Entschluß.

Mönch. Wollen Sie Ihr Leben zum Opfer bringen und mit Ihrem Tode den Bund zu besiegeln drohen, sobald eine wichtige Person sich weigert, die Wiederherstellung des Ordens zu gestatten?

Baron. Wenn mit meinem Tode alle Hindernisse beseitiget werden können — mit Vergnügen.

Mönch. Wohlan! ſo empfangen Sie die Hoſtie darauf.

Thomani ſtieg von ſeinem Throne und las dem Baron einen ſchrecklichen Eid vor, durch welchen er ſich zur Erfüllung des letzten Punktes verpflichtete. Dann nahm er zur Beſiegelung des Eides die ihm dargereichte Hoſtie aus den Händen des Paters.

Nach dieſer Zeremonie nöthigte man ihn, alle Blätter, welche die an ihn gethanen Fragen und aus ſeinem Munde empfangenen Antworten enthielten, mit ſeines Namens Unterſchrift zu unterzeichnen. Auch ſah er ſich gedrungen, ein anderes Papier, deſſen Inhalt er nicht kannte, zu unterzeichnen. Er that dieß, ob er gleich nicht einſehen konnte, zu was das Ganze dienen ſollte. Daß ſeine Geburt und die Geſchichte ſeiner Aeltern auf den

Bund und besonders auf die Wiederherstellung des Jesuiter-Ordens großen Einfluß haben mußte, war ihm mehr als zu klar, allein wie beide mit der letztern eigentlich zusammenhiengen, vermogte er trotz aller Anstrengung dennoch nicht zu ergründen. Man beruhigte ihn damit, daß er alles genau in Rom erfahren würde.

Die Sitzung war aufgehoben.

Neuntes Kapitel.

Die schwarze Larve.

Paolo hatte, nach Thomanis besonderer Einschärfung, von der er jedoch dem Baron laut des Verbotes kein Wort offenbarte, auf Rosalbo'n ein besonderes Augenmerk gerichtet, so wie auch auf die

Gräfinn. Kaum hatte die Sitzung ihren Anfang genommen, als ſich eine der Zellen öffnete und Amabella heraustrat. Ein Mönch, der nämliche, der mit dem Unbekannten gekommen war, begleitete ſie und brachte ſie dann in die Zelle des Paters. Da die Thür verſchloſſen wurde und mithin eine Ueberraſchung ſo leicht nicht zu fürchten war, ſo legte Paolo ſein Ohr lauſchend ans Schlüſſelloch, um das Geſpräch der beiden räthſelhaften Menſchen zu behorchen, allein er konnte nichts als einzelne Silben verſtehen, ſo wie er nichts hörte, als Seufzer und Thränen. Daß beide ſich ſehr genau kennen mußten, ward ihm dadurch klar, weil die Gräfinn den Unbekannten mit dem traulichen Namen Du belegte und ihn „Cosmus" nannte. Er belohnte dieſe Vertraulichkeit durch eine ähnliche Erwiederung und küßte die Gräfinn ſehr oft und mit Wärme. Die

Gräfinn weinte viel dabei und ſprach einmal ziemlich laut:

„Aber, Cosmus! ich bitte dich, was ſoll noch aus dir werden? Wenn du dieſer Leidenſchaft nicht entſagen willſt, ſo wird ſie endlich deinen Tod befördern!“

Die Antwort hierauf konnte der lauſchende Paolo nicht verſtehen. Dann fuhr die Gräfinn fort:

„Eine Erfüllung deiner Wünſche iſt ohnmöglich. Es ſind neue Verſuche gemacht worden — aber zu was ſollen ſie führen? — Sie verwickeln dich in neuen Jammer!“

Man nahete ſich der Thüre und Paolo mußte ſich entfernen. Als der Baron aus der Sitzung kam, wurde ihm alles eröffnet, was Paolo gehört und geſehen hatte. Tommaſini gieng in Gedanken verſunken mit verſchlungenen Armen im Zimmer auf

und ab und ſchien Grillen zu fangen. Das vertrauliche „Du" der Gräfinn ſchien an ſeinem Herzen zu nagen und er rief mehr als einmal aus: „Sollte ſie mich ſo täuſchen, ſollte ſie ſich ſo verſtellen können! Nein! — weg mit allem Argwohn. Die Liebe ihres Herzens iſt keiner Verſtellung fähig; ihre Zärtlichkeit iſt keine Heuchelei."

Der Abend erſchien und Tommaſini ſpeißte mit der Gräfinn auf ihrem Zimmer. Pater Thomani wurde auch dazu eingeladen, allein er ließ ſich entſchuldigen und kam nicht. Die Gräfinn hob, Kopfſchmerz vorgebend, die Tafel bald auf, der Baron aber entfernte ſich unter den zärtlichſten Beweiſen ihrer Liebe.

Er ſaß noch ſpät in ſeinem Zimmer und las. Neben ihm ſchlief Paolo. Der Page bewohnte eine Zelle gegenüber. Es

war gegen ein Uhr des Morgens, als endlich Tommaſini das Buch wegwarf, um ſich ins Bett zu verfügen, welches in einer Ecke des Zimmers ſtand. In dieſem Augenblicke trat Paolo aus der Kammer und warf dem Baron ein leiſes Pſt! Pſt! zu, indem er beide Hände aufhob und gegen die Kammer zeigte. Tommaſini verſtand zwar nichts von dieſer ſonderbaren Mimik, aber er folgte ihm in die Kammer und trat an eine vorher ihm ganz verborgen gebliebene Tapetenthür, welche ſchon offen ſtand und die in einen unterirdiſchen Gang hinabführte.

Betroffen ſah ihn der Baron an.

„Wir wollen da hinab, ſagte Paolo leiſe — hoffentlich ſtoßen wir auf ein ſeltſames Abentheuer.“

Wie ſo?

„Vor wenig Minuten ſtieg aus der

gegenüber liegenden Gallerie der Unbekannte an der Hand der Gräfinn und des Paters dieſe Treppe hinab, von der ich freilich nicht ſagen kann, wohin ſie führt. Auch würde ich ſchwerlich ihre Exiſtenz ergründet haben, wenn nicht die Strahlen des Lichts, das Thomani trug, durch die Spalten der Tapetenthür gefallen wären und mich darauf aufmerkſam gemacht hätten.“

Der Baron ſtand eine Weile in Gedanken da, und wußte nicht, zu welchem Entſchluß er ſchreiten ſollte. Tauſend Ideen durchkreuzten ſein Gehirn, keine aber von allen ſchien ihm paſſend genug, um ihr ruhig folgen zu können. Auf der einen Seite billigte ſeine Begierde, um hinter Thomanis, Amabellens und des Unbekannten Geheimniſſe zu kommen, die Reiſe in die Unterwelt; auf der andern mahnte ihn die Delikateſſe, die er der Gräfinn ſchul-

dig war, wieder davon ab, am Ende aber ſiegte doch die erſtere und er ſchritt in den finſtern Gang hinab, ohne deſſen Tiefe, ohne deſſen eigentlichen Zweck zu kennen. Paolo wollte ihm folgen, aber der Baron nahm ihm das Licht aus der Hand und rief ihm zu: „Du bleibſt!“

Dem guten Paolo kam dieſer Befehl unerwartet.

„Wie? ſagt' er, ich ſollte Sie allein gehen laſſen. Nimmermehr! — Wer kann wiſſen, wohin dieſe Treppe leitet? — In Klöſtern giebts unterirdiſche Gänge, die oft nichts Gutes bergen. Ich kann und darf Sie nicht allein gehen laſſen.“

Du bleibſt, ſag' ich. Ich werde mich auch ſchon ohne Führer behelfen. Wenn ich in zwei Stunden nicht zurück komme, dann erlaub' ich Dir, mir zu folgen.

„Zwei Stunden! — Heilige Jungfrau!

Wie oft können Sie da ſchon des Todes geweſen ſeyn!“

Bei meiner Amabella fürcht' ich den Tod nicht. — Kurz! Du bleibſt hier!

Der Baron nahm das Licht; Paolo ſah ihm wehmüthig nach und bald verſchwand auch der letzte Strahl aus ſeinen Augen.

Inzwiſchen ſchritt der kühne Abentheurer muthig vorwärts und legte in kurzer Zeit, doch nicht ohne Bedacht, eine Treppe von zwei und achtzig Stufen zurück. Am Ende derſelben befand er ſich an einer breiten, eiſernen Thür, in der zum Glück der Schlüſſel ſtak. Als er ſie öffnete, blickte er in ein weites Gewölbe hinein, das auf beiden Seiten mit Särgen angefüllt war. Auf den Särgen ſtanden hie und da Kapſeln mit ausgebrannten Spiritus, in der Mitte des Gewölbes aber

hieng eine ovalrunde Ampel, deren Licht einen matten Schein über dieſe düſtern Gegenſtände fallen ließ. In dieſer Einöde, unter Todtengebeinen und Umgebungen des Todes — — wem ſollte da die Haut nicht ſchauern? Auch dem wandelnden Tommaſini rieſelte die Angſt eißkalt über den Rücken, doch eilte er, um dieſen Gefühlen zu entfliehen, ſchnell weiter und trat bald darauf in ein anderes Gewölbe, an deſſen Wänden mehrere Marterinſtrumente aufgehängt waren. Auf beiden Seiten befanden ſich vermauerte Niſchen — Reliquien der Vorzeit, welche dem Fanatismus und der Grauſamkeit des Kloſterübels eine Lobrede hielten. Das Gewölbe war mithin nichts weiter, als ein ſogenanntes Geiſelgewölbe, welches jedoch (ſo kam es ihm vor) bei den heutigen Bewohnern des Kloſters längſt nicht mehr üblich war. Aus dieſem Gewölbe trat er wie-

herum in einen ſchmalen Gang, den man mit Cruzifixen, Kreuzen, Roſenkränzen und einer Menge aus Holz geſchnitzten Bilder geziert hatte, welche ihm bei weitem nicht ſo fürchterlich vorkamen, als der Inhalt der beiden vorigen Gemächer. Dieſer Gang wollte jedoch kein Ende nehmen, ſo ſchnell auch Tommaſini vorwärts ſchritt. Oft blieb er ſtehen und überlegte, ob es wohl rathſam ſey, weiter zu gehen, immer aber mahnte ihn die Begierde, des Unbekannten Geheimniſſe kennen zu lernen auszuharren bis ans Ende. Er gieng ſchnell weiter und ſtutzte, als er nach wenigen Schritten über ſich ein ſeltſames Geräuſch vernahm. Den Odem an ſich ziehend, horchte er aufmerkſam darauf und unterſchied nun deutlich das Geklapper einer Mühle. Lächelnd über die ſeltſamen Geſtalten ſeiner Furcht ſchritt er abermals weiter und befand ſich endlich an einer

neuen Thüre, hinter der sich eine schmale Treppe emporwand. Ohne Furcht bestieg er sie, und glücklich und ohne alles Abentheuer legte er sie zurück. Aber die Treppe blieb finster, wie die vorherige und er hatte jetzt mehr als jemals die Leuchte nöthig, um nicht zu straucheln. Endlich stand er, zum Beweise, daß seine unterirdische Wallfahrt geendet sey, an einer neuen Thür, die, wie alle vorigen nur angelehnt war. Er öffnete sie behutsam und blickte in einen reinlichen doch ganz schmucklosen Saal hinein. Schnell gieng er ans Fenster, um zu untersuchen wo er sich befände, allein die Gegend war ihm unbekannt, nur so viel bemerkte er, daß er sich in einem niedlichen Waldschlosse befand, das jedoch nicht sonderlich bewohnt zu seyn schien, denn weder auf dem Hofe noch in dem Innern des Schlosses selbst war irgend die Spur einer menschlichen

Seele zu hören und zu ſehen. Er horchte; alles war öd' und ſtill um ihn her, die Einſamkeit im Gefolge des Todes ſchien hier ihre Wohnung aufgeſchlagen zu haben. Die Nacht, nur bisweilen von den Strahlen des Mondes ſparſam erleuchtet, machte das alles noch furchtbarer.

Es war ihm klar, daß er hier nicht länger weilen durfte, wenn er ſeine Begierde dem Unbekannten auf die Spur zu kommen, befriedigen wollte. Er gieng alſo durch den Saal, und legte eine ganze Parthie Zimmer zurück, welche mit fürſtlichem Geſchmack austapezirt waren. Jetzt erhellte auf einmal ein wohlthätiges Licht ſeine Seele, welches ihm den unbekannten Ort, in welchem er ſich jetzt befand, deutlich überſchauen ließ. Er erinnerte ſich nämlich daß der Abt nach ſeiner Attake mit den Räubern ihm verſichert hatte,

nicht weit von der heiligen Kapelle liege das königliche Jagdschloß Alfragni, welches in der neapolitanischen Geschichte dadurch bekannt wurde, daß ehedem darinnen der Marchese Bondini seinen Tod fand. Dieser Gedanke machte ihn beinahe um vieles ruhiger, denn nun wußte er doch, wo er sich befand. Gestärkt schlich er weiter und öffnete wiederum ein Zimmer, in welchem er auf einem Sessel Amabellens Schleier erblickte. Dieß gab ihm die Gewißheit, daß sie selbst nicht weit entfernt seyn könne und in der That — er hatte sich nicht geirrt, denn hinter der Thüre, die in das nächste anstoßende Gemach führte, hörte er sehr deutlich ihre und Thomanis Stimme.

Das Herz schlug ihm, denn nun stand er auf dem Punkt, eine Menge Dinge zu erfahren, vor denen er zitterte, ob er gleich mit seiner Rolle, die er jetzt übernommen hatte,

hatte, nicht weniger als zufrieden war. Dennoch überwand er itzt alle Schwierigkeiten, die ſich ihm in den Weg ſtellten und — ohne ſich länger zu beſinnen, legt' er ſein Auge an das Schlüſſelloch, durch welches er die ganze Szene überſehen konnte.

Thomani gieng im Zimmer auf und ab und ſprach bisweilen mit der Gräfinn, die ſich, das Haupt ſtützend, nachläſſig in einen Seſſel geworfen hatte. Der Unbekannte ſtand mit der Larve in der Hand am Fenſter und blickte ſeufzend in die Nacht hinaus, Tommaſini vermogte aber ſein Geſicht nicht zu ſehen, weil es die Gardine verbarg.

Von dem Geſpräche, welches zwiſchen Thomani, dem Unbekannten und der Gräfinn vorfiel, verſtand er folgendes ſehr deutlich.

Thom. Sie bleibt lange aus. Es iſt ſchon Mitternacht vorüber und die Sterne werden bläſſer.

Unbek. Ach! ſie kommt gewiß. Ich verlaſſe mich auf den Kaſtellan.

Amab. Sie kommt — ich kenne ſie. Freilich wird ſie die Nachricht von deinem Hierſeyn, lieber Cosmus, ſehr überraſcht haben.

Thom. (ſehr finſter) Ich ſehe nur nicht ein, zu was endlich dieſer Roman noch führen ſoll. Schon an und für ſich flüchtig flüchteſt du dich noch tiefer ins Elend, wenn der König nur die geringſte Spur von deinen Unternehmungen erhält.

Unbek. Ach!

Thom. Sprich! Was ſoll noch aus dir werden? — Ich kann dich am Ende nicht mehr retten und wenn ich dich im Bauche der Erde verbürge.

Unbek. Laſſen ſie mir Zeit! — Ach! mein Kopf iſt ſo wüſt. Kann ich denn einen Gedanken faſſen, was ich thun ſoll?

Am. Ach! ich fühle ſeinen Schmerz!

Thom. Nenne mir nur einen Ausweg, der hier noch möglich wäre.

Unbek. Ich kenne einen einzigen.

Thom. } Nun? — o! ſprich! welcher iſt es?
Amab. }

Unbek. Schleunige Flucht.

Thom. Raſender! was willſt du beginnen?

Unbek. Alles wagen, weil ich nun einmal alles verlieren kann. Iſidore liebt mich; meine Liebe für ſie iſt ewig und unausſprechlich. Denkt ſie ſo, wie ich, ſo muß ihr dieſer Schritt das willkommenſte Geſchenk ſeyn.

Thom. Und wohin willst du mit ihr fliehen?

Unbek. Nach Teutschland, wo kein Ordensgelübde mich mehr bindet, wo Niemand uns kennt, wo wir in einer Hütte ruhiger und zufrieden leben werden, als zu Neapel in Palläſten.

Amab. Aber wer ſoll deine Flucht begünſtigen, wer die geheimen Anſtalten zur Reiſe treffen?

Bei dieſer Frage verließ der Unbekannte das Fenſter und gieng auf die Gräfinn zu, ergriff heftig ihre Hände und rief: „du, meine gute Amabella! du allein wirſt und ſollſt mir dazu behülflich ſeyn.“

Jetzt gelang es dem Baron, des Unbekannten Geſicht zu ſehen. Es war jugendlich ſchön, nur etwas blaß — wahrſcheinlich eine Folge des Grams, der ihn drückte. Aus ſeinen Augen blitzte ein wil-

des Feuer und um den Mund lagerte ſich ein Zug, der unaufhaltſam an ſich zog.

Amab. Ich ſoll dir dazu behülflich ſeyn? — Nun wohlan! auch das? Hab' ich doch für dich ſchon alles, alles gewagt, meine Ehre, mein Leben, die Achtung der Welt.

Th. Amabella was verſprichſt du —

Amab. Alles, was ich halten will. Mißglückt der Verſuch, ſo lag es wenigſtens nicht an meinem beſſern Willen.

Kaum hatte dieß die Gräfinn geſprochen, als ſich ein Geräuſch hören ließ. Es naheten ſich Schritte; die Thür flog auf und ein alter Mann, der Kleidung nach, der Kaſtellan des Schloſſes, trat mit zwei Kerzen in der Hand herein. Ihm folgte ein weibliches Weſen, kaum achtzehn Jahr alt, von Kopf bis zu den Füßen ſchwarz

gekleidet und schön wie die Mutter Gottes. Ihr Schleier war, als sie hereintrat, zurückgeschlagen; sie trat bebend und nicht ohne Verlegenheit ins Zimmer und gab, als sie die Umstehenden erblickte, dem Kastellan einen Wink, auf welchen er sich sogleich entfernte. Die Kerzen blieben auf dem Tische zurück.

Der Unbekannte gieng zwei Schritte auf sie zu und sagte dann mit wehmüthiger Stimme: „Isidore!“

„Cosmus!“ rief weinend Isidore und sank an seine Brust.

Ach! Cosmus! fuhr sie fort und verbarg ihr Gesicht an seinem Busen, die Stunde eilt mit schnellen Schritten, wo wir uns auf ewig trennen müssen.

Unbek. (außer sich) Isidore! ist das Wahrheit?

Die Gräfinn blickte mit naſſen Augen gegen den Himmel und Thomani ſagte leiſe: „Gott und die h. Jungfrau ſtärke ſie in ihrem Entſchluſſe.“

„Es iſt Wahrheit!“ fuhr Iſidore fort, aber ihre ſchwankende Stimme ſagte deutlich genug, wie viel ihr dieſe Wahrheit gekoſtet habe.

Unbek. So willſt du mich verlaſſen?

Iſid. Ich muß, ich darf das frevelnde Spiel nicht länger fortſetzen. Meine Pflicht, die ich dem Prinzen am Altar Gottes zuſchwor, mahnt mich ſchrecklich. Uebertret' ich ſie länger noch, ſo — verſchließt ſich der Himmel meinem Gebet, ſo darf ich hier und dort auf keine Vergebung der Sünden hoffen.

Unbek. Iſidore! welche ſchwarze Fantaſie! — Liebten ſie den Prinzen, als er um ihre Hand warb? — Liebten ſie ihn,

als sie jenen Eid aussprachen? — — Nein! sie liebten mich; mich haben sie geliebt.

Isid. O! daß ich es that! daß ich doppelte Sünden begieng, die keine Thränen, keine Reue, auf Erden versöhnen!

Unbek. Wer will sie deshalb anklagen?

Isid. Ich — ich mich selbst. Ich bin meine eigene Klägerinn und Richterinn.

Unbek. Auf die Convenienz fällt alle Schuld. Sie stehen rein vor ihr. Den Prinzen führte man ihnen zu, als sie schon den ersten Kuß der Liebe auf meine Lippen gedrückt hatten. Er war das heilige Siegel, was unsere Herzen verband.

Isid. Ach! damals war ich sehr glücklich, ob schon ich auch auf verbotenen Wegen gieng.

Unbek. Wer will die Richtung ihrer

Leidenſchaft verboten nennen? — Sie empfiengen von Gott ein Herz, den Eindrücken der Liebe offen. Dieß Herz wählte — wählte mich als das Ideal ihrer Wünſche. Wer kann und will das tadeln?

Iſid. Die Convenienz.

Unbek. Zernichten ſie ihren Einfluß.

Iſid. Wie?

Unb. Durch einen ſchnellen Schritt.

Iſid. Welcher iſt das?

Unbek. Fliehen ſie mit mir!

Iſidore ſchauerte ſichtbar zuſammen. Der Gedanke der Flucht, verbunden mit einer Reihe unauflöslicher Uebel, ergriff ihre Seele mit Entſetzen. Sie dachte an den Schmerz ihrer frommen Mutter, an den Schmerz ihres Gemahls, der ſie aufrichtig liebte und an die Größe eines ſolchen Fehltritts. Halb ohnmächtig lag ſie an dem

Busen des Unbekannten, gebrochen schwammen ihre Augen in Thränen und matt winkte sie die Gräfinn zu sich, damit sie von ihr unterstützt würde. Amabella nahete sich ihr und führte sie ans Fenster, wo sie sich auf einen Sessel niederließ, indessen der Unbekannte düster und mit verschränkten Armen im Zimmer auf und nieder gieng. Thomani sagte zu allem, was bis jetzt gesprochen worden war, nicht eine Silbe, sein Auge starrte in den Boden und seine Hände lagen gefaltet vor ihm im Schooße.

„Fliehen soll ich mit ihm! lispelte Isidore der Gräfinn ins Ohr. Fliehen! — O! welch' ein gräßliches Wort. Es durchschauert mir Mark und Bein und der Abgrund, der sich bei Nennung dieses furchtbaren Wortes, unter mir öffnet, ist unermeßlich tief."

Sie erhob ſich wieder und rief:

„Cosmus!“

Der Unbekannte gieng auf ſie zu, er-
ff ſanft ihre Hand und erwartete ſchwei-
d ihren Befehl.

„Cosmus! ſagte ſie halb zitternd —
kann nicht mit ihnen fliehen!“

Gelobt ſey Jeſus Chriſtus! murmelte
omani, der Unbekannte hingegen ſtürz-
wie wahnſinnig durch das Gemach, riß
en verborgenen Dolch aus dem Buſen
hob ihn wildlachend, um ſich damit
durchbohren.

Thomani ſprang empor und fiel ihm
den Arm.

„Raſender! rief er — willſt du ſie
z elend machen?“

Iſidore ließ ein Geſchrei aus und ſank
mächtig in Amabellens Arm.

„O! laßt mich sterben! sagte der Unbekannte wild. Was soll ich länger auf einer Welt, wo mich alles flieht, wo mir die Pforte zum Leben und zum Glück verriegelt ist? — Sie schwor mich zu lieben? o! sie liebt mich nicht, denn liebte sie mich, so würde sie mir folgen und dem Schimmer der Größe, den ich ihr freilich nicht bieten kann, auf immer und mit Freuden entsagen.“

Thomani bot itzt alle Schätze der Beredsamkeit auf, um den Leidenden zu beruhigen, so wie die Gräfinn eifrig sich bemühete, die Ohnmächtige ins Leben zurückzurufen;; beides gelang ihnen endlich.

Dem Baron war dies eine lichtvolle Erscheinung, denn die Szene hatte ihn so heftig erschüttert, daß er mehr als einmal den Entschluß faßte, ins Zimmer zu dringen.

„Cosmus! rief Isidore schwach und streckte die Hand nach dem Geliebten aus — leben sie —“

Ich lebe — lebe für sie Isidore, entgegnete der Unbekannte, küßte innbrünstig ihre Hand und kniete vor ihr nieder.

„O! sie haben mich nie geliebt!“

Fordern sie Proben — fordern sie selbst mein Leben zum Beweis.

„Sie konnten den Dolch ziehen —“

Ihre Entsagung drückte mir denselben in die Hand.

„Entsagung — ich schwankte ja nur bei ihrer furchtbaren Forderung, die mir die Mutter zu entreißen drohete.“

Mutter und — Gemahl, setzte der Unbekannte bitter hinzu.

„O! Cosmus sie zerreißen mir das

Herz. Aber damit ſie ſehen, daß ich ihrer Liebe alles, alles, meine Ehre und mein Leben opfere — hier iſt meine Hand, ich folge ihnen, wohin ſie mich führen.“

Ach! Gott! ſeufzte Thomani, nur die Gräfinn ſah mit glänzenden Augen auf das liebende Paar nieder.

„Sie folgt mir! jubelte der Unbekannte laut und küßte mit ſeliger Innbrunſt Iſidorens Hand. Wann folgen ſie mir!“

Heute und morgen nicht. In drei Tagen hoff' ich ſie hier wieder zu finden und dann will ich zu jedem Schritte bereit ſeyn.

Iſidore erhob ſich und griff nach einer Klingel, die auf dem Tiſche ſtand. Auf den Ruf derſelben trat der alte Kaſtellan wieder herein; er ergriff die Kerzen und gieng voran — der Baron aber verließ jetzt, um nicht entdeckt zu werden, ſchleu-

nig ſeinen Standpunkt und kam in kurzem wieder bei ſeinem getreuen Paolo an, der ſeinetwegen in nicht geringer Angſt geweſen war. Wenige Minuten darauf ſah er auch Thomani, die Gräfinn und den Unbekannten zurückkehren. Der letztere trug, wie immer, die ſchwarze Larve vor dem Geſichte.

Zehentes Kapitel.

Aufſchlüſſe.

Der Baron war nun zwar wohl überzeugt, daß die Verbindung, in der die Gräfinn mit dem Unbekannten ſtand, keineswegs eine Frucht der Liebe ſey, denn Iſidore benahm ihm allen Argwohn — auch vermuthete er nun aus mancherlei Umſtän-

den, daß Thomani durch besonders enge Bande mit der Gräfinn und diesem Cosmus verknüpft sey — indessen blieb ihm doch manches noch ein dunkles Geheimniß und er wünschte mehr als einmal, das Räthsel gelößt zu sehen.

Kaum hatte er ein paar Stunden geruhet, als ihn die Gräfinn rufen ließ. Er glaubte so früh noch nicht am Ziele zu stehen und doch war es nicht anders. Die Gräfinn selbst enthüllte sich ihm jetzt ganz.

Als sie sorgsam das Zimmer abgeriegelt hatte, begann sie:

„Es wird endlich Zeit, Henriko, daß ich Ihnen ein Geheimniß entschleiere, welches seit langer Zeit in diesem Busen schlummert. Sie müssen Theilnehmer desselben werden, da von nun an, wo so zarte Bande mich an Sie knüpfen, ich für Sie

Sie keine Geheimniſſe mehr haben kann und darf.“

Und dieß Geheimniß — fragte Tommaſini geſpannt.

„Betrifft den Unbekannten, der auf einem Ihrer Schlöſſer im Gebirge lebt.“

Wollen Sie mir ſeine Geſchichte offen und treu erzählen?

„Das iſt mein Vorſatz.“

Wollen Sie mir nichts verſchweigen, auch wenn ſeine Begebenheiten mit den geheimen Falten des Hofs zuſammenhängen?

Die Gräfinn ſtutzte.

Was wollen Sie damit ſagen? rief ſie erblaſſend — ſollten Sie etwas ſchon wiſſen, was außer mir, Thomani und ihm kein Menſch wiſſen darf?

„Wohlan! Offenheit gegen Offenheit. Seit gestern Abend bin ich Ihrem Geheimnisse unwillkührlich auf die Spur gekommen.“

Die Gräfinn erschrack noch heftiger, aber sie erhohlte sich bald wieder, als sie hörte, wie und auf was für Art dieß geschehen war. Er erzählte ihr alles, schwor aber dabei einen heiligen unverbrüchlichen Eid, das, was er gesehen, streng und fest in seiner Brust zu bewahren.

Sie begann also:

„Mein Vater war nicht der Graf Amalfi, der in den letztern Jahren seines Lebens auf Corsika wohnte. Dort hauste in einer Hütte zufrieden und einsam ein sehr rechtschaffener Mann, der Gerichtspräsident Ferrari, der mit einem mäßigen Vermögen blos sich, seinem Weibe und seinen zwei Kindern, entfernt von dem Geräusch der Welt, lebte. Dieser Ferrari

war mein Vater. Er erzeugte mich und den Unbekannten (Cosmus iſt ſein Name) in einer rechtmäßigen Ehe mit einem Weibe, das er bis zum Wahnſinn liebte. Um ſo fürchterlicher war für ihn das Geſchick, als er dieß geliebte Weib, meine mir ewig unvergeßliche Mutter, durch eine epidemiſche Krankheit verlohr, welche damals auf Corſika graſſirte. Sein Schmerz war ohne Grenzen; er kannte keinen Troſt, um ſich zu beruhigen und obgleich zwei geliebte Kinder, Ebenbilder ihrer verſtorbenen Mutter, neben ihm ſtanden, deren kindliches Alter (Cosmus war damals acht und ich vier Jahr alt) von ihm Hülfe und Liebe heiſchten, ſo floh er dennoch von uns weg, übergab uns jenem alten Freund, dem Grafen Amalfi, mit dem er in Cagliari einſt erzogen worden war und verbarg ſich als Verehrer der ehemaligen und noch immer im Stillen wirkenden

Gesellschaft Jesu in einem ehemaligen Jesuiterkloster zu Neapel, wo mehrere Exjesuiten lebten und widmete sich hier, ohne selbst Jesuit zu seyn, den stillen Uebungen der Frömmigkeit."

„Der Graf Amalfi erzog indeß mich und meinen Bruder auf einen sehr glänzenden Fuß. Niemand hinderte dieß, da er selbst kein Weib und keine Kinder hatte. Er war sehr reich; er wandte daher den Ueberfluß seines Vermögens lediglich auf unsere Bildung und freuete sich herzlich, wenn wir in dieser und jener Wissenschaft glänzende Fortschritte machten. Zum Lohn für diesen Fleiß unternahm er mit uns des Sommers kleine Reisen durch die Insel und lebte dann wechselseitig bald auf seinen Villen, deren er eine ziemliche Anzahl hatte, bald in der Stadt, wo er mehrere prächtige Palläste besaß — Tummelplätze des Vergnügens und der Freu-

der. So lernten wir uns frühzeitig an bloß glänzende Loos gewöhnen und nur selten fragten wir noch nach unserm Vater, der weder an uns schrieb, noch auch, so glaubten wir, sich nach unserm Befinden erkundigte, sondern sich blos frommen Bußübungen widmete und schon damals an dem großen Plane arbeitete, den Orden der Jesuiten, dem er so herzlich ergeben war, wieder herzustellen.“

„Indessen hatte der Graf weit mehr Neigung zu meinem Bruder als zu mir gefaßt. Auch zeigte sich selbige so entschieden, daß er ihm sein ganzes Vermögen in einem Testamente vermachte, mir hingegen nur eine jährliche Leibrente von 200 Zechinen auswarf — eine Summe, von der ich freilich in Zukunft den Aufwand nicht länger bestreiten konnte, zu dem ich von Jugend auf gewöhnt war, indessen tröstete ich mich über dieses ver-

meints Unglück sehr bald, da mich mein Bruder versicherte, daß, falls ich keine meinem Herzen und meinem dermaligen Stande (Amalfi hatte uns beide adoptirt) würdige Verbindung fände, er für mich gewiß auf das brüderlichste sorgen würde."

„Der Graf starb endlich; die Hand meines Bruders drückte ihm die Augen zu. Ich saß mit zerrissenem Herzen an seinem Bette, aber weinen konnt' ich nicht, mein Schmerz über den Verlust dieses zweiten Vaters war zu heftig. Er wirkte so angreifend auf meinen zarten Körper, daß ich in eine langwierige Krankheit versank, die mich an die Pforten des Todes brachte. Mein Bruder, der mit der größten Zärtlichkeit mich liebte, war außer sich; Tag und Nacht saß er, jeden Zug meines Gesichtes belauschend, an meinem Bette, kein Schlummer besuchte sei-

ne Augen und weinend und mit blutender Bruſt ſank er außer ſich neben mir nieder, als ihm die Aerzte die Verſicherung gaben, daß ihre Kunſt hier ende und ich unfehlbar dem Tode zur Beute fallen müſſe.“

„In dieſem furchtbaren Augenblicke, wo menſchliche Hülfe ihn verließ, wandt er ſich allein an den, der uns das Leben gab — an Gott, der unſichtbar über uns in den Wolken thront. Unter dem blauen Himmel ſank er auf ſeine Knie und ſchickte ein inbrünſtiges Gebet für meine Geneſung zu ihm empor, womit er zugleich ein Gelübde verknüpfte. Er gelobte nämlich, daß, wenn ich geneſen würde, er mir nicht nur ſein durch Amalſis Teſtament erworbenes Vermögen an mich abtreten, ſondern auch von Stund an in ein Prämonſtratenſer Kloſter gehen und dort ſein Leben andächtigen Bußübungen, gleich ſei-

nem Vater, weihen wolle. Gott erhörte sein Gebet; ich genesete und — Cosmus war fest entschlossen, sein Gelübde treu zu erfüllen.“

„Ich kannte seinen Vorsatz nicht; ich ahnete ihn nicht. Cosmus selbst ließ nie etwas von seinen gefaßten Entschlüssen blicken und freuete sich nur, daß er mich wieder gesund in seine Arme schließen könnte. Als er mich ohne alle Gefahr sah, sagt' er eines Tages zu mir: „Ein nothwendiges Geschäft, liebe Amabella! ruft mich nach Sizilien. Ich hätt' es schon vor mehrern Monaten vollenden sollen, allein da fesselte mich die brüderliche Zärtlichkeit an dein Krankenbett. Jetzt, da du mir neu wieder gegeben bist, ist es Pflicht von mir, auch diesem Geschäfte Genüge zu thun; ich will morgen früh reisen. Es kann wohl seyn, daß ich dort einige Wochen verweilen werde — laß dich

das nicht kümmern und verkürze dir die Zeit bis zu meiner Wiederkunft, so gut du es ſelbſt vermagſt. Ich habe in dieſer Hinſicht ſchon für dich geſorgt. —"

„Dieſe Rede bewegte mich tief, ich ließ den Bruder, der ſich in meiner Krankheit als den theilnehmendſten Freund bewieſen hatte, ſo ungern aus meinen Armen und — vielleicht lag auch ſchon damals ein banges Vorgefühl von dem, was geſchehen ſollte, in meinem Herzen! Ach! ſein Abſchied koſtete mich Millionen Thränen. Es war mir als wenn das Theuerſte, was ich auf dieſer Erde beſaß, nie zu mir zurückkehren würde. Auch Cosmus war ſehr bewegt, als er den letzten Kuß auf meine Lippen drückte. Er weinte, er preßte mich in der bittern Empfindung des Scheidens an ſein klopfendes Herz und riß ſich endlich mit Gewalt los, indeſſen ich

den unermeßlichen Verluſt nur dann erſt recht lebhaft zu fühlen begann, als ihn ſchon das Meer von mir trennte. Zwei Tage nach ſeiner Abreiſe erhielt ich durch einen unbekannten Boten, ein ſtarkes verſiegeltes Paquet, nach deſſen Abgabe ſich der Bote ſchnell wieder entfernte. Erlaſſen Sie mir eine Schilderung von meinem betäubenden Schmerze, den ich empfand, als ich den Inhalt dieſes Paquets vor mir liegen ſah. Keine Worte ſind fähig, um Ihnen denſelben auszudrücken. — Ach! Henriko! was that dieſer Bruder für mich! Er, der ſelbſt an den Schimmer des Glücks und des Reichthums gewöhnt war, zog ſich jetzt freiwillig, entfernt von dem glänzenden Schauplatz der Welt, in ein einſames Kloſter zurück, lebte hier dem Dienſte der heiligen Jungfrau und erduldete die Mühſeligkeiten der Kloſterzucht, indeſſen er mich zur Erbinn ſei-

des ganzen Vermögens einsetzte und für sich nichts behielt, als ein Legat von vierhundert Dukaten, das er dem Kloster, worinnen er lebte, zugedacht hatte. Diese Summe sollt' ich im Monat Mai an den Banquier Straßer in Rom zahlen, der sie dann weiter zu befördern versprochen hatte. Cosmus that dieß deshalb, damit ich nie Gelegenheit haben mögte, seinen Aufenthalt zu erfahren!"

„So war ich denn nun geschieden, von Vater und Bruder und lebte einsam und nur als Opfer meines Schmerzes um den geliebten Cosmus auf einer meiner Villen. Alle Erkundigungen nach ihm blieben fruchtlos, ich konnte trotz aller goldenen Versprechungen, die ich that, um nur etwas von ihm zu erfahren, weder den Aufenthalt des Vaters noch den des Bruders auskundschaften. Mein Schmerz um

den geliebten Flüchtling verwandelte sich endlich in eine stille Melancholie, die vielleicht einst mit dem Verluste meines Verstandes geendet haben würde, wenn mich nicht eine Freundinn, die Marquise Alfieri, die seit zwei Jahren todt ist, mit Gewalt in die Welt hinausgezogen und meiner stillen Wehmuth eine andere Richtung gegeben hätte. So vergiengen zwei volle Jahre und ich erfuhr nichts von seinen Schicksalen. Meinen Vater hielt ich für todt, denn in allen Klöstern Siziliens und Neapels wollte man nichts von ihm wissen, welches um so natürlicher war, da er gleich bei seinem Eintritt in das Jesuiterkloster seinen Namen abgelegt und einen fremden angenommen hatte."

„Einstmals fiel es meiner Freundinn ein, eine Reise nach Neapel zu thun, wo viele Freunde und Verwandte von ihr leb-

ten. Ich war sogleich entschlossen, sie dahin zu begleiten. In Neapel gefiel es mir so wohl, daß ich meiner Alfieri den Vorschlag that, hier einige Zeit zu verweilen, welches ihr sehr wohl that, da ihre Verwandte einen längern Aufenthalt wünschten, als sie anfangs eingegangen war. Wir bezogen eine angenehme Villa, wo wir neben den Freuden des Landlebens auch die Freuden der Stadt genossen, denn diese Villa war der Tummelplatz alles Schönen, was die Residenz aufzuweisen hatte. Darunter befand sich auch mein guter Henriko, welcher nur zu früh geahnet haben mag, wie lieb mir seine Gegenwart war."

Tommasini schloß die Gräfinn bei dieser Aeußerung im höchsten Ausdruck seines Gefühls an die Brust und ersuchte sie dann weiter fortzufahren.

Sie that es und erzählte ferner:

„Ich bemerkte seit einiger Zeit, daß die Alfieri, wenn ich von unserer Rückreise nach Corsika sprach, allemal schnell von diesem Gespräche abbrach und auf eine andere Materie überging. Es war klar, daß es ihr in Neapel besser gefiel als dort und daß sie wohl gar den Entschluß gefaßt haben könnte, ganz in Neapel zu bleiben — auch gesteh' ich Ihnen, daß es mich wenig kostete, meine Anhänglichkeit an Corsika fahren zu lassen und Neapel zu meinem künftigen Aufenthalt zu wählen. Kaum ließ ich dieß der Alfieri merken, als sie mit jenem Entschlusse näher heraustrat und mich leicht überredete, meine Besitzungen auf Corsika zu verkaufen, um in Neapel mein Leben zu beschließen."

„Indessen schränkt' ich meinen Umgang um vieles ein. Ich entfernte so manchen Schmetterling, der um meine

Gunſt buhlte und wählte dafür den ſolidesten Mann, dem es nur um meine Achtung zu thun war. Unter dieſen befand ſich auch der Exjeſuit Thomani, ein Mann, deſſen Phyſiognomie, wie Sie wiſſen, mehr Abſchreckendes als Anziehendes hat, den ich aber ſehr bald ſchätzen lernte, da ich in ihm einen biedern Menſchenfreund fand, der im Stillen viel Gutes thut. Seine ſchöne Seele entwickelte ſich mir täglich mehr und wenn er mich bisweilen einen Tag lang zu beſuchen unterließ, ſo ſehnte ich mich oft nach ſeinem Umgang. Es überfiel mich wenn er über die Zeit ausblieb, eine Unruhe, deren Urſache ich damals nicht kannte, die mir aber bald ins Auge ſprang, als ſich endlich die Stunde nahete, wo ſein Herz überfloß von den Gefühlen der Zärtlichkeit, die mich an ihn feſſelten. Kurz — Thomani war mein — Vater!“

„Ihr Vater? rief der Baron voll Verwunderung. — Ha! nun ſteht ſo manche Unbegreiflichkeit gelöſt und klar vor meiner Seele.

„Sie können leicht ermeſſen, lieber Henriko, daß ich ihm alles erzählte, was Cosmus für mich gethan, was er mir geopfert hatte. Der gute Vater weinte Thränen des Dankes und der Freude über den herrlichen Sohn, denn dieſer Zug ſeines treflichen Karakters war ihm verborgen geblieben.“

„Wo hätt' er ihn auch ſollen kennen lernen?

„„Sie haben Recht, ich habe Ihnen zu ſagen vergeſſen, daß ein Zufall ihn ſo glücklich machte, den Ort auszukundſchaften, wo er lebte.“

Alſo Vater und Sohn kannten ſich?

„Zwei

„Zwei Stunden von Neapel lag das Prämonſtratenſerkloſter, in welchem Cosmus ſich befand. — Jetzt hielt mich nichts mehr zurück, in ſeine Arme zu eilen. Ach! Gott! welche Szenen gebiert uns die Freude des Wiederſehens. Ich weinte an dem Herzen des redlichſten aller Menſchen, der aus Liebe zu mir den glänzendſten Rollen des Lebens entſagte, auf die ihn ſein großes Vermögen Anſpruch machen ließ! Ich wollte ihm alles zurückgeben und durch Thomanis große Verbindungen am päbſtlichen Hofe ſein Gelübde zu löſen ſuchen; er weigerte ſich ſtandhaft und ſchlug jede Erbietung aus, ja! als ich heiß und innig in ihn drang, um meinen Vorſchlag anzunehmen, drohete er mir, mich nie wieder zu ſehen, falls ich nicht abließe, ſein Herz mit Quaal zu erfüllen.“

„Mißvergnügt reiſt' ich nach Neapel zurück. Thomani empfieng mich mit Trauer und erklärte mir Cosmus Sträuben. Er erzählte mir nämlich, daß in Cosmus Bruſt eine Leidenſchaft glühe, die ihm Verderben drohe. Ach! auch ich hatte ſchon einen geheimen Kummer an ihm bemerkt. Er liebte Iſidoren, Prinzeſſinn von — — —, die er in dem Luſtſchloſſe des Königes, welches dem Prämonſtratenſerkloſter grade gegenüber lag, oft geſehen hatte. Der Zufall wollte, daß ſie einſtmals einen Pater aus dem Kloſter verlangte, um ihm zu beichten. Cosmus erhielt den Auftrag, die Prinzeſſinn zu beſuchen. Er ſprach mit ihr; ſie fand Gefallen an ihm — bald darauf ſahen ſie ſich wieder; eine innige Freundſchaft erwuchs aus dieſem Umgange und aus Freundſchaft wurde bald Liebe. So geheim nun auch dieſe Verbindung anfangs

betrieben wurde, ſo blieb ſie doch bald den Mönchen im Kloſter kein Geheimniß mehr. Der unredliche Abt ſuchte ſich dem — — zu empfehlen und ſetzte nun vielleicht der einfachen Geſchichte, wie ſie war, noch manches Mährchen zu — kurz der — — war ſo aufgebracht, daß bald darauf von Neapel aus der Major Veronio (den Sie kennen) mit einem Piquet Soldaten und einem Arreſtbefehle des Weihbiſchoffs in der Hand erſchien, um meinen unglücklichen Bruder gefangen nach der Hauptſtadt zu führen. Alles war ſo geheim gegangen, daß ſelbſt Thomani nicht das Mindeſte erfahren hatte, ſonſt würden von ihm und der Prinzeſſinn bei Zeiten andere Vorkehrungen getroffen worden ſeyn. Zum Glück befand ſich Cosmus grade bei Iſidoren, als Veronio ins Kloſter ritt. Er ahnete ſogleich ſein Schickſal, und auch die Prinzeſſinn überzeugte ſich bald von

der Wahrheit seiner Vermuthung. Nichts konnte ihn jetzt retten, als schleunige Flucht. Die Prinzessinn selbst sah keinen andern Ausweg und machte Anstalt, diese Flucht so schnell als möglich zu bewirken. Um ihn unkenntlich zu machen, reichte sie ihm eine schwarze Sammetlarve, deren sie sich ehemals bei einer Redoute bedient hatte und über seinen Mönchshabit ließ sie ihn einen gemeinen Offizierstock ziehen. So ausgeschmückt führte sie ihn still und vorsichtig durch die Souterains, bis zu einem Wäldchen, das die Westseite des Schlosses bestreicht. Hier brachte er unter fürchterlicher Angst die ganze Nacht auf einem Baume zu, denn er hörte, daß man ihn suche und oft seinen Namen nannte. Als gegen Morgen alle Späher aus der Gegend verschwunden waren, machte er sich wieder auf den Weg und gelangte glücklich auf meiner Villa ohnweit

Neapel an, wo er mir alles erzählte, was ihm begegnet war. Ach! was empfand ich bei ſeinem ſchmerzlichen Unglücke. Wie viele heiße Thränen vergoß ich bei ſeinem Jammer, den er bei dem Schickſale der Prinzeſſinn fühlte.“

„Ich ſuchte ihn dadurch einigermaßen zu beruhigen, daß ich mich angelegentlich nach der Prinzeſſinn zu erkundigen verſprach, ob ich gleich das nur durch Mittelsperſonen thun konnte, um mich nicht zu verrathen. Thomani ſelbſt arbeitete Tag und Nacht, um die Nebel des Argwohns zu zerſtreuen, die ſich über ihn aufgethürmt hatten — allein viel war hier nicht zu bewirken, da Cosmus durch ſeine Flucht ſich ſelbſt verdächtig gemacht hatte. Ueberdieß hatte die Prinzeſſinn, durch die warme Theilnahme, die ſie eines Tages für Cosmus äußerte, das Uebel noch ſchlimmer gemacht und darum ſetzte der

Hof mit Zuziehung des Prinzen von *** einen hohen Preiß auf die Habhaftwerdung meines unglücklichen Bruders. Von der Prinzessinn erfahr ich, daß sie seit Cosmus Flucht äußerst streng bewacht werde und nie ohne ihren Gemahl ausfahren dürfe."

„Cosmus war endlich auch auf meiner Villa nicht mehr sicher, denn weder ich noch mein Vater konnten ihn länger schützen, zumal da es durchaus nicht laut werden durfte, daß wir mit ihm verwandt seyen. Ich fuhr nach Neapel, um dem Unglücklichen auf einem Ihrer Schlösser einen sichern Zufluchtsort zu verschaffen. Sie boten mir die Hand und ich ergriff sie mit Heftigkeit, denn Sie waren der letzte Hafen, wo ich sicher vor Anker legen konnte. Alles war verabredet und sobald ich Ihren Entschluß kannte, schickt' ich einen verschwiegenen Boten nach der Villa,

um meinen Bruder von allem zu benachrichtigen. Aber welch' ein Schrecken für mich, als einer meiner Vertrauten erſchien und mir jenes Ihnen wohl bekannte Billet über der Tafel überbrachte. Ich erbrach es — es war von meiner Kammerfrau, worinnen ſie mir meldete, daß der Major Veronio unvermuthet auf der Villa erſchienen ſey, um Cosmus zu ſuchen. Cosmus ſey indeſſen glücklich entfloben, aber man wiſſe nicht wohin. Können Sie ſich nun die Urſachen meines damaligen Erblaſſens erklären? Ich konnte nicht länger bleiben — wie Furien trieb's mich von der Stelle; ich beſtieg den mir von Ihnen beſtellten Wagen, um nach der Villa zu eilen. Ehe ich ſie noch erreichte, hört' ich nicht weit von einem Gebüſche Thomanis Stimme. Ich ließ halten. Thomani erkannte mich und gab mir nun von allem Gewißheit, aber auch den Troſt,

daß Cosmus gerettet sey. Meine Freude war ohne Grenzen, ich fühlte mich neugestärkt und dankte Gott für das abermalige Geschenk seines Lebens. Cosmus streifte nun unstet und flüchtig aus einer nachbarlichen Villa in die andere, bis er endlich, ohne entdeckt zu werden, nach ° ° gieng, wo er sich einige Zeit aufhielt. Allein auch hier konnt' er nicht bleiben, weil ihm der Major Veronio immerwährend auf der Spur war. Das, was sich nun mit ihm und mir auf der Villa meiner Freundinn ereignete, ist Ihnen hinlänglich aus meinen Papieren bekannt. In Ihrem Schlosse auf Morino fand der Unglückliche endlich das ersehnte Asyl."

„Indessen hatte die Prinzessinn weder Ruhe noch Rast. Der Umgang des unglücklichen Cosmus, den sie so treu und herzlich liebte, fehlte ihr überall und die theuresten Versicherungen der Liebe ihres

Gemahls konnten ihr den Verluſt des Entflohenen nicht erſetzen. So ſchrieb ſie mir denn eines Tages den Wunſch, daß ſie Cosmus nur noch einmal ſehen und ſprechen möchte. Ich machte dagegen die gegründetſten Vorſtellungen, aber ſie hörte nicht darauf; immer kam ſie wieder auf ihren Wunſch zurück, bis ich und Thomani ihr endlich Erfüllung gelobten. Wie dieſe Erfüllung zur Reife gedieh, haben Sie, lieber Henriko in dieſer Nacht geſehen. Iſidore lebt ſeit fünf Tagen auf Alfrangi mit ihrem Gemahle, der eines Fiebers wegen das Bett hüten muß und nicht ahnet, daß durch einen unterirdiſchen Gang das Schloß mit dem Kloſter, deſſen Bewohner er überdieß nicht kennt, in Verbindung ſtehet. Unbelauſcht von ihm und den wenigen Dienern, die im Schloſſe ſind, konnte ſie nun Cosmus ſprechen und für einen Ueberfall bürgte der alte Kaſtel-

lan, einer ihrer Getreuen, der ſie als Kind oft auf ſeinen Armen trug, hinlänglich.“

Hier endigte die Gräfinn ihre Erzählung, der Tommaſini ſeine geſpannteſte Aufmerkſamkeit keinen Augenblick entzogen hatte. Dann fuhr ſie fort:

„„Jetzt, mein Henriko! heiſch' ich von Ihnen die Gewährung einer Bitte.“

Fordern Sie, Amabella! Wenn die Gewährung dieſer Bitte das Maas der menſchlichen Kräfte nicht überſteigt, ſo können Sie ſicher und beſtimmt darauf rechnen.

„Retten Sie meinen unglücklichen Bruder von der Verzweiflung.“

Wie?

„Da Sie ſeiner Unterredung mit der Prinzeſſinn beigewohnt haben, ſo wiſſen

Sie auch den Inhalt der letztern Verhandlung. Seine Liebe für Iſidoren iſt glühend und ewig und er hat einmal für allemal erklärt, daß ein Leben ohne ſie für ihn der gewiſſeſte Tod ſey. Er rieth zur Flucht; ſie ſträubte ſich, doch was heißt ſich ſträuben gegen die allmächtige Gewalt der Liebe? Nur zu bald bereuete ſie ihre Weigerung, ſie willigte ein und Cosmus iſt entſchloſſen, ſchon übermorgen zur Nacht mit ihr zu entfliehen. Ihre Flucht geſchiehet nach Teutſchland, wo Cosmus ſich anzukaufen gedenkt. Er hat dazu alle nöthigen Papiere bereits von mir empfangen; mehrere der Art ſollen an einen berühmten Wechsler nach Frankfurt noch heute abgehen. Ich habe alles gethan, was ich thun konnte. Sie bitt' ich nun, mein Henriko! um eine einzige Gefälligkeit."

Fordern Sie keck. Ich gewähre ſie ſicher mit Freuden.

„Sorgen Sie für einen wohl verschlossenen Wagen und begleiten Sie meinen Bruder bis Rom.“

Mit Freuden, aber der Bund —

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Thomani wird alles besorgen.“

So geb' ich Ihnen Wort und Hand, ich begleite die Flüchtlinge.

Die Gräfinn belohnte dieses süße Versprechen mit einem herzlichen Kusse.

Eilftes Kapitel.
Doppelter Mord.

Der Baron arbeitete thätig an der Vollziehung seines Versprechens und verließ sich in Hinsicht seiner Abreise ganz auf

Amabellen, welche auch bei Thomani wirklich dafür gesorgt hatte, ohngeachtet sich dieser gegen den Baron nicht das Geringste verlauten ließ.

Alles war zur Abfahrt fertig; der Reisewagen stand gepackt und Isidore erwartete mit Sehnsucht, aber nicht ohne Zittern, die Stunde, wo sie in die Arme ihres Geliebten fliehen sollte. Kurz vor der Abreise führte Amabella ihren Geliebten in Cosmus Zelle. Dieser empfieng den zärtlich-theilnehmenden Freund warm und innig und gieng dann, als ein junger Offizier gekleidet, mit dem Baron durch den unterirdischen Gang des Klosters, nach dem Waldschlosse. Sie kamen wieder in dem nämlichen Zimmer an, wo vor wenig Tagen der Baron dem zärtlichen Tete a Tete Isidorens und Cosmus beigewohnt hatte. Niemand begleitete sie dahin und im Schlosse war alles in tiefen Schlum-

mer begraben; auch der Prinz, der von dem nächtlichen Raube seines Kleinods keine Ahnung hatte, schlief ganz ruhig.

Der alte Kastellan des Schlosses, der, um sein Leben zu retten, an Isidorens Flucht Theil zu nehmen beschlossen hatte, erschien endlich und auf seine Schulter stützte sich die Prinzessinn, blaß wie eine Lilie, schwankend wie eine Kranke. Cosmus gieng ihr entgegen und ergriff ihre Hand. Sie lag halb ohnmächtig in seinen Armen, als er ihr den ersten Kuß als Bräutigam auf die Lippen drückte und ihr dann ins Ohr liespelte:

„Nun bist Du auf ewig mein!"

Isidore kam wieder zu sich und weinte. Sprechen konnte sie nicht, denn die Empfindungen ihres gepreßten Herzens versagten ihr die Worte. Sie winkte dann gegen die Thüre, ein Zeichen, daß sie

wünſchte, nun bald außerhalb dieſes Schloſſes zu ſeyn. Cosmus befolgte ihren Befehl und die Reiſe ward durch den Gang ins Kloſter in wenig Augenblicken raſch zurückgelegt, indeſſen der Kaſtellan alle Thüren, die dahin führten, hinter ſich ſorgfältig verſchloß und verriegelte.

So kamen die Flüchtlinge im Kloſter an. Niemand wachte dort, als Amabella und Thomani — wiewohl ſich der letztere zu Tommaſinis höchſter Verwunderung nicht blicken ließ. Die Gräfinn ſprach noch wenige Worte zu Iſidoren und führte ſie an den Wagen. Cosmus, der Baron und der alte Kaſtellan des Schloſſes begleiteten ſie dahin und ſetzten ſich dann zu ihr. Als Iſidore von der Gräfinn ſchied, ſchwammen ihre Augen in Thränen; ſie ſchluchzte laut und nannte den Namen ihrer Mutter. — Amabella wollte

darauf antworten, aber da hieb der Kutscher rasch in die Pferde und der Wagen flog rasselnd aus dem Klosterhofe in die weite Ebene hinaus.

Der Baron hatte alles, was er für den Bund in Rom brauchte, durch Amabellen empfangen. Paolo, sein treuer Diener, der weder von dieser Entführung, noch von der schnellen Abreise des Barons ein Wort wußte, blieb im Kloster zurück und wunderte sich nicht wenig, als er am andern Morgen das schnelle Verschwinden seines Herrn aus dem Munde der Gräfinn vernahm. Rosalbo befand sich mit ihm in gleichem Falle; dieser aber schien über diese Neuigkeit (so kam es wenigstens Paolo'n vor) mehr erfreut als betreten zu seyn.

Die Flüchtlinge setzten ihre Reise ohne Abenthener fort und gelangten des andern Tages

Tages zu * * an, wo ſie Nachtlager zu halten beſchloſſen. Das Kloſter des heiligen Benedikt, welches nicht weit von der Straße ablag, wurde zum Quartier gewählt. Die Mönche boten es ihnen mit der größten Artigkeit dar, welches aber im Grunde nichts auffallendes war, da Thomani für alles ſchon geſorgt hatte.

Es war bereits finſtere Nacht, als der Wagen in den Hof des Kloſters rollte; niemand war zugegen, als der Pförtner und im Hintergrunde bewegte ſich eine Geſtalt, tief in einen Mantel gehüllt, die von allem, was hier vorgieng, Notiz zu nehmen ſchien. Der Pförtner erhellte den Schauplatz durch eine Fackel, die er gegen den Wagen ausſtreckte. Cosmus ſtieg zuerſt aus, dann folgte der Baron. Iſidore war eben im Begriff, ein gleiches zu thun, als das Kloſterthor mit Gewalt

aufgesprengt wurde und ein Piquet Soldaten hereindrang, an deren Spitze sich der Major Veronio befand.

Cosmus stieß einen Laut des Schreckens aus, als er den Major erblickte. Veronio lachte vor Freude, als er endlich sein Ziel erreicht sahe und rief den Soldaten zu:

„Besetzt nur das Thor. Es ist geschehen, was ich wünsche. Mit diesem Buben will ich allein schon fertig werden.“

Isidore hörte diese furchtbare Stimme und sank ohnmächtig in den Wagen zurück, Cosmus hingegen zog wüthend sein Schwerdt und drang auf den Major ein. Ihm suchte der Baron zu Hülfe zu eilen, aber schnell packten ihn zwei verlarvte Kerle von hinten und zogen ihn in das Innere des Klosters, wohin ihm in kurzem die verhüllte Gestalt nachfolgte. Der

Major focht mit Cosmus ſehr kaltblütig und ſchlug ihm endlich den Degen aus der Hand.

„Nehmt ihn gefangen,“ rief er ſchnell ſeinen Soldaten zu, aber als dieſe ſeinem Befehle nachzukommen ſuchten, drängte ſich die Mantelgeſtalt in den Kreiß und ſtieß, ehe es der Major noch verhindern konnte, Cosmus einen blitzenden Dolch ins Herz.

„Verrätherei! Mord!“ rief der Major, aber indem er ſich umwandte, war der Verlarvte verſchwunden.

Der Baron, der jetzt im Innern des Kloſters ſtand und ohne Licht weder vor- noch rückwärts ſchreiten konnte, fühlte ſich jetzt auf einmal fortgezogen. Er folgte dem unbekannten Führer, ohne es zu wollen, aber ſein Zutrauen wurde in der Folge herrlich belohnt. Er fühlte, daß ſie

abwärts schritten und sich bald in
Souterains des Klosters befanden.
blieb der unbekannte Führer plötzlich
hen, aber ohne das leiseste Wort zu
chen, ließ dann des Barons Hand fa
und öffnete im Finstern eine Thüre,
che ein kleines Gewölbe verschloß, in
sen Innern eine brennende Fackel st
Er nahm sie heraus und ergriff
abermals des Barons Hand. D
folgte getrost und blickte ihn prüfend
allein er konnte von seinem Gesichte
das Geringste wahrnehmen, weil es
verhüllt war. Tommasini wagte es
gemal, den Verlarvten nach Cosmus
Isidorens Schicksal zu fragen — d
aber antwortete blos mit einem Sc
und hielt ihm einen blutigen Dolch
wovor der Baron zurückschauderte, we
so ziemlich, wiewohl nur dunkel ah
was hier geschehen seyn mögte.

Nach einer Viertelstunde stiegen sie eine Treppe empor. Sie legten ohngefehr zwanzig Stufen zurück, als sie sich vor einer kleinen Fallthür befanden. Der Vermummte stieß sie auf, ließ die brennende Fackel ins Gewölbe hinabfallen und schritt dann, von den Flügeln der Nacht gedeckt, einer Hütte zu, die mitten im Walde lag und worinnen ein Einsiedler wohnte. Der Einsiedler wurde geweckt und nahm unsere Pilger sehr freundlich auf. Er schien den Vermummten sehr gut zu kennen, denn er unterredete sich lange heimlich mit ihm, entfernte sich aber endlich und kam erst nach einigen Stunden mit einem Wagen zurück. Während dieser Zeit sprach der Verlarvte mit dem Baron kein Wort, ob ihn gleich dieser oft dazu aufforderte. Er seufzte blos und hielt bisweilen, Thränen vergießend, den blutigen Dolch in die Höhe. Als der Wagen erschien, setzte

er sich mit dem Baron ohne Verzug ein und schnell gieng die Reise weiter, bis sie glücklich und ohne alles Abentheuer in einem Dorfe auf der Grenze des Kirchenstaats anlangten, wo sie ein paar Stunden der Ruhe zu pflegen beschlossen.

Hier drang der Baron ernstlich in den Vermummten, seine Maske fallen zu lassen. Dieser erfüllte nun seines Freundes Wunsch, die Verkappung sank und — Thomani stand vor ihm.

„Heilige Mutter Gottes! Thomani! rief der Baron — Sie sind es selbst.“

Ich bin es — ja! ich bin es leider! ich der Kindesmörder! entgegnete Thomani.

„Wie? Cosmus — “

Starb durch meine Hand, als ich sah, daß er für mich und Isidoren verlohren

ſey. In den Händen der Gerechtigkeit konnt' ich ihn nicht laſſen, denn dann hätt' ich ihn auf dem Blutgerüſt erblickt. So war es beſſer; er ſtarb durch meine Hand.

„Cosmus todt — und Iſidore —"

Gott mag ſich ihrer in Gnaden erbarmen! Ich konnte ſie nicht mehr retten. Meines Sohnes Wunſch hab' ich erfüllt, aber die Fürſicht ſetzte meinen Kräften ein Ziel. Bis hieher ſollt' ich gehen und nicht weiter. — Sie, mein Sohn! hab' ich gerettet für den Bund und das iſt mehr werth als des — — Sohnes Leben.

Er ſagte dieß Letztere mit ſchwankender Stimme, und bewieß dadurch, wie viel ihm dieſe Grundſätze gekoſtet hatten.

Inzwiſchen nun der Baron mit ſeinem väterlichen Freunde nach Rom fuhr, ereignete ſich in der heiligen Kapelle zu

Florida eine der furchtbarsten Begebenheiten; deren Erzählung wir dem Leser noch schuldig sind.

Paolo nämlich hatte, wie uns bekannt ist, von dem Pater Thomani die ausdrückliche Weisung erhalten, scharf auf Rosalbo Acht zu haben. Dieß that er nun ganz besonders nach seines Herrn Abreise. Ueberall schritt er Rosalbo'n nach; jeden seiner Tritte belauerte er; nichts blieb ihm verborgen. Die Gräfinn ahnete nicht das Geringste davon und Rosalbos artiges und zuvorkommendes Betragen erhöhete täglich mehr die Gunst, die sie dem lieblichen Knaben geschenkt hatte. Eines Morgens befand sich Rosalbo allein mit ihr im Zimmer als sie eine Chokolate bei ihm bestellte. Rosalbo entfernte sich, um sie bereiten zu lassen. Paolo, der von diesem Befehle nichts wußte, hörte die Bestellung blos in der Küche und wurde

um ſo aufmerkſamer, da Roſalbo mit Ungeſtüm auf die Bereitung des Getränkes drang. Dann ſchlich er ſich in das Gemach, welches Roſalbo bewohnte und verſteckte ſich hier.

Kaum hatte er ſeinen Schlupfwinkel bezogen, als der Page mit der Chokolate erſchien, ſie auf den Tiſch ſetzte und die Thür verriegelte. Schüchtern, als wenn er einen Ueberfall befürchtete, ſah er ſich auf allen Seiten um; da er aber Niemand gewahrte, öffnete er ein geheimes Fach in ſeinem Reiſekoffer, nahm daraus ein blaues, zuſammengerolltes Papier, in welchem ſich ein braunes Pulver befand und ſchüttete dieß in die Chokolate. Paolo ſchauderte; ſeine Hände krampften ſich vor innerer Wuth; ſchon wollt' er hervorſpringen und das junge Ungeheuer in ſeinen Sünden ermorden — allein da fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, daß es

beſſer ſey, dieſe Bosheit durch ſein eigenes Geſtändniß an den Tag zu bringen.

Roſalbo nahm die Chokolate und trug ſie der Gräfinn ins Zimmer. Dieſe hatte ſich aufs Sofa geſtreckt und ahnete nichts von dem Verbrechen, das jetzt im Gefolge des Todes ſich ihr nahete. Paolo trat eben herein, als Roſalbo freundlich, wie die ſpielende Schlange unter den Roſen, die Taſſe füllte und ſolche der Gräfinn auf einen Gueridon hinſtellte. Paolo machte ſich indeſſen in dem Zimmer etwas zu ſchaffen und nahete ſich unvermerkt dem Gueridon, auf welchem die Taſſe ſtand.

„Mein Gott, ſagte Paolo, wie häßlich ſieht dieſe Chokolate aus. Was haſt Du wieder einmal gemacht, Roſalbo?“

Roſalbo erröthete, ſagte aber kein Wort. Die Gräfinn wurde aufmerkſam

und ließ einen Blick in die Taſſe fallen. Nach einer Weile ſagte ſie:

„Ich ſollt' es doch nicht meinen. Die Chokolate hat das gewöhnliche Anſehen — und Roſalbo pflegt ja ſonſt gut für mich zu ſorgen."

Aber dasmal nicht, ſagte Paolo darauf und ſahe Roſalbo durchdringend an. Roſalbo erblaßte und trat, um keine Blöße zu geben, näher zum Gueridon.

„Signora! rief itzt Paolo, darf ich mich der Erfüllung einer Bitte freuen?"

O! ja! mein guter Paolo! entgegnete die Gräfinn mit der ihr eigenen Sanftheit.

„Schenken Sie mir dieſe Taſſe Chokolate."

Ein höchſt ſeltſamer Wunſch — nimm ſie und trinke ſie auf meine Geſundheit.

„O! nein! für mich ist sie nicht bestimmt. Ich will meinem Kameraden damit ein Geschenk machen. — Rosalbo — koste nur Dein Machwerk und dann urtheile, ob die Chokolate etwas taugt.“

Rosalbo zitterte am ganzen Körper und wurde leichenblaß. Die Gräfinn erschrack und rief, vom Sofa aufspringend: „Ha! was ist das? Was soll das heißen?“

Gift hast Du hineingeworfen, Schurke! schrie Paolo und packte den Knaben mit nervigter Faust.

Rosalbo sah sich verrathen und suchte sich loszureißen. Als er dieß wirklich bewerkstelligte, ergriff er schnell ein Messer, welches auf dem Tische lag und stürzte damit gleich einer Furie auf die erschrockene Gräfinn zu, um sie zu durchbohren. Paolo aber warf sich zwischen beide, fieng den Stoß mit seinem linken Arme auf, an

welchem er heftig, aber ohne Gefahr, verwundet wurde, riß dem wüthenden Knaben das Meſſer aus den Händen und ſtieß es ihm ſelbſt in die Bruſt, daß er röchelnd zu Boden ſtürzte.

Bei dieſer furchtbaren That, die das Werk eines Augenblicks war, ſank die Gräfinn ohnmächtig aufs Sofa hin, indeſſen der Blutende verzweifelnd auf dem Boden ſich krümmte.

„Elender! rief Paolo, das war Deine Abſicht — ſieh, ſo hat Nemeſis Dir vergolten!“

Paolo, ſtammelte Roſalbo — vergieb — o! mögte auch ſie mir vergeben. — Eifer — ſucht hat mich ſo weit gebracht — ich liebte ihn —

„Was? Eiferſucht? Du ein Knabe —“

Ich bin — kein Kna — be, ich bin — ein Weib.

Paolo stand wie vom Donner gerührt. Seine Zunge versagte ihm den Dienst.

„Ich bin, fuhr der Sterbende fort, Beatrix, die Schwester Evelinens, des Ritter Ugolinos Gemahlinn — ich sah Tommasini und liebte ihn mit einer Heftigkeit, die — — ach! ich sterbe — auf meiner Brust findest Du ein Papier, — — leb' wohl — ach — ach —"

Sie schloß ihre Augen auf ewig. Paolo stand sinneverlohren da und starrte den blutenden Körper an, ohne nur einen Laut, ohne eine Bewegung zu äußern. Nur allmählig gewann er wieder Leben; er seufzte, blickte auf die Todte und ließ einen wehmüthigen Blick auf die Gräfinn fallen.

„Hab' ich sie doch gerettet, sagt' er langsam und kniete neben ihr nieder, ergriff ihre Hand und küßte sie. Die Grä-

ſinn ſchlug endlich die Augen auf und fragte nach Roſalbo. Paolo erklärte ihr alles und Amabella ſchauderte zurück. Thränen ſtürzten dann aus ihren Augen und ſie ſagte wehmüthig:

„Ach! ſie hat ihn geliebt — und darum ſchon verzeihe ich ihr. (nach einer Pauſe) Führe mich aus dieſem Zimmer; es graußt mich, länger hier zu bleiben.“

Paolo führte ſie ab, und ſie bedeckte mit der Hand die Augen, als ſie an dem todten-Körper des Pagen vorübergieng. Kaum hatte ſie ſich in ein anderes Zimmer begeben, als Paolo ſich zum Abte des Kloſters verfügte und ihm den ganzen Vorfall meldete, doch um ſeine Sicherheit nicht zu gefährden, erlaubte er ſich in ſeiner Geſchichte mehrere Abänderungen, worunter die hauptſächlichſte die war, daß Roſalbo nach der Entdeckung ſeiner bös-

haften That, sich selbst das Messer in die Brust gestoßen habe. Der ehrwürdige Abt glaubte ihm alles auf ein Haar und machte dann Anstalten zur Beerdigung des todten Körpers, Paolo aber nahm das Papier, das Rosalbo auf der bloßen Brust trug, zu sich und verließ den andern Tag das Kloster, um es als ein Vermächtniß des Todten, seinem Herrn, dem Baron zu überbringen.

Zwölftes Kapitel.

Paolo's Rechtfertigung.

Als der Baron in Rom ankam, führte ihn Thomani sogleich in die Villa, wo sich die Gesellschaft des Bundes zu versammeln pflegte. Beide wurden herzlich empfangen, besonders freuete sich Pater Gruber, sie wieder zu sehen. Als Thomani alles, was er und der Baron an Briefen und Papieren bei sich führten, der Gesellschaft in der Kürze vorgelegt hatte, entfernte sich Pater Gruber mit ihm in ein Seitengemach, worinnen sie über eine Stunde verweilten. Mit sehr heitern Gesichtern traten sie wieder heraus und

die Sitzung war aufgehoben, nachdem alle Mitglieder dem Baron zur bevorstehenden Audienz bei dem heiligen Vater Glück gewünscht hatten.

„Sie essen heute bei mir eine Suppe," sagte Gruber zu Thomani und dem Baron, welches der letztere sehr gern vernahm, da der Pater in seinem Herzen hoch angeschrieben stand. Ueber Tische wurde über nichts als gleichgültige Sachen gesprochen. Der Pater that dieß mit Bedacht, weil er wegen der anwesenden Bedienung vorsichtig seyn mußte. So bald sich diese entfernte, kamen allerhand Gegenstände, den Bund betreffend, auf die Bahn. Unter andern erwähnte Pater Gruber die Audienz bei dem Papste und drückte sich dabei folgendermaßen aus:

„Benehmen Sie sich, mein guter Baron! bei dem heiligen Vater zwar mit

Ehrfurcht; aber ohne Schüchternheit. Das Oberhaupt der Kirche iſt gütig, mild und liebevoll. Er wird Sie mit Liebkoſungen überhäufen, erwiedern Sie ſolche; und wenn ſein frommes Auge Thränen über Sie weint, ſo ſchließen Sie ihn an Ihr Herz; er wird Sie nicht zurückſtoßen. Sie gelten viel — Sie gelten alles bei ihm. Warum das ſo iſt — das fragen Sie mich jetzt nicht, Sie werden einſt Alles erfahren.“

Und der Baron fragte nicht, denn alle Sonderbarkeiten, die ihm in Hinſicht des Papſtes begegnen ſollten, waren ihm gleichſam ſchon zur Gewohnheit geworden. Auch Thomani ſchwieg davon und trennte ſich mit ſeinem Liebling ſehr ſpät von dem Pater.

Die Audienz, welche ſchon des andern Tages ſtatt haben ſollte, wurde inzwiſchen

von einer Zeit zur andern aufgeschoben und so verflossen wiederum drei volle Wochen — der Baron wurde noch immer nicht an den päpstlichen Hof gerufen. Tommasini fragte seinen Freund öfters nach den Ursachen dieses Aufschubs, dieser aber antwortete blos mit Achselzucken und sagte dann gewöhnlich:

„Noch ist nichts versäumt. Umstände sind eingetreten, welche es bis jetzt ohnmöglich machten.“

Tommasini schloß, da die Arbeiten des Bundes nicht sonderlich gehäuft waren, jetzt mehrere Bekanntschaften zu Rom. Er befand sich bei einer Menge Feten, welche in den römischen Villen gegeben wurden und wo er den Kern des italienischen Adels zu treffen pflegte. Thomani begleitete ihn dahin nur selten, indem er

seine meiſte Zeit in dem Hauſe des Pater Gruber zubrachte, mit welchem er oft bis tief in die Nacht arbeitete.

Eines Abends befand er ſich mit dem Ritter Veronio (der mit ſeiner entführten Nonne in Rom ein ſehr glückliches Leben führte,) und dem Marchèſe Majolino in dem Pallaſte des Grafen Appioni, der eben das Geburtsfeſt ſeiner Gemahlinn feierte. Als ſie bei Tafel ſaßen, erſchien ein Diener des Barons und meldete ihm, daß er ſogleich nach ſeiner Wohnung kommen mögte, weil Fremde aus Neapel angekommen wären, die ihn zu ſprechen verlangten. Der Baron folgte mit Freuden der Einladung, weil er ahnete, daß es die Gräfinn ſeyn mögte, ob es gleich der Wirth des Hauſes ſehr ungern ſah, daß er ſeine Unterhaltung der Geſellſchaft ſo früh entzog.

Er flog nach Hauſe und — Amabella lag in ſeinen Armen.

„Gott und der heiligen Mutter Gottes meinen Dank, Henriko, daß ich wieder an Ihrem Herzen ruhe, ſagte die Gräfinn nach einer Menge von Küſſen, die ſie ſeinen Lippen geopfert hatte. Was hab' ich gelitten, erfahren, geduldet — ſeitdem Sie von mir giengen!"

Der Baron äußerte ſeine hohe Verwunderung.

„O! Sie wiſſen nicht, fuhr ſie fort, wie grauſam man mich verfolgt hat. Es fehlte nur wenig, und Sie hätten mich nie wieder geſehen."

Iſt es möglich — heiliger Gott! was iſt geſchehen?

„Wie eigentlich die Sache zuſammenhängt, iſt mir noch bis auf dieſen Au-

genblick ein Räthsel. Kurz — man muß von Seiten des Hofes auf mich einen äußerst schmerzlichen Verdacht geworfen haben. — Fünf Tage hatten Sie bereits die heilige Kapelle zu Florida verlassen, als der abscheuliche Major Veronio bei mir erschien und mich und Paolo, trotz alles Sträubens, gefangen nach Neapel führte —"

Gefangen? rief Tommasini wild und seine Hand legte sich unwillkührlich ums Schwerdt.

„Ich wurde schon des andern Morgens vor eine eigene Jury gestellt, die mir eine Menge Fragen in Betreff der Prinzessinn Isidore und meines Bruders Cosmus vorlegte, die ich aber sämtlich so beantwortete, wie ich es in den gegenwärtigen Umständen für gut befand."

„Paolo hatte gleiches Schicksal, allein auch aus ihm konnte man nichts weiter bringen, als das, was ich ihm gesagt hatte, denn man begieng die Unvorsichtigkeit, mich und ihn in einem Wagen nach Neapel zu bringen. Drei volle Stunden dauerte das Verhör; die Fragen kreuzten sich; man wandte alle nur ersinnliche Mittel an, um mich in Verwirrung zu bringen, aber ich bot durch meine Gegenwart des Geistes allen Schlingen, mit denen man mich zu umwinden drohete, Trutz. So wurde ich denn endlich nach vier und zwanzig Stunden für schuldlos erklärt. Ich triumphirte, denn aus allen Umständen glaubt' ich abnehmen zu müssen, daß Cosmus und die Prinzessinn glücklich entflohen wären. Doch bald schwand mein schöner Traum — ach! ich sollte das selige Entzücken, meinen Cosmus glücklich gerettet zu sehen, auf

immer verliehren, keine Hoffnung sollte mich mehr stärken — —; der alte Ritter Marigni, der mit in der Jury saß, bat mich zur Tafel und erklärte mir hier den ganzen Vorfall. Er erzählte, daß Isidore gefangen und Cosmus — ermordet worden wäre. Diese furchtbare, entsetzliche Nachricht preßte mir ein lautes Geschrei aus; ich sank ohnmächtig zu Boden; erst als ich wieder zu mir kam, begriff ich den Umfang meines Unglücks, aber auch zugleich meine Unvorsichtigkeit, denn durch meine außerordentliche Theilnahme bei diesem Ereignisse verrieth ich nur zu sichtbar, daß ich mit Cosmus Schicksalen auf das innigste verbunden sey. Marigni bemerkte das, aber er schwieg und erklärte sehr gütig die Theilnahme, die ich geäußert, für Wärme des Gefühls für einen Unglücklichen."

Die Gräfinn sprach noch viel über das traurige Ende ihres Bruders und bat endlich den Baron, sie mit allem bekannt zu machen, was dahin Bezug hätte. Er gab ihr darüber vollkommene Befriedigung. Als er Cosmus Ermordung berührte, rief die Gräfinn:

„Wer war der Unbekannte, der diese That begieng?"

Ein Engel in dem entscheidensten Augenblicke des Unglücks, entgegnete der Baron. Streckte er seine Hand nicht aus, um ihm den Tod zu geben, so — starb er auf dem Blutgerüste unter Henkers Händen.

„Ach! daß es so kommen mußte. — — Dieser Engel also . . ."

War Thomani.

„(die Hände faltend) Der Vater ermordete den Sohn! — Heiliges Wesen des Lichtes! Ich ehre deine Wege!“

Amabella schwieg sehr gerührt und neue Thränen ihres Schmerzes stürzten aus ihren schönen Augen. Der Baron suchte ihr Muth und Trost einzusprechen, und bewieß ihr, wie nothwendig die That des Vaters gewesen sey, der dadurch nicht nur den Sohn von einem entehrenden Tode, sondern auch sie und ihn selbst aus einem Meer von Verlegenheiten, besonders aber die Geheimnisse des Bundes gerettet habe. Damit beruhigte sie sich endlich.

Thomani trat itzt herein und schloß mit stummer Rührung die schöne Weinende an seine Brust. Ohne ein Wort zu sprechen, sah er den Baron fragend an.

„Sie weiß alles," entgegnete der Baron.

Du vergiebst mir, Amabella! sagte jetzt Thomani und ergriff mit Inbrunst seiner Tochter Hand.

Sie legte ihr Haupt weinend an seine Schulter und sagte:

„Gott führte Deine Hand, Vater! Gott ist gerecht."

So ist es. Ich mußte ihn morden, setzte Thomani hinzu. Sollte sein Blut die Schandbühne färben? — Ach! was würde Dein Herz dabei gelitten haben! Zu retten war der Unglückliche doch nicht mehr! —

Paolo zeigte sich jetzt in der Thür und mit freundschaftlicher Wärme, auf alle Szenen zurückblickend, die er in sei-

ner Gegenwart und um ſeinetwillen erlebt hatte, empfieng ihn der Baron. Paolo küßte ihm die Hand und ſah dann die Gräfinn fragend an. Sie verſtand dieſen Blick und wandte ſich ſogleich an den Baron:

„Ach! Henriko — noch eine ſehr traurige Begebenheit wartet auf Sie, in welcher mein Leben nur auf einer Nadelſpitze ſchwebte — und wo allein Paolo mich rettete.“

Paolo! rief der Baron und ſchloß den treuen Diener mit einem Kuſſe an ſein Herz.

Der Page — wollte die Gräfinn fortfahren.

„Richtig! ſagte der Baron. Ich vermiſſe den Pagen — wo iſt Roſalbo? Den guten Jungen hätt' ich faſt vergeſſen.“

Thomani wurde aufmerksam und hieng mit seinen Augen theils an Paolos Verlegenheit, theils an Amabellens Munde.

„Hier, fuhr die Gräfinn fort und übergab ihrem geliebten Henriko ein versiegeltes Papier, hier übersendet Ihnen der Page sein Vermächtniß.“

Vermächtniß? rief der Baron. Das klingt doch beinahe, wie Tod und Sterben. — Paolo! was ist das?

„Der Page ist todt!“ setzte die Gräfinn hinzu.

Todt! sagte Tommasini. — Armer Junge! früh wurdest du ein Raub des Todes!

„Ich sehe heller, wie Sie, mein guter Baron! sagte itzt Thomani und legte seine Hand traulich auf Tommasini's

Schulter. Ihr Mitleid mögte am Ende am unrechten Orte ſtehen. Beklagen Sie Roſalbo's Schickſal nicht. Er ſtarb einen Tod, den er nicht aus den Händen des unbeſtechlichen Fatums empfieng, ſondern einen Tod, den er ſich ſelbſt erwarb.“

Ich verſtehe Sie nicht, entgegnete der Baron und hielt noch immer das Papier unentſiegelt in ſeiner Hand.

Roſalbo iſt ermordet — rief Thomaſini. Iſt es nicht ſo? Paolo. Er und der Baron ſahen zu gleicher Zeit den treuen Diener an, und Paolo nickte bejahend.

„Ermordet! ſagte Tommaſini. Wer hat ihn ermordet?“

Ich! verſetzte Paolo langſam.

„Du — den unschuldigen Knaben ermordet —“ in diesem Moment übereilte den Baron seine gewöhnliche Hitze; er vergaß Paolo's ihm treu geleistete Dienste und wollte auf ihn einstürmen. Thomani aber vertrat ihm den Weg und Paolo gewann Zeit, ihm zu erklären, daß es des Pagen Vorsatz gewesen sey, die Gräfinn aus der Welt zu schaffen.

Dieser Erklärung folgten dann noch mehrere und bald stand Paolo rein und gerechtfertigt vor seinem Herrn. Mit Thränen dankt' er ihm das Leben seiner Geliebten und verabscheute Beatrixens giftige Ränke, ohngeachtet er ihr auf der andern Seite sein Mitleid nicht versagen konnte.

„Ich war durch meine Getreuen von allem unterrichtet, sagte Thomani, und kannte des Pagen Maske, aber die eigentliche

gentliche Katastrophe des Stücks, dessen Hauptrolle die Unglückliche übernommen, hab' ich nicht vermuthet, ob ich gleich ihrer Eifersucht nie über den Weg traute. Darum gab ich Paolo einen Wink — er hat mich verstanden und Ihnen ein Kleinod gerettet, das nun bald auf ewig Ihr rechtmäßiges Eigenthum seyn wird."

„Ich habe Sie geliebt, Henriko (so schrieb Beatrix in dem auf ihrer Brust gefundenen Papiere) und nur Ihr Besitz kann mich von der Verzweiflung retten. Ich opfere alles auf, um ihn zu erlangen und stecke mich in tausend Masken, um Sie einst mein zu nennen. Ich sah Sie in der Villa Melliosori und als ich fand daß Sie schon eine andere liebten, ich aber wohl fühlte daß dieß nur die Gluth in mir mehre, so beschloß ich alles

zu wagen, um Sie zu gewinnen. Ich verließ Capua und folgte Ihnen nach Rom. Dort glückte mirs, Sie durch eine falsche Nase und ein aufgesetztes Kinn zu täuschen. Mehrmals war ich meinem Falle nahe, wie bei dem Portrait, doch eine glückliche Lüge rettete mich von dem Verderben. Sie eilten nach Neapel zurück; ich konnte Ihnen sogleich nicht folgen, denn ich fürchtete Capua und meines Schwagers Vorwürfe. Ich trennte mich und erwarb mir Ihr Mitleid durch die Fabel von dem la Trappe Mönch, die mich wieder zu Ihnen brachte. O! wie triumphirt' ich endlich, als ich mich mit der verhaßten Nebenbuhlerinn allein sah. Ja! ich hasse sie wie den Tod. Und sterben muß sie, damit Sie für mich leben, Henriko. Gelingt mein Plan nicht, so sagt Ihnen dann dies Blatt, daß ich blos aus Liebe sündigte. O! vergeben Sie der

Geopferten, ſie ſtarb ja auch aus Liebe.“

„Beatrix.“

Dreizehntes Kapitel.

Pius VII.

Endlich erſchien der erſehnte Augenblick, wo der Baron dem Papſte den Pantoffel küſſen ſollte. Alles war zu dieſem feierlichen Akt, von deſſen gutem Ausgange, nach der Verſicherung aller Bundesglieder, das Wohl der Jeſuiten in Neapel abhieng, vorbereitet und nicht nur die heilige Kapelle zu Florida, ſon-

dern auch alle andere Bundesbrüder, besonders die zu Rom, hielten an diesem Tage einen Fasttag und baten Gott und den heiligen Ignatius, daß er den Gang des Barons segnen möge.

Thomani und Gruber hohlten den Baron in einem Wagen ab, um darinnen nach dem Vatikan zu fahren. Sie giengen durch die päpstlichen Wachen, welche ihnen ehrfurchtsvoll auswichen und kamen endlich vor dem Zimmer an, in welchem der Cardinal R*** auf sie zu warten beschlossen hatte. Der Cardinal trat heraus und unterhielt sich sehr angelegentlich in einer Ecke des Saales mit dem Vater Gruber, indessen er den Baron, den Thomani absichtlich in ein Gespräch zu verwickeln suchte, von der Seite, ohne daß es dieser bemerkte, sehr scharf fixirte.

In den päpſtlichen Zimmern tönte eine Klingel; ein Kammerherr trat heraus und liſpelte dem Cardinal etwas ins Ohr, worauf ſich dieſer entfernte. Auch Pater Gruber entfernte ſich und ſagte, als er gieng, zu dem Baron:

„Der Schutz des heiligen Ignatius umſchwebe Sie. Gott ſey mit Ihnen und Ihrem Geſchäfte.“

Thomani nahm itzt eine ſehr ernſte, geheimnißvolle Miene an, durch die ſogar etwas Aengſtlichkeit ſchimmerte. Dem Baron, der ihn ſo nie geſehen hatte, fiel dieß einigermaaßen auf, doch äußerte er nichts darüber, ſondern er blieb ſtill und ruhig an dem Fenſter ſtehen, in welches er ſich poſtirt hatte. Die Klingel tönte endlich zum zweiten mal und — ſichtlich fuhr Thomani zuſam-

men. Der Kammerherr trat wieder heraus und ſagte zu Thomani:

„Pater Thomani! der heilige Vater erwartet Sie!“

Thomani nahete ſich jetzt dem Baron und ſagte nicht ohne Beklemmung:

„Mein Sohn! Ich gehe itzt einen bedeutungsvollen Gang. Beten Sie für mich, daß ich nicht wanke. Das Glück oder Unglück des Bundes und das Schickſal von mehr als zwanzig tauſend Menſchen im Königreiche Neapel, wird in dieſen Augenblicken auf ewig entſchieden. — Sie ... ſehen mich entweder in Gegenwart des Papſtes oder niemals wieder.“

Mit dieſen Worten verfügte ſich The-

mani in das Kabinett des Papſtes. Der Kammerherr aber ließ den Baron, der über die ſeltſame Rede des Paters ſo erſtaunt war, daß er kein Wort hervorzubringen vermogte, ins Vorzimmer des Kabinetts treten. Er ſprach hier nur einige Minuten mit ihm und entfernte ſich dann unter irgend einem Vorwand. So harrte er über eine Viertelſtunde auf die Dinge, die da kommen ſollten; aber noch immer ereignete ſich nichts von allem, was er ſo ſehnlich erwartete. Endlich öffnete ſich die Thüre, aber nicht die, welche in das päpſtliche Kabinett führte, ſondern eine andere, welche in ein Nebengemach leitete. Der Cardinal M ** trat heraus, ſchlich ſich auf den Zehen leiſe herbei und überreichte dem erſtaunten Tommaſini eine Schrift mit den Worten:

„Wenn der heilige Vater Sie frägt, was er für Sie thun kann, so geben Sie ihm diese Schrift. Wenn er nach Lesung derselben erstaunt ist, so zeigen Sie ihm das Kreuz auf Ihrer Brust und wenn er sich weigert, diese Schrift zu unterzeichnen, so drohen Sie ihm — — mit dem Fall Ihres Hauses. Leben Sie wohl!“

Der Cardinal verschwand und Tommasini hielt die Schrift in seiner Hand, ohne daß er es gewagt hätte, einen Blick darauf zu thun. In dem Kabinette entstand auf einmal ein Geräusch. Der Baron steckte schnell die Schrift ein und hörte Jemand mit starken Schritten auf und abgehen. Auch einige Laute drangen in sein Ohr und er vernahm sehr deutlich die Worte:

„O! meine arme Schweſter — ſie litt viel — ich will es ihm vergelten — —!“

Nun war Alles wieder ſtill. Eine reichliche Viertelſtunde verfloß; noch immer ließ Niemand ſich blicken, um den Baron ins päpſtliche Kabinett zu führen. Tommaſini verlohr endlich faſt die Geduld und die Schrift in ſeiner Taſche brannte ihm wie Feuer; dennoch hatte er den Muth nicht, nur einen Blick hineinzuwerfen.

„Wo? wo? wo iſt er?“ ertönte jetzt eine Stimme im Kabinette laut und vernehmlich und in dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür.

Der Baron blickte ins Kabinett des heiligen Vaters hinein, der in dieſem

Augenblicke, wo Thomani neben ihm ſtand und auf ihn zeigte, die Arme ſehnſuchtsvoll öffnete, gleichſam, um den längſt Erſehnten zu umfangen. Tommaſini nahete ſich, aber an den Pantoffelkuß war nicht zu denken. Dieſe kalte Zeremonie ſchwand und machte der heiligen Weihe Platz, welche jetzt die Freundſchaft und die Liebe über den Papſt und Tommaſini ausgoß. Thomani war innig gerührt, als der heilige Vater ſeinen Liebling, auf welchem alle Hoffnungen des Bundes ruheten, an ſeine Bruſt ſchloß und ihm einen Namen beilegte, den nur die Zärtlichkeit ihm geben konnte. — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —*)

*) Hier iſt eine Lücke im Manuſcripte, welche zwar nicht füglich auszufüllen.

Nach einer Stunde erſchien Thomaſi im Vorzimmer, wo ſich eine Menge Jeſuiten verſammelt hatten. Alles drängte ſich um ihn herum, aller Augen hiengen an ſeinen Lippen, doch keiner wagte es, ihn zu fragen: „Was bringſt du uns?“ Er ſelbſt konnte indeſſen ſeine Freude nicht verbergen; er rief:

„Freunde! der Sieg iſt unſer. Her„geſtellt iſt in dieſem Augenblicke „der Orden der Jeſuiten im König„reiche Neapel!“

Jetzt trat auch der Baron aus dem päpſtlichen Kabinette und hielt die Schrift in der Hand, welche ihm der Cardinal

---

deren Inhalt aber zu errathen ſeyn möchte.

d. H.

R * * übergeben hatte. Sie war ein päpstliches Breve, die Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu betreffend, itzt unterschrieben von Pius VII.

Alle Anwesende umarmten den Baron und nannten ihn den Retter ihres Heil — eine Benennung, die er mit Bescheidenheit ablehnte.

„Niemand, sagte er, hat mehr dabei gewonnen, als ich — und das hab' ich Euch zu danken. Ich selbst kannte mein Glück nicht!“

Pater Gruber erschien nun auch und verfügte sich zum heiligen Vater. Wenige Stunden nachher giengen Couriere nach Rußland und Neapel ab, welche die frohe Botschaft von der Wiederherstellung des Ordens überbrachten und auch

die Neapolitaner erkannten den Pater Gruber als ihren Ordens-General.

Von diesem Tage an lebte der Baron Tommasini in Rom und Neapel hochgeehrt. Er erhielt von dem Könige und dem heiligen Vater ansehnliche Geschenke; das größte aber, welches ihm Thomani zugedacht hatte, war ihm auch das liebste — Amabellens Hand. Der heilige Vater selbst sprach den Segen über sie aus.

Ende.